

55. Jahrgang 2014, Heft 1

ok ordens korrespondenz

2014/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok



Ordensleben und
Liturgie



Tagzeitengebet
in der Gemeinde



Papst Franziskus und
die Generaloberen

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

55. Jahrgang 2014, Heft 1

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



In diesen Wochen und Monaten wird nach und nach in den Diözesen des deutschsprachigen Raums das neue Gotteslob eingeführt. Für die Gemeinden kann es als das zentrale Gestaltungsmittel für die Liturgie und auch für persönliches Gebet bezeichnet werden. Aber auch in Klöstern und überall dort, wo Ordensgemeinschaften in der Seelsorge tätig sind, spielt das Gotteslob als „katholisches Gebet- und Gesangbuch“ eine wichtige Rolle. Der einleitende Beitrag dieses Ordenskorrespondenzheftes von Ewald Volgger OT nimmt das neue Buch in den Blick und zeigt auf, welche Rolle es auch in der gemeinschaftlichen Liturgie und in der kategorialen Seelsorge von Ordensfrauen und -männern spielen kann.

Seit den Anfängen des Mönchtums gehört die Liturgie zu den Grundvollzügen des Ordenslebens. Die Ordenskorrespondenz blickt auf tradierte Formen des Betens wie den gregorianischen Choral und die eucharistische Anbetung und fragt nach ihrer Relevanz heute. Weitere Beiträge widmen sich der Einführung von Novizinnen in die klösterliche Liturgie, der Sorge vor dem eigenen Versagen beim Singen, der Frage nach dem Verhältnis von persönlichem und kommunitärem Gebet und den Möglichkeiten von Liturgie in Kleinkommunitäten und Seniorenkonventen.

„Eine Pfarrei ist kein Kloster“ stellt Michael Pfeiffer in seinem Beitrag fest und schlägt für die Gemeindegarbeit eine Form des Tagzeitengebets vor, das von den klösterlichen Gepflogenheiten abweicht. M. Ancilla Röttger OSC zeigt andererseits, wie im Dom zu Münster klösterliches Stundengebet gemeinsam mit den Menschen der Stadt gelingt. Kontemplatives Gebet und der alltägliche touristische Trubel finden hier nebeneinander ihren Platz.

Papst Franziskus hat im vergangenen November im Rahmen einer Audienz für die Union der Generaloberen nicht nur Reformen bezüglich des Verhältnisses von Diözesen und Orden, sondern auch ein „Jahr der Orden“ angekündigt. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert das Protokoll dieser Zusammenkunft. Im deutschsprachigen Raum sind die Vorbereitungen für das Jahr der Orden angelaufen. Es kann Anlass sein, auf die Vielfalt des Ordenslebens aufmerksam zu machen. Der Vorstand der DOK war sich Mitte Februar in Mainz einig, das Jahr zur Begegnung mit den Menschen und der (post-)modernen Kultur zu nutzen.

Arnulf Salmen

Inhalt

Arnulf Salmen Vorwort	1
--------------------------	---

● Ordensleben

Ewald Volgger OT „Stärke alle, die nicht mehr ein und aus wissen...“	5	Ursula Klautky OSU / unter Mitarbeit von Sr. Lioba Michler OSU Liturgie in Seniorenkonventen	45
Nikolaus Nonn OSB Die Faszination des Gregorianischen Chorals	16	Beate Glania MMS / Kristina Wolf MMS Beten im Alltag - als Kleinkommunität	48
Rachel Feller OSB In dir muss brennen, was du entzünden willst	23	Edith Kürpick Gesammelt, gespannt und ausgespannt	53
Emmanuela Kohlhaas OSB Falsche Töne und heilsam-heilige Klänge	27	Katharina Hartleib OSF „Anbetung und Werke der Nächstenliebe“ oder „Anbeten und Anpacken“	59
Michael Pfeifer Eine Pfarrei ist kein Kloster	35		
M. Ancilla Röttger OSC Geschlossen und doch offen	39		

● Dokumentation

Gisela Fleckenstein OFS
Arbeitskreis Ordensgeschichte
19./ 20. Jahrhundert

Francesca Hannen OP
Von Gottes Geist im JETZT geführt

● Nachrichten

	Aus dem Vatikan	76
62	Aus der Weltkirche	87
	Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	93
70		

● Neue Bücher

	Rezensionen	104
	Kurzanzeigen	124



Ewald Volgger OT

Prof. P. Dr. Ewald Volgger OT, Jg. 1961, ist seit 2000 Generalsekretär in der Generalleitung des Deutschen Ordens und seit 2003 Vorstand am Institut für Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz sowie seit 2010 dessen Rektor. Er war Mitglied von Arbeitsgruppen für die Erstellung des neuen Gotteslobes.



Ewald Volgger OT

„Stärke alle, die nicht mehr ein und aus wissen...“

Hinweise zum neuen Gotteslob

Die Formulierung „Stärke alle, die nicht mehr ein und aus wissen ...“ aus der neu erstellten Andacht *Krankheit und Not* (Nr. 680,5) zeugt vom Bemühen um eine aktuelle und gute Gebets-Sprache im neuen Gotteslob. Das *Gotteslob. Katholisches Gebets- und Gesangbuch, hg. von den (Erz-)Bischöfen Deutschlands, Österreichs und dem Bischof von Bozen-Brixen, Stuttgart: Kath. Bibelanstalt GmbH 2013*, wird derzeit in den katholischen Gemeinden und Gemeinschaften des deutschen Sprachraumes eingeführt. In diesem Beitrag will ich auf die Verwendungsmöglichkeiten des Gotteslobes im Kontext der gemein-

schaftlichen Liturgie und in der kategorialen Seelsorge von Ordensfrauen und -männern eingehen.

Vor mehr als zehn Jahren hat eine große Umfrage stattgefunden, um zu erkunden, welche Elemente des seit 1975 in Gebrauch befindlichen Gotteslobes wertvoll geworden sind und welche wenig oder keine Akzeptanz finden konnten. Das Ergebnis wurde geprüft und analysiert und für die Arbeit am neuen Gotteslob fruchtbar gemacht. Das bedeutet, dass alle „eingebeteten“ und „eingesungenen“ und von einer breiten Mehrheit gewünschten Elemente wieder Berücksichtigung finden. Daneben galt

es, jene Elemente neu zu erstellen, die keine bzw. nur wenig oder nicht überzeugende Akzeptanz erfuhren. Dazu gehören z.B. die vielen textlastigen Andachten oder die als nicht mehr zeitgemäß empfundenen Beichtspiegel.

In den Arbeitsgruppen, deren Mitglieder aus den beteiligten Diözesen jeweils repräsentativ und aufgrund fachtheologischer, pastoraler, sprachlicher, musikalischer und weiterer Kompetenzen ausgewählt worden waren, wurde die Erstellung der neuen Vorschläge in Angriff genommen, deren Ergebnisse wiederum überprüft und in den zuständigen Kommissionen der Bischofskonferenzen begutachtet und verabschiedet wurden. Daneben beschäftigten sich auch Arbeitsgruppen und Experten/-innen mit den Fragen der künstlerischen Gestaltung, des Druckes sowie der Einführung in die Gemeinden und Gemeinschaften. Dass zugleich alle rechtlichen Fragestellungen im Blick sein mussten, versteht sich von selbst, nachdem alle Texte und musikalischen Elemente erworben und rechtlich abgesichert sein müssen. Mit hoher Verantwortung hat das dafür eingerichtete Sekretariat in Würzburg unter der Leitung von Bischof Wilhelm Hofmann und unter Federführung von Diakon Winfried Vogel die Arbeit in den Arbeitsgruppen betreut, begleitet und motiviert, sodass nunmehr ein Ergebnis vorliegt, das zwar nicht alle Wünsche erfüllen kann, das aber vielen Erwartungen entsprechen wird.

Da in diesem Beitrag die Verwendung des Gotteslobes in der Hand von Ordensleuten zur Sprache gebracht werden soll, will ich zunächst festhalten, dass Ordensgemeinschaften Intensivgemeinschaften der Kirche sind, die

das Gotteslob selbstverständlich auch als ihr Rollenbuch in der Liturgie verwenden. Daneben erfüllt es auch die Aufgabe, ein persönliches Gebetsbuch zu sein und Menschen in ihrer Glaubenssuche und -pflege zu begleiten. Ordenschristen und -christinnen begleiten durch vielerlei Dienste und Aufgaben Menschen in sehr unterschiedlichen Lebenssituationen. Das Gotteslob gab und gibt dazu verschiedene Hilfestellungen an die Hand und ist Wegbegleiter.

Die Hinführung zum Wort Gottes

Es ist eine vornehme Aufgabe, Menschen zum Hören des Wortes Gottes hinzuführen, in Gemeinschaft oder aber in der Stille des eigenen Herzens. Sozusagen als Tor zu den Inhalten des Gotteslobes ist ein Vorschlag für den persönlichen und gemeinschaftlichen Umgang mit der Heiligen Schrift aufgenommen. Ordensmenschen sind besonders erfahren im Hören auf das Wort Gottes und im Bedenken, wie dieses zum Impuls für Lebensgestaltung und Lebensdeutung wird.

Hinführung und Hilfestellung im persönlichen Gebet

Menschen, die im Gebet, im Verweilen in der Gegenwart des auferstandenen Herrn geübt sind, können unter Umständen anderen helfen, sich auf diese Erfahrung einzulassen und sich in dieser Erfahrung zu vertiefen. Der erste große Teil des Gotteslobes „Im Gebet antworten“ nimmt neben den Grundgebeten eine Vielzahl an Anlässen, Erfahrungen, Befindlichkeiten und Sehnsüchten in den Blick, die aus

der Erfahrung des Lebens heraus zum Gebet führen. Ordensleute, die in den unterschiedlichen Möglichkeiten der geistlichen Begleitung, der Krankenhausseelsorge, des Hausbesuches, der Jugendarbeit, der Erziehungsaufgaben, der Trauerpastoral oder auch der Umkehr- und Versöhnungsbegleitung mit den Menschen unterwegs sind, finden hier viele Gebetsimpulse, um den Menschen behilflich zu sein, ihr Befinden und ihr Leben vor Gott zur Sprache zu bringen. Die Gebete, die nunmehr hier versammelt sind, zeugen davon, dass es den Verantwortlichen wichtig war, eine aktuelle Sprache sprechen zu können. Dabei kommen nunmehr neue Anlässe hinzu wie z.B. Klage, Leid und Not, das Entzünden einer Kerze, Umkehr und Buße oder das Gebet zu Namenspatron oder Namenspatronin oder die Bitte um einen guten Dialog der Kirchen. Wer geistliches Leben und wertvolle Elemente des Gebetsschatzes der Kirche kennt, wird auch Vertrautes finden, das ins Gotteslob neu aufgenommen wurde, z.B. ein Irisches Segensgebet oder das Segensgebet von Antie Sabine Naegeli Herr, segne meine Hände. Schließlich hat der Reisesegen oder die Wallfahrt neu Platz gefunden. Wenn Menschen begleitet werden, ist es hilfreich, gemeinsame Überlegungen und Anliegen mit dem Gotteslob in der Hand ins Gebet münden zu lassen. Wenn der oder die Begleitende das Gotteslob kennt, weil er/sie sich selbst schon in den neuen Gebetsschatz vertieft hat, hat er/sie stets einen passenden Impuls griffbereit. Sogenannte Hausandachten, wie die Segnung des Adventkranzes oder eine Dank- und Segensfeier oder auch das Hausgebet für Verstorbene sind auch für Ordensgemeinschaften

eine Hilfe, um in kleinen Strukturen oder vielleicht auch bei kranken und altgewordenen Mitgliedern Feierakzente zu setzen. Schließlich ist der kleine Abschnitt „Den Glauben leben“ (GL Nr. 29) nicht zu übersehen, da mit ihm auf wesentliche Aspekte biblisch-christlicher Lebens- und Glaubenshaltung hingewiesen werden kann. Wer eine sehr kurze Tugendlehre christlicher Überzeugung sucht, wird hier fündig.

Psalmen, Gesänge und Litaneien

Der zweite große Teil des Gotteslobes umfasst Psalmen, Gesänge und Litaneien. Ordensleute sind nicht zuletzt aufgrund ihres Auftrages, die Tagzeitenliturgie der Kirche zu pflegen, besonders vertraut mit dem Psalmengebet. In keinen anderen biblischen Texten sind die Befindlichkeit der Menschen, ihre Erfahrungen, Enttäuschungen und Hoffnungen, ihr Misslingen und ihre Sehnsüchte, aber auch ihre Freude und ihr Vertrauen, ihre Zuversicht und ihr Kraftfinden in der Gottesbeziehung zum Ausdruck gebracht. Umso mehr wundert es, dass die Psalmen bei den katholischen Gläubigen unserer Sprachregion immer noch wenig verankert sind und dass der Antwortpsalm immer noch in vielen Gottesdienstgemeinden mit einem Lied ersetzt wird. Die etwa 70 Psalmen (GL Nr. 30–80), die zum Beten und Singen eingerichtet sind, jeweils versehen mit kantabler Antiphon, dienen nicht nur für das private Gebet, sie helfen vor allem den Antwortpsalm der Eucharistiefeier bzw. in der Wort-Gottes-Feier und in anderen liturgischen Feiern konsequent zu praktizieren und sie können als Gebet vor Zusammenkünften und bei vielen

anderen Anlässen Verwendung finden. Auch wenn noch nicht die überarbeitete Fassung der neuen Psalmenübersetzung abgedruckt werden konnte, ist der Wert der neuen Auswahl nicht geschmälert. Wo Psalmen gebetet und gesungen werden, wird das konkrete Leben mit den vielfältigen Erfahrungen zur Sprache gebracht und ins Gebet genommen. Möglicherweise wird in dieser Erfahrung bereits gewendet und geleichtert, was beschwert und belastet. Aber auch festliche Erfahrung und vertrauensvolle Zuversicht erfahren sprachlichen Ausdruck. Besonders die Ordensleute sind aufgerufen, Gläubige in diese Erfahrung hineinzuführen und ihnen das Psalmengebet vertraut zu machen. Begleitpublikationen und musikalische Hilfestellungen helfen diese Aufgabe zu gestalten.

Der umfassende Lied-Teil (GL Nr. 81–554) stellt einen wesentlichen Abschnitt auch des neuen Gotteslobes dar. Neben dem bewährten Liedgut, das wie gesagt erhoben worden war, wurde auch neues Liedgut gesucht. Leitender Gedanke dabei war, die ursprünglichen Texte und Kompositionen wieder in Blick zu nehmen, daneben aber bei neuem Liedgut vermehrt auf die Tauglichkeit der Sprache und des Glaubensausdrucks in der Welt von heute zu achten und die vielen Anlässe und kirchenjahreszeitlichen Gegebenheiten im Gesang ausdrücken zu können. Besonders die geprägten Zeiten, Advent, Weihnachten und der Osterfestkreis, sollten eine Bereicherung erfahren. Daher haben die sogenannten Glaubenslieder an Bedeutung gewonnen. Neu sind z.B. Rufe zum Weihrauchritual (GL Nr. 97, 98) oder Gesänge wie „Licht vom Lichte“ (GL Nr. 95). Wer den Lied-Teil studiert, wird er-

kennen, dass auch eine neue Systematik gewählt wurde: von den Liedern, die den Rhythmus des Tages prägen können, zum Rhythmus der Woche, wobei erstmals ein Lied auch den Sonntag besingt (GL Nr. 103). Am und für den Sonntag sind die der Eucharistiefeier eigenen Messgesänge eingeordnet. Dem Prinzip entsprechend, dass Gläubige auch die lateinischen Ordinarien kennen sollten, sind einige Beispiele aus der Choraltradition ausgewählt worden (GL Nr. 104–125). Ordensgemeinschaften kennen mitunter in ihren eigenen Gemeinschaften die Herausforderung, wenn Gläubige mehrerer Sprachen miteinander Liturgie feiern. Es war aber auch Wunsch des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass Gläubige zumindest die feststehenden Ordinariumsteile der Messe gemeinsam in lateinischer Sprache beten bzw. singen können. Die gemeinsame lateinische Tradition kann dabei hilfreich sein. In den deutschen Messordinarien sind auch mehrstimmige Gesänge enthalten. Die Mehrstimmigkeit wurde immer wieder berücksichtigt und bereichert die gesangliche Qualität des Gemeindegesangs. Es folgen die Gesänge zum Kirchenjahr. Besonders in den geprägten Zeiten Advent und Fastenzeit, aber auch in der Osterzeit wurden mehr der Liturgie und den biblischen Lesungen entsprechende Gesänge gewünscht. Dieses Anliegen wurde umgesetzt. An Karfreitag und Karsamstag wurden die Trauermetten berücksichtigt, die in der Gemeindeliturgie einen festen Platz bekommen könnten. Die Ordensleute haben bereits Erfahrung mit diesem Element aus der Tagzeitenliturgie und können hilfestellend bei der Einführung solcher Feiern in der Gemeinde sein. Auch hier wer-

den die Begleitpublikationen weitere Hilfestellungen zur Verfügung halten. In der Osternacht wurde für alle sieben alttestamentlichen Lesungen eine Antiphon für den jeweiligen Antwortpsalm aufgenommen. Ausgehend von der Tauffeier und dem Taufversprechen in der Osternacht wurden Liedelemente für die Taufspiritualität und zum Besingen der Taufberufung ausgewählt (vgl. GL Nr. 488–491), wobei auch die Gesänge an Pfingsten und zum Heiligen Geist in diesem Zusammenhang erwähnt werden können (GL Nr. 341–351).

Eine Vielzahl an Gesängen (Lieder, Kehrverse, Kanone) sind unter der Rubrik „Leben in Gott“ zusammengefasst, Lieder, die das Geheimnis des Glaubens besingen, die Christusbeziehung in Blick nehmen, Lob, Dank und Anbetung, Vertrauen und Trost, Bitte und Klage, Glaube, Hoffnung und Liebe zum Ausdruck bringen (GL Nr. 352–446). Neu sind in diesem Abschnitt eine Rubrik „Wort Gottes“ (GL Nr. 447–450) und „Segen“ (GL Nr. 451–453). Thematisch eigens eingeordnet sind hier die Gesänge zum Themenbereich „Leben in der Welt“, worin Sendung und Nachfolge, Schöpfung, Gerechtigkeit und Friede besondere Akzentuierung erfahren (GL Nr. 454–475), um im anschließenden Themenbereich „Leben in der Kirche“ deutlicher die Gemeinschaft der Kirche, Ökumene und die Taufberufung in Blick zu nehmen (GL Nr. 477–490). Hier eingegliedert finden sich auch die Lieder zur Verehrung (außerhalb) der Eucharistie oder bei theophorischen Prozessionen (GL Nr. 472–498). Anschließend werden die Lebenserfahrung von Umkehr und Versöhnung, das Leben in Buße und Lieder zu Tod und Vollendung berücksichtigt (GL Nr.

500–518). Ein Lied nimmt auch ausdrücklich auf das „Eheleben“ Bezug (GL Nr. 499). Schließlich folgen die Lieder im Abschnitt „Maria“ (GL Nr. 519–537), wobei einerseits auf Wünsche der Gläubigen Rücksicht genommen wurde und andererseits auch neues Liedgut vorgeschlagen wird, um einer ausgewogenen Sichtweise marianischer Spiritualität zu entsprechen. Es folgen zwei Lieder, die die Engel in Blick nehmen und Lieder, die für die Heiligengedenktage zur Verfügung stehen werden, wobei der heilige Martin besondere Beachtung findet (vgl. GL Nr. 545). Der Lied-Teil wird abgeschlossen mit einigen Liedern zur Rubrik „Die himmlische Stadt“, in denen die eschatologische Dimension des Glaubens angesprochen wird (GL Nr. 549–554). Der Lied-Teil ist insgesamt eine gute Mischung von alten und neuen Liedern, von klassischem Gut und aus dem Schatz des Neuen Geistlichen Liedes. Bei einer achtsamen Hinwendung zu den neuen Liedern können sie thematisch gut in das gemeinsame Feiern eingebracht werden; dann wird die jeweilige Gemeinde sicher Bereicherndes erfahren. Das gilt aber nicht nur für die neuen Lieder. Da die altgewohnten Lieder im neuen Gotteslob aufgrund der neuen Systematik auch neu eingeordnet sind, werden sich bei manchen auch neue Akzente erkunden lassen. Es wird sich die Mühe lohnen, das Buch so zu erkunden, dass das Altgewohnte wieder bald vor Augen steht und der Schatz des Neuen möglichst rasch eingebracht werden kann. Als ich vor mehr als zwanzig Jahren Kaplan in einer Pfarre im Südtiroler Sarntal war und feststellen musste, dass die Gemeinde nur wenige Lieder des Gotteslobes sang, habe ich

eine kleine Gruppe von Kantoren und Kantorinnen gesucht und mit diesen nach einem gemeinsamen Liedplan an jedem Sonntag ein bis zwei neue Lieder gesungen und zumindest eines davon am kommenden Sonntag wiederholt. Es hat sich gezeigt, dass binnen kurzer Zeit der Liedschatz enorm angewachsen war. In Ordensgemeinschaften bedarf es auch der Verantwortlichen, die diese Aufgabe in die Hand nehmen. Dort wird diese Herausforderung erleichtert, weil ja täglich miteinander gefeiert wird und der Prozess der Einführung des neuen Gotteslobes damit wesentlich schneller erfolgen kann. Daher werden vor allem Ordensleute helfen können, das Gotteslob mit seinen neuen Elementen in die Gemeinden „einzubeten“ und „einzusingen“.

Litaneien, ursprünglich Prozessionsgesänge und als solche auch heute gut praktizierbar zu Einzugs- oder anderen Prozessionen bzw. Bittgängen, sind ein eigenes Genus privaten und liturgischen Gebets (GL Nr. 556–569). Zu den 15 Beispielen, die im Gotteslob zu finden sind, gehört auch die Litanei von der Gegenwart Gottes von Huub Osterhuis in der Übersetzung von Lothar Zenetti, der sich besonders der liturgischen Poesie angenommen hat (GL Nr. 557). Wertvoll sind die Litanei vom Heilswirken Gottes, welche sein Wirken thematisiert (GL Nr. 558) sowie die Christus- und Jesusanrufungen (GL Nr. 560; 561), ebenso die Litanei vom Leiden Jesu (GL Nr. 563) und auch die Herz-Jesu-Litanei (GL Nr. 564). Nach dem Vorbild frühchristlichen Betens wurde eine Litanei von der Anbetung Jesu Christi aufgenommen (GL Nr. 562), aber auch das Leben aus dem Geist Gottes wurde in eine epikletische Sprache der Anrufung gebracht (GL Nr.

565). Die Laretanische Litanei gehört zum festen Bestand marianischer Litaneien (GL Nr. 566); ergänzt wurde das nach ostkirchlichem Vorbild (hymnos akathistos) in mehrstimmiger Fassung vorgelegte Marienlob (GL Nr. 567) und die sogenannten Grüssauer Marienrufe (Nr. 568). Eine neu geschaffene Litanei für die Verstorbenen schließt diesen Teil ab (Nr. 569).

Gottesdienstliche Feiern

Aufgabe des Gotteslobes ist auch, alle für die Gemeinde wichtigen gottesdienstlichen Feiern vorzustellen und Hilfestellungen dazu zu geben. Im dritten Teil sind die Sakramente und Sakramentalien, die Tagzeitenliturgie, die Wort-Gottes-Feier und die Andachten enthalten. Bereits diese Übersicht lässt Neues vermuten. Mit einer katechetischen Einführung, von den zuständigen Arbeitsgruppen neu formuliert, wird jeweils zum Verständnis und zur Feier der sieben Sakramente hingeführt. Die Liturgie der Sakramente ist so dargestellt, dass sie der Mitfeier der Gemeinde dient. Die kursiv geschriebenen Texte (Rubriken) haben die mitfeiernde Gemeinde im Blick; kurze mystagogische, d.h. den geistlichen Sinn erschließende Texte, erläutern die Bedeutung des sakramentalen Ereignisses. Der Zweifarbdruk und die Schwarz- und Graustufen der Schrift erleichtern das Lesen und die Wahrnehmung der unterschiedlichen Aussageabsichten der Texte. In Nr. 584,3 wird z.B. der Antwortpsalm mystagogisch erschlossen: „Die Psalmen bezeugen Gottes Wirken in Erfahrungen von Not und Rettung, von Scheitern, Vertrauen und Dank. Der Kehrsvers bietet einen Leitgedanken

für die Meditation des Psalms und der Lesung.“ In Nr. 587,2 wird im beschreibenden Text für die feiernde Gemeinde ihre Aufgabe bei der Gabenbereitung ausgeführt: „Alle sitzen. Brot und Wein werden von Gläubigen zum Altar gebracht; die anderen Gaben für die Bedürfnisse der Kirche und der Armen (Kollekte) können in der Nähe des Altars niedergelegt werden. Das Herbeibringen und die Bereitung der Gaben können von einem geeigneten Gesang oder von Instrumentalmusik begleitet werden oder auch in Stille geschehen.“ Der mystagogische Text erläutert: „In Brot und Wein bringen wir die Gaben der Schöpfung und uns selbst mit unseren Begabungen und Fähigkeiten, unseren Mühen und Sorgen. Wir lassen uns hineinnehmen in die Hingabe Jesu an den Vater und für die Menschen.“ Diese Beispiele machen deutlich, wie Liturgiekatechese geschehen kann. Ordensleute, die besonders erfahren sind in der Feier der Liturgie, haben hier ein Vorbild, wie sie den Mitfeiernden und Interessierten die Liturgie erläutern und zugänglich machen können. Das soll aber nicht im liturgischen Ereignis selbst geschehen, vielmehr vorbereitend, z.B. im Taufgespräch, in der Vorbereitung der Hochzeit oder eines Begräbnisses.

Auch das Sakrament der Versöhnung für einzelne (Nr. 594) wird im Gotteslob katechetisch eingeführt und mystagogisch beschreibend dargestellt, wobei auch die gemeinschaftlichen Feiern Berücksichtigung finden, die für die Liturgie der Buße und der Versöhnung vorgesehen sind (Nr. 595 und 596). Hier ist ein Wort zur Bedeutung der Hilfen zur Gewissenserforschung angebracht. Sowohl für Kinder als auch für Jugendliche und Erwachsene sind entsprechende

Hilfestellungen neu zusammengestellt worden (vgl. Nr. 598–601). Das sind Hilfestellungen, um das eigene Leben vor Gott zu bedenken, in der Regel „in der Stille des eigenen Kämmerleins“. Solche Anregungen eignen sich für die außerliturgische Vorbereitung, etwa bei Einkehrtagen und Besinnungsereignissen, auf dem Wallfahrtsweg oder zur Gewissensbildung, auch bei Glaubensseminaren. Sie sind aber nicht dafür vorgesehen, in der Liturgie vorgelesen zu werden. Da in vielen v.a. männlichen Klostersgemeinschaften die Umkehr- und Versöhnungspastoral eine wichtige Rolle einnimmt, verweise ich bewusst auf diese Akzente. Das Sakrament der Versöhnung für einzelne macht deutlich, dass zum sakramentalen Vollzug auch eine gute Gesprächspastoral zählt, die Menschen hilft, die eigene Situation je neu zu erkennen, das menschliche Miteinander selbstkritisch und für die Gemeinschaft gut im Blick zu haben, dabei die biblischen Impulse der Gottes- und Nächstenliebe zu reflektieren und das Zutrauen Jesu in der eigenen Lebensgestaltung in Taufe und Firmung nicht hintanzustellen. Wenn Ordensleute mit ihrem Lebensvorbild und ihrer Verfügbarkeit für das pastorale Gespräch Menschen begegnen, die für die eigene Auseinandersetzung schriftliche Hilfestellungen suchen, dann ist das Gotteslob in diesen Kapiteln eine erste Hilfestellung. Diese neuformulierten Impulse für die Gewissenserforschung und Lebensreflexion können aber auch den Begleitenden eine Hilfestellung sein. In der gemeinschaftlichen Feier der Buße und Umkehr steht das verkündete Wort Gottes im Mittelpunkt der Auslegung. Die Homilie ist in solchen Gottesdiensten die entscheidende Hilfestellung zur Gewis-



sensenforschung anhand der jeweiligen Schriftperikopen. In und mit sogenannten Bußgottesdiensten (vgl. Nr. 596), die immer auch selbst sündenvergebende Kraft besitzen – außer den Sünden, die dem Einzelsakrament vorbehalten sind, sollen Gläubige ggf. auch zum Einzelsakrament hingeführt werden oder aber den Leitenden erleben, der selbst davon überzeugt ist, dass das Hören des Wortes Gottes sündenvergebende Kraft besitzt.

Beauftragung zu einem Dienst in der Kirche

Neu ist im Gotteslob auch eine *Feier der Beauftragung zu einem Dienst in der Kirche* (Nr. 606), welche die Berufung der Gläubigen zur Feier der Liturgie durch Taufe und Firmung und zur Wahrnehmung besonderer Dienste in der Liturgie unterstreicht. Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen ist Hintergrund der Überzeugung, dass die Gläubigen Kraft der Taufe das Recht und die Pflicht haben, aktiv, bewusst und mit vollem Sinn die Liturgie mit zu verantworten. So wird auch deutlich, dass die ganze Gemeinde Trägerin der Liturgie ist. Das ist die Überzeugung der kurzen und prägnanten Liturgietheologie von *Sacrosanctum Concilium*, der Konstitution über die Heilige Liturgie des Zweiten Vatikanischen Konzils, dessen Promulgation sich am 4.12.2013 zum 50. Male jährte.

Die Tagzeitenliturgie

Der Abschnitt „Die Tagzeitenliturgie“ spricht bewusst nicht vom Stundengebet, da dieser Begriff zu sehr an die regelmäßige in den Klostersgemeinden mögliche Stundenliturgie erinnert. Er

hat vielmehr die Pfarrgemeinde im Auge, die nur sporadisch im Sinne der altkirchlichen Kathedralliturgie zur Feier der Tagzeiten im Rhythmus des Tages zusammenkommen kann. In der frühen und alten Kirche war die Eucharistiefeier die den Sonntag prägende Liturgie, der Wochentag war von der Tagzeitenliturgie gefüllt. Nach diesem Vorbild können sich Ordensleute auch heute mit ihrer Erfahrung des Psalmengebets und der regelmäßigen Einkehr im gottesdienstlichen Ereignis dafür einsetzen, dass die Tagzeitenliturgie dem Wunsch des Zweiten Vatikanischen Konzils entsprechend, besser beheimatet wird. Aufgrund des Priester mangels könnte diese liturgische Feier eine selbstverständliche tägliche Liturgieform sein, die es ermöglicht die Treue vieler in Gebet und Glaubensgemeinschaft zu pflegen. Der reich ausgestaltete Teil der Tagzeitenliturgie (vgl. Nr. 613–667) enthält nach einer liturgiekatechetischen Einführung Vorschläge für die Laudes bzw. das Morgenlob, eine Statio während des Tages, die Vesper bzw. das Abendlob und das Nachtgebet (Kompletorium). Neben der klassisch gestalteten Hore des Stundengebets findet sich jeweils eine Feier des Morgenlobs bzw. Abendlobs, gemeint ist eine nicht strikt entsprechend den liturgischen Regeln des Stundenbuches gestaltete Feier. In diesen Feiern ist hervorzuheben, dass es mehrstimmige und mehrteilige Psalmentöne gibt, mehrstimmige Antiphonen und Rufe zu den Bitten bzw. Fürbitten. Die Gemeinde soll Freude gewinnen am Verweilen in der Gegenwart Gottes mit den Impulsen des Psalmengebets. Sie kann dadurch erfahren, wie die Tagzeitenliturgie einerseits die jeweilige Tagzeit



als Gotteslob zur jeweiligen Stunde und zur Begleitung durch den Tag begehrt und andererseits dem Leben ganz vom Wort Gottes her Ausrichtung und Kraft gibt. Die vielfältigen Vorschläge haben die geprägten Zeiten ebenso im Blick wie besondere Anliegen, z.B. Heiliger Geist, Kirche, Maria, Heilige oder das Totengebete. Elemente wie Taufgedächtnis oder Abendlob mit Lichtfeier bzw. Weihrauchritus bereichern diesen Teil zusätzlich. Der tägliche Tagesrückblick hat im Nachtgebet der Kirche seinen festen Platz (Nr. 667). Diese Feier im privaten und gemeinschaftlichen Vollzug ist eine Einübung in die *ars moriendi* – die Kunst des Sterbens. Augustinus spricht in Anlehnung an das Evangelium davon, dass der Schlaf ein Bild des Todes ist. Das Schließen der Augen zum Schlaf kann daher eine Einübung werden für den Schlaf des Todes, aus dem die Gläubigen am Morgen des ewigen Lebens durch den liebenden Blick des Herrn geweckt werden. Das versöhnende und versöhnte Zurücklegen des Tages in die Hand Gottes lässt den großen Augenblick versöhnter Begegnung vorwegnehmen, wenn – wie Augustinus meint – nur noch Staunen und Lieben sein wird.

Die Wort-Gottes-Feier

Seit nunmehr 10 Jahren wird die Wort-Gottes-Feier im deutschen Sprachraum nach Vorgabe der offiziellen Ausgabe *Wort-Gottes-Feier*¹ gefeiert.“ Diese vom Zweiten Vatikanischen Konzil zur Bereicherung der liturgischen Vielfalt geförderte Feier stellt das Wort Gottes und seine Auslegung sowie die Antwort der Gemeinde ganz in ihren Mittelpunkt. Da das Wort Gottes Gemeinde

aufbaut, ist deren Feier auch dort besonders geeignet, wo nicht regelmäßig Eucharistie gefeiert werden kann. Neben der Eucharistiefeier hat auch Wort-Gottes-Feier eine eigene Identität, sie vergegenwärtigt das Paschamysterium, lässt die *communio* im Herrn erfahren, weil er selbst in seinem Wort gegenwärtig ist und zur Gemeinde spricht, sie ist ggf. ein wesentlicher Beitrag zur Heiligung des Sonn- und Feiertages und führt die Gemeinde zur Feier des Glaubens und zur aktiven solidarischen Gemeinschaft zusammen. Papst Benedikt unterstreicht die Sakramentalität des Wortes in seinem Schreiben *Verbum Domini* Nr. 56 und bekräftigt, dass die Kirche das Wort Gottes immer so verehrt hat wie den Herrenleib selbst. Um dieser ihrer Selbständigkeit willen ist die Wort-Gottes-Feier in der Regel nicht mit der Austeilung der Kommunion zu verbinden. Wenn Ordenschristinnen und -christen, die täglich auch von der Wort-Kommunion leben, mit dieser nun neu im Gotteslob vorfindlichen Feier (Nr. 668–671) diese Überzeugungen pflegen, helfen sie unter Umständen in ihren eigenen Gemeinschaften und in den ihnen anvertrauten Gemeinden, die Gegenwart des Herrn zu feiern und regelmäßig sich einfindende Glaubensgemeinschaft „durch, mit und in Christus“ zu sein.

Die Andachten

Schließlich kommen wir zum Andachtsteil (Nr. 672–684), der meines Erachtens zu den großen wertvollen neuen Stücken des Gotteslobes zählt. Die damit beauftragte Gruppe hat ausgehend von der Kritik am bisherigen Andachtsteil ein neues Modell zur jeweiligen inhalt-

lich-thematischen Gestaltung entworfen, das von einem deutlicheren Feiercharakter und einem spürbar besseren Gebetscharakter im Geiste des Wortes Gottes auf dem Hintergrund konkreter Lebenserfahrung in Kirche und Welt geprägt ist. Das Modell besteht formal aus einer *Eröffnung mit Lobpreis des dreifaltigen Gottes* und einem *Abschluss mit Gebet des Herrn*. Sowohl *Eröffnung* als auch *Abschluss* sind für den Fall, dass die Andacht zur Verehrung der Eucharistie gefeiert wird, eigens formuliert (Nr. 674; 682). Intendiert ist eine gute Beteiligung der Gemeinde in Gestalt des Wechselgebetes und durch das Liedgut, das als Vorschlag in jedem Andachtsabschnitt enthalten ist. In 32 Andachtsabschnitten liegen vielzählige Elemente zu unterschiedlichen Themen wie Menschwerdung oder Lebendiges Brot, Taufe und Kirche in der Welt, Charismen und Dienste sowie Krankheit und Not, Wechselgebete, Litaneien, Lieder sowie kurze biblische und außerbiblische Betrachtungstexte vor, die nach Bedarf zusammengefügt werden können, um Lob, Dank und Bitte, Klage und Not, Trauer und Freude vor den Herrn zu bringen. In diesen Andachtsabschnitten sind viele wertvolle sehr unterschiedliche Gebetstexte für den gemeinschaftlichen Vollzug gesammelt, die den Menschen helfen, sich dankend und lobend, aber auch bittend und hoffend vor Gott auszusprechen. Am Beginn dieses Abschnittes wird zusätzlich eine Vielzahl an thematischen Unterpunkten festgehalten, die der Zusammenstellung der jeweiligen Andacht mit der Gemeinde dienen sollen. Die Fülle des Textmaterials erlaubt fast nicht, ein Beispiel herauszugreifen. Dennoch schlage ich vor, sich beispielhaft die Abschnitte

Taufe (Nr. 676), Umkehr und Buße (Nr. 677) oder Glaube (Nr. 678) vor Augen zu führen und dabei auch zu beachten, welche Aufgabe die vorgeschlagenen Lieder wahrnehmen, nämlich zu unterstreichen und zu vertiefen, was die Gestimmtheit des Herzens, bedingt durch Anlass und Gebetstext, weiter ausdrücken will. Auch hier denke ich wieder an die vielen Ordensleute in ihren Begegnungen mit den Menschen und in ihren Gemeinschaften, die dankbar sein werden über die neue Gebetsprache, die Möglichkeiten, Lebenssituationen besser im Gebet zu beheimaten und dabei erfahren werden, dass Texte und Lieder die Aufgabe erfüllen, ins vertrauensvolle Verweilen beim Herrn zu führen. So werden Ordenschristen und -christinnen eine weitere Hilfestellung haben, wenn sie dem Wunsch *Commenda me! – Vertraue mich dem Herrn an!* nachkommen wollen, der so vielen Menschen ausgesprochen oder unausgesprochen aufgrund der Begegnung mit ihnen am Herzen liegt. Im Gebet für andere erfüllt sich auch die Pro-Existenz, zu welcher der Herr berufen hat, und erfüllt sich der Lebenssinn einer Lebensweise, die im Herrn, der selbst arm, ehelos um des Himmelreiches willen und ganz auf seinen Vater im Himmel hörend gelebt hat, ihr Vorbild erkennt.

Schlusswort

Schließlich sei noch erwähnt, dass eine beachtliche Zahl an Begleitpublikationen helfen werden, den Zugang zum neuen Gotteslob zu erschließen, es in Praxis zu nehmen und aufbauend auf dem Bewährten auch neue Impulse für den Glaubensausdruck und für das Leben im Glauben zu bekommen.



- 1 Wort-Gottes-Feier. Werkbuch für Sonn- und Festtage. Hg. von den Liturgischen Instituten Deutschlands und Österreichs im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, der Österreichischen Bischofskonferenz und des Erzbischofs von Luxemburg, Trier 2004.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Nikolaus Nonn OSB

P. Nikolaus Nonn OSB, geboren 1956, hat Theologie und Gregorianischen Choral studiert. Im Jahr 1984 trat er in die Benediktinerabtei Königsmünster ein und wurde 1988 zum Priester geweiht. Er ist Dozent für Gregorianischen Choral an der Hochschule für Musik und Tanz Köln und veröffentlichte zahlreiche Bücher und CD-Einspielungen. Seit Oktober 2013 ist P. Nikolaus Superior der Cella Sankt Benedikt, Hannover (Stadtkloster der Abtei Königsmünster).



Nikolaus Nonn OSB

Die Faszination des Gregorianischen Chorals

Vorbemerkung

In der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils heißt es: „Die Kirche betrachtet den Gregorianischen Choral als den der römischen Liturgie eigenen Gesang; demgemäß soll er in ihren liturgischen Handlungen, wenn im Übrigen die gleichen Voraussetzungen gegeben sind, der ersten Platz einnehmen.“¹ Abgesehen davon, dass die Erneuerung der Liturgie mit der Einführung der Muttersprache diesen Artikel mehr oder minder überholt hat, muss konstatiert werden, dass Gregorianischer Choral nie ein Gemeindegang war, sondern in den (monastischen) Klöstern beheimatet war. Wer heutzutage als Besucher in Deutschland an einer Eucharistiefeier in einem Kloster teilnimmt, erlebt aber nicht selten, dass diese mit Gesängen aus dem Gotteslob gestaltet ist und der Choral nur noch selten gepflegt wird.

Dennoch geht von der Gregorianik eine Faszination aus, die bis heute Menschen in ihren Bann zieht. Worin liegt das begründet? Ein kleiner Gang durch die wechselvolle Geschichte des Gregorianischen Chorals mag einen ersten Zugang erschließen.

Kurzer Gang durch die Geschichte

Die Forschungen im 20. Jahrhundert sind lange Zeit davon ausgegangen, dass der Gesang, den wir „gregorianisch“ nennen, im Zuge der karolingischen Liturgiereform in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts entstanden sei, er also richtiger „Fränkischer Choral“ heißen müsste. Neuere Forschungen stellen diese Annahme in Frage und gehen von einer weitgehenden Übernahme des römischen Chorals aus.² Wie dem auch sei, fest steht, dass eine schier unüberschaubare Anzahl von Hand-



schriften ab dem 9./10. Jahrhundert bezeugen: Der Gregorianische Choral wurde in den Klöstern und Kathedrale von der Atlantikküste bis in Gebiete des heutigen Polens, von Sizilien bis nach Schottland gesungen.

Bereits im 8./9. Jahrhundert entstehen Handschriften vor allem in Norditalien und im französischen Raum, die das Repertoire der gregorianischen Gesänge textlich fixieren. Ab dem 10. Jahrhundert finden sich über den Texten sogenannte Neumen³, die die Tonhöhen nur andeutungsweise wiedergeben, dafür aber sehr präzise Angaben für die agogische Interpretation liefern. Nach der Erfindung der Notation durch Guido von Arezzo (um 992-1050), begann man knapp 100 Jahre später die Melodien mithilfe von Notenlinien aufzuschreiben.

Wir wissen zwar anhand von Schriften der mittelalterlichen Musiktheoretiker, dass es nach dem Aufkommen der Gregorianik schon Mehrstimmigkeit – in Form von parallel geführten Melodien im Quint und/oder Quartabstand – gegeben hat, aber die Einführung der Notenschrift befähigte nun zu einer exakten Melodiewiedergabe und machte es damit möglich, zu einer Melodiestimme eine zweite, eigenständige Stimme (und sogar mehrere Stimmen) zu notieren.

Rufen wir uns ins Gedächtnis: Der Gregorianische Choral ist in seiner Ursprünglichkeit ein zwar sehr kunstvoller einstimmiger, unbegleiteter Gesang; nachdem aber die Notenschrift (und damit die genaue Melodieangabe) erfunden war, wurde das Interesse an mehrstimmigen Gesängen groß und größer. Wir machen einen großen Zeitsprung: Vor allem in der Renaissance waren es Pierluigi Palestrina (um 1525-1594)

und Claudio Monteverdi (1567-1643), die – von der Gregorianik inspiriert – mit großartigen Kompositionen⁴ die Mehrstimmigkeit fördern. Monteverdis und Palestrinas Zeit war geprägt von der Reformation, die seitens der katholischen Kirche die Gegenreformation mit dem Tridentinischen Konzil (1545-1563) auslöste. Ein Resultat der katholischen Reformbewegung war die Editio Medicaea. Denn infolge des Renaissance-Humanismus erfuhr der Gregorianische Choral eine Wiederbelebung, allerdings in einer, wenn man es so benennen darf, „kastrierten“ Form: Die Humanisten besannen sich auf die Antike und entdeckten die einstimmige Musik des frühen Mittelalters neu. Sie bearbeiteten aber die Gesänge der fränkischen Kantoren in einer Weise, die nichts mehr mit dem Geist der Gregorianik zu tun hatte: Den Humanisten war aufgefallen, dass bei den gregorianischen Gesängen die lateinischen Texte an unbetonten Silben oft (deutlich) mehr Töne haben, als auf den eigentlichen Akzentsilben. Sie haben dann die Melodien derart beschnitten, dass der ursprüngliche Gregorianische Choral kaum mehr zu erkennen war. Und der Vatikan gab sein Placet dazu. Noch 1870 gab Pius IX. erneut die Druckerlaubnis für die schon genannte, von den Palestrina-Nachfolgern Felice Anerio (1560-1614) und Francesco Soriano (1548/49-1621) erarbeitete Editio Medicaea an den Regensburger Verlag Pustet.

Dabei hatte Mitte des 19. Jahrhunderts eine Neubesinnung begonnen: Dom Prosper Guéranger (1805-1875) hatte im Nachgang zur französischen Revolution und der Säkularisation im deutschsprachigen Raum die Idee, das

benediktinische Mönchtum neu zu beleben. Guéranger war sehr stark von der (römischen) Liturgie geprägt und suchte nach Möglichkeiten, die alte, mönchische Liturgie in seine Zeit zu übersetzen.

Er beauftragte seine Brüder, alte (Neumen-)Handschriften des Gregorianischen Chorals ausfindig zu machen und miteinander zu vergleichen. Ein erstes Ergebnis des Handschriftenvergleichs war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das *Directorium Chori*, das als erstes Choralbuch einen wichtigen Meilenstein bei der Wiederentdeckung der Bedeutung der Neumen darstellte.

Die Solesmenser Mönche hatten – mit gerade aufkommenden „Fotokameras“ – in einer Reihe von Klöstern mittelalterliche Handschriften fotografiert, die Abzüge im heimatlichen Kloster miteinander verglichen und erste Vergleiche angestellt. Bei diesen Manuskripten handelte es sich um Neumen-Handschriften – Manuskripten also, die anhand von Dirigierzeichen nur ungenau „Melodien“ wiedergaben.

Auch wenn die Geschichte der Restitution der Gregorianik an vielen Stellen – bis in die heutige Zeit – spannend wie ein Krimi zu lesen ist, machen wir abermals einen Zeitsprung:

Eugène Cardine (1905-1988) wurde im Alter von 23 Jahren Mönch der Abtei Solesmes. Er war von den Forschungen seiner Brüder fasziniert und vertiefte sich nicht erst als erster Kantor der Abtei ebenfalls in die alten Manuskripte. 1952 wurde er zum Professor für Gregorianische Paläographie an die Päpstliche Musikhochschule in Rom berufen und stellte bereits zwei Jahre später auf dem Zweiten Internationalen Kongress für Katholische Kirchenmusik in Wien

die gregorianische Semiologie vor, eine von ihm begründete Forschungsrichtung, die „sich mit der Interpretation des fränkisch-römischen Repertoires des Gregorianischen Chorals des 8. bis 10. Jahrhunderts auf der Basis der ältesten handschriftlichen Überlieferungen“⁵ beschäftigt.



Die Semiologie ist eine Wissenschaft, die die musikalische Interpretation der einzelnen Neumenzeichen in ihrer melodischen und agogischen Bedeutung erforscht und auch den vom Text bestimmten Sinngehalt untersucht. Cardine hatte erkannt, dass „Choral erklingendes Wort“⁶ ist und seine Interpretation vom Text ausgehen muss, der vor allem – wie wir später noch ausführen werden – exegetisch-theologisch gedeutet werden muss.

Das Werk Cardines wird von der 1975 gegründeten AISCGre (Associazione Internazionale Studi di Canto Gregoriano) fortgeführt. In dieser Gesellschaft haben sich Semiologen aus der ganzen Welt zusammengeschlossen, die sich heute vornehmlich um die Rekonstruktion und Restitution der authentischen (ursprünglichen) Melodien des Gregorianischen Chorals bemühen.

Wertschätzung und theologische Deutung des Wortes in der Gregorianik

Für die besondere Wertschätzung, die dem Wort im Gregorianischen Choral entgegengebracht wurde, ist das Cantatorium von Monza⁷ ein beredter Zeuge. Diese Handschrift ist im zweiten Drittel des 9. Jahrhunderts entstanden und enthält alle solistischen Gesänge. Die Ausstattung dieses Manuskripts ist einzigartig: Die Pergamentseiten

des Codex sind ganzflächig purpurn eingefärbt – Purpurfarbstoff war und ist der teuerste Farbstoff der Welt.⁸ Die Rubriken sind in Silber, das durch die Alterung schwarz angelaufen ist, geschrieben, die Texte der Gesänge aber in reinem Gold. Die Ausstattung und Gestaltung des Cantatoriums von Monza offenbart also die ungeheure Wertschätzung des Wortes in der Liturgie.

Wie aber geschieht die theologische Deutung des Wortes in der Gregorianik? Dafür einige Beispiele: Die Communio am vierten Adventssonntag ist dem Buch des Propheten Jesaja entnommen: „Ecce virgo concipiet, et pariet filium: et vocabitur nomen eius Emmanuel.“ – „Seht die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein: Emmanuel.“ (Jes 7,14). Über der ersten Silbe des Wortes „concupiet“ steht als Neumenzeichen ein Pes quadratus; die Pesgrafie besagt, dass auf einen tieferen ein höherer Ton folgt, die besondere Schreibweise der Grafie als Pes quadratus  besagt, dass beide Töne breit getragen zu singen sind. Der Neumenschreiber verändert an der besagten Stelle aber diese Grafie, indem er an dem oberen Ende eine kleine Öse anbringt . Er hat die Neume also durch eine Liqueszens erweitert und will den Sänger an die besondere phonetische Lautung erinnern: Er soll also das „n“ am Ende der ersten Silbe des Wortes „concupiet“ gut klingen lassen.

In der Regel finden sich Liqueszensneumen über klingenden Konsonaten; den Nasal- und Labiallauten etwa. In der gleichen Zeile findet sich der liqueszenzte Pes quadratus aber auch über dem Wort „et (pariet)“, das mit einem Nichtklinger, einem sogenannten Plosivlaut endet. Hier kann es also nicht darum

gehen, einen Konsonanten gut klingen zu lassen, vielmehr muss die Neume an dieser Stelle eine andere Bedeutung haben. Tatsächlich macht der Neumenschreiber durch die Verwendung des liqueszenten Pes quadratus hier auf einen rhetorischen Stau aufmerksam: „Seht die Jungfrau wird empfangen und – als Jungfrau – einen Sohn gebären.“ Was vordergründig wie eine mariologische Aussage aussieht, ist in Wahrheit aber eine christologische Aussage; denn mit der Jungfrauengeburt wird ja nicht die Besonderheit Mariens unterstrichen, sondern vielmehr wird das Besondere an der Geburt ihres Sohnes herausgestellt. Hintergründig lautet also die Botschaft dieses Gesangs: Der Sohn der Jungfrau ist Gottes Sohn!

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein weiteres Beispiel: Dem Graduale von Palmsonntag liegen Verse des Christushymnus im Philipperbrief zugrunde: „Christus wurde für uns gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,8). Dieses Graduale ist im V. Modus vertont und verwendet über den Worten „mortem autem crucis“ eine nicht ungewöhnliche, aber auch nicht allzu oft vorkommende Melodieformel, die zur Kadenz führt. Die gleiche Formel findet sich in einer Communio, die im Commune der Jungfrauen verzeichnet ist und als Textgrundlage Mt 25,4.6

hat. Sie steht dort über den Worten „(exite obviam) Christo Domino“ – „(auf, eilt ihm entgegen,) Christus, dem Herrn“. Entweder wollte der „Tongebener“ der Communion durch die melodische Parallele verdeutlichen, dass Christus nur der Herr sein kann, weil er den Tod am Kreuz gestorben ist, oder der „Tongebener“ des Graduales wollte zeigen, dass Christus den Tod am Kreuz erlitten hat und somit der Herr ist.

Die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils haben die Sakramentalität des Wortes stärker ins Bewusstsein gehoben.⁹ Dies ist jedoch keine konziliare Erfindung, sondern sie findet sich schon im Gregorianischen Choral: Die meisten Texte der Gregorianik sind dem Buch der Psalmen entnommen, wenn aber in einer Lesung oder dem Tagesevangelium ein prägnanter Satz vorkommt, wird dieser vielfach als Textgrundlage für die Communion genommen, so etwa am 2. Ostersonntag nach der Verlesung des Evangeliums vom „ungläubigen Thomas“. Als Communion dient hier Joh 20,27 „Mitte manum tuam, et cognosce loca clavorum, alleluia: et noli esse incredulus, sed fidelis, alleluia, alleluia.“ Immer wieder fasziniert mich an diesem Gesang ein Ton, genauer gesagt: eine Tonwiederholung. Gleich zu Beginn, über der ersten Silbe von „Mitte“ geht es nicht nur einfach einen Sekundschritt aufwärts, sondern der erste Ton wird mit einer deutlichen Artikulation verdoppelt. Dies hat zum einen modale Gründe; denn der Gesang beginnt auf der modal wichtigen Finaltonstufe. Vor allem will die Reperkussion dieses Tones wachrütteln – es heißt nicht einfach: „Streck deine Hand aus...“, vielmehr will der Neumenschreiber eine Geisteshaltung verdeutlichen. Thomas

soll die ganze Vorstellungswelt in der er gefangen ist (dass mit dem Tod alles aus sei) über Bord werfen; er soll eine gedankliche Kehrtwendung von 180° machen und sich vor Augen führen, dass mit dem Tod eben nicht alles aus ist, sondern dass nach dem Tod ein neues, unvorstellbares Leben beginnt.

Auch durch die Textauswahl und -komposition haben die Väter des Gregorianischen Chorals theologische Aussagen gemacht: In den Tagen vom 17. bis 24. Dezember wird am Montag und Donnerstag eine Communion gesungen die sich an Sacharja 14 orientiert. Der vollständige Text lautet: „Ihr aber werdet zum Tal meiner Berge fliehen; denn das Tal der Berge reicht bis zum Jasol. Ja, ihr werdet fliehen, wie ihr vor dem Erdbeben geflohen seid in den Tagen Usijas, des Königs von Juda. Dann wird der Herr, mein Gott, kommen und alle Heiligen mit ihm. An jenem Tag wird es kein Licht geben, sondern Kälte und Frost. Dann wird es einen Tag lang – er ist dem Herrn bekannt – weder Tag noch Nacht werden, sondern am Abend wird Licht sein.“ (Sach 14,5-7) Sacharja schildert in diesem Kapitel den eschatologischen Kampf in düsteren Farben. Die Väter des Gregorianischen Chorals geben dem Text durch Auslassungen eine vollkommen andere Bedeutung: „Ecce Dominus venit, et omnes sancti eius cum eo: et erit in die illa lux magna.“ – „Seht der Herr wird kommen und alle seine Heiligen mit ihm. An jenem Tag wird ein großes Licht aufstrahlen.“ Die Beispiele für theologische Schriftdeutungen durch die Gregorianik sind so vielgestaltig, dass man mit ihnen ohne Schwierigkeit ein dickes Buch füllen könnte. Hier nur noch zwei einfache Beispiele aus den beiden geprägten Zei-

ten: Der Introtius des 3. Advents besingt die Freude: „Gaudete in Domino semper.“ Die Neumen zeigen aber deutlich, das die Sinnspitze dieses kurzen Satzes auf dem Wort „semper“ liegt; mit anderen Worten: Die Freude der Christen soll nicht punktuell sein, sondern sie soll immerwährend und allgegenwärtig sein; denn mit der Geburt Jesu ist die Erlösung schon gekommen.

Und schließlich: Der Introtius des 4. Fastensonntags „Laetare Ierusalem“ beginnt melodisch mit der Schlusskadenz des Hallelujas der Osternacht. Inmitten der österlichen Bußzeit leuchtet so die Freude über die Erlösung auf, die mit Jesu Auferstehung dem Tod alle Macht genommen hat.

Faszination des Gregorianischen Chorals

Vielleicht sind es die theologischen Implikationen, die Menschen auch heutzutage am Gregorianischen Gesang so faszinieren. Aber das ist wohl eher etwas für Eingeweihte. Tatsächlich ist es meines Erachtens eher das Archaische, das von der Gregorianik ausgeht: Der einstimmige, unbegleitete Gesang, der viel von seiner Anziehungskraft und Lebendigkeit verliert, wenn man ihn – was lange Zeit Praxis war und auch heute manchmal noch zu hören ist – äqualistisch singt. Gerade die Nuancen in den Neumen, jenen alten Tonzeichen also, erwecken den Gesang zum Leben, lassen ihn voller Strahlkraft leuchten und führen in eine tiefe Meditation hinein. Das setzt aber voraus, dass sich Kantoren und die Scholasänger intensiv mit dem Studium der Neumen beschäftigen. Das Wissen um die Aussagekraft der semiologischen Zeichen ist unab-

dingbar. Gottlob gibt es seit geraumer Zeit mehr und mehr gute Scholen, die sich einer authentischen Interpretation des Gregorianischen Chorals verpflichtet fühlen.

Daher mag es auch nicht verwundern, dass Kantoren auch in den Klöstern verstärkt angefragt werden, Konzerte mit Gregorianik zu gestalten. Nun ist dies ein zweischneidiges Ding; denn Gregorianischer Choral ist zunächst eins – nämlich Verkündigung und Gebet! Was aber spricht dagegen, in einem Konzert die christliche Botschaft von der Liebe Gottes zu seiner Schöpfung und zu seinen Geschöpfen und von der Erlösungstat Jesu Christi zu verkünden? Fragwürdig wird es dann, wenn Gregorianik die Pop-Charts erobert. Dabei denke ich nicht an den Erfolg der Zisterzienser vom Stift Heiligenkreuz, die mit ihrer CD „Chant: Music For Paradise“ im Jahr 2008 und der Folge-CD „Chant: Amor et Passio“ im Jahr 2011 große Erfolge hatten und wochenlang in den internationalen Musik-Charts vertreten waren. Nein, ich denke eher an Enigma, ein internationales Musikprojekt der 1990er Jahre des deutsch-rumänischen Musikproduzenten und Komponisten Michael Cretu in den Bereichen elektronische Musik und New-Age. Enigma ist nicht nur mit über 40 Millionen verkauften Platten eines der erfolgreichsten Musikprojekte aller Zeiten, sondern diente auch als Wegbereiter für die meditativ, religiös angehauchten Ambient-Musik, die auch als Ethno bezeichnet wird. Die dabei dargebotene Gregorianik, mit Schlag-Rhythmus hinterlegt und einer Art Sprechgesang begleitet, wird dem Anspruch des Gregorianischen Chorals, Gebet und Verkündigung zu sein, nicht gerecht!

Adaptionen

Versuche im Zuge der Einführung der Muttersprache in der Liturgie, Gregorianischen Gesängen mit deutschem Text zu unterlegen, dürfen als nicht gelungen angesehen werden; denn im Gregorianischen Choral geht der (lateinische) Text eine Symbiose mit der Melodieführung ein.

Durchaus gelungen aber sind Neuversionen von deutschen Texten für das Offizium, die die modalen Gesetzmäßigkeiten und semiologischen Feinheiten der Gregorianik berücksichtigen und auf die muttersprachlichen Texte anwenden. Ein gutes Beispiel dafür stellt das von den Mönchen der Abtei Münsterschwarzach herausgegeben Benediktinische Antiphonale¹⁰ dar. Basierend auf den Erfahrungen des Münsterschwarzacher Antiphonales aus den 1970er Jahren haben die Mönche 1996 das dreibändige Stundengebet herausgegeben, für das eine eigene Psalmenübersetzung angefertigt worden ist. Auch nach inzwischen fast 18 Jahren täglichen Betens und Singens mit dem Benediktinischen Antiphonale entdeckte ich immer wieder neue Sinnspitzen und meine Gedanken bleiben im Stundengebet an einem Vers hängen, dessen Bedeutung mir neu aufgegangen ist.

So stellt unser deutsches – im Stil der Gregorianik vertonte – Stundengebet gerade im Zusammenhang mit dem in meiner Heimatabtei täglich gesungenen Proprium und Ordinarium des Gregorianischen Chorals in der Eucharistiefeier eine wahre Bereicherung für mein privates Gebetsleben dar.

Gerade und vor allem der Geist der Gregorianik erschließt mir täglich den tiefen Reichtum unseres christlichen Glaubens und unserer klösterlichen Tradition.

.....

- 1 SC 116.
- 2 Vgl. Andreas Pfisterer, Gregorianischer Gesang, in: Lexikon der Kirchenmusik, Bd. 1, Laaber 2013, 458–467; hier vor allem: 463.
- 3 to neuma (griech.), Wink, (Hand-)Zeichen.
- 4 Etwa Monteverdis Marienvesper: Vespro della beata Vergine aus dem Jahr 1610.
- 5 Stefan Engels, Gregorianische Semiologie, in: Lexikon der Kirchenmusik, Bd. 2, Laaber 2013, 1243. Zum Folgenden vgl. ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Im Cantatorium von Monza taucht erstmals nachweisbar die Legende von Gregor dem Großen als Schöpfer des Gregorianischen Chorals auf: „Gregorius praesul ... composuit hunc libellum musicae artis scholae cantorum.“
- 8 Purpur wurde aus dem Sekret der Purpurschnecke, die zur Farbgewinnung getötet wurden, gewonnen; unzählige viele Schnecken wurden für das Einfärben eines einzigen Pergaments benötigt.
- 9 Vgl. SC 7.
- 10 Benediktinisches Antiphonale, 3 Bde., Münsterschwarzach 1996.

Rachel Feller OSB

Sr. Rachel Feller OSB wurde 1963 in Marburg/Lahn geboren und trat 1989 bei den Missions-Benediktinerin von Tutzing ein. Sie ist Lehrerin für Krankenpflege sowie seit 1995 Kantorin der Gemeinschaft. Seit 2001 ist sie außerdem als Exerzitienbegleiterin tätig. In ihrer Gemeinschaft war sie von 2004 bis 2010 Novizenmeisterin. Derzeit ist sie Cellerarin.



Rachel Feller OSB

In dir muss brennen, was du entzünden willst

Die Einführung in das gesungene Stundengebet
und den Gregorianischen Choral

Unsere Gemeinschaft der Missions-Benediktinerinnen von Tutzing pflegt das gesungene Stundengebet täglich und Gregorianischen Choral an allen Sonn- und Festtagen. Die nebenstehenden Ausführungen sind im Dialog mit einer Schwester entstanden, die unsere Form des Stundengebets neu kennengelernt hat. In Gemeinschaften, bei denen diese Form des Betens eine Ausnahme ist, wird sich eine Hinführung sicher anders gestalten.

So unterschiedlich wie die Menschen, die in unsere Gemeinschaft eintreten, so unterschiedlich sind auch die Zugänge zum Chorgebet und/oder zum Gregorianischen Choral. Deshalb kann

in diesem Artikel nur berichtet werden, welche Zugangs-Kanäle es geben kann, sicher aber nicht, wie „man“ heutzutage in den Choral einführen kann.

Manche Frauen möchten gerade deshalb in unsere benediktinische Gemeinschaft eintreten, weil wir das Chorgebet in gesungener Form pflegen und praktizieren. Oder aber sie kennen gregorianischen Choral von Kursen oder anderen Gelegenheiten und sind beglückt, es hier bei uns in Regelmäßigkeit mitvollziehen zu können. Da ist die „Einführung“ dann eine „Weiterführung oder Vertiefung“. Anderen hingegen ist diese Form des gesungenen Gebets völlig fremd.

Was dann jede(r) mitbringen muss, um sich dieser Gebetsform zu nähern, ist eine gewisse Neugier, ein Interesse und nicht von vornherein Widerstand. Ohne

diese prinzipielle Neugier oder die Ahnung, dass es sich dabei um etwas Lohnendes handeln könnte, wird es nicht möglich sein, dem Beten in dieser Form nahe zu kommen.

Die Grundlage der Einführung in unser Stundengebet ist immer die Einladung: „Probiere es aus, nimm teil, lass es einfach einmal wirken, und das ruhig über eine längere Zeit.“ Es ist erstaunlich, was dadurch schon wächst. Dann kann begonnen werden, eventuelle Fragen anzugehen.

Es könnte sein, dass jemand kommt und fragt: „Erklär mir mal die Zeichen. Auch die Notenlinien sind ganz anders als ich sie kenne. Woher weiß ich, wie die Melodie geht?“ Eine andere klagt, dass diese Form des Betens mit viel zu viel Text verbunden sei und man doch gar nicht all diese vielen Worte andächtig beten könne. Wieder eine andere findet deutsches Stundengebet schön, „aber mit dem lateinischen Choralamt am Sonntag komm ich gar nicht klar, ich habe es nicht so mit Fremdsprachen.“ Da ist dann das Münsterscharzacher Choralbuch mit direkter Übersetzung eine große Hilfe. Und eine vierte bemerkt, Chorgebet sei zwar schön und erhebend, aber: „Ich kann nicht singen, ich hab zu wenig Luft.“ Jetzt ist die jeweils einführende Person gefragt.

Stimme als Ausdruck der Persönlichkeit

Ein nicht zu unterschätzender Aspekt bei der Einführung in das gesungene Stundengebet ist die Tatsache, dass die Stimme stärker als jedes andere Instrument und tiefer als Aussehen und Figur Ausdruck der eigenen, je individuellen Persönlichkeit ist. Ein Stimmbildner,

der viel in Klöstern arbeitet, hat darauf hingewiesen, dass die Stimme als sekundäres Geschlechtsmerkmal etwas höchst persönliches ist, das das Innerste nach außen bringt. Mit diesem Persönlichkeitsmerkmal muss die neue Schwester/der neue Mitbruder vorkommen dürfen. Das Gleichgewicht zwischen notwendiger Anpassung und lebendiger Individualität bedarf eines behutsamen Ausbalancierens.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Gerade in Bezug auf die Stimme bringen aber viele Menschen bereits Verletzungen aus Schule oder Pfarrgemeinde mit. Zu hören sind Sätze wie: „Du kannst nicht singen“, oder Wertungen: „Du hast eine Stimme wie...“ Diese Verletzungen stehen einem freien und unbefangenen Singen im Chorgebet entgegen – und die Gefahr neuer Verletzungen beim Einüben ist hoch. Hier sind Behutsamkeit, Toleranz und Geduld nicht nur der begleitenden Ordensfrau, sondern der gesamten Gemeinschaft erforderlich, sonst könnten die Neuen schnell auf Jahre hinweg verstummen.

Der Weg über das Singen kann eine große Hilfe werden, sich selber „leibhaftig“ betend zu erfahren. Stehen üben, Stand haben, dann über das Atmen immer mehr an innerer und äußerer Weite gewinnen, sich einfügen,

einschwingen, einordnen, anpassen; Teil werden von...; die eigene Stimme in den Gesamtklang einfügen, sich „einmischen“, daruntermischen; hörbar werden, die Erfahrung „ich bin Teil, gehöre dazu, werde mitgetragen“ – all das können beglückende (Neu-) Entdeckungen sein. Und sie bieten die Chance, durch die tägliche, regelmäßige Einübung immer mehr verinnerlicht zu werden.

Psalmen

Dazu kommt die Annäherung an die Psalmen – diese uralten, immer neuen Gebete der Menschheit, „warmgebetet“ und erprobt. Alles, wirklich alles Menschliche hat Platz in diesen Gebeten. Das ist uns heutigen bisweilen unvertraut, besonders wenn dort auch geflücht, geklagt, Gott angeklagt wird. Auch Rachegelüste oder tiefe Verzweiflung haben die Psalmbeter nicht abhalten können, sich an ihren Gott zu wenden, ihn einzubeziehen in jede Lebenslage – und letztlich IHM abzugeben, was sie selber überfordert. So können die Psalmen uns Mut machen, ebenso unserem Gott zu begegnen. Hinzu kommt: Die Psalmen waren auch die Gebete Jesu. Wir schwingen hier also ein in eine Gebetsgemeinschaft, die weit über das Heute hinausreicht.

Musiktheorie und Musikgeschichte

Anders wird die Einführung in das gesungene Stundengebet bei jungen Frauen aussehen, die vielleicht schon viel musiziert haben und jetzt eine Notation vorfinden, die ihnen unvertraut ist. Zunächst wird man die Theorie

dieser Notation erklären. Es gibt ja keine „absoluten“ Tonhöhen wie im Fünf-Linien-System. Gegebenenfalls wächst da schon die Lust, es zu probieren. Entdeckerfreude kann aufkommen: „Schaffe ich es, diese Melodie ‚vom Blatt‘ zu singen?“

Stück für Stück kann dann in der Musikgeschichte zurückgewandert werden, von den vier Linien mit Quadrat-Noten, zurückgehend auf alte Codices, die nur zwei Linien aufweisen, bis hin zu den alten Handschriften, die außer dem Text nur die Neumen notiert haben. Und mit der Erarbeitung der Neumen sind wir an dem Punkt, an dem deutlich wird, dass die „alten“ damals ganz und gar vom Text aus gegangen sind, ihn durchbetet und meditiert haben und dann das Wort der Hl. Schrift in Klang gebracht haben. Die Neumen sind ja nur „Hilfszeichen“, die an besonderen Stellen einen „Wink“ geben oder verdeutlichen, dass ein Wort besondere Beachtung bekommen soll. Es geht also nicht primär um „schöne Melodien“, sondern darum, das Wort Gottes bestmöglich zu verklänglichern, zu verkünden und zu beten.

Eine zusätzliche, bewegende Erfahrung ist es, wenn man einen der ganz alten Codices direkt zu sehen oder in die Hände bekommt und dann voller Staunen und Ehrfurcht feststellt: „Das kann ich heute lesen; es ist vor Jahrhunderten so gesungen und gebetet worden und wir singen es heute genauso – und nachfolgende Generationen werden es möglicherweise auch noch singen!“

Gebetsform

Es gilt also deutlich zu machen, dass unser Chorgebet kein Konzert ist, keine theologische Vorlesung sondern unser

gemeinsames Gebet. Darum ist es hier auch nicht wichtig oder nötig, exegetische Kenntnisse zu den Psalmen zu haben (ansonsten ist das sehr wohl wünschenswert und erforderlich!). Es kann reichen, sich in den Rhythmus einzuschwingen und sich mittragen zu lassen. Es kann sein, dass mich nur ein Wort/ ein Bild trifft, mich anspricht und durch den Tag oder noch länger begleitet. Auch muss meine Stimmung nicht der des gerade gesungenen Psalms entsprechen – aber immer wieder kann die Erfahrung gemacht werden: ich kann mich aktuell darin wiederfinden.

Identitätsstiftende Funktion

Zusätzlich kommt der Art und Weise, wie Stundengebet und Eucharistiefiern in der jeweiligen Gemeinschaft gestaltet werden, identitätsstiftende Funktion zu – und dies nicht nur, weil Regelmäßigkeit zu Beheimatung führt. Die äußere Form des gemeinsamen Betens kann auch von Außenstehenden wahrgenommen werden und ist somit ein Aspekt des Gemeinschaftslebens, bei dem die neu Eingetretenen leicht und ohne Indiskretion nach außen (etwa an Verwandte oder Freunde) weitergeben können, was sie gelernt und entdeckt haben.

Im Kontakt mit anderen Gemeinschaften stellt die in der eigenen Gemeinschaft praktizierte Form ein Abgrenzungs- und Unterscheidungsmerkmal dar (Im Sinne von: „Das ist Unseres, so machen wir das.“). Nach gemeinsamen Tagen mit Novizinnen anderer Gemeinschaften, bei denen auch je unterschiedlichen Formen des Stundengebets praktiziert und neugierig „ausprobiert“ wurden, war es häufig ein frohes Nach-

Hause-Kommen in das Eigene und wieder ein neues Stück Sicherheit: „Das ist meines, da gehöre ich hin.“

Letztlich gilt aber für die Einführung in das gesungene Chorgebet und in den Gregorianischen Choral das, was für jede Form des Unterrichtens und Vermittelns und für die gesamte Einführung ins Ordensleben unabdingbar ist: Es kommt auf das gelebte Beispiel an. Eine Gemeinschaft, die ihr gesungenes Stundengebet wach, engagiert und mit Liebe praktiziert, eine Gemeinschaft, in der das Bewusstsein um den Schatz dieser alten Gebetsform lebendig ist, Übungsformen (etwa Singstunden), in denen die Wertschätzung und Achtung vor den Melodien und Texten des Chorals und vor ihrem spirituellen Gehalt deutlich werden, Mitschwernern, die auch in Alter und Krankheit noch treu an den Gebetszeiten teilnehmen – all dies und nur dies kann eine wirkliche Einführung sein und Lust machen auf Entdeckung, Vertiefung und Wachstum.

Emmanuela Kohlhaas OSB

Sr. Dr. phil. Emmanuela Kohlhaas OSB hat von 1994 bis 2000 in Bonn Musikwissenschaft, Psychologie und Vergleichende Religionswissenschaft studiert sowie von 2010 bis 2012 an Fachhochschule in Frankfurt den Masterstudiengang „Beratung in der Arbeitswelt - Coaching, Supervision und Organisationsberatung“ absolviert. Sie ist Priorin des Benediktinerinnenklosters in Köln-Raderberg.



Emmanuela Kohlhaas OSB

Falsche Töne und heilsam-heilige Klänge

Plädoyer für ein angstfreies Singen in unserer Liturgie

Wer von uns kennt diese Situation nicht? Einige oder auch viele Ordensmitglieder sind zusammen und wollen ein Stundengebet, z.B. eine Vesper miteinander beten. Sofort steht die Frage im Raum: Singen oder „nur“ beten? Sogleich kommt die nächste Frage: Ist da jemand, der Vorsingen oder eine Schola bilden kann? In den meisten Fällen folgt darauf Zögern, betretenes Schweigen. Vielleicht doch lieber nicht Singen? Manchmal ist auch mit spürbarer Erleichterung sofort klar: Wir haben hier einen Musiker, eine Musikerin unter uns...

Noch vertrauter dürfte den meisten von uns die folgende, ganz alltägliche Situation sein. Wir singen miteinander

eine Tagzeitenliturgie. Bei jedem Psalm, Hymnus Responsorium oder Canticum gibt ein Kantor oder eine Kantordin einen Ton oder stimmt an. Am Ende desselben Gesangs sind wir alle bei erheblich tieferen Tönen angekommen. Die musikalisch Geschulten wissen dann zu sagen: das ist eine Terz eine Quart, eine Quinte tiefer... Unbehagen und das Gefühl des Versagens greift um sich. Wir haben nicht „schön“ gesungen. Da kommt dann oft das Bedürfnis auf, sich beim Gast oder Gottesdienstbesucher dafür zu entschuldigen.

Vielleicht geht das Ringen um die „richtige“ Tonhöhe aber auch wie ein Tauziehen durch das ganze Chorgebet. Kantor oder Schola beginnen, die

Gemeinschaft antwortet tiefer, die Anstimmenden machen mit einem höheren Ton weiter. Wie auf einer Schaukel geht es hin und her... Ich habe schon so manchen Musiker in einer Mischung von Respekt und Irritation dazu sagen hören: „Das könnte ich nicht aushalten.“ Spielt die Orgel, so wird in vielen Klöstern auch dem musikalischen Laien klar, wenn das Instrument und die singenden Brüder oder Schwestern in verschiedenen Tonhöhen klingen. Jeder kann das hören, nur die betroffene Gemeinschaft selbst hört es bisweilen nicht mehr, so sehr haben wir uns daran gewöhnt.

Es gibt auch Gemeinschaften, die halten die Tonhöhe. Meist sind das Frauengemeinschaften. Da ist dann oft ein leiser, hoch klingender Ton zu hören, bei dem sich jedes Mitsingen von Vorneherein verbietet. „Fast ein Sinuston“, sagte mir dazu einmal ein Musiker. Da schwingt nicht viel Lebendiges mehr mit.

Wie auch immer, ich persönlich kenne keine Gemeinschaft, in der die Frage „Singen wir schön genug?“ und das Ringen darum, die Tonhöhe zu halten, keine das Erleben der gemeinsamen Liturgie bestimmenden Themen wären. Was ist daran eigentlich so wichtig oder so schlimm, dass es uns derart beschäftigen, derartig viel Aufmerksamkeit und Energie binden kann? Wollen wir das so?

Also ich will das nicht. Deshalb habe ich mir schon vor langer Zeit angewöhnt, auf Kritik am „Sinken“ in der Tonhöhe beim Chorgebet unserer Gemeinschaft innerlich oder auch laut zu antworten: „Ja und?“ Das Stundengebet ist kein Konzert, sondern existentieller Ausdruck unseres Gebetes – und darin auch unserer aktuellen Befindlichkeit.

Die aber ist naturgemäß schwankend und wird es, wenn wir gesund sind, auch immer bleiben...

Es scheint mir an der Zeit zu sein, gerade auch angesichts der vielen älter und kleiner werdenden Gemeinschaften, unsere Ideale für das gemeinsame Stundengebet zu hinterfragen. Worauf kommt es uns wirklich an? Unsere Vorstellung von einem „gelungenen“ Stundengebet ist primär ästhetisch und – aus diesem Ideal heraus – leistungsorientiert. Wir wollen „schön“ singen, und das heißt: einheitlich, fehlerfrei, mit klaren Stimmen und auf einer stabilen Tonhöhe... Dies entspricht einem gängigen Verständnis von Musik bzw. Singen in der Liturgie, das ebenfalls ein fast ausschließlich ästhetisches ist. Die Hauptaufgabe der Musik in der Liturgie besteht demnach darin, die Liturgie „schöner“ zu machen. Aber das war nicht immer so. Wir haben uns damit sehr weit von den Ursprüngen entfernt. Ich möchte dies in Richtungen ausführen. Die erste führt weit zurück in die Vergangenheit, zu den Wurzeln oder Quellen des liturgischen Singens, und die zweite versucht eine Verschiebung der Perspektive durch den Blickwinkel einer ganz anderen, uralten und zugleich ganz neuen musikalischen Disziplin, der Musiktherapie.

Unsere Quellen

Zunächst also der Blick zurück in die Vergangenheit, nämlich in die Spätantike und das Mittelalter, also die Zeit, in der sich unserer Liturgie gerade ausgeformt hatte bzw. noch ausformte. Ich möchte durch diese kleine Zeitreise bewusst machen, was diejenigen Menschen beschäftigt hat, die noch ziemlich

am Anfang der Entwicklung dessen gestanden haben, wie wir – seit dem II. Vaticanum in der jeweiligen Muttersprache – auch heute noch unsere Liturgie feiern, und die sich erstaunlich viele Gedanken über das Singen im Gottesdienst gemacht haben, die bis heute nichts an Aussagekraft und Tiefe verloren haben.

Dabei möchte ich zuerst kurz auf den Kontext eingehen, auf die frühmittelalterliche Liturgie und die Rolle, die die Musik in ihr spielt, und ein wenig von dem vorstellen, was die mittelalterlichen Quellen zu dieser Musik zu sagen haben. Es gibt eine „Gattung“ von Texten, die besonders im frühen Mittelalter eine bedeutsame Rolle spielen, nämlich die sogenannten Messerklärungen. Das Erstaunliche an diesen Texten ist, dass sie die Messe fast ausschließlich dadurch erklären, dass sie die Gesänge in der Messe erklären. Dies allein zeugt schon von dem großen Stellenwert, den die Musik als Teil der Liturgie überhaupt in dieser Zeit hatte. Sie war nicht nur zur „Verschönerung“ da.

Singen, so erfahren wir in diesen Texten, hat u. a. in dreifacher Weise mit Bewegung zu tun.

- Ein guter Teil dieser Gesänge ist mit einer Bewegung im Raum verbunden: Es wird zu einer liturgischen Bewegung, einem Ablauf oder einem Vollzug gesungen (Einzug, Gabenbereitung usw.). Manchmal bewegen sich die Sänger und Sängerinnen dabei mit.
- Die anderen Gesänge (z. B. Graduale und Alleluja) – wie auch die Gesänge insgesamt – sollen die Menschen vor allem „innerlich bewegen“ – und zwar heftig. Da heißt es im Lateinischen z. B. *movere* oder *excitare ani-*

mos. Das bedeutet also, die Gesänge sollen „die Seelen bewegen“ oder gar „erregen“.

- Und außerdem werden die Gesänge ihrem Wesen nach als Bewegung verstanden. Augustinus definiert die Musik so: *Musica est scientia bene modulandi*.¹ Das heißt in etwa: „Musik ist das Wissen um oder die Wissenschaft von der guten Bewegung.“ Wie aber geschieht diese Bewegung oder auch das Bewegt-werden, wenn wir im Gottesdienst singen? Auf drei Stichworte aus den Quellen möchte ich kurz eingehen: die „Stimmung“, die „Verkündigung“ und das „Verständnis“. Zunächst zur Stimmung: Wie schon gesagt, geht es darum, die Seelen zu erregen und zu bewegen. Dass Musik das kann, ist in der Antike und im Mittelalter eine selbstverständliche Überzeugung. So schrieb z. B. Isidor von Sevilla, der von 600-636 Bischof in Sevilla im heutigen Spanien war – übrigens als Nachfolger seines Bruders Leander, der ebenfalls von der Kirche als Heiliger verehrt wird:

„Und so kann ohne die Musik keine Disziplin vollkommen sein; denn nichts ist ohne jene. Auch die Erde [das Weltall] selbst soll durch eine gewissen Harmonie der Töne ‚komponiert‘ [zusammengesetzt] worden sein; und der Himmel selbst dreht sich unter der Melodiebewegung der Harmonie. Die Musik bewegt die Affekte, sie fordert die Sinne zu verschiedenen Zuständen heraus. [...] Die Musik schmeichelt der Seele, [...]. Auch beruhigt die Musik erregte Seelen, wie von David zu lesen ist, [...]. Es erweist sich, dass alles, was

wir sagen oder wodurch wir innerlich vom Pulsschlag bewegt werden, durch musikalische Rhythmen verbunden ist mit den Wirkkräften der Harmonie.“²

Für uns heute ist das schon erstaunlich, welche Wirkungen und welche Wichtigkeit in diesem Text der Musik zugeschrieben werden. Die Musik wirkt also zunächst einfach durch sich selber. Sie erreicht eben „von Natur aus“ in besonderer Weise die Seele des Menschen. Ein Text, an den die mittelalterlichen Autoren immer wieder anknüpfen, legt nahe, dass diejenigen, die Texte vortragen und diejenigen, die singen zwei grundsätzlich verschiedene Funktionen haben: Die einen sollen vor allem eine Botschaft verkünden, die anderen darüber hinaus das Empfinden, die Befindlichkeit der Hörer beeinflussen: „Jene (die Lektoren) verkündigen nämlich der Volksmenge, was sie befolgen sollen, diese (die Kantoren) singen, damit die Seelen der Zuhörer sich zur *compunctio* erregen mögen.“³ – heißt es in diesem ebenfalls auf Isidor zurückgehenden und von verschiedenen späteren Autoren immer wieder zitierten Text. Ein Wort trifft man in den Texten immer an: die *compunctio*. Was ist damit gemeint? Wörtlich bedeutet *compunctio* eigentlich „Zerstechung“. Es geht also um „die Zerstechung des Herzens oder der Seele“. Das ist ziemlich stark ausgedrückt, ein eindrückliches Bild. Und das ist etwas anderes, als im ästhetischen Genuss schöner Musik zu schwelgen. Hier soll wirklich etwas passieren! Wir können dies vielleicht am ehesten verstehen, wenn wir „Sich-Treffen-Lassens“ oder „Betroffenheit“ dazu sagen, denn dies soll damit erreicht werden.

Deshalb singen wir im Gottesdienst: Im Innersten soll sich etwas öffnen, soll etwas ankommen.

Die alten Texte kommen immer wieder auf diese Fähigkeit der Musik zurück. Es gibt lange Listen mit den *effectus*, den Wirkungen der Musik. Da geht es um diese Offenheit, das Sich-Treffen-Lassen, aber auch um Heilung, um Gemeinschaft und schließlich um Kontemplation. Folgendes Zitat von Hrabanus Maurus⁴ bringt dieses Verständnis der Musik auf den Punkt:

„Denn alle unsere Affekte werden wegen der Verschiedenartigkeit oder Neuheit der Töne – ich weiß nicht durch welche geheimnisvolle Verwandtschaft – stärker erregt, so oft mit lieblicher und kunstvoller Stimme gesungen wird.“⁵

Das ganze Mittelalter hindurch bleibt man sich dieses Aspektes der Musik bewusst. Sie behält dabei etwas Geheimnisvolles, letztlich nicht Erklärbares. Sie hat eine unmittelbare Wirkung auf den Menschen, die sich jedem Erklärungsversuch entzieht...

Über all dies vergessen die reflektierenden Quellen nicht, dass der Inhalt des Textes von zentraler Bedeutung ist. Dies betrifft nun die beiden anderen zentralen Stichworte: die *Verkündigung* und das (bzw. deren) *Verständnis*, die um diese Zeit viel selbstverständlicher, als wir uns heute vorstellen können, mit dem zuvor Gesagten verbunden sind.

Um das zu verstehen, ist es hilfreich, noch weiter zurückzublicken, nämlich in die römische Antike. Da gibt es ein Wort, das wir mit Verkündigung übersetzen können, das aber noch eine ganz andere Bedeutung hat, die uns zeigt,

wie Sprache und Musik zusammenhängen. Ich meine das Wort *pronuntiatio*. Was ist das?

Gemeint ist damit eine besondere Art der Vortragskunst eines Textes. Gelegentlich wird bei wichtigen Lehrern der Rhetorik in diesem Zusammenhang auch vom Gesang gesprochen. So fährt Cicero, nachdem er die Ausdrucksfähigkeit im Gesang gerühmt hat, mit den Worten fort (ich zitiere hier zunächst das lateinische Original): *est autem etiam in dicendo cantus obscurior* – „es gibt aber auch beim Sprechen einen (unterschwellig) verborgenen Gesang.“⁶ Quintilian, er lebte von ca. von 35 bis 96 nach Chr. und war der erste staatliche bezahlte Professor für Rhetorik in Rom, knüpft an diesen Text an und schreibt in seinem Buch über die Redekunst ein Kapitel über die *pronuntiatio*. Dort wird dieser Zusammenhang nicht nur erklärt, sondern lebendig dargestellt. Es ist ein reizvolles Experiment, diesen Text einmal so zu sprechen, dass das, was beschrieben wird, zugleich auch durch die Stimme nachvollzogen wird:

„So wird die Stimme als Vermittlerin der Stimmung, die wir in sie hineinlegt haben, auf die Richter übertragen: Denn sie zeigt, was wir denken und fühlen, und sie hat ebenso viele Wandlungen, wie es auch dort gibt. Daher *fließt sie*, wenn wir uns mit freudigen Gegenständen beschäftigen, *voll* und einfach [...], aber im Kampf bietet sie alle Kräfte auf und ist gleichsam *aufs höchste gespannt*; im Zorn erregt, *rauh* die Worte stoßartig hervorschleudernd und mit häufigen Atemzügen: [...] Wenn man eine schlechte Stimmung

(gegen seinen Gegner) schaffen will, ist die Stimme etwas *langsamer*, [...]; aber bei Schmeicheln, Gestehen, Entschuldigen und Bitten ist sie sanft und *leise*. [...] zur Erregung von Mitleid *leicht singend*, weinerlich und mit Absicht *etwas dunkler* [...] bei der Darlegung von Tatsachen und im Gespräch ohne Modulation und in *mittlerer Höhe zwischen einem hohen und tiefen Ton*. Bei erregtem Gemütszustand *steigt sie*, bei ruhigerem *fällt sie im Tone*, und zwar entsprechend dem Thema *höher oder tiefer*.“⁷

Das ist erstklassige Rhetorik, die man sich bei Lektoren/Lektorinnen, Predigern, aber auch anderen primär mit der Sprache arbeitenden Berufsgruppen, wie z. B. Lehrerinnen und Lehrern, nur wünschen kann. Das Zuhören fiel sehr viel leichter, und der Inhalt käme viel tiefer an. Zugleich hat dies ganz viel mit Musik, mit Singen zu tun. Das braucht keine weitere Erläuterung. Ich hoffe, dass jeder und jede, die das Experiment wagen, den in der Sprache verborgenen Gesang hören können.

Aus dieser antiken Redekunst wird nun eine liturgische Vortragskunst – eine Kunst der Verkündigung, die im liturgischen Gesang einen besonders dichten Ausdruck findet. Denn die Musik unterstützt und verstärkt diese Wirkung noch, „damit alle dem menschlichen Geist und dem Empfinden verfügbaren Möglichkeiten zum Verstehen hin bewegt werden sollen...“, so sagt es eine dieser alten Quellen.

Zusammenfassend möchte ich festhalten, dass das Singen in der Liturgie seiner ursprünglichen Intention nach nicht auf eine oberflächliche, leistungsorientierte Ästhetik beschränkt werden

kann. Es hat vielmehr eine zutiefst existentielle Funktion. Dies möchte ich nun im Folgenden durch einen Wechsel der Perspektive noch bestärken.

Perspektivwechsel

Es ist schon sehr viel gewonnen, wenn das Bewusstsein gepflegt wird, dass Musik sehr viel mehr ist als eine „Verschönerung“ oder gar ein schöner Luxus. Musik ist existentieller Bestandteil der Liturgie, und dies auf ganz schlichte, unaufdringliche, aber höchst effektive Weise.

Musik in der Liturgie ist *heilsam* und *heilig*. Die Worte: *Heil* – *Heilen* – *Heilung* – *Heilig* sind ja schon rein sprachlich eng miteinander verbunden. Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „heil“ zeigen dies: ‚heil, gesund, unversehrt, gerettet‘, engl. whole, ganz; völlig; vollständig; gesund; heil‘ und hale, frisch; ungeschwächt‘. Das Wort ist vermutlich aus dem kultischen Bereich in die Profansprache gedrungen.⁸ Um dies zu vertiefen, lohnt es, sich ein wenig in der Disziplin umzuschauen, die sich der Heilung durch Musik verschrieben hat, nämlich der Musiktherapie. Die Musiktherapie ist uralt und brandneu zugleich⁹; Musiktherapeuten /-innen verstehen sich als in einer außergewöhnlich alten Tradition stehend, die zumindest ursprünglich unübersehbar religiös motiviert ist. Für die „magisch-mythische Form der Musikheilung“¹⁰, die als die gängige Heilungspraxis durch Musik bis in die Frühantike genannt wird, wird auf der Homepage des Berufsverbandes ein beeindruckend altes Beispiel angeführt: „Encheduanna, Tochter des Königs Sargon von Akkad in der sumerisch-akkadischen Zeit

(vor ca. 4200 Jahren) komponierte und dichtete 42 Tempelhymnen, mit denen sie Kranke heilen konnte.“¹¹ Später, in Antike und Mittelalter „diente die Musik zur Wiederherstellung geistig-seelischer Harmonie und psycho-physischer Proportionen. Kranke Menschen befanden sich in Unordnung, die harmonisiert werden musste. Neben diesen reinigenden und ordnenden Effekten sollte die Musik gleichzeitig die Seele erziehen.“¹² Dies entspricht der bereits erwähnten Bedeutung des Singens in den oben genannten Quellen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Beim „therapeutischen Musizieren (...) liegt das Augenmerk weniger auf dem zu gestaltenden Endprodukt als vielmehr auf dem Prozess des Musizierens.“¹³ In der Musiktherapie wird von der Voraussetzung ausgegangen, dass „Musik als zentrales Wahrnehmungs-, Begegnungs-, Erlebnis- und Gestaltungsfeld [...] Veränderung, Reifung und Wachstum“ ermöglicht.¹⁴ Dies ist eine genauso umfassende wie beeindruckende, aber zugleich ganz selbstverständliche Aussage über die Musik, den Gesang.

In der Musik *nehme ich wahr*; im Hören, aber auch im eigenen Tun als Ausdruck meiner selbst. In der Musik und durch die Musik *begegne ich* anderen Menschen, aber auch mir selbst;

erprobe meine eigenen Möglichkeiten und trete gleichzeitig in Beziehung zu einer Wirklichkeit außerhalb meiner selbst, setze mich damit auseinander. In der Musik *erlebe ich* einen Klang, einen Raum, meine Stimme, einen anderen Menschen, Gemeinschaft, mich selbst... Und *ich gestalte* all dies, wenn ich aktiv musiziere. So *verändere ich mich* selbst, lasse an mich heran und lasse los, komme zu mir selbst und gehe aus mir heraus, entdecke meine Möglichkeiten und verarbeite, was mich belastet: *Reifung und Wachstum* wird möglich. – So sollte es auch bei unserem gemeinsamen Singen in der Liturgie sein. Voraussetzung ist, dass angstfrei musiziert werden kann, dass das Ergebnis nicht primär an „richtigen Tönen“ gemessen wird. Für viele Menschen sind Kindheits- und Jugenderfahrungen mit dem Singen durch Leistungsdruck und Misserfolg belastet, und so wurde in ihnen z.B. die feste Überzeugung verwurzelt: „Ich kann nicht singen!“ oder aber „Singen ist etwas, das ich richtig machen muss, bei dem ich nach ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ bewertet werde“ und viele ähnliche Erfahrungen mehr. Vielfach wurde dies dann in den Noviziatserfahrungen bzw. den Erfahrungen im Orden allgemein noch bestätigt, sehr zum Nachteil für unsere Liturgie. Wie befreiend kann es da sein, die Erfahrung zu machen: „Und ich kann es doch!“ – denn ich darf dabei einfach ich selber sein, brauche den Ton nur herauszulassen. Das hat dann auch etwas mit menschlicher und geistlicher Reife zu tun:

„Nicht das leistungsorientierte Ausführen von Tonkaskaden und Spitzentönen öffnet Ohr und Stimme für

den ausgereiften Klang, sondern eine ruhige, gehorchende innere Haltung, die empfängt, was im eigenen Klang erscheint.

Die Art und Weise wie der Körper lernt, die Lebensenergie fließen zu lassen, der Weg, wirklich horchen zu lernen, (...) haben, genau betrachtet, einen rituellen Aspekt. Zuletzt entlarvt sich der Vorgang des freien Singens als reines Ritual.“¹⁵

Fazit

Ich hoffe, mein Anliegen ist hinreichend klar geworden. Ich möchte zu einem Paradigmenwechsel beim Singen in der Liturgie in unseren Gemeinschaften ermutigen: Weg von der Fixierung auf ein ästhetisches Leistungsdenken und hin zu mehr Freude am Prozess. Damit auch für uns gilt, was oben gesagt wurde: So „liegt das Augenmerk weniger auf dem zu gestaltenden Endprodukt als vielmehr auf dem Prozess des Musizierens.“ Alte oder auch ungeübte Stimmen, in denen Gelassenheit und Reife klingen statt der Angst, eine bestimmte Tonhöhe nicht (mehr) erreichen zu können oder sonst eine Leistung nicht (mehr) erfüllen zu können, sind von großer Authentizität, Aussagekraft und auch „Schönheit“. Diese Schönheit ist dann ein „Nebenprodukt“ unseres Betens. Das ist so ähnlich wie beim Glück. Alle suchen es, es lässt sich aber nur finden, wenn ich nicht darauf fixiert bin.

Gelingt dies beim Singen, so wird eine ganz neue, viel tiefere Art von „Schönheit“ verwirklicht, der natürliche Grenzen wie das Altern der Stimme oder das Absinken der Tonhöhe nicht wirklich etwas anhaben können. Wie wunderbar wäre es, wenn folgendes Zitat einer

Gesangslehrerin bei unserem Singen in der Liturgie immer mehr Wirklichkeit werden würde:

„Wir lernen Singen, um aus seelischen Wirklichkeiten, tönende Wirklichkeiten zu machen. Wir lernen Singen, aus dem tiefen Glauben an die fundamentale Wahrheit des Schönen. Wir lernen Singen, um in diese unfreie, von Angst beherrschte, von Zerissenheit bedrohte Welt den Lebensbegriff der Freiheit immer neu hineinzustrahlen. Wir lernen Singen, damit irgendwo auf dieser problematischen Erde die Menschheit ein Sprachrohr hat für alles, was stumm geworden ist. Einer steht da oben und singt aus dem Urgrund aller: Schmerz, Freude, Zärtlichkeit, Wärme, Wiedergeburt naturhafter Ganzheit, Unendlichkeit des Menschenherzens – bis zu dem Erlebnis des Gewaltigen, dem glühenden Emporgelassen werden zum Erhabenen.“¹⁶

.....

1 Aurelius Augustinus, De musica 1.2.3.

2 Isidor, Sententia de Musica, in: Martin Gerbert, Scriptores ecclesiastici de musica sacra, Bd. 1, St. Blasien 1784, Ausgabe: Mailand 1931, 20; Übersetzung aus: Emmanuela Kohlhaas, Musik und Sprache im Gregorianischen Gesang, Beihefte zum Archiv für Musikwissenschaft 49, Stuttgart 2001.

3 Patrologia Latina (PL) 82, Sp. 292.

4 Er hat von etwa 780 bis 856 gelebt und in Fulda ein riesiges Kloster mit 700 Mönchen geleitet, bevor er Erzbischof in Mainz wurde. Der Pfingsthymnus „Veni Creator Spiritus“ geht wahrscheinlich auf ihn zurück.

5 PL 107, Sp. 361.

6 M. Tulli Ciceronis Ad M. Brutum Orator, hrsg. von John Edwin Sandys, Cambridge 1885, 65.

7 Vgl. M. Fabi Quintiliani (ca. 35 – 100 n. Chr.), Institutio oratoria, Bd. 2, 11.3.61-65, hrsg. von M. Winterbottom, Oxford 1970, 665f.

8 Das Herkunftswörterbuch, Duden Bd. 7, Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich ²1997, 276.

9 Deutsche Gesellschaft für Musiktherapie Online April 03 Deutsche Gesellschaft für Musiktherapie, Libauer Straße 17, 10245 Berlin Internetredaktion news@musiktherapie.de; 8/2006; www.musiktherapie.de.: „Musiktherapie ist bestimmt eine der ältesten Formen der Psychotherapie, ja der Therapie überhaupt. Musiktherapie ist (...) erst in den letzten 20 bis 25 Jahren zu einer eigentlichen Disziplin geworden.“

10 Deutsche Gesellschaft für Musiktherapie Online, Geschichte, 8/2006; www.musiktherapie.de.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Konzeption des Musiktherapie Institut Rendsburg (MIR) http://www.musiktherapie-rendsbuerg.de/files/mir_konzept_1.pdf, 15, 12.1.2013.

14 Kasseler Konferenz Musiktherapeutischer Vereinigungen in Deutschland, Erste Konsensbildung zum Berufsbild. Eine verbandsübergreifende Arbeit der Delegierten aller musiktherapeutischen Organisationen; Konsensformulierung zu 5 „Spezifische Merkmale“, http://www.musiktherapie.de/fileadmin/user_upload/medien/pdf/berufsbild.pdf, 12.1.2013.

15 Gisela Rohmert, Der Sänger auf dem Weg zum Klang, vgl. <http://www.lisazehner.de/philosophie/sinn-zweck-suche-und-andere-gedanken/>; 12.1.2013.

16 Franziska Martienßen-Lohmann, Wie erhebt sich das Herz!, vgl. ebd.

Michael Pfeifer

Michael Pfeifer ist Theologe, Kirchenmusiker und Buchgestalter sowie im Verlagswesen und der kirchlichen Erwachsenenbildung tätig. Darüber hinaus ist er Referent für liturgische Bildung im Bistum Würzburg.



Michael Pfeifer

Eine Pfarrei ist kein Kloster¹

Stundengebet in Gemeindekirchen feiern

Den Seelsorgern empfahl das 2. Vatikanische Konzil, sich um die gemeinsame Feier des Stundengebets in den Gemeinden zu bemühen. (SC 100) In den seither vergangenen vier Jahrzehnten kam es jedoch kaum irgendwo zu einer echten Verwurzelung dieser Liturgie in den Pfarreien. Und das, obwohl seit knapp zwanzig Jahren zunehmend Gestaltungshilfen, Werkbücher und Studien zum Thema erscheinen.

Alle diese Publikationen versuchen, Gemeinden das Stundengebet schmackhaft zu machen, indem sie die einen oder anderen rituellen oder textlich-musikalischen Elemente zur traditionellen Grundstruktur der Liturgia horarum hinzufügen. Je nach Anlass ergänzt

man etwa einen Weihrauchritus, eine Taufenerneuerung oder eine Lichterprozession, das Grundgerüst aber bleiben Psalmen und Cantica. Und hier liegt das Problem!

Wirft man einen Blick auf die Entwicklung unserer heutigen Stundenliturgie erkennt man schnell, dass es sich dabei um eine klösterliche Gebetsform handelt. Die frühen Mönche nutzen den Psalter als Gebetbuch. Oft kannten sie ihn sogar auswendig. In der Klosterregel des Mönchsvaters Benedikt (+547) findet man schon weitgehend die Form von Vesper und Laudes, die wir heute feiern, wenn auch die Zahl der Psalmen im Lauf der Jahrhunderte etwas reduziert wurde.

Seit den Anfängen des Christentums und mancherorts bis weit über die erste Jahrtausendwende hinaus folgte gemeindliches Beten abseits der Klöster jedoch einer gänzlich anderen Struktur. Die Liturgie war weniger „textlastig“. Es standen mehr die Riten im Vordergrund. Außer den Vorbetern und Kantoren musste niemand lesen können: Kehrverse, Rufe, Lieder und Gebete kannte man auswendig. So begann das Abendgebet in einer Pfarrkirche mit dem Hereintragen bzw. Entzünden des Lichtes. Der zunächst aus praktischen Gründen notwendige Vorgang wurde spirituell gedeutet und Christus als das „freundliche Licht“ des Vaters besungen. Danach folgten dann doch Psalmen. Anders als in der monastischen Vesper aber stets die selben, meist beginnend mit Ps 141, dessen 2. Vers ihn zum Abendpsalm par excellence macht: „Wie Weihrauch steige mein Gebet vor dir auf; als Abendopfer gelte vor dir, wenn ich meine Hände erhebe.“ Und wieder: War der Psalm zusammen mit einigen weiteren zunächst nur als Abendgebet in Gebrauch, wurde der Text bald rituell gedeutet und zum Begleitgesang eines Weihrauchritus, der wiederum in Zusammenhang mit der abendlichen Bitte um Sündenvergebung gebracht wurde. In den Vortrag der Psalmen stimmte die Gemeinde wohl immer wieder mit Kehrversen ein. Es folgten evtl. Lesung(en) und eine Homilie, bevor der Gottesdienst mit einer Fürbitt-Litanei, dem Vater unser und dem Segen schloss.

Im Laufe der Zeit haben sich der klösterliche und der gemeindliche Stil der Tagzeitenliturgie gegenseitig beeinflusst. Schließlich entstand eine Mischform, in deren Wahrnehmung

das monastisch-psalmodische Element überwiegt. Dies trug entscheidend dazu bei, dass das Stundengebet mehr und mehr von der Gemeinde auf die Kleriker überging: Noch vor einer Generation kannte man das Brevier ausschließlich als Gebetbuch des Klerus. Da die ursprünglichen Funktionen mancher Strukturelemente unter dem sie umkleidenden monastischen Habit längst nicht mehr erkennbar waren, verlor sich auch die Spur gemeindlicher Tagzeitenliturgie im Nebel der Geschichte.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Versucht man ihn zu lichten, lässt sich der Umriss der Gemeindevesper aber durchaus noch erahnen. Nach der monastischen Psalmodie stößt man zunächst auf eine Kurzlesung, die einst sehr häufig aus 2 Kor 1,3–4 bestand: „Gepriesen sei der Gott und Vater Jesu Christi, unseres Herrn, der Vater des Erbarmens und der Gott allen Trostes ...“ Dieser Vers kommt dem Eingangssegen der byzantinischen Vesper recht nahe. Wenn man bedenkt, dass das Kapitel traditionell ohne Ankündigung und Akklamation gelesen wird, erhärtet sich die Vermutung, dass wir es hier nicht eigentlich mit einer Schriftlesung, sondern mit dem Eröffnungsruf des „kathedralen Teils“ der römischen Vesper zu tun haben. Das auf die Kurzlesung

folgende Responsorium war häufig aus Versen des Ps 104 zusammengesetzt und hielt damit möglicherweise eine Erinnerung an den Eingangspsalmen wach, der in voller Länge noch bei den Byzantinern gesprochen wird. Der früher an dieser Stelle folgende Hymnus hat einen Bezug zur Tages- oder Festzeit und entspricht damit dem Hymnus zum Lichtentzündungen. Vor dem Magnifikat schließlich erklang in Ruf und Antwort der Versikel, ein Verspaar, das zumeist Ps 141,2 entnommen war. Darin ist ein Relikt des ganzen Psalms zu erkennen, der einst an dieser Stelle zur Begleitung des Weihrauchritus gesungen wurde und der zwischenzeitlich auf das Magnifikat übergegangen ist. Die kurzen Kyrierufe, die nach dem Magnifikat das Vater unser einleiten, sind wie eine Reminiszenz an eine ausführliche Kyrie-Litanei, in der der Diakon Bitten für Kirche und Welt vortrug und die alle mit Kyrie eleison beantworteten. Das Herrengebet fasst diese Bitten zusammen und führt sie weiter.

Eine solch analytische Betrachtung der liturgischen Struktur hilft aber nicht unmittelbar, um die Akzeptanz des Stundengebets zu erhöhen. Es ist eben dieser monastische Habit, der sie verhindert. Psalmensingen ist eben etwas für „Profis“! Bei allem wundervollen Reichtum des Psalters, muss ich zunächst das Handwerk können: Ich muss die Psalmtöne beherrschen, wissen, welche Höhen und Tiefen, sich hinter Unterstrichen und Klammern, hinter Schrägstrichen und Sternchen verbergen. Selbst im gesprochenen Vollzug, muss ich noch mit den Pausen umgehen können. Erst wenn mir das ganz selbstverständlich von der Hand geht, wird auch diese Gebetsform zu meiner

eigenen. Für viele ein weiter Weg, auf dem sich früh Frustration einstellt.

Wer heute gemeindliches Stundengebet neu einführen will, ist gut beraten, sich demgegenüber auf dessen Wurzeln zu besinnen und nicht zu versuchen aus der Pfarrei ein kleines Kloster zu machen. Der einfache Dreiklang von Lichtritus, Weihrauchritus und Allgemeinem Gebet, angereichert durch einen Lesegottesdienst, könnte hier eine gute Lösung sein, gemeindliches Abendgebet neu in unseren Kirchen zu etablieren. Der Gottesdienst kann sehr feierlich gestaltet werden, wirkt aber schon in ganz schlichter Form sehr ansprechend. Dabei kommt er ohne viele Worte aus und wirkt allein schon dadurch einem oft gehörten Vorwurf entgegen, von Laien geleitete Gottesdienste beschränkten sich rituell auf einen Wechsel von gesungenen und gesprochenen Worten. Selbstverständlich braucht es dazu etwas Sensibilität und Übung im Umgang mit dem liturgischen Raum, den Geräten (Leuchter, Rauchfass ...) wie der eigenen Körperhaltung und -verortung. Zudem ist es keineswegs von Nachteil, möglichst viele Elemente der Gemeindevesper übers Jahr unverändert zu lassen und allenfalls in der Rolle des Vorstehers und des Lektors Anpassungen an das Kirchenjahr vorzunehmen. Die Teilnehmer danken es, wenn sie im Vorfeld wissen, was sie erwartet. Auch wird die Vorbereitungszeit dadurch minimiert.

Vielleicht ist es erst heute, 50 Jahre nach Verkündung der Liturgiekonstitution, da in vielen Kirchen kein Kleriker mehr zur Leitung täglicher oder auch nur wöchentlicher Gottesdienste zur Verfügung steht, endlich an der Zeit, das Stundengebet neu für die Pfarreien



zu entdecken. Erfolg verspricht eine Form, die gemeindlichem Beten entspricht und gleichzeitig in der Tradition verankert ist: die Gemeindevesper.

Die Gemeindevesper besteht nach alter Tradition aus drei festen und einem variablen Element. Jedes dieser Elemente folgt seinerseits einem ähnlich gegliederten Aufbau.

- Lichtritus: Akklamation – Hymnus – Oration
- [Lesegottesdienst: etwa Lesung – Stille – Responsorium, oder Psalm – Stille – Oration]
- Weihrauchritus: Akklamation – Psalm 141 (Kehrvors) – Oration
- Allgemeines Gebet: Fürbitt-Litanei – Vaterunser

Das hier beschriebene Modell der Gemeindevesper erhalten Sie als achtseitiges Heft im Buchhandel oder direkt vom Verfasser. Es enthält alle erforderlichen Texte und Melodien, darunter auch eine Neuvertonung des Lichthymnus „Phos hilaron“ in der Übersetzung des „Gotteslob“ und leicht singbare Verse aus Psalm 141: Gemeindevesper, ISBN 3-978-933915-09-2. – € 3.00 (ab 10 Expl.: € 1.00)

.....

1 Der vorliegende Beitrag ist eine erweiterte Fassung des Artikels, der erstmals in der Zeitschrift „Gottesdienst“ 2011/ Nr.1 erschienen ist.

M. Ancilla Röttger OSC

Sr. M. Ancilla Röttger OSC, geboren 1951, trat 1976 in den Klarissenkonvent am Dom zu Münster ein, wo sie bis heute lebt. Sie steht der Gemeinschaft als Äbtissin vor.



M. Ancilla Röttger OSC

Geschlossen und doch offen

Das Klarissenkloster in Münster und der Gebetsdienst der Schwestern am Dom

In der Zeit von 1971 bis 1975 fand in Würzburg eine gemeinsame Synode der Bistümer Deutschlands statt, die sich zur Aufgabe gesetzt hatte, die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Blick zu nehmen und konkrete Möglichkeiten der Umsetzung zu suchen. Einer der Beschlüsse dieser Würzburger Synode befasst sich mit dem Auftrag und den pastoralen Diensten der Orden und geistlichen Gemeinschaften¹. Mehrfach betont wird in den Beschlüssen zu diesem Thema, dass es keine „Flucht in eine weltlose Innerlichkeit, Meditation, Kontemplation und Liturgie“² geben darf, keine Isolation innerhalb der menschlichen Gemeinschaft. Es geht darum, dass die geistlichen „Gemeinschaften mitten im Gottesvolk ihren Platz haben, ohne Verleugnung ihrer Eigenart“³. Dem entsprechend gibt es dann auch konkrete

Vorschläge für die monastischen und kontemplativen Orden⁴, von denen erwartet wird, „dass sie ihren Dienst vor Gott wirksamer in das kirchliche Leben einbringen. Das setzt voraus, dass sie nicht durch das Festhalten an nur zeitbedingten Formen und Gebräuchen in eine unfruchtbare Isolierung geraten“. Eine Überprüfung der Klausurregelungen der streng beschaulichen Klöster wurde für dringend notwendig erachtet und auch den kirchlichen Autoritäten nahe gelegt. „Bei aller Bedeutung für das Eigenleben der Gemeinschaft und die notwendige Sammlung darf die Klausur nicht zum Hindernis werden für einen realen Kontakt mit den Anliegen und Nöten der Mitmenschen und mit den wesentlichen Vorgängen in Kirche und Welt“. Dabei wäre die Klausur in der Auseinandersetzung mit den modernen Medien generell neu zu

definieren. Da den monastischen und kontemplativen Klöstern „der gemeinsame Gottesdienst als Lobpreis, Dank und Fürbitte“ als Mitte ihres Lebens zugesprochen wird, ist genau dies der Ort, wo es gilt sich den Menschen zu öffnen, was Ort, Gestaltung, Gebetsprache und Symbolik betrifft.

Genau in die Zeit der Ausarbeitung dieser Beschlüsse fällt die Gründung unseres Konvents am Dom in Münster im Dezember 1973. Bischof Heinrich Tenhumberg, der damals aus dem Klarissenkloster an der Scharnhorststraße in Münster einige Schwestern erbat, die dann als kleine Gemeinschaft am Dom einen Gebetsdienst übernehmen sollten, trug uns von Anfang an auf, die von uns im Dom gefeierte Liturgie so einfach zu gestalten, dass die Menschen mitbeten könnten. Außerdem war es sein Wunsch, dass wir unsere Hauskapelle nicht für die allgemeine Teilnahme der Gläubigen öffnen, sondern als Klausurkapelle nutzen. Es ging ihm darum, im Dom Gebet erfahrbar zu machen. So pendeln wir täglich zwischen dem Dom und unserem Kloster, das im Schatten des Domes liegt und kaum als Kloster erkennbar ist, hin und her.

Zunächst war uns aufgetragen, von Montag bis Freitag um 17.15 Uhr im Dom die Vesper und eine Zeit lang sogar die Komplet zu beten, sonntags die nachmittägliche Vesper mitzufeiern, eine Eucharistiefeier am Sonntag mitzugestalten und an allen wichtigen feierlichen Gottesdiensten teilzunehmen, um stellvertretend für die anderen kontemplativen Gemeinschaften des Bistums das Zeugnis einer betenden Gemeinschaft zu geben. Dazu wurde uns ein fester Platz im Chorgestühl unter dem Klerus zugewiesen, was uns

bei großen Gottesdiensten manchmal die Rückmeldung einiger Gottesdienstteilnehmerinnen einbrachte: Wie gut, dass zwischen all den Männern ein paar Frauen sitzen.

Anfangs feierten wir die sonntägliche Eucharistie morgens mit, doch nach kurzer Zeit übernahmen wir die Abendmesse um 18.30 Uhr an allen Sonntag und Feiertagen. In den ersten Jahren kamen die Priester, die diese Abendmesse zelebrierten, zu uns, um mit uns über ihre Predigtgedanken zu sprechen, damit wir die passenden Lieder aussuchen konnten. Einige Jahrzehnte lang erstellten wir für diese hl. Messe einen eigenen Liedplan, in den ein bis zwei mehrstimmige Lieder eingefügt waren. Zugleich trug und trägt immer noch eine unserer Schwestern eine der beiden Sonntagslesungen und die Fürbitten vor. Mit den Jahren bildete sich für diese Abendmesse neben den zahlreichen Dombesuchern auch ein fester Stamm von Gottesdienstbesuchern aus, mit denen uns eine Vertrautheit verbindet, die uns – oft namenlos – beim Betreten oder Verlassen des Domes ansprechen, Sorgen und Nöte nennen, uns manchmal ihre kleinen Kinder vorstellen, – einfach auf unkonventionelle Weise Nähe suchen.

Die sonntägliche Abendmesse hatte Rückwirkungen auf unsere klösterliche Liturgie. Um das Fehlen der Eucharistiefeier am Sonntagmorgen etwas auszugleichen, erhielten die Laudes einen stärkeren Akzent, indem wir das jeweilige Sonntagsevangelium als Lesung nehmen und anschließend eine Schriftmeditation halten. Auf Wunsch des damaligen Bischofs nahmen wir an allen großen Feiern im Dom teil. Das hatte zur Folge, dass wir an manchen Festen

morgens um 10 Uhr ins Pontifikalamt gingen, nachmittags um 15 Uhr zur Vesper oder eventuell zu einer Diakonen- oder Priesterweihe und um 18.30 Uhr wieder zur Abendmesse. Durch diese Domgottesdienstanhäufung geriet das Beten unseres eigenen Offiziums aus Zeitgründen durcheinander, so dass wir beschlossen, die Teilnahme an Pontifikalämtern etwas zu reduzieren.

Seit dem 2. Januar 1974 beten wir von Montag bis Freitag im Dom nachmittags die Vesper, was uns von Beginn an intensiv in die Spannung zwischen „geschlossen“ und „offen“ hineinführte. Zunächst bot sich die Sakramentskapelle als Gebetsort an, die in ihrer Geschlossenheit ein Gemeinschaftsgefühl beim Beten erweckte und dennoch zum Hauptschiff des Domes hin offen ist. Von Anfang an schlossen sich Menschen an, die das regelmäßige Gebet suchten, auch wenn sie nicht jeden Tag kommen konnten. Die um den Dom herum wohnenden Priester nahmen an der Vesper teil und hielten eine kurze Homilie. Allerdings erwies sich die Sakramentskapelle bald als zu klein, und bei der Suche nach einem neuen Ort im Dom erfuhren wir, wie wichtig der Gebetsort ist. Wir zogen um in das Hauptschiff des Domes. Hier zeigte sich der Raum für die Wochentagsvesper allerdings als zu offen und es bildete sich keine wirkliche Gebetsgemeinschaft. Im Hochchor des Domes starteten wir einen weiteren Versuch, der daran scheiterte, dass dieser Ort wiederum zu geschlossen war, denn nach Beginn der Vesper hatte niemand mehr den Mut hinzuzukommen. Schließlich fanden wir im Westchor des Domes den geeigneten Raum: geschlossen und doch offen. Die Vesperbeter sitzen sich in den alten Chorbänken gegenüber,

und obwohl der Raum zum Hauptschiff des Domes hin offen ist, entsteht doch eine vertraute Zusammengehörigkeit im Gebet. Menschen gehen während der Vesper vorbei, bleiben kurz stehen oder schließen sich einfach an. Manche verlassen die Vesper früher, weil sie einen Termin einhalten müssen – und es stört die Gebetsatmosphäre nicht. Oft schließen größere Gruppen eine Dombesichtigung mit dem Gebet der Vesper ab oder Gruppen, die unser Kloster zum Gespräch besucht haben, gehen mit zum Gebet in den Dom.

Zwar haben wir einen festen Platz im Chorgestühl, von dem aus die Schola vorsingt, doch sitzen wir nicht getrennt von den Mitbetenden, was eine vertraute Nähe zu denen wachsen lässt, die lange Zeit regelmäßig mitbeten.

Auch bezüglich der Gebetsprachen gab es einige Experimente. In der Annahme, die Sprache der Psalmen sei für Menschen von heute ohne ein gewisses Vertrautsein mit der Bibel schwer verständlich, erarbeitete ein Kapuziner mit uns eine Formulierung einiger Psalmen in „heutiger“ Sprache. Mit diesem Modernisierungsversuch der Gebetsprache machten wir die Erfahrung, dass nach mehrmaligem Beten die Texte schal wurden, während die Originalpsalmen sich immer wieder beten lassen, und wir kehrten zu den normalen Übersetzungen zurück.

Einige Jahre lang entwickelte sich die Vesper zum Treffpunkt einiger Studierenden, die einzeln kamen, nach der Vesper gemeinsam wegingen und noch draußen auf den Domstufen sitzen blieben.

Seit circa 25 Jahren gestalten die verschiedenen kfd-Gruppen der einzelnen Stadtdekanate einmal im Monat die



Vesper mit, und zwar immer am zweiten Mittwoch im Monat, wobei dann auch die Frauen die Lesung und die Fürbitten übernehmen.

Anders als eine Klosterkirche stellt uns der Dom manchmal mitten hinein in gesellschaftliche Auseinandersetzungen. Als einmal eine sehr große Zahl Sintis und Romas in der Domkirche Asyl suchten und auch zur gewohnten Vesperzeit die Kirche bevölkerten, fragte ein junger Theologiestudent, ob man denn jetzt überhaupt die Vesper beten könne. Und wir meinten: wenn nicht jetzt, wann denn dann?! Und es war am Ende eine recht intensive Gebetsatmosphäre, angereichert mit der Not all der Asylsuchenden im Dom.

Im Laufe der Jahre zeigte sich, dass die Vesper nicht eine klösterliche Angelegenheit ist, sondern mitten ins Leben der Menschen gehört, die das regelmäßige Angebot in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen als Halt erfahren. Und sie verlangen keine aufwendige Abwechslung in Gebetstexten und Musik, sondern eine alltägliche Beständigkeit, die trägt. Damit die Menschen mitsingen konnten, verwendeten wir das allgemein bekannte Gotteslob und später das Vesperbuch zum Gotteslob.

Noch bei weiteren liturgischen Ereignissen wurden wir mit der Zeit einbezogen. So singen wir zum Beispiel auf Wunsch der Weihekandidaten bei den Weihen der Priester, der ständigen Diakone oder auch der Bischöfe die Allerheiligenlitanei.

In der Weihnachtsnacht wird der Dom eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes geöffnet und innerhalb von wenigen Minuten sind die Sitzplätze besetzt. Um dem daraufhin einsetzenden Geräuschpegel einer Markthalle

entgegenzuwirken, halten wir seit vielen Jahren eine Einstimmung in die Christnacht. Es ist eine Art Matutin, die etwas kreativ gekürzt und auf musikalische Weise gestaltet ist, was natürlich zur Folge hat, dass wir in unserem klösterlichen Gebetsrhythmus am ersten Weihnachtstag keine eigene Matutin beten. In früheren Jahren sangen wir in Begleitung von Orgel und Gitarre vom Westchor aus Psalmen und Gesänge und reichten uns dann bei dem liturgischen Einzug ein; seit einigen Jahren halten wir diese Einstimmung zusammen mit der Domkantorin und dem Domorganisten vom Hochchor aus. Auch vor den großen Weiheliturgien

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

singen wir mit den vielen, die schon den Dom bevölkern, die Non, um die Menschen ins Gebet mithineinzunehmen als Vorbereitung auf das, was dann geschieht. Und tatsächlich ist es nach Abschluss der Gebetseinheit bis zum Beginn der Weiheliturgie still im Dom. Unsere franziskanische Eigenart prägt sich unter anderem darin aus, dass wir einen Teil Volksfrömmigkeit mit in den Dom bringen. Nach jeder Vesper – auch wenn es liturgisch nicht dorthin gehört – beten wir den „Engel des Herrn“. Im Mai ist die marianische Antiphon am Ende der Vesper der Auftakt zu einer Prozession zur Marienstatue vorn im

Altarraum, wo dann eine ganz kurze Maiandacht folgt. Ebenso erhält der Oktober den besonderen Akzent, indem wir nach der Vesper anstelle des „Angelus“ ein Gesätz des Rosenkranzes für den Frieden in der Welt beten.

Am Herz-Jesu-Freitag halten wir im Westchor des Domes vor der Vesper eine halbe Stunde eucharistische Anbetung. Auch wenn zu Beginn außer dem Priester, den Messdienern und uns vielleicht nur zwei weitere Beter da sind und der Dom vom Lärm der Vielen erfüllt ist, die ihn besichtigen, wird es nach kurzer Zeit stiller und es schließen sich immer mehr Menschen dem Gebet an, so dass es sein kann, dass sich am Ende der Vesper bis zu fünfzig Beter zusammengefunden haben. Ohne Worte, einfach nur durch das betende Dasein wird der Westchor ein Verdichtungspunkt in einem Winkel des Domes, von dem aus eine Wirkung in den gesamten Kirchenraum geschieht. Plötzlich erfahren sich zumindest einige der Touristen als Touristen in einem Gebetsraum, und manche haben den Mut, vom Tourist zum Beter zu werden und dazuzukommen.

Im Laufe der Jahrzehnte haben wir den Dom nicht nur als Herausforderung, sondern vor allem auch als Bereicherung erfahren:

- die direkte Nähe zu den Menschen, die uns oft später erzählen oder schreiben, was ihnen die gemeinsame Vesper bedeutet hat,
- die durch die Besichtigungen große Unruhe, in der es gilt, selbst still zu werden,
- die ständig vor dem Westchor vorbeifilierenden Touristen, die uns als Besichtigungselement des Domes fotografieren.

Der große Kontrast zu unserer Hauskapelle in der Klausur lässt uns lernen, an jedem Ort still zu werden und die Menschen besser zu verstehen, die gerade im Trubel ihres Alltags Ruhe der Stille brauchen. Zum Beten braucht man nicht einen stillen abgeschotteten Raum, sondern die Stille im Herzen. Da wir die notvolle Suche nach Stille immer neu auch am eigenen Leib erfahren und im Trubel die Stille einüben, kommen viele und suchen im Gespräch Hilfe für das eigene Beten. Die Stille im Kloster ist für uns und andere wohlthuender Ausgleich zum Dom.

Da wir an den kirchlichen Hochfesten wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten an der Domliturgie teilnehmen, haben wir – außer in der Sonntagsabendmesse – keine klosterinternen eigenen Gestaltungsmöglichkeiten. Als Teil der Domgemeinde feiern wir die Karliturgie und die Osternacht im Dom mit und ergänzen sie im Kloster durch die eigene Gründonnerstagsfeier, in der jede Schwester persönlich einbringt, wie sie auf Ostern zugegangen ist. Das Weihnachtsfest beginnt für uns mit der ersten Vesper am Heiligabend im Dom in großer Gemeinde und findet anschließend in einer persönlichen Feier in unserer Hauskapelle die gemeinschaftliche Vertiefung.

Im Dom beten wir mitten unter den Menschen und mit diesen Menschen. Wir erfahren fast körperlich das Getriebensein der vielen Suchenden, erleben in den feierlichen Gottesdiensten die große Liturgie mit kunstvoller Musik, sitzen beim Vespergebet unter Umständen neben einem „Freund von der Straße“, fühlen uns bei manchen Anlässen mitten in die Weltkirche versetzt, werden bei den Zulassungsfeiern der

Taufbewerber am ersten Fastensonntag an die Verantwortung des eigenen Getauftseins erinnert, atmen quasi mit der Luft dieser großen Kathedralkirche den Atem all dessen, was das Bistum bestimmt, freut und belastet und nehmen es mit in unser Gebet im Kloster, wo in der Stille der Hauskapelle alles aufleben kann vor Ihm.

.....

- 1 Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften – Auftrag und pastorale Dienste heute. Ein Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Hefreihe: Synodenbeschlüsse 5.
- 2 Ebd. 2.2.3, 9.
- 3 Ebd. 2.2.7, 10.
- 4 Ebd. 3.1.3, 12.

Ursula Klautky OSU

Sr. Ursula Klautky OSU trat 1968 in die Ursulinen-Kongregation Düsseldorf ein. Sie unterrichtete dort am St. Ursula-Gymnasium und an der Fachschule für Sozialpädagogik, später an den erzbischöflichen Schulen St. Angela-Gymnasium in Bad Münstereifel und an der Elisabeth-von-Thüringen-Realschule in Brühl. Seit September 1994 ist sie Generaloberin ihrer Gemeinschaft und seit 2012 ist sie im Vorstand der Föderation deutschsprachiger Ursulinen tätig.



Ursula Klautky OSU / unter Mitarbeit von Sr. Lioba Michler OSU Liturgie in Seniorenkonventen

Bei unserem Eintritt ins Kloster vor vier und mehr Jahrzehnten hat wohl kaum jemand von uns daran gedacht, dass es zu der jetzigen Situation kommen würde: Ordensleute verbringen ihren Lebensabend im Altenheim, zunehmend sogar als Gemeinschaften und nicht mehr vereinzelt, wie es ja mitunter schon einige Zeit geschah.

Ich gehöre zu einer Gruppe von fünf Schwestern, die 2011 aus Bad Münstereifel in ein Seniorenhaus nach Köln umsiedelte. Drei verschiedene Ordensgemeinschaften leben in diesem Haus; von etwa neunzig Bewohnern gehören dadurch knapp zwanzig einem Orden an. Wir Ursulinen haben in unserem Wohnbereich eine Gebetsecke, in der wir Laudes und Vesper zusammen beten. An unserem monatlichen Besinnungsnachmittag mit einem Priester, der uns schon viele Jahre in unserem Kloster in

Bad Münstereifel begleitete, feiern wir die Eucharistie in der Kapelle, zu der die anderen Ordensleute im Haus auch eingeladen werden.

Diese Kapelle steht natürlich allen Bewohnern offen. Sonntags wird die Eucharistie von einem der hier im Haus lebenden Patres gefeiert, zu besonderen Anlässen auch an anderen Tagen wie z. B. an kirchlichen Feiertagen, an unseren ordenseigenen Festen und einmal jährlich für die Verstorbenen des Hauses. An den anderen Tagen können wir in das uns direkt benachbarte Krankenhaus zur heiligen Messe gehen und auch in die Pfarrkirche, die etwa 500 m entfernt ist.

Wir Schwestern sind in die Gestaltung des religiösen Geschehens und Lebens im Haus eingebunden, z.B. durch Vorbereitung und Durchführung von Wortgottesdiensten, Verabschiedungsfeiern

für Verstorbene und Mitgestaltung der Mitarbeitergottesdienste. Eine meiner Mitschwester spielt bei allen Veranstaltungen dieser Art die Orgel. Eine andere Mitschwester bietet 14-tägig eine Singrunde für Kirchenlieder an – das am meisten gefragte Angebot des Hauses. Aus Platzgründen findet es in der Kapelle statt.

Wir besuchen die Kranken im Haus, begleiten Sterbende mit, tragen aber auch einfach nur durch freundliche Ansprache „im Vorübergehen“ zu einer guten Atmosphäre bei. Auch religiöse Gespräche ergeben sich manchmal: spontan, aus der Alltagssituation heraus.

Fester Bestandteil früherer Jahre im Kloster waren immer die gemeinschaftlichen Exerzitien. Dies haben wir in den vergangenen Jahren geändert. Aus Programmen von Häusern, die Exerzitien durchführen, sucht jede von uns das für sie passende Angebot aus. Wenn wir dann wieder zusammensitzen, gibt es immer gute Gespräche.

Für den befreundeten Ursulinenkonvent in Bornheim-Hersel, der schon drei Jahre vor uns in ein Seniorenhaus gezogen ist, gestaltet sich die Situation etwas anders. Die Schwestern waren in Planung und Aufbau des Hauses einbezogen und hatten während der Bauphase Zeit und Gelegenheit, die Gestaltung des geistlichen Lebens der Gemeinschaft wie des Seniorenhauses zu durchdenken und zu durchbeten. Der ursulinischen Tradition der Balance von actio und contemplatio entsprechend und im Blick auf die Altersstruktur des Konventes haben sie Eckpunkte für die Gestaltung der Liturgie und des religiösen Engagements im Haus in Absprache mit der künftigen Seniorenhausleitung festgelegt. Diese Gemeinschaft hat in

den vergangenen fünf Jahren erfahren müssen, dass die Alters- und Krankheitssituation des Konventes, die Veränderungen im Seelsorgebereich wie die Erfahrungen im Umgang mit den teils noch älteren bzw. dementiell veränderten Bewohnern sie zu ständigem kreativem Umgang mit den konkreten Gestaltungsmöglichkeiten des geistlichen Lebens herausfordert.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine tägliche Eucharistiefeier ist seit zwei Jahren nicht mehr möglich. Sie beschränkt sich auf den Sonntags- und einen Werktagsgottesdienst. So nimmt das Angebot der Schwestern an altersentsprechenden Wortgottesfeiern, zu denen die Bewohner gern kommen, immer mehr zu. „Altersentsprechend“ heißt hier etwa, dass die liturgischen Texte nicht zu lang sind, dass sie „sprechend“ werden vor dem Hintergrund von Alltagserfahrungen der Senioren und dass altbekannte Lieder gesungen werden. Nach dem Gottesdienst kommt es immer wieder zu teils sehr persönlichen Gesprächen beim Warten auf den Aufzug.

Die Gemeinschaft bespricht die Erfahrungen mit diesen altersgerechten Gottesdiensten immer wieder im Konvent. Dies führte etwa zu der Entscheidung, die Laudes später zu beten als früher. Die Auswahl und Anzahl von Gesängen

und Liedern geschieht sehr sorgfältig, weil nur noch drei Schwestern mitsingen können. Das macht die Schwestern traurig – waren sie doch einmal ein sehr sangesfreudiger Konvent mit guten Stimmen: Gesungenes Chorgebet z. B. war eine ihrer großen Freuden. Heute hören sie bei konventsinternen religiösen Feiern viel Musik und integrieren in Gottesdienste mit und ohne Bewohner kurze Bild- und Textbetrachtungen, um die innere Aufmerksamkeit wach zu halten.

Neben den Gottesdiensten für Bewohner, Mitarbeiter und Angehörige und bei der Verabschiedung verstorbener Bewohner pflegen die Herseler Ursulinen engen Kontakt zu ihrer „alten“ Schule, die in unmittelbarer Nachbarschaft liegt. Die von Schülerinnen und Bewohnern des Seniorenhauses gemeinsam vorbereiteten Gottesdienste sind bei Jung und Alt sehr beliebt. Sie bilden das Herzstück einer Zusammenarbeit zwischen den Generationen, die für beide Seiten förderlich ist.

Beiden Ursulinenkonventen ist der tägliche Kontakt zu den anderen Bewohnern der Seniorenhäuser, in denen sie leben, wichtig. In Bornheim-Hersel basteln die Schwestern zu kirchlichen

und ordenseigenen Festen kleine Überraschungen für alle Bewohner, z.B. an den hohen Festen im Kirchenjahr oder zu den Patronatsfesten, dem Angela- und Ursulafest. Zum St. Ursulafest gibt es etwa mit Süßigkeiten gefüllte Schiffchen, und zum Fest der hl. Angela, die die Gründerin des Ursulinenordens wie die Patronin dieses Seniorenhauses ist, Pilgerstäbe mit gefüllten Proviant-säckchen. Zum Festtag ergeben sich dadurch immer wieder Gelegenheiten, über Gott und sein Tun an uns oder für uns ins Gespräch zu kommen.

Unsere Ordensgründerin, Sr. Angela Merici, hat uns in ihrem letzten Vermächtnis aufgetragen: „Und wenn es sich gemäß den Zeiten und Bedürfnissen ergeben sollte, etwas neu zu ordnen oder etwas anders zu machen, tut es klug und nach guter Beratung.“ Nun, wir haben reiflich und um Einsichten ringend jahrelang überlegt und auch gestritten, begleitet von persönlichem und gemeinschaftlichem Gebet. Wir haben unseren Platz gefunden, an dem wir uns unseren Möglichkeiten gemäß mit unseren „Talenten“ weiterhin einsetzen können. Der Wappenspruch des Ordens SOLI DEO GLORIA gilt nach wie vor.



Beten im Alltag - als Kleinkommunität

Ein Montag in der Weihnachtszeit. Ich fahre durch Frankfurt mit dem Auto nach Hause von meinem Dienst als Mentorin für Geistliche Ausbildung und Geistliche Begleitung Theologiestudierender. Viel geht mir in Kopf und Herz nach: Gespräche und Situationen, Sorgen um einen Studierenden, dann höre ich die Nachrichten des Tages von den Katastrophen unserer Welt, und in mir entwickeln sich schon Planungen zum morgigen Tag.

Zuhause angekommen ist es Zeit zum Gebet, 19 Uhr. Als eine der letzten betrete ich den Gebetsraum, der noch weihnachtlich gestaltet ist: Das Jesuskind liegt in der Krippe auf einer Seite der Tageszeitung – geboren in unsere Welt. Wir sind heute zu zehnt: Mitschwestern aus zwei kleinen Kommunitäten, die in einem Stadtteil Frankfurts nah beieinander leben (eine fehlt, da sie Dienst hat), dazu zwei Postulantinnen, die noch außerhalb wohnen, und zwei Assoziierte Mitglieder unserer Gemeinschaft. Schwestern und Assoziierte, engagiert in unterschiedlichen Berufsfeldern und Bereichen unserer Gesellschaft: in der Straßenambulanz für wohnsitzlose Kranke, im Krankenhaus, in einer Frankfurter Pfarrei mit großem sozialen Brennpunkt, in der italienisch-sprachigen Gemeinde, in einer Wohngruppe für sozial schwache und auffällige jugendliche Mädchen, in einer Einrichtung für schwer behinderte Kinder. Jede bringt ihren Tag und ihre Erlebnisse mit, die im Gebet Raum finden können.

**Beate Glania
MMS**



Sr. Dr. Beate Glania MMS, geboren 1966, ist Pastoralreferentin und Pastoralpsychologin. Sie arbeitet an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt als Mentorin für die Geistliche Ausbildung und Begleitung der Frauen und Männer, die Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten werden wollen. In ihrer Ordensgemeinschaft ist sie für die verschiedenen Phasen der Ordensausbildung zuständig.

Eine Mitschwester hat diese abendliche Gebetszeit vorbereitet: Im Zentrum steht das Tagesevangelium, darum herum gruppieren sich passende Texte, Lieder und Psalmen.

Nach einer kurzen Einführung, die mich mit einem anschließenden Moment der Stille ankommen lässt, singen und beten wir gemeinsam. Nach dem Evangelium ist während ein paar Minuten meditativer Musik und Stille Zeit zur persönlichen Reflektion. Danach ist jede eingeladen, ihren Tag, ihre Gedanken und Erlebnisse mit dem Evangelium, der „Frohen Botschaft“ zusammenzubringen und eine Fürbitte daraus zu



formulieren. Das Teilen der anderen, ihre Gedanken zum Evangelientext auf der „Folie“ ihres Alltags und persönlicher Erfahrungen, ihr Beten berühren mich. Wir wissen voneinander und spüren es in dieser Stunde, dass jede schon nach der morgendlichen persönlichen Meditation diese Tagestexte mit in den Tag genommen hat. Gern trage ich die Gebetsanliegen der anderen mit, die so unterschiedlich sind wie unsere Arbeitsfelder und Persönlichkeiten. Wir lassen uns Zeit für dieses Gebet, das nach ungefähr einer Stunde mit dem gemeinsam gesprochenen Segensgebet und einem Lied abschließt. Das Teilen und der Austausch dessen, was uns froh oder schmerzlich bewegt hat, wird dann in anderer Weise beim gemeinsamen Abendessen fortgesetzt.

Was motiviert uns, als Gemeinschaft auf diese Weise zu beten?

- „Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit“ (Alfred Delp). Diese Gewissheit hilft und ermutigt uns, in allen Erfahrungen des Alltags, mit denen wir konfrontiert sind, in Grenzen, Verwundungen und Tod, aber auch in Liebe, Dankbarkeit und Gelungenem Gottes Spuren zu entdecken.
- Gemäß der Spiritualität unserer Gemeinschaft und dem Charisma des Heilens wollen wir uns täglich neu darin einüben, „heilende Präsenz“ zu leben, auch und gerade in dieser „verwundeten Welt“. So hat auch der Aspekt von „Verwundung“ Platz im Gebet: das, was mir im Alltag, in der Weltgemeinschaft, aber auch in meiner eigenen Geschichte an „Verwundbarkeit“ begegnet. Es geht darum, genau darin Gottes Heilsbotschaft zu entdecken. Das gibt Kraft und befreit.
- Es ist herausfordernd und braucht auch Entschiedenheit und Mut, persönlich zu werden, über unsere Liebe und unsere Erfahrungen mit Gott zu sprechen, in jedem Tag Spuren Gottes und Sein „Arbeiten“ an mir und an uns als Gemeinschaft zu suchen. Und es ist beglückender Reichtum, einander Anteil zu geben an unserer Beziehung zu Gott – als Gemeinschaft, die in der Nachfolge Jesu, des verwundeten Heilers, steht.
- Uns ist es Anliegen, unseren Tag mit dem Tagestext des Evangeliums zusammenzubringen, Fragen, Gewissheiten, Sorgen und Freuden auszusprechen und so diese zu Anliegen der Gemeinschaft werden zu lassen. Als Missionarische Gemeinschaft fließt auch und gerade im Gebet die Mission zusammen und wir „treffen“ uns.
- Unser Beten – wie jedes Gebet – eröffnet uns täglich neu den wichtigsten Grund unseres Zusammenlebens: Gott, unsere Liebe. Hier teilen wir Aspekte der Radikalität unserer Gottsuche und Erfahrungen von Nachfolge Jesu. Gemeinsam betreten wir heiligen Boden, der uns bei aller Unterschiedlichkeit und auch jenseits von Spannungen verbindet und uns das Charisma der Heilung neu entfalten lässt. Hier berühren wir gemeinsam und auf gleicher Ebene den Grund unseres Seins und unserer Berufung.
- Authentisches Beten, das die Nöte der Zeit, die Nachrichten des Tages und die eigenen Anliegen einbezieht, stärkt uns als Gemeinschaft und ermutigt junge Schwestern und Assoziierte, das eigene Leben in all seinen Facetten aus dem Blickwinkel Gottes zu betrachten und anzunehmen.

- Neue Lieder laden ein, dem Lob Gottes neuen Ausdruck zu verleihen. Verschiedene Instrumente und Weisen des Betens und Singens – auch in unterschiedlichen Sprachen – sind willkommen. Das Bemühen um eine gendergerechte Sprache, einzelne moderne Texte und selbst formulierte Gebete helfen uns, uns im Beten mit unseren Alltagserfahrungen wiederzufinden und neu ansprechen zu lassen.
- Diese Weise des gemeinschaftlichen Betens, orientiert am Evangelium, dem Gebet der Kirche und dem missionarischen Alltag einer jeden, erwächst letztlich auch aus dem anderen Pol des persönlichen stillen Gebets, aus Meditation und Exerzitienzeiten.

Es ist Freitagmorgen in der Weihnachtszeit, 6.40 Uhr. Eine andere Kommunität. Ich gehe hinunter und schließe die Tür der Krypta im Meditationszentrum auf. Wie viele Meditationsplätze werden wir heute wohl brauchen? Meist versammeln sich morgens acht bis zehn Personen zum Gebet: Die Schwestern aus unserer Kommunität und Männer und Frauen, die in Frankfurt wohnen. Noch sind Schulferien. Ich bereite einen Kreis mit acht Plätzen vor. In der Mitte brennt eine Kerze. Um 7 Uhr beginnen wir. Heute früh sind wir zu viert. „Gott hat mich gesandt, den Armen eine gute Nachricht zu bringen“ heißt es im Tagesevangelium. Dieses Wort nehmen wir in uns auf, lassen es in uns wirken. Wir beginnen das kontemplative Beten mit einem Vaterunser. Nach dem Ton der Klangschale sitzen wir 25 Minuten im Schweigen und beten innerlich das Jesus-Gebet. Dann stehen wir auf,

setzen die Meditation im Gehen fort und lassen uns nach 5 Minuten wieder an unserem Platz nieder. Noch einmal 25 Minuten schweigendes Gebet. Am Ende sprechen wir ein „Ehre sei dem Vater“ und den Segen für diesen Tag. Wir erbitten, dass die, denen wir heute begegnen, etwas von der befreienden Botschaft Gottes ahnen mögen. Danach räumen wir gemeinsam die Krypta auf und jede/r geht in den Tag hinaus. Auch wenn wir in dieser Gebetsgemeinschaft nur wenig explizit miteinander austauschen, ist eine starke Verbindung spürbar. Die einzelnen „wissen“ umeinander, tragen einander im Beten mit. Solch eine Weise des mittragenden Gebetes ist auch dienstagsabends deutlich wahrnehmbar. Meist versammeln sich zwölf bis sechzehn Menschen zum kontemplativen Beten. Am Ende teilen wir unsere Erfahrungen im Beten an diesem

Kristina Wolf
MMS



Sr. Kristina Wolf, Jahrgang 1968, gehört seit 2002 zur Gemeinschaft der Missionsärztlichen Schwestern. Die Pastoralreferentin und Pastoralpsychologin arbeitet in Heilig Kreuz - Zentrum für christliche Meditation und Spiritualität in Frankfurt. Sie ist Mitglied im Provinzrat ihrer Gemeinschaft und derzeit Vorsitzende des Ordensrates der Diözese Limburg.



Abend und manchmal auch mit dem „Beten im Alltag“ miteinander.

In dieser Gebetsgemeinschaft im Meditationszentrum erfahren wir lebendige Ökumene: katholische, evangelische, freikirchliche, evangelikale, altkatholische Christen und Christinnen, Suchende ohne Religionszugehörigkeit – viele versammeln sich, fühlen sich von der Stille angezogen, von einem Gott der zusagt, dass ich ihm hier und jetzt begegnen kann, in dem, was ist. „Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit“!

Zwei von vier Schwestern aus unserer Kommunität in Frankfurt-Bornheim arbeiten im Meditationszentrum. Das kontemplative Beten hat sich für uns hier im Miteinander von Zentrum und Kommunität entwickelt und ist so auch ein Teil unseres gemeinsamen Betens im Alltag geworden. Das prägt und durchzieht unseren Alltag. Wir wissen darum und sprechen miteinander darüber, wie sich mit den unterschiedlichen Lebens- und Glaubensphasen auch das Beten immer wieder verändert. Mein Tag zum Beispiel beginnt mit dem kontemplativen Beten, allein in meinem Zimmer oder freitags mit anderen in der Krypta. Den Tag über versuche ich mit Christus verbunden zu bleiben, derzeit durch ein ganz kurzes, christozentrisches Stundengebet, das ich Anfang des Jahres kennengelernt habe. Bewusstes Atmen verbindet sich dabei fünfmal am Tag mit einem Gedanken an Jesus Christus und dem Herzensgebet. Mein persönliches Beten ergänzt sich durch die Spiritualität der Gemeinschaft, durch Eucharistiefeier und durch Geistliche Begleitung.

Unterschiedliche Dienstzeiten als Klinikseelsorgerin mit Rufbereitschaft, als Psychiaterin an zwei Arbeitsstellen oder

mit Veranstaltungen im Meditationszentrum, die vor allem am Abend und am Wochenende stattfinden und oft mit Gottesdienst, mit Meditation und Gebet zu tun haben, lassen uns kreativ werden, das Verbindende zu entdecken. Wir brauchen die gemeinsame Ausrichtung, die Vergewisserung des gemeinsamen tragenden Grundes unserer heilenden Präsenz: Gott.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das gilt für jede unserer kleinen Kommunitäten. Alle Missionsärztlichen Schwestern stehen vor der Aufgabe, das für sie angemessene, lebensförderliche Gebetsleben zu finden. Gemäß unserer Internationalität und Multikulturalität sieht dies weltweit natürlich recht unterschiedlich aus. Aber auch hier in Deutschland lassen sich unterschiedliche Ausdrucksweisen und Formen des Gebetes in kleiner Gemeinschaft finden. So erlebe ich es als ansprechend, wenn in einer unserer Kommunitäten zu jeder Mahlzeit eine Kerze angezündet und dabei ein selbst formuliertes Licht-Gebet gesprochen wird. Es ist dem Lebensrhythmus und der Lebensphase angemessen, wenn die überwiegend älteren Mitschwestern einer anderen Kommunität ihr Mittagessen mit un-

serem Gemeinschaftsgebet und dem Gebet um Berufungen beschließen und viele Gottesdienste und Gebete in der nahe liegenden Pfarrkirche mittragen. Regelmäßige gemeinsame Gebetszeiten und Eucharistiefiern, die für andere offen sind, gibt es in allen Regionen, wo Missionsärztliche Schwestern in kleinen Kommunitäten leben: so zum Beispiel Frauenliturgien, Gebete im Alltag, Oasen- und Pilgertage, „Montagsmessen“, u.a.m.

Uns stärkt, wie wir geprägte Zeiten des Kirchenjahres und die hohen Feste vorbereiten und feiern. Innere und äußere Vorbereitung sind nicht in erster Linie „Arbeit“, sondern tragen bei, uns auf den Reichtum Gottes einzustellen, der sich konkret im Kirchenjahr entfaltet. Symbole und Bilder können helfen, dem Ausdruck zu geben, was uns bewegt. Was uns im Alltag, in unseren Arbeitsfeldern, in der Gemeinschaft, unseren Familien und darüber hinaus beschäftigt, fließt ein in die wöchent-

lichen Kommunitätsabende mit einer Mahlzeit, Gebet und Gespräch. Darüber hinaus üben wir uns im intensiven geistlichen Austausch aller Schwestern in Frankfurt an zwei Kommunitätswochenenden pro Jahr und in monatlichen Austauschforen, in denen wir uns Zeit für anstehende Fragen zu Themen des Gemeinschafts- und Ordenslebens nehmen.

Insgesamt erleben wir es als bereichernd, bewusst manche unserer Gebetszeiten und Eucharistiefiern als Missionsärztliche Schwestern zu öffnen und mit anderen Gebet, sowie Gedanken und Erfahrungen mit dem Wort Gottes im Alltag zu teilen. Das weitet und beschenkt uns und lässt uns offen sein für Menschen, die mit uns auf dem Weg sein möchten. So ist es immer wieder eine gute Herausforderung, die sich eben auch im Gebetsleben zeigt, als einzelne Ordensmitglieder und als Kommunität lebendig mit Gott unterwegs zu bleiben.

Edith Kürpick

Sr. Edith Kürpick, geboren 1967, studierte Theologie in Bonn und Toulouse. 1994 trat sie in die Fraternités Monastiques de Jérusalem in Paris ein. Von 2004 - 2009 war sie Priorin der Schwesternfraternität in Vézelay/Burgund; heute ist sie verantwortlich für die Monastische Gemeinschaft der Schwestern von Jerusalem, die seit 2009 in der Kirche Groß St. Martin in der Kölner Altstadt angesiedelt ist.



Edith Kürpick

Gesammelt, gespannt und ausgespannt

Gemeinsames und einsames Beten zwischen Wort und Schweigen

*Was machst du, fragt gott
Herr, sag ich, es
regnet, was
soll man tun
Und seine antwort wächst
grün durch alle fenster¹*

Vor zwanzig Jahren habe ich dieses Gedicht von Reiner Kunze einmal auf ein Stück Papier gekritzelt. Es gehört zu den wenigen Dingen, die ich bei meinem Klostereintritt in den Koffer gestopft und mitgenommen hatte. Sicherlich geschah dies aus dem heimlichen Anfangsverdacht heraus, auch ein monastisches Leben inmitten der Stadt würde früher oder später schon seine grauen Regentage kennen. Heute weiß

ich: ja, diese Regentage gibt es, aber sie sind nicht einfach ein Grauschleier, der sich über alles legt. Der Regen – in seiner gleichförmigen Alltäglichkeit, in seiner unaufgeregten Regelmäßigkeit – benetzt und durchdringt alles und lässt geduldig, langsam, leise neues Grün *durch alle Fenster* wachsen. Ähnlich ist es auch mit dem gemeinsamen Gebet. Öffnen wir einen Spalt weit drei von diesen Fenstern.

Das Fenster hin zum persönlichen Beten

Kein Zweifel: das gemeinschaftliche, liturgische Gebet nährt das persönliche Beten, setzt es aber vor allem voraus. Wie könnte eine Gemeinschaft dem Verdacht entgegen, sich zu reiner Äs-

thetik oder schöngestiger Darbietung zu versammeln, wenn nicht jedes ihrer Mitglieder eine ganz persönliche Christusfreundschaft leben würde? Im gemeinsamen Chorgebet mag die Schwester, der Bruder ersetzbar sein – in dieser Freundschaft aber, in ihrem intimen, persönlichen Beten sind sie es nicht.

Es wäre sinnlos, beides gegeneinander auszuspielen. Warum sollten wir heute zu trennen versuchen, was Gott durch seine Kirche in jahrhundertalter Gebetstradition verbunden hat? Und doch sind auch wir hinreichend Kinder unserer Zeit, um zu spüren, wie wenig dies heute doch selbstverständlich ist.

„Unterm Strich zähl ich“, lautet der Werbeslogan eines bekannten Finanzinstituts und bringt eine Mentalität zum krassen Ausdruck, die längst schon im geistlichen Suchen und Leben Eingang gefunden hat. Individualität, Subjektivität ist angesagt. Geistliche Selbstbestimmung. Erfahrung *to go*, hier und jetzt, sofort oder gar nicht.

Das Paradoxe: Mönche haben in der Tat immer schon unter dem Anspruch gestanden, den gegenwärtigen Augenblick ganz zu leben, sich dort in Gottes Gegenwart zu sammeln, dort bei sich und so bei Ihm zu sein. „Bei sich selbst wohnen“ (*habitare secum*) nennt Gregor der Große dies im Blick auf den Hl. Benedikt. Und auch unser Lebensbuch weiß: „Dieses Dasein vor Gott führt dahin, auch wirklich bei sich selbst zu sein, denn der Mensch, in dem Gott wohnt, ist auch zugleich von sich selbst bewohnt. Das Gebet und die Stille laden den Mönch ein, in sein tiefstes Innerstes einzutreten; hier aber begegnet er zugleich sich selbst und Gott ... er ist kein verschlossener, sondern ein bewohnter Mensch.“²

Spannend, mehr noch: wahr und tragfähig wird dies aber letztlich nur, wenn es sich immer wieder mit der Gemeinschaft und ihrer Liturgie konfrontieren lässt. Als manchmal wohl anstrengendes, aber notwendiges Korrektiv. Vielleicht auch als heimlicher Gradmesser der Demut, d.h. des Mutes, dem Größeren zu dienen. Auf jeden Fall als Bedingung der Möglichkeit, über sich selbst und die eigene Herzensege hinauszuwachsen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Äußerlich betrachtet scheint das gemeinsame Stundengebet dem persönlich gestalteten Gebetsleben diametral entgegengustehen: Zeit und Ort, Rahmen und Ablauf, Gesänge, Lesungen und Pausen, ja, sogar die jeweiligen Körperhaltungen sind klar vorgegeben. Ich suche mir nicht aus, neben wem und mit wem ich bete. Ob ich in spiritueller Hochform bin und meine Freude am liebsten wie Vögel an den Himmel werfen würde oder ob ich mich, wie es der Psalmist wörtlich so herrlich ausdrückt, gerade wie ein *Flusspferd* vor dem Herrn fühle (Ps 73,22): die Vesper ist um 18.00 Uhr.

So sehr ich ganz und gar, wie ich nun einmal bin, da sein darf und meinen Platz habe, so sehr sprengt das gemeinsame Beten und Singen den eigenen kleinen Radius auf, reißt uns hinein in

die viel größeren Dimensionen der ganzen Heilsgeschichte, reiht uns ein in die lange Kette der Beter, die uns vorausgegangen sind und derer, die noch nach uns beten werden, befreit unsere Liebe von der Begrenztheit des Augenblicks und lässt uns eine neue Weite atmen.

Wird das Stundengebet, wie es in unseren Gemeinschaften von Jerusalem der Fall ist, in Polyphonie gesungen, stellt dies die Einzelnen noch einmal vor eine besondere Herausforderung. Neben dem Bemühen, aufeinander zu hören und einander im Wechselgesang zu antworten, ist hier auch die Bereitschaft vonnöten, sich in eine *Harmonie* einzufügen. Das kann gelegentlich durchaus kosten, vor allem dann, wenn Spannungen aufgetreten sind und das Miteinander nicht ganz leicht gemacht haben. So wird das gemeinschaftliche Beten manchmal wie zu einem „Stachel im Fleisch“, der uns täglich daran hindert, zu früh stehenzubleiben – nicht, um Schwierigkeiten zuzukleistern und eine heile, eben „harmonische“ Welt zu suggerieren, die es auf Erden ja doch nicht gibt, sondern um uns permanent zu einer Art qualitativem Sprung zu ermutigen: die Herzen zu erheben (*sursum corda*), von unserer Himmels Hoffnung Zeugnis zu geben und, worauf sich die Ostkirche so wunderbar versteht, wie eine Ikone auf die Liturgie des Himmels zu verweisen.

Dies aber niemals nur für uns, sondern immer auch mit denen, die mit uns beten und in Stellvertretung für die Vielen, die Gott suchen oder nicht, die zu ihm beten oder nicht. Oft verborgen, aber dadurch nicht weniger wahr, *drängt sich die ganze Stadt vor den Türen* (Mk 1,33) der Kirchen und Klöster, in denen Menschen *die Hände der*

*Fürbitte und des Lobpreises*³ erheben. Uns Schwestern und Brüder, die wir halbtags zur Arbeit in die Stadt gehen und *unser Gebet in die Stadt hineinbringen sowie unser Gebet der Stadt öffnen*⁴, begleiten diese ungezählten Gesichter, manchmal auch ihre Lebensgeschichten, bis hinein in den Gesang unseres Betens, fragen uns an und fragen durch uns Gott an.

Vielleicht sind sie es letztlich, die uns zu liturgischen Menschen machen, denn die uralten Worte der Psalmen und Kirchenväter, die unsere Stimmen und Herzen durchqueren, bilden auch ihr Leben, Leiden und Hoffen ab. So wird unser gemeinsames Stehen vor Gott wie zu einer Monstranz, die diese Menschheit Ihm täglich aussetzt; so werden die Hände unseres Betens wie zu einer Patene, die diese Menschheit Gott darbringt und vertrauend überlässt und, „an der Schwelle zur Nacht, zu Beginn der Nachtwachen, alles zur großen Danksagung, zur Eucharistie werden lässt“⁵.

Das Fenster hin zur lectio divina

Die anvertraute Botschaft ist ungemein froh, so frohmachend, dass sie gefeiert werden muss. Das aber ist nur in Gemeinschaft möglich. So klein oder arm diese auch sein mag, immer kommt die Verschiedenheit der Einzelnen, ihrer Stimmen, ihrer Gnadengaben, zum einen Lobpreis, zur einen Verkündigung zusammen. Ähnlich die vier Evangelisten, die in unterschiedlichen Farben die eine Frohe Botschaft von Jesus dem Christus besingen. Es ist gut, sich hin und wieder daran zu erinnern, dass diese tägliche kleine Wunder kaum unser

eigenes Werk sein kann. Der Heilige Geist ist es, der in und durch uns wirkt; er, „dessen geheime Freude es immer sein wird, Gemeinschaft zu stiften und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit den Unterschieden spielt“⁶. In die unablässig fließende, zerrinnende Zeit unseres gemeinsamen Lebens und Betens (*chronos*) bricht die unerhörte, gnadenhafte Neuheit (*kairos*) des Wortes Gottes ein, und will gefeiert und verkündet werden als das, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist: das Große, das Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1Kor 2,9). In die Buchstaben der Heiligen Schrift eingefasst, kommt im liturgischen Beten das Wort in den Worten zum Vorschein; ja, „die Liturgie ist der bevorzugte Ort, an dem die Schrift zum Wort wird“⁷. Niemand kann sich das Wort des Lebens selber sagen; es wird jeden Tag neu über uns ausgesprochen, wir empfangen es gemeinsam, wir hören es nicht nur als Einzelne, sondern auch mit *einem* Herzen und *einer* Seele, wie es uns schon am frühen Morgen zugerufen wird: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht euer Herz...“ (Ps 95,7f.). Wir lassen uns von diesem Wort zugleich tragen und stören, formen und in Frage stellen. So bedarf es immer wieder unserer Einwilligung, gemeinsam unseren Weg unter diesem Wort zu gehen: an manchen Tagen, so mag es uns erscheinen, vielleicht ein bisschen wie Jakob im langsamen *Schritt der Herde und im Schritt der Kinder* (Gen 33,14), zu anderen Stunden vielleicht eher im Laufschrift der Geliebten des Hohenliedes, die *die Stadt durchstreift auf der Suche nach dem, den ihre Seele liebt* (Hld 3,2). Wie schnell oder lang-

sam unser Rhythmus, wie großartig entfaltet oder ärmlich gekleidet unsere Feier des Wortes schließlich aussehen mag – auch hier wird uns gesagt: *Bereitet ihm die Wege!* Dies aber geschieht nicht zuletzt in der persönlichen *lectio divina*.

„Bewahre dir um jeden Preis die so kostbare Zeit der lectio divina“⁸, sagt unser Lebensbuch und weiß sowohl um deren lebenswichtige Bedeutung als auch um die ständige Gefahr der Zerstreuung, die gerne versucht ist, andere Prioritäten zu setzen und das Dringliche mit dem Wesentlichen zu verwechseln. So sehr uns die gemeinsame Stundenliturgie in das Wort Gottes hineinnimmt und uns unmerklich davon durchtränkt, so wenig ersetzt sie das einsame, schweigende, liebende Umsonst, in dem uns der Geist, den wir anrufen, durch das Wort das Herz eines Jüngers formen will. Was wir liturgisch feiern, soll auf diese Weise immer tiefer und immer mehr zu unserem eigenen Atemzug werden. Mehr noch als in dem tragenden Rahmen des Stundengebets sind wir hier in die Verantwortung genommen, *Christus, den Herrn, in unserem Herzen heilig zu halten* (1 Petr 3,15), das Wort Gottes, wie es die Adventsliturgie von Maria sagt, „unter dem Herzen zu tragen“ und in ständiger Gleichzeitigkeit mit ihm zu bleiben.

„Das Wort Gottes trägt man nicht in einem Köfferchen bis ans Ende der Welt: man trägt es in sich, man nimmt es in sich mit auf die Reise. Man verstaubt es nicht in einem Winkel seiner selbst, in seinem Gedächtnis, aufgeräumt wie im Regal eines Schrankes. Man lässt es sinken bis auf den Grund seiner selbst, bis zu dem Dreh- und Angelpunkt, um dem unser ganzes Selbst sich dreht. (...)



Der Drang des lebendigen Wortes geht dahin, Fleisch zu werden, Fleisch zu werden in uns“⁹.

Das aber braucht Zeit. So ermöglicht die *lectio divina*, im Unterschied zum gemeinsamen Gebet, das Innehalten und Verweilen. Sie drängt uns, die Sandalen von unseren Füßen zu ziehen – in der Ahnung, dass der Boden, auf dem wir stehen, heiliger Boden ist (vgl. Ex 3,5). Sie mutet uns die radikalste Form von Klausur zu, die in der Heiligen Schrift bezeugt ist: in Jesu Wort zu BLEIBEN (Joh 8, 31).

Dieses empfangene und durchbetete Wort aber liefert sich aus und entzieht sich zugleich unserem Zugriff. Es ist uns geschenkt und widersteht uns dessen ungeachtet. Es ist kristallklar und dennoch verborgen und lässt sich nur tastend suchen. Es ist ganz nah und doch so unbegreiflich anders. Es ist sicherer Fels und wirft uns immer wieder aus der gewohnten Bahn. „Die Worte der menschlichen Bücher werden verstanden und geistig erwogen. Die Worte des Evangeliums werden erlitten und ausgehalten“¹⁰. Sie sind geschrieben mit Buchstaben aus Liebe, Blut und Feuer. Wie Nathanael unter seinem Feigenbaum wissen wir uns von ihnen angeschaut. Da ist Einer, der zu uns spricht: Du bist aus einer Verheißung geboren – „Ich habe dich gesehen.“ Du gehst einer Verheißung entgegen – „Du wirst mich sehen.“ So öffnet uns die *lectio divina* ein drittes Fenster:

Das Fenster hin zur Kontemplation

Anders als das Beobachtet-Werden ist das Angeschaut-Sein in der Heiligen Schrift eine der beglückendsten Erfah-

rungen, die Menschen machen können. Schon auf den ersten Seiten der Bibel ist es eine Frau in sehr großer Not, die Magd Hagar, die den Allerhöchsten mit einem seiner schönsten Namen anruft: „Du bist El-Roi – der Gott, der nach mir schaut“ (Gen 16,13). Der Blick, den Gott auf uns richtet, setzt immer ins Leben, schenkt Leben. „Nichts anderes ist dein Sehen als Lebendigmachen ... Ich bin, weil du mich anschaust“, betete Nikolaus von Kues¹¹. Gott ist der erste Kontemplative.

Die Liebe sehnt sich danach, zu schauen. Und das ist uns ja auch tatsächlich versprochen: „Wir werden ihn sehen, wie er ist“ (1 Joh 3,2)! Jetzt aber, in der Zwischenzeit, sagt Paulus, „gehen wir unseren Weg als Glaubende, nicht als Schauende“ (2 Kor 5,7). Genährt und getragen, zum Ausdruck gebracht und gefeiert wird dieser Glaube in der gemeinsamen Liturgie oder in der einsamen *lectio divina*. Im stillen, kontemplativen Gebet aber setzen wir uns einfach dem liebenden Blick Gottes aus, setzen uns Christus, dem „inwendigen Lehrer“ (Augustinus) aus, der in uns lebt und betet. „Dein Schweigen öffnet dein inneres Ohr für das ewige Wort, und vom Grund deines Herzens wird eine Stimme emporsteigen, die leise ruft: Komm zum Vater! So nimmt dich die Stille in das Geheimnis Gottes hinein, und dein Herz weitete sich in der Freude seiner Gegenwart und dem Geschenk der Anbetung“¹².

In unseren Gemeinschaften geht der gemeinsamen Liturgie morgens eine Stunde und abends mindestens eine halbe Stunde stilles Gebet voraus. Dies haben wir nicht neu erfunden, vielmehr aus der monastischen Tradition des Karmel übernommen. Als Mönche, Brü-

der und Schwestern in der Stadt, ist für uns diese gemeinsame Zeit des Schweigens lebensnotwendig. Sie durchdringt die anschließend gefeierte Liturgie. Sie ist der tragende Grund unseres Gemeinschaftslebens. Sie prägt auch den Weg zur Arbeit, die Arbeit selbst, die Begegnungen am Tag. Dennoch bleibt sie selbst aber völlig gratis: einfach verschenkt, hingegeben, scheinbar ohne Daseinsberechtigung. Denn „hier begegnest du dem Unverfügbaren, dem Unsichtbaren, oft auch Unmerklichen, dem Unbegreiflichen, Unaussprechlichen, Unerwarteten. Auch für dich wird es nicht leicht sein, einen Gott zu lieben, dessen Angesicht du nie gesehen hast (...) Dein Gebet wird dich erkennen lassen, dass Gott immer der Ganz-Andere sein wird und du selbst radikal hinter ihm zurückbleibst“¹³.

Darum können wir uns auf dieses Abenteuer auch nur geistes-gegenwärtig einlassen. Bevor die Stille beginnt, rufen wir daher den Heiligen Geist auf uns alle und auf die Stadt herab. Mehr noch als im gefeierten Wort lassen wir uns auf ihn hin los. Nur im Heiligen Geist können wir durch unser Leben und unser Gebet, wie es unser Auftrag ist, *wachrufende Wachende auf den Mauern der Stadt* sein. Nur durch ihn können wir, wohin wir auch gesandt werden, wohin wir auch gehen, immer in Gott gehen¹⁴. Und nur wenn wir seiner Nähe nah bleiben, bekommen Lobpreis und Fürbitte Stimme und Herz, verwandelt sich uns das durchbetete Wort in Licht und Leben.

So ist am Ende die Kontemplation vielleicht nicht so sehr die letzte und erhabenste Stufe aller monastischen Gebetsweisen, sondern vielmehr die Grundhaltung, der Grundvollzug all

unseren Betens. Ein bisschen wie der Frühlingsregen, der alles benetzt, durchdringt und mit Leben tränkt. Und der schon heute, so wunderbar unaufhaltsam, Gottes Antwort *grün* durch alle möglichen Fenster wachsen lässt. Auch durch die unseres Klosters in der Stadt.

.....

- 1 R. Kunze, Zuflucht noch hinter der Zuflucht (für Peter Huchel): Zimmerlautstärke. Gedichte. Frankfurt a. M. 1977, 62.
- 2 Im Herzen der Städte. Lebensbuch der Monastischen Gemeinschaften von Jerusalem. Freiburg u.a. 2000, Nr. 55.
- 3 Lebensbuch Nr. 130.
- 4 Vgl. ebd., Nr. 14.
- 5 Ebd., Nr. 20.
- 6 P. Christian de Chergé, Testament: I. Baumer, Die Mönche von Tibhirine. München u. a. 2011, 101.
- 7 E. Bianchi, Gott im Wort. Die geistliche Schriftlesung. Eichstätt 1997, 31.
- 8 Lebensbuch Nr. 47.
- 9 M. Delbrèl, Wir Nachbarn der Kommunisten. Einsiedeln 1975, 56.
- 10 M. Delbrèl, Gott einen Ort sichern. Texte – Gedichte – Gebete, Hg. von A. Schleinzler. Kevelaer 2007, 42.
- 11 Nikolaus von Kues, Über die Schau Gottes, 5, 8.
- 12 Lebensbuch Nr. 31.
- 13 Ebd. Nr. 15.
- 14 Vgl. Gregor der Große, Homilie 34, 13, zitiert nach: Benedikt XVI., Predigt vom 29. Juni 2005.

Katharina Hartleib OSF

Sr. Katharina Hartleib OSF, Jahrgang 1958, ist ausgebildete Krankenschwester und Geistliche Begleiterin und arbeitete viele Jahre in der Berufungspastoral im Erzbistum Köln. Seit 2010 ist sie verantwortlich für die Jugend- und Berufungspastoral der Olper Franziskanerinnen, Mitglied der Provinzleitung der Deutschen Provinz sowie Formationsleiterin. Sie lebt in einem Kleinkonvent zum Mit-Leben für junge Erwachsene.



Katharina Hartleib OSF

„Anbetung und Werke der Nächstenliebe“ oder „Anbeten und Anpacken“

Das Jahr 2013 war das Jubiläumsjahr der „Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung zu Olpe“, das unter dem Motto „Anbeten und Anpacken“ stand. Mutter Maria Theresia Bonzel hatte ihrer Ordensgemeinschaft ins Stammbuch geschrieben, sich der Anbetung Gottes und den Werken der Nächstenliebe zu widmen.

Geprägt durch ein Leben in intensivem Gebet und Verehrung des allerheiligsten Altarsakramentes, regte sich bei der jungen Aline Bonzel schon früh der Wunsch, ein Leben in der Nachfolge Christi zu führen. Ein offener Blick für die große Not der Menschen in dieser Zeit führte schließlich 1859 zur Gründung einer Gruppe von gleichgesinnten Gefährtinnen. Von Bischof Konrad Martin beauftragt, wurde am 20. Juli 1863 die Kongregation der Franziskanerinnen von der ewigen Anbetung in Olpe kirchlich bestätigt. Neben der Erziehung und Ausbildung von Waisenkindern sowie der Krankenpflege über-

nahmen die Schwestern alle caritativen Aufgaben, die in den Wirren dieser Zeit bitter nötig waren.

Am 10. November 2013 wurde im Hohen Dom zu Paderborn Mutter Maria Theresia Bonzel, die Gründerin und langjährige Generaloberin der „Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung zu Olpe“ selig gesprochen.

In seiner Predigt zur Feier der Seligsprechung in Paderborn sagte Erzbischof Becker: „Wir können nie nur allein von Nächstenliebe sprechen. Es ist in der Bibel grundgelegt, dass die Liebe zum Nächsten untrennbar verbunden ist mit der Liebe zu Gott.“

Mutter Maria Theresia Bonzel OSF habe „diese unaufgebbare Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe exemplarisch und vorbildlich in ihrem Leben umgesetzt“, fuhr Erzbischof Becker fort. „Es ist schon ein besonderes Charisma, aus dem sie geschöpft und das sie ihrer Schwesterngemeinschaft ins Stammbuch geschrieben hat: die Ewige Anbe-

tung des Allerheiligsten und die Sorge für die Kranken und Hilfsbedürftigen.“ Das Vorbild der seligen Maria Theresia Bonzel könne dazu ermutigen, mehr Räume zu schaffen, die Gottesbegegnung ermöglichen, so der Erzbischof weiter. Er nannte Initiativen zur stillen Anbetung des Allerheiligsten als Beispiel dafür. Das richtig praktizierte Gebet entricke den Menschen nicht von der Welt oder lasse ihn weltfremd werden. „Im Gegenteil: Im Blick auf den Herrn selbst und im Sich-Versenken in seine Liebe hinein öffnet sich unser Blick auf das Hier und Heute, auf die Menschen, die jetzt unsere Nächsten sind.“

Diese beiden Bewegungen, die Sammlung im Gebet und die Sendung zu den Menschen, buchstabiere die Selige Mutter Maria Theresia mit ihrem Leben und Wirken: „Nur wer mit seinem ganzen Herzen Gott liebt, kann es letztlich fertig bringen, sich auf andere Menschen voll einzulassen und sie nicht zum Instrument der eigenen Selbstbehauptung zu machen.“ Es gehe stets darum, die Gottesliebe in echter Nächstenliebe zu bewahren. Soweit der Erzbischof aus Anlass der Seligsprechung.

Von Beginn an haben die Schwestern die immerwährende eucharistische Anbetung in ihren Klöstern bei Tag und Nacht durchgeführt. Ihre Tätigkeit in der Sorge um Kinder, Kranke, Arme und Hilfsbedürftige haben sie trotzdem in vollem Umfang geleistet.

Mutter Theresia sagte ihren Mitschwestern in einem Brief: „Allein das Gebet macht uns zu eigentlichen Ordenschristen, nicht das Wirken unter Kindern und Kranken!“

Das bedeutete schon immer einen oft mühsamen Spagat, der nicht selten dazu geführt hat, dass die Zeiten der eu-

charistischen Anbetung als drückende Last zu der vielen täglichen, caritativen Arbeit empfunden wurden.

Das Wissen darum, das immerwährende Anbetung nicht heißt, möglichst viele Stunden im Gebet zu verbringen, sondern in allem Tun und Lassen, Gott als den immer Größeren anzuerkennen, war vorhanden, hatte aber noch keine Konsequenzen in der Praxis der zu leistenden Anbetungsstunden.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Andererseits haben viele Schwestern genau die Stunden der stillen Anbetung als wirklichen Ort ihres Ordenslebens gesehen und sich als Bindeglieder zwischen Gott und den ihnen anvertrauten Menschen verstanden.

Mit dem Rückgang der Mitgliederzahlen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, konnte die Tradition der ständigen eucharistischen Anbetung auch in den größeren Konventen nicht mehr durchgehalten werden. Jeder Konvent musste nun die je eigene Form finden, die Anbetung als prägenden Teil des Ordensauftrages zu erfüllen. Die meisten Schwestern haben täglich eine feste Zeit für die Anbetung und die Konvente eine oder mehrere gemeinsame Anbetungsstunden in der Woche.

Viele der älteren und alten Schwestern, sehen die Zeiten der eucharistischen Anbetung als ihren Dienst in der Gemeinschaft und für die Kirche. Man-

che bitten bewusst um Versetzung ins Mutterhaus, um den dort gegebenen Rahmen zu nutzen und tägliche Anbetungsstunden zu übernehmen.

Hauptsächlich ins Mutterhaus und in den Konvent San Damiano in Olpe, mit ihren offenen Anbetungskapellen, kommen tagtäglich Beterinnen und Beter zu stillen Zeiten der Anbetung mit den Schwestern.

In früheren Jahrzehnten brachten die Schwestern die Anliegen der Hilfsbedürftigen von ihren Arbeitsstellen mit. Heute ist es so, dass viele Hilfesuchende ihre Gebetsbitte per Mail und Telefon an die Schwestern leiten. Das Bewusstsein, dass die Schwestern für sie beten, ist noch immer präsent.

Dagegen steht die seit Jahren beobachtete Tendenz, dass festgesetzte Zeiten der Eucharistischen Anbetung, wie die Tage des Ewigen Gebets in den Pfarreien, die Anbetungsstunden am Gründonnerstag, nur sehr spärlich genutzt werden.

Am Tag nach der Seligsprechung Mutter Theresias, am 11.11.2013 wurde eine Sakramentskapelle in der Pfarrkirche St. Martinus in Olpe eingeweiht und die sterblichen Überreste der neuen Seligen dort beigesetzt.

Jeden Tag ist dort nun von 7.30 bis 18.00 Uhr das Allerheiligste ausgesetzt und Möglichkeit zur Anbetung. Die Schwestern des Konventes San Damiano beten dreimal in der Woche dort die Laudes und einmal die Vesper. Erstaunlicherweise steigt die Zahl der Mitbetenden. Wann immer man am Tag in die Kirche kommt findet man Betende in der Kapelle.

Immer häufiger fällt den Schwestern andererseits bei Führungen im Kloster oder bei Veranstaltungen auf, dass viele Katholiken mit „Aussetzung und An-

betung“ nichts mehr anfangen können. Rein äußerlich zeigt sich das daran, dass kaum jemand eine Kniebeuge macht oder sich in der Bank kniet, wenn ein Besuch in der Anbetungskapelle gemacht wird.

Sich hinknien vor dem, der größer ist als ich selbst, wird immer weniger verstanden und praktiziert.

Für „handfeste“ Aktionen in Bereichen der Caritas und Nächstenliebe finden sich hingegen immer bereitwillige Helfer. Die Tendenz des „alles selbst machen können“ wird hier deutlich. Und es ist sicher einfacher, Gott in den Menschen zu dienen, als ihn in der Gestalt des Brotes anzubeten. In den Angeboten und Veranstaltungen des Jubiläumsjahres haben die Schwestern immer wieder versucht, diese Seite des Ordenslebens und des Lebens als Christen wieder mehr in den Fokus zu stellen.

Es scheint, dass wenige Christen eine wirklich persönliche Gottesbeziehung haben. Sie gehen zum Gottesdienst, versuchen nach den Geboten zu leben und ihre Kinder entsprechend zu erziehen. Sie engagieren sich in vielen Gruppen, Kreisen und Gremien. Aber Gott als „Du“, als den sehen, der unser Leben mitgeht und teilt, vor diesem Gedanken besteht eine große Scheu. Wie kann ich aber einen Gott anbeten, zu dem ich keine Beziehung habe?

Mir scheint, als sei das eine neue oder neu anzugehende Aufgabe von Ordensleuten: Mitmenschen und Mitchristen einzuladen, miteinander zu lernen, mit Gott in Beziehung zu treten, der in Jesus Christus Mensch geworden ist. So können wir „Du“ sagen zu Gott, mit ihm leben und ihn im Allerheiligsten genau so entdecken wie in unserem Alltag.



Dokumentation

Gisela Fleckenstein OFS

Dr. Gisela Fleckenstein OFS, geboren 1962 in Ludwigshafen, studierte Geschichte und Germanistik und absolvierte eine Ausbildung zur Archivarin. Seit 2009 ist sie am Historischen Archiv der Stadt Köln und nebenamtlich für die Archive im Haus der Orden tätig. Sie ist Mitbegründerin des „Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Mitglied der Franziskanischen Gemeinschaft.



Gisela Fleckenstein OFS

Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./ 20. Jahrhundert

14. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 31. Januar bis 2. Februar 2014

Die Tagung widmete sich in ihrem Schwerpunkt der Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs in den Ordensgemeinschaften und den Auswirkungen der Kriegsfolgen. Daneben wurden laufende Forschungsvorhaben vorgestellt und unter den 35 Teilnehmern und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich und den Niederlanden diskutiert. Die Leitung der Tagung, die in Kooperation mit dem Kardinal Walter Kasper-Institut stattfand, hatten wiederum Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein.

Rechtzeitig zum 200. Jubiläumsjahr der Wiederbegründung der Gesellschaft Je-

su 2014 hat Prof. Dr. P. Klaus Schatz SJ (Frankfurt) seine fünfbändige Geschichte der deutschen Jesuiten vorgelegt. Sie umfasst den Zeitraum 1814-1983 und zeigt in vielen Details, wie sich der Orden verändert hat. Die Wiederbegründung – nach der Auflösung des Ordens 1773 – erfolgte noch unter fast monastischen Bedingungen. Doch die Jesuiten haben sich immer wieder neu den Herausforderungen ihrer Zeit, wozu auch erneut Verfolgung und Vertreibung gehören, gestellt und ihre Tätigkeiten über Länder und Kontinente hinweg ausgeweitet. Zentral für die Entwicklung der Gesellschaft war die römische

Ausbildungsstätte, das Collegium Germanicum et Hungaricum. Schatz hat wenig Sekundärliteratur benutzt, dafür aber umso intensiver Quellenforschung betrieben und gerade die Bewältigung von kleinen Konflikten ist aussagekräftig für die jeweilige Zeit. Spannend ist, wie die Generation nach dem Zweiten Weltkrieg an vielen überkommenen Formen aneckt und es schafft – auch mit Hilfe der Konzilsentscheidungen – eine innere Reform des Ordens zu erreichen, wobei Charakteristik und Sendung des Ordens geblieben sind. Der „Schatz“ wie dieses Werk nun heißen wird, beschreibt helle und dunkle Seiten der deutschen Jesuiten eingebettet in die Gesamtordensgeschichte und bildet den Anschluss an der das Werk Bernhard Duhrs, der die Gesellschaft Jesu zwischen 1907 bis 1928 in vier bzw. sechs Bänden bis 1773 beschrieben hat („Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“). Der 5. Band von Schatz ist für „Nichtjesuiten“ eine große Hilfe, enthält er doch ein Glossar und Biogramme aller im Haupttext erwähnten ca. 1500 Ordensleute.

P. Reinhold Baumann MCCJ (Ellwangen) untersuchte die Folgen des Ersten Weltkriegs für die Comboni-Missionare. Daniel Comboni (1831-1881) gründete 1867 in Verona ein Institut für missionarische Aufgaben in Zentralafrika, welches 1885 in eine Kongregation umgewandelt wurde. Da die Gemeinschaft viel Zulauf aus Deutschland erhielt, wurde 1895 eine deutschsprachige Niederlassung in Brixen – zu dieser Zeit Österreich zugehörig – gegründet. Schwerpunkt der Afrika-Mission war der Sudan. 1913 wurde das Missionsgebiet aufgeteilt. Für den Norden waren die deutschsprachigen Missionare zu-

ständig, für den Süden die italienischsprachigen Mitbrüder. 1914 zählte der Orden ca. 170 Mitglieder; oft waren – wie für den Orden charakteristisch – Angehörige verschiedener Nationalitäten in einer Niederlassung. Mit Kriegsausbruch 1914 wurden alle Missionare im Norden interniert und die Missionsarbeit kam vollständig zum Erliegen; die Brüder im Südsudan konnten hingegen fast ungehindert weiter arbeiten. Im Orden war bei Kriegsende ein Kriegsefallener zu beklagen. Schlimmer war, dass das Haus in Brixen nicht mehr zur Verfügung stand und nur unter großen Schwierigkeiten 1921 ein Seminar in Ellwangen gegründet werden konnte. Das Verhältnis zu Italien verschlechterte sich zusehends, so dass aufgrund der Verschiebung der Grenzverhältnisse 1923 die Teilung in eine italienische und eine deutsche Kongregation der Gemeinschaft erfolgte. Die Brüder konnten sich für eine Kongregation entscheiden. Beide Kongregationen entwickelten sich personell sehr gut und waren weiterhin missionarisch tätig. Der Erste Weltkrieg hatte eine lange Nachwirkung, denn erst 1979 schlossen sich die Gemeinschaften wieder zusammen und begründeten mit dieser Wiedervereinigung die heutigen Comboni Missionare vom Herzen Jesu.

Mit Hilfe der nicht immer dichten Quellenüberlieferung verfolgt Susanne Waidmann (Berlin) in ihrer missionsgeschichtlichen Dissertation die Spuren von deutschen Vinzentinern in Costa Rica. Diese waren im Kulturkampf aus Deutschland vertrieben worden und hatten ab 1893 die Costa-Rica-Mission von den französischen Vinzentinern übernommen. Aufgabe war die Leitung der Diözese, die Leitung des Priesterse-



minars, die Gemeindemission und die Gemeindearbeit an der Atlantikküste, im Talamanca-Gebiet und in den abgelegenen Regionen Costa Ricas. Albert (Engelbert) Blees (1874-1941) trat 1894 in Belgien als Ordensbruder bei den Vinzentinern ein und wirkte u.a. als Sakristan ab 1909 bis zu seinem Tode in verschiedenen Klöstern in Costa Rica. Er starb an Lepra in einem Aussätzigenheim. Ungleich besser stellt sich die Quellenlage zu P. Joseph Breiderhoff (1871-1937) dar, weil von ihm viele private Briefe an seine Schwester überliefert sind, die auch Ordensfrau war. Susanne Waidmann wurden diese Briefe aus Privatbesitz zur Verfügung gestellt. Nach Noviziat und Priesterweihe in Belgien kam er 1898 nach Costa Rica. Er war im ganzen Land als Missionar unterwegs und packte auch in handwerklichen Dingen mit an, da Bauen mit Holz seine Leidenschaft war. Der Erste Weltkrieg war in Costa Rica kaum spürbar. Zwischen 1915 und 1920 waren zahlenmäßig weniger deutsche Missionare dort, weil die Patres und Brüder zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Von sechs Kriegsteilnehmern, die aus Costa Rica nach Deutschland kommen mussten, hat einer nach dem Krieg den Orden verlassen. Für einige verzögerte sich durch den Krieg die ordensinterne Ausbildung. Im Vergleich zu anderen Orden blieben die Kriegsauswirkungen bei den Vinzentinern – soweit der jetzige Forschungsstand – überschaubar. Kurz nach Kriegsausbruch 1914 wurde in Münster das Lourdeskloster gegründet. Die erst 1910 in Brasilien von dem Franziskanerbischof P. Amandus Bahlmann und der westfälischen Lehrerin Elisabeth Tombrock gegründete Kongregation der Missionsschwestern

von der Unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes rekrutierte ihren Nachwuchs aus dem Münsterland. Doch 1914 war eine Reise nach Brasilien nicht mehr möglich und die neuen Kandidatinnen mussten zunächst in Münster bleiben. Sie leisteten (Kriegs)einsatz in einem Düsseldorfer Krankenhaus und konnten erst 1915 ausreisen. Die für 1916 geplante Ausreise mit neuen Kandidatinnen konnte aufgrund des U-Boot-Krieges nicht mehr stattfinden. Eine Kommunikation mit Brasilien war nur noch eingeschränkt möglich. Viele Nachrichten über gefallene Verwandte trafen ein, die Versorgungslage wurde immer schlechter und viele Frauen übernahmen Männerarbeit, weil sie aufgrund von Einberufungen und Todesfällen gezwungen waren, die Familien zu versorgen. Sabine Heise (Münster) hat Lebensläufe von Schwestern untersucht, die nach 1918 eintraten und hat ihre Tätigkeiten im Krieg analysiert. Diese Frauen waren vor ihrem Ordenseintritt in der Landwirtschaft tätig, übernahmen Verantwortung für den Familienbetrieb wie etwa eine Bäckerei, waren Straßenbahnfahrerinnen, Schornsteinfegerinnen oder Gepäckträgerinnen am Bahnhof. Die materielle Not zwang sie zu einer Erwerbstätigkeit und führte aufgrund der Einberufungen der Männer zum Militärdienst zu einer Tätigkeit in Männerberufen. Der geplante Ordenseintritt musste verschoben werden, weil die Verantwortung für die Familie Vorrang hatte. Diese geübte Zunahme an Verantwortung und die Ausübung kraftraubender Tätigkeiten sowie die Berufserfahrung war aus Ordenssicht eine gute Voraussetzung für die Mission. Erst 1920 konnten wieder Schwestern nach Brasilien reisen.

1918 wurde die Schwestern im Bistum Münster als Kongregation bischöflichen Rechts anerkannt, so dass im Lourdeskloster auch ein kanonisches Noviziat durchgeführt werden konnte.

„Soldat und Mönch“ ist der Titel der erstmals 1936 erschienenen Autobiographie des Benediktiners P. Theodor Bogler (1897-1968), mit der sich Rainer Asshauer (Finnentrop) im Rahmen seiner Forschungen über die Abtei Maria Laach intensiver beschäftigte. Bogler wuchs in einem intellektuell geprägten evangelischen Elternhaus auf. Sein Vater war Oberstleutnant. Kurz vor dem Abitur meldete er sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger und war mit 17 Jahren bereit, sich für das Vaterland zu opfern. Er war an der Ost- und Westfront und erlebte das Kriegsende in einem Lazarett. Er blieb 1919 Soldat, begann dann ein Architekturstudium, welches er abbrach, um eine Töpferlehre zu machen, die er 1922 abschloss. Im selben Jahr heiratete er eine Hauptmannswitwe mit zwei Söhnen. Bogler gehörte zu den führenden Keramikern des Bauhauses. Durch die Erkrankung seiner Frau beschäftigte er sich mit religiösen Fragen und lernte 1924 in Maria Laach Abt Ildefons Herwegen kennen. 1925, nach dem Suizid seiner Frau, konvertierte er zum Katholizismus und wurde 1927 Benediktiner in Maria Laach. 1932 zum Priester geweiht, war er von 1939-1948 Prior der Abtei. Bogler engagierte sich stark in der Liturgischen Bewegung. In seiner Autobiographie schildert er seine Kriegserlebnisse. Problematisch ist darin seine Verknüpfung von Soldatentum und Mönchtum und seine Annäherung an die nationalsozialistische Ideologie. Beide sind dem Gehorsam verpflichtet,

doch der klösterliche Gehorsam ist wertvoller, weil er von Gott kommt. Er zeigt Parallelen zwischen Fahnen- und Mönchsprofess auf und gibt Beispiele für die militärische Sprache im Mönchtum. Nach einem schweren Autounfall beschäftigt sich Bogler auf neue Weise mit Lebensfragen und dem Tod. Er bewundert rückblickend seinen eigenen Heroismus, wo er ohne Glauben bereit war, sein Leben zu opfern und den Tod einfach als Lebensende gesehen hat. Jetzt – nach seiner Bekehrung – zeigt er auf, dass der Tod in Gott mündet. Dieser Wandel in seinem Denken findet sich in einer Neufassung seiner Autobiographie, die 1959 unter dem Titel „Ein Mönch erzählt“ erscheint. Er sieht den Krieg nicht mehr positiv, alle problematischen Passagen fehlen. Weiterer Wandel zeigt sein Werk von 1964 „Suche den Frieden und jage ihm nach“. Bogler ändert seine Einstellung zum Krieg durch die Reflexion über den Krieg aus Glaubenssicht.

In Feierlaune schrieben 29 junge Salesianer, die zu Kriegsbeginn 1914 ihre Einberufung erhalten hatten, an einen Mitbruder, der aus gesundheitlichen Gründen schon vorher nach Deutschland gereist war. Auf der Rückseite einer aus dem Kolpinghaus Salzburg abgesandten Postkarte stehen kurze Bekenntnisse zum Kaiser und zur Treue zum Vaterland. Aber auch Ausdrücke der Unsicherheit über das was kommen wird, Bitten um das Gebet und Ausdrücke der religiösen Überhöhung des Krieges. Die Salesianer waren allesamt deutsche Studenten, die aus den beiden Ausbildungshäusern der Salesianer in Österreich und Italien aufgrund der Wehrpflicht zurückkehren mussten. P. Johannes Wielgoss SDB (Essen) spürte



dem Lebensweg der jungen Ordensbrüder, die auf der Karte unterschrieben hatten nach. 1914 waren ca. 200 Salesianer in der Ausbildung zum Priester. Die gesamte Salesianerprovinz, deren Wirkungsbereich hauptsächlich in den Randgebieten der Habsburgermonarchie lag – in Deutschland waren sie weniger erfolgreich – umfasste 343 Mitglieder, davon waren 129 Kriegsteilnehmer. 28 Brüder zählten zu den Gefallenen. Die Verbindung zu den Brüdern im Felde wurde durch Berichte und Mitteilungen in salesianischen Zeitschriften gehalten. Die Berichte darin waren kriegsbegeistert und forderten zur treuen Erfüllung der Soldatenpflichten auf. Immer wieder wurden die pädagogischen Absichten des Ordensgründers Don Boscos im Sinne einer patriotischen Erziehung umgedeutet. In der Realität nahmen die Salesianer durchaus das Leid der Zivilbevölkerung wahr. Sie hatten viele Kriegswaisen in ihren Einrichtungen und sorgten auch – so in Wien – für die Speisung von Soldatenkindern.

Dr. Ute Feuerbach (Volkach) verdeutlichte an einem franziskanischen Beispiel den Umgang mit Kunst aufgrund einer gewandelten Spiritualität. In der Chronik des Klosters der Dillinger Franziskanerinnen in Volkach findet sich 1959 der Hinweis, dass man mit der baulichen Neu- und Umgestaltung des Gebäudes und der Kapelle auch jungen Menschen kulturelle und spirituelle Werte nahe bringen wolle. Die Schwestern, am Ort auch „Volkacher Franziskanerinnen“ genannt, unterhielten ein Schul- und Internatsgebäude. Weniger behutsam war man mit der Kapelle im alten Gebäude, der 1912 erworbenen alten Posthalterei, umgegangen. In der Kapelle befand sich ein neogotischer

Altar von Carl Schropp von 1870, mit – dies war ein besonderes Kennzeichen dieses Bamberger Künstlers – vielen aus Pappmaché hergestellten Figuren. Die damalige Oberin konnte für die Ausmalung der Kapelle den Benediktiner P. Paulus Krebs gewinnen, der im Stile der Beuroner Kunst das franziskanische Motiv „Maria von den Engeln“ realisierte. Diese kunstgeschichtlich interessante Kombination empfand man in den 1950er Jahren nicht mehr als zeitgemäß, riss den angeblich wurmstichigen Altar einfach ab und übermalte die Beuroner Kunst vollständig. Der Raum wurde auch nicht weiter als Kapelle benutzt.

Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

„Würden annehmen hieße, unsere eigenen Totengräber zu sein“, soll Ignatius von Loyola gesagt haben. Trotzdem erlangten viele Ordensleute – darunter auch Jesuiten – die Würde des Kardinalats. Prof. Dr. Reimund Haas (Köln) stellte das neue Lexikon der Kardinäle vor, von dem bereits zwei der acht ge-

planten Bände erschienen sind. Hans-Joachim Kracht hat dieses Projekt vor 30 Jahren im Auftrag seines damaligen Bischofs Kardinal Joseph Höffner begonnen. Damit schließt der Herausgeber eine Lücke bei der modernen biographisch-lexikalischen Erfassung kirchlicher Würdenträger. Die Druckfassung wurde deshalb gewählt, weil ausführlichere Angaben als im Internet geboten werden sollen. Im 19. Jahrhundert gehörten von 458 Kardinälen 50 einem Orden an (10,9%); im 20. Jahrhundert waren von 630 Kardinälen 105 Ordensleute (16%). Mit mehreren Kardinälen vertreten waren Jesuiten, Franziskaner, Salesianer und Dominikaner. Es gibt keinen Schlüssel für die Ernennung von Kardinälen aus Ordensgemeinschaften; Die Orden sind vor allem deshalb gut vertreten, weil international verbreitete Gemeinschaften oft die Bischöfe in „Missionsgebieten“ stellen. Das Lexikon soll 2016 seinen Abschluss finden und wird ein unverzichtbares Nachschlagewerk auch für die Ordensgeschichte werden.

Die Klöster Solesmes und Beuron stehen für die benediktinische Renaissance im 19. Jahrhundert. Prosper Guéranger (1805-1875), der erste Abt des 1837 wiederbegründeten Benediktinerklosters Solesmes stand in engem Kontakt mit Pater Maurus Wolter (1825-1890), dem Gründer und Leiter der Beuroner Kongregation. P. Dr. Cyrill Schäfer OSB (St. Ottilien) hat den intensiven Briefwechsel der Äbte von Solesmes und Beuron, der sich über drei Äbtegenerationen von 1862-1914 erstreckte, sorgsam ediert. Guéranger und Wolter planten die Wiederherstellung eines benediktinisch-gelehrten Mönchtums nach dem ursprünglichen Geist mit

einer besonderen Ausrichtung auf das Stundengebet, die Eucharistiefeier und den Gregorianischen Choral. Guéranger und Wolter trafen sich erstmals 1862, als Wolter in Solesmes eine Art zweites Noviziat machte. Daraus resultierte eine lebenslange Freundschaft. Wolter übernahm erfolgreich das Reformprogramm von Solesmes für Beuron. Die beiden Äbte trieben auch den Zusammenschluss aller Benediktinerklöster in einer Konföderation voran. In den Briefen wird der die Benediktiner bis heute prägende Neuaufbruch deutlich. Der Briefwechsel zwischen den Mitgliedern beider Abteien vererbte nach 1914. Ob der Krieg dafür ursächlich war, lässt sich nicht ausschließen. Eher wahrscheinlich waren der größer werdende Abstand zur Gründergeneration und die Entfremdung vom französischen Sprachraum. Der Briefwechsel wurde vollständig in Französisch geführt.

Der Kapuzinerpater Manfred (Friedrich) Hörhammer (1905-1985) war 1947 Gründer der deutschen Sektion der Pax-Christi-Bewegung. Er war der Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter. Als Kapuzinerpater war er von 1930-1939 in den Klöstern St. Ingbert und Blieskastel („Status quo-Kloster“) im Saarland und stand dort in enger Verbindung mit den katholischen Jugendverbänden. Er durchlebte dort die schwierige Zeit der Saarabstimmung, die 1935 mit dem Anschluss des Saargebietes an Deutschland endete. Der 1929 geweihte Priester hatte bei den Kapuzinern in Burghausen sein Abitur gemacht und war zeitlebens auch dem Quickborn verbunden. P. Manfred meldete sich 1940 – als Ersatz für einen in der Jugendarbeit tätigen Kaplan – freiwillig als Sanitätssoldat. Er



wurde dem Lazarettzug 502 zugeteilt, mit dem er 131 Fahrten an der Ostfront unternahm. Seine Kriegserlebnisse, die ihn ein Leben lang prägen sollten, schilderte er in Rundbriefen an seinen katholischen Freundeskreis. Franz Josef Schäfer (Bensheim) konnte in seinem Vortrag auf diese Briefe zurückgreifen, die in einem privaten Nachlass aufgetaucht sind. In seinen Briefen versucht er, den schrecklichen Erlebnissen von Krankheit, Tod und der Vernichtung menschlichen Lebens einen göttlichen Sinn abzugewinnen. Deutlich wird die Tragik, als Sanitätssoldat nicht helfen zu können. Pater Manfred erhielt immer Rückendeckung von seinen Vorgesetzten; seine Briefe sah er als Freundschaftsdienst für die Empfänger und nicht als Widerstand. Diese persönlichen Erfahrungen führten ihn unmittelbar nach dem Krieg, auch aufgrund seiner deutsch-französischen Herkunft, auf einen Weg der Versöhnung.

Papst Leo XIII. errichtete 1893 die Benediktinische Konföderation (Confederatio Benedictina), welche die benediktinischen Männerkongregationen miteinander unter der Leitung eines Abtprimas verband. Sitz des Abtprimas wurde S. Anselmo in Rom. Die Konföderation sollte den Austausch unter den Gemeinschaften fördern. An die Benediktinerinnen dachte 1893 noch niemand. Seit 2000, der Name stammt von 2001, gibt es die Communio Internationalis Benedictinarum (CIB). Die CIB ist eine Netzwerkorganisation in

der sich Benediktinerinnen, Schwestern und Nonnen, weltweit zusammengeschlossen haben. Ihr Ziel ist die gegenseitige Unterstützung und der Erfahrungsaustausch zwischen Benediktinerinnen auf internationaler Ebene und die Förderung der Entwicklung des monastischen Lebens für Frauen. Sr. Scholastika Häring OSB (Dinklage) beschreibt in ihrer Dissertation die rechtliche Entwicklung der Beziehungen benediktinischer Frauengemeinschaften untereinander und zur CIB zwischen 1965-2009. Infolge des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde die Idee einer Art weiblicher Konföderation entwickelt, was mit vielen Schwierigkeiten verbunden war. Wegweisend war ein 1987 erstmals abgehaltenes Symposium in Tutzing mit Vertreterinnen der Nonnen und Schwestern auf Einladung des Abtprimas. Daraus erfolgte 1988 die Gründung einer Kommission der Benediktinerinnen, die dann in die CIB mündete. Die CIB wird nach außen von einer Moderatorin repräsentiert, die auch die besondere Verbindung zur Benediktinischen Konföderation hält. Mitglieder der CIB müssen der Benediktinischen Konföderation konsoziiert sein. Herzstück der Arbeit der CIB sind die alle vier Jahre stattfindenden Symposien, zu denen sich 120 Benediktinerinnen aus 19 Regionen treffen.

Die nächste Tagung des Arbeitskreises findet vom 30. Januar bis 1. Februar 2015 in Vallendar statt.

Konferenzübersicht:

- Prof. Dr. Klaus Schatz SJ (Frankfurt): Buchvorstellung „Geschichte der deutschen Jesuiten 1814-1983
- P. Reinhold Baumann MCCJ (Ellwangen): Die Folgen des Ersten Weltkriegs für die Comboni-Missionare
- Susanne Waidmann (Berlin): Die Vinzentiner Joseph Breiderhoff und Engelbert Blee in Costa Rica
- Sabine Heise (Münster): „Während des Ersten Weltkriegs übernahm sie die Arbeiten der Männer.“ Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf eine junge Missionsgemeinschaft und die Lebensläufe von Missionsschwestern
- Rainer Asshauer (Finnentrop): „Soldat und Mönch“: Der Benediktinerpater Theodor Bogler
- P. Johannes Wielgoß SDB (Essen): Anmerkungen zur Beteiligung deutscher Salesianer am Ersten Weltkrieg
- Dr. Ute Feuerbach (Volkach): Spiritualität und Kunst im Konvent der Dillinger Franziskanerinnen St. Maria zu Volkach seit 1913
- Prof. Dr. Reimund Haas (Köln): „Würden annehmen heißt, unsere eigenen Totengräber sein“. Ordensideal und Kardinalat im 19. und 20. Jahrhundert und das neue Lexikon der Kardinäle
- P. Cyrill Schäfer OSB (St. Ottilien): „Wahrhaft monastischer Geist“. Solesmes und Beuron im Spiegel der Briefe
- Franz Josef Schäfer (Bensheim): Der Kapuzinerpater Manfred Hörhammer und seine Tätigkeit als Kurat katholischer Jugendverbände im Saargebiet und Sanitätssoldat in den Jahren 1940 bis 1945
- Sr. Scholastika Häring OSB (Dinklage): Zwischen Futurologie und Geschichte – Communio Internationalis Benedictinarum (CIB). Zur rechtlichen Entwicklung der Beziehungen benediktinischer Frauengemeinschaften untereinander und zur Confoederatio Benedictina (1965-2009)

Francesca Hannen OP

Sr. Francesca Hannen OP ist von Beruf Erzieherin und hat Soziale Arbeit studiert. Ihre Arbeit umfasst folgende Tätigkeitsbereiche: Internat der ordenseigenen Realschule, Jugendarbeit auf Pfarreebene, MissionarInnen auf Zeit, Seminar- und Umweltbildungsarbeit und geistliche Begleitung. Seit 2006 ist sie zudem Leiterin des internationalen Studentenwohnheims von Missio/München sowie seit 2012 Provinzalin der Missions-Dominikanerinnen/ Schlehdorf.



Francesca Hannen OP

Von Gottes Geist im JETZT geführt

Im September 2012 gründeten in München drei Missions-Dominikanerinnen, eine Steyler Missionarin und zwei Steyler Missionare die JETZT-Gemeinschaft. Sie sehen ihren Sendungsauftrag, den sie in dieser neuen Form von Ordens-Gemeinschaft leben wollen, in der Verkündigung des Wortes Gottes. Sr. Francesca Hannen OP beschreibt aus konkreten Situationen heraus, wie es dazu kam und wie sich die teilnehmenden Ordensleute auf je eigene Weise von Gottes Geist im JETZT geführt erfahren.

1962

Gefangen in für das Kirchenvolk oft unverständlichen Ritualen und lateinischer Kirchensprache ist das Leben der Kirche ein Stück weit erstarrt und vertrocknet. Durch das Zweite Vatikani-

sche Konzil bricht dann eine neue Hoffnung auf, es kommt Bewegung in die erstarrten Strukturen, neues Leben regt sich. Auch Missio München gibt eine Antwort auf das Zweite Vatikanum und gründet für Studenten aus aller Welt vier Studentenwohnheime in München. Es entstehen dort Lebensräume, in denen ein friedvolles Miteinander gelernt werden kann, über politische Grenzen, über unterschiedliche Religionen und Kulturen hinweg.

Das Johanneskolleg, in dem sich heute die JETZT-Gemeinschaft befindet, bietet 110 Studenten und Studentinnen aus aller Welt eine einfache und auch kostengünstige Wohnmöglichkeit mit dem Schwerpunkt des interkulturellen und -religiösen Lernens. Kommunikation wird durch die Konzeption des Hauses gefördert. Jede und Jeder, der hier wohnen möchte, teilt zunächst das Zimmer mit einer ihm/ihr vorher unbekanntem

Person. Die ca. 35 deutschen Studenten und Studentinnen unterstützen den Prozess der Integration und das Zurechtfinden in der Großstadt München. Seit Beginn des Studentenwohnheims dürfen wir Missions-Dominikanerinnen zusammen mit den Steyler Missionaren das studentische Miteinander fördern, selber Lernende sein und die Botschaft Jesu durch unser Da-Sein verkünden.

2005

Auf der Suche nach neuen Möglichkeiten, das dominikanische Charisma im Heute zu leben, entsteht die Idee eines „Offenen Klosters“, einer Gemeinschaft, in der Dominikanerinnen aus verschiedenen Kongregationen einen Lebensraum für suchende Menschen anbieten. Damit soll zugleich sichergestellt werden, dass die Arbeit unserer älteren Mitschwestern im Johanneskolleg weitergeführt wird. Wir entscheiden uns, das Projekt „Offenes Kloster“ als interkongregationale und -nationale Gemeinschaft im Johanneskolleg zu beginnen. Im Verlauf des prozessualen Aufbaus erfahren wir die Grenzen persönlicher und kultureller Unterschiede. Supervisorische Begleitung führt uns zu der Entscheidung, dass in der gegebenen personellen Konstellation und mit den vorhandenen räumlichen Möglichkeiten das Projekt des „Offenen Klosters“ nicht zu verwirklichen ist.

2006

Auch bei den Steyler Missionaren kommt es zu Veränderungen, so dass wir Missions-Dominikanerinnen alleine die Gesamtleitung des Kollegs übernehmen. Durch den für uns wichtigen partizipativen Führungsstil fördern wir auf neue Weise das interkulturelle

und interreligiöse Zusammenleben. Die Einführung eines Hausleitungsteams, in dem wir uns alle 14 Tage mit den Studentensprechern und -sprecherinnen treffen, unterstützt die Mitverantwortung aller im Haus Wohnenden. Gewaltfreie Kommunikation ist uns dabei ein hilfreiches Instrumentarium. Wir achten darüber hinaus noch bewusster darauf, dass auch Muslime und vor allem Musliminnen für die Zeit ihres Studiums bei uns ein Zuhause finden können. Der persönliche Kontakt zu den Steyler Missionaren und Missionarinnen intensiviert sich durch Angebote und Fortbildungen des Steyler Pastoralen Bibelteams in München. Auch sie sind auf der Suche nach neuen Formen, wie wir als Ordensfrauen und -männer unsere missionarische Sendung im menschlichen Miteinander leben können.

2009

Das Bildungshaus der Steyler Missionare in München wird aufgelöst. So beginnt die Suche nach neuen Lebensräumen und -formen einer geschwisterlichen Ordens-Gemeinschaft. Sr. Maria Illich von den Steyler Schwestern zieht zu uns ins Johanneskolleg, und wir erfahren ein schwesterliches Miteinander, bei der die je ordenseigenen Spiritualitäten ihren Platz finden und sich gegenseitig befruchten. Unser Erfahrungshorizont erweitert sich durch die unterschiedlichen Einsatzbereiche und den Austausch darüber. Über die Steyler Mitschwester intensiviert sich auch der Kontakt zu den Steyler Patres Rudi Pöhl und Thomas Heck. Im Folgejahr beginnen wir den Dialog mit unseren Ordensleitungen und werden von ihnen ermutigt, weiter nach einer inter-



kongregationalen Gemeinschaftsform innerhalb der Provinzen zu suchen und konkret zu planen.

2011

Zusammen mit P. Eric Englert OSA, dem Präsidenten von Missio München, Träger des Studentenwohnheims, erarbeiten wir ein neues Konzept für das Haus. Wir entdecken, dass das Johanneskolleg für unsere missionarische Sendung als Steyler Missionarinnen, Steyler Missionare und Dominikanerinnen ein idealer Ort ist.

Unser dominikanischer Leitspruch ist: Laudare – Loben, Benedicere – Segnen und Predicare – Verkündigen. Für die Steyler Missionarinnen und die Steyler Missionare ist der Dienst im Lichte des Wortes Gottes zentral: die Gute Nachricht allen Völkern zu bezeugen. Für uns als Dominikanerinnen ist Leben in Gemeinschaft die erste Verkündigung. Als Gemeinschaft aus drei Gemeinschaften weist unser Engagement in die gleiche Richtung. Auf der Suche nach einem geistlich erfüllenden Leben gehen wir in Achtsamkeit und gegenseitiger Offenheit unseren Weg miteinander – auch mit den Menschen, die uns begegnen und mit uns wohnen. Uns als Schwestern und Brüdern ist es wichtig, im gemeinsamen Auftrag durch unsere Wohn- und Lebens-Gemeinschaft das Wort Gottes unter jungen Menschen aus 40 Nationalitäten zu verkünden, die sich an Hochschulen und Universitäten auf ihren Beruf vorbereiten. Wir wollen „Platzhalter Gottes“ im Johanneskolleg sein.

Wir sind uns bewusst, dass wir durch diese neue Gemeinschaftsform persönlich neu herausgefordert sind, damit das Miteinander in aller Unterschiedlichkeit gelingen kann. Für die Phase der Ent-

scheidungsfindung und konkreten Umsetzung unserer neuen Gemeinschaft beginnen wir einen monatlichen Supervisionsprozess. Uns werden gemeinsame Ziele und Werte deutlich, gleichzeitig auch die Herausforderungen, die die persönliche Prägung mit sich bringt. Wir freuen uns zu entdecken, dass uns allen ein offener Umgang mit Konflikten ein hoher Wert ist.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

2012

Wir entdecken immer mehr, wie wir Geführte sind und können den gegebenen Umständen (Räumlichkeiten im Wohnheim werden frei, bisherige Mietwohnung der Steyler muss geräumt werden) entsprechend einen konkreten Start unserer Gemeinschaft im Oktober planen. Am heißesten Tag des Jahres 2012, am 17. August, werden wir beim Umzug von P. Thomas und P. Rudi ins Johanneskolleg von den Studenten unterstützt. P. Rudi bezieht das kleine Appartement im 4. Stock, wo immer schon ein Steyler Missionar wohnte. P. Thomas bezieht ein Studentenzimmer, wohnt nun mitten unter den Studenten und gewöhnt sich an Ohropax und gemeinsame sanitäre Anlagen.

Als Dank für die Führung durch den Geist Gottes und als Bitte für das Gelingen unseres Neubeginns pilgern wir

nach Oies in Südtirol, zum Mitgründer der Steyler Missionare, Josef Freinademetz. Beim miteinander Beten, Singen, Lachen, Wandern, Essen, Trinken und Spielen entdecken wir den für unsere neue Gemeinschaft passenden Namen JETZT.

Am 7. Oktober können wir mit einem kleinen Fest unseren Neuanfang unter den Segen Gottes stellen. P. Eric Englert macht uns in seiner Ansprache Mut, diesen noch ungewohnten Weg eines gemischten Miteinanders zu gehen. Neben den anwesenden Studentinnen und Studenten des Hauses sind unter den etwa 30 Gästen auch die Provinzleitungen der beteiligten Ordensgemeinschaften: P. Bernd Werle SVD, Sr. Miriam Altenhofen SSpS, Sr. Ortrud Fürst OP (als Stellvertreterin für Sr. Francesca). In einem Grußwort drücken diese ihre Unterstützung für das JETZT-Projekt aus und zeigen sich erfreut über die neue Unternehmung in einer versteppenden Glaubenslandschaft.

JETZT

Im Austausch in der Gemeinschaft, mit den Studenten und Studentinnen in unserem Haus, mit Freunden und Bekannten wird uns immer stärker bewusst, wie passend der Name JETZT für uns als Gemeinschaft ist. Von Gott wollen wir uns beschenken lassen, um miteinander zu einer Gemeinschaft zusammen zu wachsen, in der dieses Hier und Jetzt möglich wird. Wir leben in einem Kolleg, in dem Studenten und Studentinnen aus 45 verschiedenen Ländern und den großen Weltreligionen vertreten sind. Genau hier wollen wir zu dem Ort werden, an dem die Menschen, denen wir dienen, die uns begegnen, die zu Gast sein dürfen, spüren:

Hier erfahre ich Leben in seiner heilenden, stärkenden, tröstenden Dimension, und vielleicht sogar: Hier erfahre ich Gottes Gegenwart. Wir lassen uns rufen und gehen das Wagnis des Miteinanders ein. Frauen und Männer, aus verschiedenen Herkunftsländern, mit verschiedenen spirituellen Prägungen, mit unterschiedlichen Einsatzfeldern; wir lassen uns zusammenführen, weil die gemeinsame Mitte stärker ist als alle Unterschiede.

Wir lassen uns in das JETZT Gottes hineinrufen, in dem uns Jesus Christus lebendig begegnet. Er will uns formen, unser Herz berühren, unseren Schmerz verwandeln, damit in uns ein Raum seiner Gegenwart unter den Menschen entstehe. Unsere Sendung als JETZT-Gemeinschaft ist unser aller Auftrag. Alle sind wir gerufen und eingebunden in das jetzt und das Feuer Gottes im Dornbusch:

- inmitten unserer Gemeinschaft, inmitten des Johanneskollegs, inmitten der Vertreter/innen der Völker aus den verschiedenen Kontinenten
- in der Begleitung von Menschen bei Exerzitien und therapeutischen Gesprächen, Bibliodramatagen und in der Arbeit bei Cursillo.

Das neue Miteinander bringt eine besondere Dynamik mit sich: Frauen und Männer, jüngere und ältere, vier verschiedene Nationalitäten, zwei verschiedene Ordensspiritualitäten, sechs verschiedene Charaktere; drei arbeiten im Studentenwohnheim und drei sind auswärts tätig.

Dieses Miteinander von Frau und Mann, sich in ihrer Polarität anziehend und ergänzend, bringt viel Lebendigkeit in den Alltag. Es braucht viel Achtsamkeit, vielleicht mehr als in einer reinen Frau-



en- oder Männergemeinschaft. Die Kultur des Miteinanders ist für uns von besonderer Bedeutung. Dazu gehören die von den jeweils Verantwortlichen vorbereiteten Gebetszeiten und Eucharistiefiern (7:15 Uhr und 18:30 Uhr), mit der sich dann anschließenden Mahlzeit, für die wir uns viel Zeit gönnen. Hier beschenken wir uns gegenseitig durch die unter uns wachsende Lebendigkeit. Spontane oder auch schon lange angekündigte Gäste finden bei uns Platz und Raum. Durch das Feiern der Feste mit unserer Gemeinschaft nahestehenden Menschen hat sich schon eine Art Freundeskreis gebildet, mit dem wir uns durch das Leben im JETZT in besonderer Weise verbunden fühlen. Bedingt durch die verschiedenen Apostolatsformen ist der Austausch in den Zeiten, in denen wir alle vor Ort sind, besonders wichtig. Jeden Abend treffen wir uns um 22:00 Uhr zu einem ausgiebigen Austausch und zur Reflektion des Tages. Die wöchentlichen Besprechungen, mal organisatorischer, mal spiritueller Art, werden von einer Schwester oder einem Bruder vorbereitet oder/und geleitet. Noch sind wir auf der Suche nach einem für uns passenden Leitungsstil. Wir alle bringen unterschiedliche Erfahrungen vom Leben in kleinen und großen Gemeinschaften mit. Wir sind uns einig, dass wir einen partizipativen Leitungsstil umsetzen wollen, zu dem wir Verantwortungsbereiche benennen und dennoch jede/r Verantwortung für alle Bereiche in der Gemeinschaft übernimmt. In diesem Prozess werden wir durch die Supervision kreativ unterstützt. Spontanität, Flexibilität sowie Chaos sollen bei aller Ordnung auch ihren Platz und Raum finden dürfen. Die täglichen gemeinschaftlichen Aufgaben

teilen wir jede Woche neu ein: Kochen, Frühstück vorbereiten, Hilfsdienste, Liturgie. Da die beiden Männer nicht zum Kochen eingeteilt sind, treffen sie umso öfter die anderen Dienste, wie die Sorge für das Auto und manche kleineren und größeren Reparaturen.

Auch Konflikte gehören zu unserem Alltag. Gespräch und Supervision, vor allem aber die Ausrichtung auf unsere Mitte „Jesus Christus“ hilft uns, konstruktiv damit umzugehen. Und auch hier gilt:

LEBEN wird immer erfahrbar im JETZT. Immer wieder ergeht an uns die Einladung zu hören, zu sehen, zu riechen, zu schmecken, zu begreifen im JETZT. Und wir geben unsere Antwort: JETZT

Durch die von drei Schwestern auf sechs Schwestern und Brüder angewachsene Gemeinschaft erfahren wir eine neue Energie und Kraft, die religiöse und spirituelle Dimension unseres Hauses mehr und noch bewusster zu fördern. Das Ineinander von JETZT-Gemeinschaft und Studentengemeinschaft wächst durch die gemeinsamen Aktivitäten, wie Mahlzeiten (Sonntagsbrunch), Kinoangebote, Fußball, Begegnungen im Treppenhaus sowie durch das Feiern der gemeinsamen Gottesdienste (Donnerstag 19:00 Uhr und Sonntag 11:00 Uhr).

2013

Januar: Die politische Weltlage fordert auch uns im Johanneskolleg ganz neu heraus! Die Konfliktzone „Naher Osten“ macht uns deutlich, wie ein friedliches Miteinander scheinbar durch die Zugehörigkeit zu einer Religion gestört wird. Da in unserem Haus zur Zeit auch Stu-

dentinnen und Studenten aus den Konfliktregionen Libanon, Ägypten, Jemen, Somalia, Tunesien, Israel, Palästina, Senegal und Kenia leben, ermutigen wir die Studierenden in besonderer Weise, miteinander ins Gespräch zu kommen. Gemeinsam mit einigen von ihnen initiieren wir einen politischen Abend und lernen viel über geschichtliche Zusammenhänge, Abhängigkeiten und ungerechte Strukturen. Bewusst gehen wir auf die Studentinnen und Studenten zu, die direkt von Bürgerkriegen oder Terroranschlägen in ihrem Land betroffen sind.

Mai: Eine über mehrere Monate andauernde Diskussion und eine persönliche Umfrage ergibt, dass wir einen Raum des Hauses zur Verfügung stellen, in dem vom neugegründeten Gebetsteam ein multireligiöser Gebetsraum eingerichtet wird. Die muslimischen Studenten fragen P. Thomas, ob er bei der Einweihungsfeier diesen Raum segnen würde. Das Gebetsteam bereitet eine Feier unter dem Thema „Raum geben“ vor.

Juli: Erstmals haben die Muslime während des Ramadans die Möglichkeit, ihre Gebetszeiten im Haus gemeinsam einzuhalten. Zu einem „Tag des Fastens und Betens“ werden alle Hausbewohnerinnen und Hausbewohner eingeladen. Wir beginnen den Tag mit einer gemeinsamen Gebetszeit in unserer Kapelle. Am Abend treffen wir uns wieder zu einem kurzen Gebet und zum Fastenbrechen bei Sonnenuntergang. Wir erzählen von unseren Erfahrungen an diesem Tag und erörtern den Sinn des Fastens.

22 neue Studenten und Studentinnen ziehen ein. Davon waren vier als Missionar oder Missionarin auf Zeit in Südamerika und Kenia tätig. Beim

Einführungsseminar ist die JETZT Gemeinschaft zum ersten Mal vollzählig anwesend und wir können uns der Wohngemeinschaft vorstellen.

Blick vom JETZT in die Zukunft

Für die nähere Zukunft stehen Veränderungen an, auf die wir nur aus dem Vertrauen in das JETZT schauen können:

- Der Träger des Hauses war bisher Missio München. Es gab und gibt Verhandlungen, die noch im Gange sind, dass das Johanneskolleg von der Diözese übernommen wird. Mit dem Trägerwechsel werden sich auch inhaltliche und konzeptionelle Fragen stellen, die sicherlich eine Veränderung für uns als JETZT Gemeinschaft mit sich bringen werden.
- Eine Renovierung des 50 Jahre alten Gebäudes ist dringend erforderlich. Wann und wie dies geschehen wird – auch ob ein Abriss des Hauses die sinnvollste Variante sein könnte – ist zum jetzigen Zeitpunkt noch völlig offen.
- Wir hoffen, dass wir unsere Identität, Tradition und Mission auch mit den neuen Verantwortlichen und unter veränderten Wohnbedingungen weiter entfalten können.

Wir hoffen, dass die Ordensleitungen unserer Provinzen weiterhin die JETZT Gemeinschaft stärken und unterstützen, insbesondere gegenüber der Diözese München und Freising beim bevorstehenden Trägerwechsel.

Als der Name für unsere Gemeinschaft gefunden wurde, hätten wir nicht gedacht, dass dieser Name bei all den Unsicherheiten und Veränderungen eine so große Herausforderung für uns bereithält: Immer im JETZT zu leben und zu sein.



Aus Rom und Vatikan

Franziskaneroberer hält vermehrten Ordenszuwachs unter Franziskus für möglich

Der Generalminister der Franziskaner, Michael Perry (59), hält einen Anstieg beim Ordensnachwuchs im Pontifikat von Papst Franziskus für möglich. „Einen gewissen Impuls in diese Richtung halte ich angesichts der weltweiten Papst-Begeisterung für denkbar“, sagte der US-Amerikaner im Interview der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA). Dies gelte vor allem für Menschen, die sich ohnehin zu einem spirituellen Leben berufen fühlten. Noch sei es aber zu früh für derartige Spekulationen. Die neue Aufmerksamkeit für die Ideale des heiligen Franz von Assisi im Zuge der Papstwahl freue ihn. Dem Papst gehe es aber nicht darum, den Orden populär zu machen, sondern darum, das christliche Ideal der Solidarität mit Schwachen und Notleidenden in der ganzen Kirche neu zu beleben - „vom Bischof bis zum einfachen Gläubigen“. Papst Franziskus wolle zeigen, „dass jeder Christ zum Jünger Jesu berufen ist und welche Werte dafür im Alltag, im Verhalten zwischen den Menschen wichtig sind“. (kna/dok)

Papst Franziskus besucht römische Klausurnonnen

Papst Franziskus hat am 20. November 2013 die 21 Benediktinerinnen des Kamaldulenser-Klosters auf dem Aventinhügel in Rom besucht und mit

ihnen einen Vespergottesdienst gefeiert. Anlass war der kirchliche Gedenktag für Klausurorden, „Pro orantibus“ am 21. November. Franziskus meditierte vor den römischen Klausurschwestern über Maria als Frau der Hoffnung: Als sie unter dem Kreuz des Sohnes stand, hätte sie auch sagen können, die Verheißung des Engels habe sich nicht bewahrheitet, sie sei in die Irre geführt worden. Aber sie habe es nicht gesagt. Die „Mutter der Hoffnung“ sei Unterstützung in Momenten der Finsternis, der Trostlosigkeit, der „anscheinenden und der echten menschlichen Niederlage“. (rv/dok)

„Jahr für geistliche Berufungen“ in Vorbereitung

Im Rahmen einer Pressekonferenz am 31. Januar berichtete Kardinal João Braz de Aviz, Präfekt der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens über die Vorbereitungen des von Papst Franziskus für 2015 ausgerufenen Themenjahres.

Als Beginn des Festjahres sei der kommende Oktober geplant, der mit dem Jahrestag der Veröffentlichung von „Lumen gentium“, insbesondere im Hinblick auf Kapitel VI, zusammenfalle. Als Ende werde der November 2015 anvisiert. Zu den Hauptaktivitäten zähle der offizielle Beginn des Jahres der geistlichen Berufungen mit einer Messe in der Basilika San Pietro, der Papst Franziskus vorstehen werde. Er

könne auf den 21. November 2014, Welttag „pro orantibus“, fallen. Im November dieses Jahres werde sich eine Generalversammlung der Kongregation mit neuen Entwicklungen im geweihten Leben seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil beschäftigen. Außerdem seien diverse internationale Begegnungen in Rom geplant, so zum Beispiel ein Treffen junger Ordensangehöriger, von Ausbildern, ein internationaler theologischer Kongress zum geweihten Leben sowie eine begleitende Ausstellung. Für die Treffen sei jeweils eine Woche angesetzt, an deren Ende eine Audienz beim Heiligen Vater vorgesehen sei. Auch für das Ende des Jahres zum geweihten Leben sei eine Feier, der der Heilige Vater vorstehen werde, angedacht; sie könne am 21. November 2015 stattfinden, 50 Jahre nach dem Konzilsdokument „Perfectae Caritatis“.

Begleitend sei die Veröffentlichung von Rundschreiben zu Themen des geweihten Lebens vorgesehen. Das erste Schreiben sei für den 2. Februar 2015 angekündigt. Zusätzlich sei ein Symposium geplant, das sich mit der Verwaltung kirchlicher Güter befassen werde. (zenit/dok)

„Mutuae relationes“ wird überarbeitet

Papst Franziskus will das Verhältnis zwischen katholischen Orden und Bischöfen neu regeln. Die Bischöfe dürfen die Orden nicht nur als nützliches „Hilfsmaterial“ betrachten, sondern müssten sie als Bereicherung ihres Bistums sehen, sagte Franziskus laut einem am 3. Januar 2014 zunächst in der italienischen Jesuiten-Zeitschrift „La Civiltà Cattolica“ veröffentlichten

Gespräch mit Generaloberen im Vatikan (vgl. das Protokoll der Papstaudienz für die Generalversammlung der USG auf Seite 79ff. in diesem Heft). Die Orden müssten besser in das Leben der Ortskirchen integriert werden. Aus eigener Anschauung wisse er jedoch auch, dass die Bischöfe von den Orden oft vor Probleme gestellt würden, etwa wenn eine Niederlassung aufgegeben werde. Der Papst kündigte eine Überarbeitung des vatikanischen Dokuments *Mutuae relationes* von 1978 an, das die Beziehungen zwischen Bischöfen und Orden bislang regelt. Dieses Schreiben sei überholt und müsse dringend revidiert werden, so Franziskus. Die vatikanische Ordenskongregation hat demnach bereits den Auftrag dazu erhalten. (rv)

Papst: Orden bauen an gerechterer Welt mit

Papst Franziskus hat die religiösen Orden als Gottesgeschenk für die Welt bezeichnet. Durch ihre Arbeit und ihr Gebet wirkten sie am Aufbau einer gerechteren Gesellschaft mit, sagte er am 2. Februar bei seinem Angelus-Gebet auf dem Petersplatz. Franziskus verwies auf das Engagement von Ordensleuten im karitativen Bereich und im Erziehungswesen. „Die Kirche und die Welt brauchen dieses Zeugnis der Liebe und Barmherzigkeit Gottes“, sagte der Papst. Zwar sei jeder Christ durch die Taufe zu einem Leben für Gott und die Mitmenschen berufen, so Franziskus. Die Ordensleute täten dies aber auf besondere Weise. Sie brächten „das Licht Christi dorthin, wo es am dunkelsten ist, um vertrauenslos gewordenen Herzen Hoffnung zu bringen“. (dok)

Schwestern der Christlichen Liebe verlassen Campo Santo Teutonico

Die Schwestern der Christlichen Liebe haben nach 93-jähriger Tätigkeit am 1. Dezember ihre Aufgaben im deutschsprachigen Priesterkolleg am Campo Santo Teutonico in Rom aufgegeben. Seit 1920 hatten die „Mallinckrodt-Schwestern“ in dem Gebäudekomplex neben dem Petersdom den Haushalt geführt und Sakristeidienste in der Kirche geleistet. In Zukunft sind am Campo Santo slowakische Ordensfrauen aus der Gemeinschaft der Schwestern vom Göttlichen Erlöser tätig. (rv/kna/dok)

Papst errichtet Kommission für Kinderschutz

Papst Franziskus will eine vatikanische Kommission zum Schutz von Kindern vor sexuellem Missbrauch errichten. Er folgt damit einem entsprechenden Vorschlag des Kardinalsrats für die Kurienreform. Die neue Kommission soll sich vor allem um die Betreuung von Missbrauchsoptionen kümmern,

Leitlinien zur Prävention erstellen, für eine entsprechende Schulung kirchlicher Mitarbeiter sorgen sowie einen Überblick über den aktuellen Stand der Präventionsprogramme der nationalen Bischofskonferenzen und Orden schaffen. Weitere Aufgabe der Kommission soll die Ernennung von Personen zur Überwachung der Präventionsmaßnahmen sein. (kna/dok)

„Centre for Child Protection“ zieht nach Rom

Das Kinderschutzzentrum „Centre for Child Protection“ der Päpstlichen Universität Gregoriana wird Ende 2014 von München nach Rom umziehen. Das gab der Akademische Vizerektor der Gregoriana und Direktor des dortigen Institutes für Psychologie, P. Hans Zollner SJ, am 6. Dezember 2013 gegenüber Radio Vatikan an. Zudem wird ab Mitte Juni dieses Jahres die Theologin Karlijn Demasure aus Kanada geschäftsführende Leiterin des Zentrums. Mit dem Umzug wolle man die Aufgaben der Einrichtung „in weltkirchlicher Dimension anbieten“, so Zollner. (rv)

Papstaudienz für die Generalversammlung der USG¹ (Rom, 27. – 29. November 2013)

Vom 27. bis 29. November fand im Salesianum in Rom die 82. Generalversammlung der USG statt, der Vereinigung der Generaloberen. Grundlage der Reflexionen und der Diskussionen in den Sprachgruppen waren drei Erfahrungsberichte: Br. Janson Hervé von

den Kleinen Brüdern Jesu sprach über die „Lichter die mir helfen, den Dienst an meinen Brüdern zu leben, und wie Papst Franziskus meine Hoffnung stärkt“. Frater Mauro Jöhri, Kapuziner, legte dar „wie Papst Franziskus mich beim Dienst der Belebung meines Or-

dens inspiriert und herausfordert“. P. Heinz Kulüke von den Steyler Missionaren sprach zum Thema „Leitung in einer missionarischen Ordensgemeinschaft in einem internationalen und interkulturellen Kontext im Licht des Vorbilds von Papst Franziskus“.

Die Begegnung mit dem Papst bildete den Abschluss der Versammlung. Die USG hatte nur um eine kurze Audienz gebeten, aber auf Vorschlag des Heiligen Vaters wurde daraus ein ganzer Vormittag. Auch wurden keine vorbereiteten Ansprachen vorgetragen; vielmehr war es ein brüderlicher und herzlicher Austausch, der aus Fragen und Antworten bestand und viele Aspekte des Ordenslebens und seiner heutigen Probleme behandelte. In seinen Antworten griff der Papst häufig auf persönliche Anekdoten aus seiner eigenen Pastoralerfahrung zurück.

Der erste Fragenkreis behandelte *Identität und Sendung des Ordenslebens*. Welches Ordensleben erwarten wir heute? Das Leben eines besonderen Zeugnisses: „Ihr müsst wirklich Zeugen eines anderen Handelns, eines anderen Verhaltens sein – fleischgewordene Werte Seines Reiches“. Radikalität werde von allen Christen verlangt, sagte der Papst, aber die Ordensleute seien berufen, dem Herrn in besonderer Weise zu folgen. „Das sind Männer und Frauen, die die Welt aufwecken und die Zukunft erhellen können. Ordensleben ist Prophetie. Gott verlangt von uns, das Nest der Geborgenheit zu verlassen und an die Grenzen der Welt hinauszugehen, ohne der Versuchung zu erliegen, diese Grenzen häuslich zu machen.“ Er fuhr fort: „Die Prophetie besteht darin, das zu stärken, was für die Gemeinschaft charakteristisch ist, nämlich das Cha-

risma. Dieses Charisma darf man nicht mit dem konkreten apostolischen Werk verwechseln. Ersteres bleibt, letzteres vergeht. Das Charisma bleibt, weil es stark ist. Manchmal werden Charisma und Werk verwechselt. Das Charisma ist kreativ und sucht immer wieder neue Wege. Dabei muss das charismatische Zeugnis realistisch sein: es schließt ein, das wir uns als sündige Zeugen erweisen: Wir alle machen Fehler. Wir müssen unsere Schwäche anerkennen. Es tut allen gut einzugestehen, dass sie Sünder sind!“

„Papst Franziskus“, fragte einer der Anwesenden, „Sie haben uns immer wieder und nachdrücklich eingeladen, an die Peripherie zu gehen. Aber wie?“ Der Papst antwortete: „Der Blick auf die Welt verändert sich, wenn man vom Rand her statt vom Zentrum auf sie blickt. Das zwingt uns, das Ordensleben immer wieder neu zu denken.“ Er erinnerte an einen Brief, den P. Arrupe an die Sozialzentren der Jesuiten schrieb und in dem er bekräftigte, dass eine echte Option für die Armen auch bedeute, mit den Armen zu leben. „Man muss alles von der Peripherie her anschauen. Man muss an die Peripherie gehen, um das zu kennen, was die Menschen durchleben. Sonst verrennt man sich im Fundamentalismus starrer Positionen, die aus einer zentralistischen Sicht rühren. Das ist nicht gesund. Ein Beispiel: Wer mit Jugendlichen arbeitet, kann nicht mit exzessiver Ordnung daherkommen, weil das an den Jugendlichen einfach abperlt. Gott verlangt von uns, dass wir aus dem Nest, das uns umschließt, weggehen. Auch wer in der Klausur lebt, ist mit seinem Gebet ausgesandt, damit das Evangelium in der Welt wachsen kann. Ich bin überzeugt



davon, dass der wichtigste hermeneutische Schlüssel und die Erfüllung des evangelischen Auftrags darin besteht: Gehet hin! Gehet hin!“

Im Anschluss ging es um die Themen *Berufung und Ausbildung*. Der Papst unterstrich, wie sich die Geographie des Ordenslebens verändert hat, und dass junge Kirchen durch zahlreiche Berufungen neue Frucht tragen. Jede Kultur kann Berufungen hervorbringen. Es ist unbedingt notwendig, dramatischen Fehlentwicklungen Einhalt zu gebieten, wie zum Beispiel dem sogenannten „Novizinnenhandel“, bei dem Novizen und Novizinnen in Ländern gesucht werden, wo keine Niederlassungen der Kongregation bestehen, um sie in andere Länder zu verfrachten, in denen Nachwuchs knapp ist.

Wichtig ist die Absicht des Eintretenden. Die ist anfangs oft noch unvollkommen. Diese Absicht muss in den Jahren bis zur endgültigen Profess allmählich gereinigt werden. Wachsamkeit ist stets wichtig, und: „offene Augen. Vielleicht sucht der Novize oder die Novizin eine Zufluchtsstätte, einen Trost?“ Deshalb müssen wir auch über die Inkulturation des Charismas nachdenken. Dies ist zwar eins, aber es bezieht sich jeweils auf unterschiedliche Kulturen. Die Kirche muss sich entschuldigen und mit Scham auf die apostolischen Fehlschläge blicken, die es in diesem Feld gegeben hat, zum Beispiel im Fall von Matteo Ricci in China, der missverstanden wurde. Der interkulturelle Dialog muss uns dazu drängen, in die Leitung der Ordensgemeinschaften Personen aus verschiedenen Kulturen einzubinden, die auch die verschiedenen Arten der Verwirklichung des Charismas zum Ausdruck bringen. Dabei geht es nicht

um eine folkloristische Inkulturation, sondern um Mentalitäten und Denkweisen. Ein Ordenschrist kann nicht ohne Berücksichtigung seiner Kultur und seiner Weltsicht ausgebildet werden. Dazu braucht es die Scheidung der Geister, und einen interkulturellen Dialog. Niemand darf seine persönliche und kulturelle Identität verlieren.

Der Papst sprach dann nachdrücklich über die Ausbildung, die sich nach seiner Ansicht auf vier Grundpfeiler stützt: geistliche, intellektuelle, gemeinschaftliche und apostolische Ausbildung. Unerlässlich ist es, Heuchelei und Klerikalismus zu vermeiden. Das geschieht durch einen freimütigen und offenen Dialog über alle Aspekte des Lebens. „Ausbildung ist ein Kunsthandwerk, keine Polizeiaufgabe“, sagte Papst Franziskus: Das Ziel ist die Heranbildung von Ordensleuten mit einem zärtlichen Herzen, „nicht sauer wie der Essig.“ Erziehen heißt, jemandem angemessene Zeit zu widmen, je nach seinen Fähigkeiten und seiner Kultur. Sonst bilden wir „kleine Monstren“ heran, sagte der Papst. Dabei darf man nicht vergessen, dass „der Jugendliche eine andere Sprache hat, andere Vorstellungen. Ich spreche hier nicht von den verschiedenen Herkunftskulturen, sondern von einem Epochenwandel.“ Die Jungen sollen geformt werden, damit sie Zeugen der Auferstehung sein können, Zeugen der Werte des Evangeliums, damit sie das Volk lehren und führen können. Ziel der Ausbildung ist es, sie für das Gottesvolk auszubilden. Man muss immer an das „treue Gottesvolk“ denken. Wenn ein Seminar einen Ex-Ordensangehörigen aufnimmt, der aus ernststen Gründen entlassen worden ist, dann denkt man eben nicht an das Got-

tesvolk, und das ist ein ernstes Problem. Der Mut, den Benedikt XVI. im Umgang mit den Missbrauchsfällen hatte, muss uns ein Vorbild sein, damit wir mit dem gleichen Mut unsere Ausbildungsaufgaben wahrnehmen. Der Papst schloss: „Wir bilden keine Verwalter aus, keine Manager, sondern Väter, Brüder, Weggefährten.“

Zum *Thema der Ordensbrüder* sagte Papst Franziskus, dass ihre Berufung „nicht nachgeordnet ist, sondern von anderer Art.“ Dieser Aspekt müsse weiter vertieft werden, damit der Wert dieses Lebens besser hervortritt. „Ich glaube keineswegs, dass die Zeit dieser Berufung schon vorbei ist. Wir müssen verstehen, was Gott von uns verlangt.“ Es gebe ein Dokument über die Ordensbrüder, das schon seit langem in der Religiosenkongregation überarbeitet werde. Dies solle jetzt abgeschlossen werden. Zur Frage nach Ordensbrüdern als Oberen in klerikalen Ordensgemeinschaften sagte der Papst, das klinge vernünftig. Es sei ein kanonisches Problem, über dessen Lösung die Religiosenkongregation nachdenken solle.

Ein anderer Fragenkreis behandelte die *Brüderlichkeit*. Der Papst sprach von ihrer enormen Anziehungskraft. Sie setzt voraus, dass Differenzen und Konflikte angenommen werden. Je nach Art der Ordensgemeinschaft gibt es unterschiedliche Arten von Brüderlichkeit. Gelebte Brüderlichkeit kann sehr schwer sein, aber sie ist sehr wichtig, sie ist ein Zeugnis. Wo sie fehlt, wird der Weg blockiert. „Jemand, der nicht in der Lage ist die Brüderlichkeit zu leben, ist auch nicht zum Ordensleben fähig.“ Es gibt manchmal eine Neigung zum Individualismus, der oft auch eine Flucht

aus der Brüderlichkeit ist. Schlecht gelebte Brüderlichkeit verhindert das persönliche Wachstum. Aber wie verbindet man im Umgang mit Mitbrüdern in Schwierigkeiten Barmherzigkeit, Verständnis und Festigkeit? „Auch in den besten Familien gibt es Mitglieder in Schwierigkeiten“, sagte der Papst. „Konflikte in der Gemeinschaft muss es geben. Eine Gemeinschaft oder jedwede Menschengruppe kann nicht ohne Schwierigkeiten und Konflikte existieren.“ Aber „die Gemeinschaft muss diese Konflikte aushalten. Konflikte gibt es und muss es geben; überwunden werden sie nicht durch Unterdrückung oder Ignorierung oder durchs Zudecken, sondern in dem man sie angeht.“ Wir sind manchmal sehr grausam. Es ist eine allgemeine Versuchung, jemanden zu kritisieren, um sich selbst Befriedigung oder einen persönlichen Vorteil zu verschaffen, sagte der Papst. Manchmal braucht es eine Begleitung, vor allem wenn der Mitbruder körperlich oder seelisch krank ist. Auf jeden Fall „dürfen wir im Angesicht eines Mitbruders in Schwierigkeiten nie den Manager herauskehren. Unserer Liebe muss es gelingen, ihm gegenüber Zärtlichkeit zum Ausdruck zu bringen.“ Angesichts eines Problems dürfen wir nicht handeln wie der Priester oder Levit im Gleichnis vom guten Samariter, die das Problem umgehen, und auch nicht wie ein Narr, der in das Problem einsteigt und darin versinkt. Wir müssen es annehmen, es uns zu Eigen machen, es lieblosen und erleiden, überwinden und dann weitergehen. Freilich, wenn sich nichts ändert, dann muss man andere Lösungen suchen: Wechsel der Kommunität, oder Austritt aus dem Orden. Aber das



alles muss mit Zärtlichkeit geschehen. An dieser Stelle erzählte der Papst von einer Erfahrung, die er selber mit einem depressiven und alkoholkranken 22jährigen gemacht hatte, der vom zärtlichen Blick seiner Mutter aufgerüttelt worden war. „Jetzt ist er eine gefestigte Persönlichkeit. Wir müssen um die Gnade der Zärtlichkeit beten. Es gibt da einen Satz im Festoffizium vom heiligen Joseph, der mir immer gut gefallen hat, da wo es heißt, wie Josef mit seiner Familie umging: mit ‚eucharistischer Zärtlichkeit‘. So muss man mit den Brüdern umgehen, mit eucharistischer Zärtlichkeit“, schloss der Papst.

Des Weiteren wurden einige Fragen zu den *Beziehungen zwischen Ordensleuten und den Ortskirchen* gestellt, in die sie eingegliedert sind. Der Papst sagte, er wisse um die möglichen Probleme aus eigener Erfahrung. „Wir Bischöfe müssen begreifen, dass die geweihten Personen nicht Hilfsmaterial sind, sondern Charismen, die die Diözesen bereichern.“ Er fuhr fort: „Die Diözesen brauchen Eure Charismen.“ Die diözesane Eingliederung der Ordensgemeinschaften ist daher wichtig, ebenso wie es auch wichtig ist, dass der Bischof die Charismen anerkenne und wertschätze. Konflikte entstehen im Allgemeinen, wenn es keinen Dialog gibt. Der Papst berichtete von seinen persönlichen Erfahrungen, positiven wie negativen, aus seiner Zeit als Bischof. Er wies darauf hin, dass dieses Thema schon mehrfach behandelt worden sei, und dass der Präfekt der Kongregation für das geweihte Leben eine Überarbeitung des Dokumentes „*Mutuae Relationes*“ vorbereite, das unter breiter Mitwirkung erstellt werden solle. Die letzten Fragen behandelten die *Grenzen der Mission der Ordensleute*.

Was sind diese Grenzen? „Man muss diese Grenzen auf der Grundlage der Charismen jeder einzelnen Ordensgemeinschaft suchen“, antwortete der Papst. „Ich will keine dieser Grenzen geringschätzen oder ablehnen. Hier muss gemäß dem Charisma unterschieden werden. Er erinnerte an den Jesuitengeneral P. Arrupe, und an die von ihm getroffene Option für die Flüchtlingsarbeit. Ausgrenzungssituationen hätten die höchste Priorität, sagte er, aber auch dabei brauche es kluge Unterscheidung. Wichtig ist es, dass in solche Ausgrenzungssituationen die besten und fähigsten Personen entsandt werden. Es sind ja Situationen mit großen Risiken, die Mut und viel Gebet erfordern. Der Obere muss die begleiten, die sich diesen Aufgaben widmen.“

Neben diesen Herausforderungen am Rand der Gesellschaft nannte er besonders *kulturelle und erzieherische Herausforderungen* in den Schulen und den Universitäten. Hier können die Ordensleute einen großen Beitrag leisten. Er erzählte: „Als die Patres von der *Civiltà Cattolica* zu mir kamen, habe ich zu ihnen von den Grenzen des Denkens gesprochen, der schwachen neoliberalen Ideologie. Ich habe ihnen diese Grenzen ans Herz gelegt, so wie ich andererseits dem Generaloberen der Salesianer sagte, dass ihre Grenze Patagonien ist, der Traum Don Boscos.“ Die Pfeiler der Erziehung sind für den Papst: „Weitergabe des geistigen und praktischen Wissens und Weitergabe der Werte. Dadurch wird der Glaube weitergegeben. Der Erzieher muss den zu Erziehenden gewachsen sein, und er muss sich selber fragen, wie er Jesus Christus einer sich wandelnden Generation verkünden kann. Er betonte: „Die Erziehungsauf-

gabe ist heute absolut zentral, absolut zentral.“ Er berichtete dann über Erfahrungen aus Buenos Aires, wo es viel Vorbereitung braucht, um Kinder und Jugendliche mit Problemen, besonders aus schwierigen Familiensituationen, in die Erziehungseinrichtungen aufnehmen zu können. Wie kann man Christus diesen Jugendlichen verkünden? Man muss sehr aufpassen, „damit man ihnen nicht eine lebenslange Impfung gegen die Religion verpasst“.

Bevor Papst Franziskus die 120 anwesenden Generaloberen noch einzeln begrüßte, teilte er mit, dass das Jahr 2015 als Jahr des geweihten Lebens began-

gen werden soll. Zum Abschied sagte er: „Ich danke Euch, ich danke euch für diesen Akt des Glaubens, auf den Ihr Euch mit dieser Begegnung eingelassen habt. Danke für Euer Wirken, für Euren Glaubensgeist und für Euer Bestreben, zu dienen. Danke auch für Euer Zeugnis, für die Märtyrer, die ihr der Kirche gebt, und auch für die Demütigungen, denen Ihr unterworfen werdet. Das ist der Weg des Kreuzes.“

.....

1 Das italienische Original dieses Protokolls wurde am 16. Januar 2014 von der USG veröffentlicht. Die Übersetzung fertigte Abtpräses Jeremias Schröder OSB.



Botschaft von Papst Franziskus zum 51. Weltgebetstag für geistliche Berufe

11. Mai 2014 – IV. Sonntag in der Osterzeit
Berufungen, Zeugnis der Wahrheit

Liebe Brüder und Schwestern!

1. Das Evangelium berichtet: „Jesus zog durch alle Städte und Dörfer ... Als er die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sagte er zu seinen Jüngern: ‚Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden‘“ (Mt 9,35-38).

Diese Worte überraschen uns, denn wir alle wissen, dass man zuerst pflügen, säen und bebauen muss, um dann zu gegebener Zeit eine große Ernte einzufahren. Jesus dagegen sagt: „Die Ernte ist groß.“ Wer aber hat gearbeitet, um ein solches Ergebnis zu erzielen? Es gibt nur eine Antwort: Gott. Offensichtlich ist das Ackerfeld, von dem Jesus spricht, die Menschheit: Wir sind es. Und das Wirken, das die „reiche Frucht“

hervorbringt, ist die Gnade Gottes, die Gemeinschaft mit ihm (vgl. Joh 15,5). Bei dem Gebet, zu dem Jesus die Kirche auffordert, geht es also um die Bitte, die Zahl derer zu mehren, die im Dienst an seinem Reich stehen. Der heilige Paulus, der einer dieser „Mitarbeiter Gottes“ war, hat sich unermüdlich für das Evangelium und für die Kirche eingesetzt. Mit dem Bewusstsein eines Menschen, der persönlich erfahren hat, wie unergründlich der Heilswille Gottes ist und dass die Initiative der Gnade der Ursprung einer jeden Berufung ist, erinnert der Apostel die Christen in Korinth: „Ihr seid Gottes Ackerfeld“ (1 Kor 3,9). Daher kommt in unserem Herzen zunächst das Staunen auf eine große Ernte, die nur Gott schenken kann; dann die Dankbarkeit für eine Liebe, die uns stets vorausgeht; schließlich die Anbetung für das von ihm vollbrachte Werk, das unsere freie Zustimmung erfordert, mit ihm und für ihn zu handeln.

2. Viele Male haben wir mit den Worten des Psalmisten gebetet: „Er hat uns geschaffen, wir sind sein Eigentum, sein Volk und die Herde seiner Weide“ (Ps 100,3); oder auch: „Der Herr hat sich Jakob erwählt, Israel wurde sein Eigentum“ (Ps 135,4). Wir sind jedoch Gottes „Eigentum“ nicht im Sinne des Besitzes, der zu Sklaven macht, sondern im Sinne eines starken Bandes, das uns mit Gott und untereinander vereint, entsprechend einem Bund, der für immer bestehen bleibt, „denn seine Huld währt ewig“ (Ps 136). In der Erzählung von der Berufung des Propheten Jeremia zum Beispiel erinnert Gott daran, dass er beständig über einen jeden wacht, damit sein Wort in uns verwirklicht wird. Das dazu gebrauchte Bild ist das Bild vom Mandelzweig, der als erster

von allen blüht und die Wiedergeburt des Lebens im Frühling ankündigt (vgl. Jer 1,11-12). Alles kommt von ihm und ist sein Geschenk: die Welt, das Leben, der Tod, die Gegenwart, die Zukunft, „ihr aber“ – beruhigt der Apostel – „gehört Christus, und Christus gehört Gott“ (1 Kor 3,23). Damit wird die Form der Zugehörigkeit zu Gott erklärt: durch die einzigartige und persönliche Beziehung zu Jesus, die die Taufe uns vom Beginn unserer Wiedergeburt zu neuem Leben an geschenkt hat. Christus also ist es, der durch sein Wort unablässig zu uns spricht, damit wir auf ihn vertrauen und ihn lieben „mit ganzem Herzen, ganzem Verstand und ganzer Kraft“ (Mk 12,33). Daher erfordert jede Berufung, trotz der Vielfalt der Wege, stets ein Herausgehen aus sich selbst, um das eigene Dasein auf Christus und sein Evangelium auszurichten. Sowohl im Eheleben als auch bei den Formen der Ordensgelübde und im priesterlichen Leben muss man Denk- und Handlungsweisen, die mit dem Willen Gottes nicht übereinstimmen, überwinden. Es ist „ein Auszug, der uns auf einen Weg der Anbetung des Herrn und des Dienens an ihm in den Brüdern und Schwestern führt“ (Ansprache an die Teilnehmer der Vollversammlung der Internationalen Vereinigung der Generaloberinnen (UISG), 8. Mai 2013). Daher sind wir alle aufgerufen, Christus in unserem Herzen heilig zu halten (vgl. 1 Petr 3,15), um uns erreichen zu lassen vom Impuls der Gnade, die im Samenkorn des Wortes enthalten ist, das in uns wachsen und sich in konkreten Dienst am Nächsten verwandeln muss. Wir dürfen keine Angst haben: Gott sorgt mit Leidenschaft und Sorgfalt für das Werk, das aus seinen Händen

hervorgegangen ist, in jedem Abschnitt des Lebens. Er verlässt uns nie! Die Umsetzung seines Planes mit uns liegt ihm am Herzen, und dennoch will er ihn mit unserer Zustimmung und mit unserer Zusammenarbeit durchführen.

3. Auch heute lebt Jesus in den Wirklichkeiten unseres gewöhnlichen Lebens und ist in ihnen auf dem Weg, um sich allen zu nähern, begonnen bei den Letzten, und uns von unseren Krankheiten und Gebrechen zu heilen. Ich wende mich jetzt an jene, die bereit sind, auf die Stimme Christi zu hören, die in der Kirche erklingt, um zu verstehen, was ihre eigene Berufung ist. Ich lade euch ein, auf Jesus zu hören und ihm nachzufolgen, euch innerlich von seinen Worten verwandeln zu lassen: Sie „sind Geist und sind Leben“ (Joh 6,63). Maria, die Mutter Jesu und unsere Mutter, sagt immer wieder auch zu uns: „Was er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5). Es wird euch gut tun, mit Vertrauen teilzunehmen an einem gemeinsamen Weg, der in euch und um euch herum die besten Kräfte freizusetzen weiß. Die Berufung ist eine Frucht, die heranreift im gut bebauten Ackerfeld der gegenseitigen Liebe, die zum gegenseitigen Dienen wird, im Umfeld eines echten kirchlichen Lebens. Keine Berufung entsteht aus sich selbst heraus oder lebt für sich selbst. Die Berufung entspringt dem Herzen Gottes und keimt auf im guten Ackerboden des gläubigen Volkes, in der Erfahrung der brüderlichen Liebe. Hat Jesus etwa nicht gesagt: „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (Joh 13,35)?

4. Liebe Brüder und Schwestern, „diesen ‚hohen Maßstab‘ des gewöhnlichen christlichen Lebens“ (Papst Johannes

Paul II., Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte*, 31) zu leben bedeutet zuweilen, gegen den Strom zu schwimmen, und bringt es mit sich, auch Hindernissen zu begegnen, außerhalb von uns und in uns. Jesus selbst mahnt uns: Der gute Same des Wortes Gottes wird oft vom Bösen weggenommen, von Bedrängnissen aufgehalten, von den Sorgen und Verführungen der Welt erstickt (vgl. Mt 13,19-22). All diese Schwierigkeiten könnten uns entmutigen und uns dazu bringen, auf scheinbar bequemere Wege auszuweichen. Aber die wahre Freude der Berufenen besteht darin, zu glauben und zu erfahren, dass er, der Herr, treu ist und dass wir mit ihm gehen, Jünger und Zeugen der Liebe Gottes sein und das Herz für große Ideale, für große Dinge öffnen können. „Wir Christen sind vom Herrn nicht für Kleinigkeiten auserwählt; geht immer darüber hinaus, zu den großen Dingen! Setzt das Leben für große Ideale ein!“ (Predigt in der Heiligen Messe mit Firmungen, 28. April 2013). Euch Bischöfe, Priester, Ordensleute, Gemeinschaften und christliche Familien bitte ich, die Berufungspastoral in diesem Sinne auszurichten und die jungen Menschen auf Wegen der Heiligkeit zu begleiten. Da dies persönliche Wege sind, erfordern sie „eine wahre und eigene *Pädagogik der Heiligkeit*, die sich den Rhythmen der einzelnen Personen anzupassen vermag. Diese Pädagogik wird den Reichtum dessen, was allen vorgelegt wird, verbinden müssen mit den überkommenen Formen der Hilfe durch Personen und Gruppen sowie mit den jüngeren Formen, die sich in den Verbänden und den von der Kirche anerkannten Bewegungen finden“ (Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schrei-



ben Novo millennio ineunte, 31). Machen wir also unser Herz bereit, „guter Ackerboden“ zu sein, um das Wort zu hören, anzunehmen und zu leben und so Frucht zu bringen. Je mehr wir uns durch das Gebet, die Heilige Schrift, die Eucharistie, die in der Kirche gefeierten und gelebten Sakramente und durch die gelebte Brüderlichkeit mit Jesus zu vereinigen wissen, desto mehr wird in uns die Freude wachsen, mit Gott zusammenzuarbeiten im Dienst des Reiches der Barmherzigkeit und der Wahrheit,

der Gerechtigkeit und des Friedens. Und die Ernte wird in dem Maße reich sein, wie es der Gnade entspricht, die wir mit offener Bereitschaft in uns aufgenommen haben. Mit diesem Wunsch und mit der Bitte an euch, für mich zu beten, erteile ich von Herzen allen den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 15. Januar 2014,
Franziskus.

© Libreria Editrice Vaticana

Aus der Weltkirche

Großbritannien

In Birmingham ist am 1. Januar 2014 das erste eigenständige Frauenkloster für zur katholischen Kirche übergetretene Anglikanerinnen offiziell eingeweiht worden. Im Rahmen einer Messe legten zehn Schwestern ihre feierlichen Gelübde ab. Der Leiter des von Vatikan eingerichteten Personalordinariats für übergetretene britische Anglikaner, der frühere anglikanische Bischof Keith Newton, nahm die Gelübde im Namen der katholischen Kirche entgegen.

Im Kloster der „Schwestern der Heiligen Jungfrau Maria von Oscott Hill“ in Birmingham werden zukünftig Schwestern leben, die früher Mitglieder der anglikanischen Gemeinde von Wantage in Oxfordshire waren. Das neue Kloster gehört zum Personalordinariat „Unserer Lieben Frau von Walsingham“, das 2011 unter Papst Benedikt XVI. gemäß der apostolischen Konstitution „Anglicanorum Coetibus“ eingerichtet wurde. Es ermöglicht Mitgliedern der Kirche von England und der Kirche in Wales, in die volle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche zurückzukehren, ohne ihr besonderes anglikanisches Erbe aufzugeben. Die Schwestern waren am Neujahrstag 2013 durch Ablegen des Glaubensbekenntnisses und durch die Firmung in die katholische Kirche aufgenommen worden. In den vergangenen Monaten galt ihre Gemeinschaft als „Internationale Vereinigung von Gläubigen päpstlichen Rechts“.

(rv/tagespost/dok)

Österreich

Zum neuen Vorsitzenden der österreichischen Superiorenkonferenz der Männerorden wurde am 25. November 2013 Abt Christian Haidinger OSB gewählt. Die Amtszeit beträgt drei Jahre. Der Abt des Stifts Altenburg ist auch Abtpräses der Österreichischen Benediktinerkongregation. Er übernimmt den Vorsitz von Abt Maximilian Fürnsinn (Herzogenburg), der ihn 15 Jahre lang innehatte.

Schweiz

Sr. Zita Estermann OSF, Generaloberin der Baldegger Schwestern (Franziskanerinnen - TOR), ist neue Leiterin der Vereinigung der Ordensoberinnen der deutschsprachigen Schweiz und Liechtensteins (VONOS). Sie ist in diesem Amt Nachfolgerin der Ilanzer Schwester Sr. Eugenia Jörgler OP. (kovoss'coriss)

Seit dem 1. Februar gelten in der katholischen Kirche der Schweiz strengere Richtlinien gegen sexuellen Missbrauch. Der Geltungsbereich der kirchlichen Präventionsnormen wurde auf Orden, geistliche Gemeinschaften und ehrenamtlich Tätige ausgeweitet. Die dritte Auflage der Richtlinien wird von der Vereinigung der Höheren Ordensoberen der Schweiz mitverantwortet. (kna)

Spanien

Mehrere spanische Städte, in denen die hl. Teresa Klöster gegründet hat, haben



sich in einem gemeinsamen Vorhaben zusammengetan: Mit Blick auf die 500-Jahrfeier der Heiligen planen sie einen Pilgerweg, der die teresianischen Gründungen (Ávila, Medina del Campo, Malagón, Valladolid, Toledo, Pastrana, Salamanca, Alba de Tormes, Segovia, Beas de Segura, Sevilla, Caravaca, Villanueva de la Jara, Palencia, Soria, Granada und Burgos) miteinander verbinden soll. Die Rute nennt sich „Huellas de Teresa de Jesús“ (Spuren der Teresa von Jesus).

Touristen oder Pilger sind eingeladen, die teresianischen Städten zu besuchen, um die Spuren der hl. Teresa in Spanien kennenzulernen. Ab dem 28. März können Besucher auf diesen Ruten eine Beglaubigung bei den Fremdenverkehrsämtern dieser Städte einholen (oder im Internet unter www.huellasdeteresa.com herunterladen) und den Titel „Pilger auf den Spuren der hl. Teresa“ erhalten. Voraussetzung ist der Besuch von wenigstens vier Teresianischen Städten, die in zwei Regionen liegen, mit Ziel in Ávila.

(communicationes/dok)

Italien

Zum 200. Geburtstag des heiligen Johannes Bosco (1815-1888) wird das Turiner Grabtuch von Mitte April 2015 bis zum 16. August 2015 erstmals seit fünf Jahren wieder ausgestellt. Auch Papst Franziskus will die Gelegenheit nutzen, um das Turiner Grabtuch zu besuchen. Das teilte das Erzbistum Turin nach einer Audienz von Erzbischof Cesare Nosiglia beim Papst mit. Franziskus werde das als Grabtuch Jesu verehrte Leinen zwischen April und Anfang Juni kommenden Jahres aufsuchen.

Ein genauer Termin stehe noch nicht fest. Der Papst wolle mit seinem Besuch auch den Gründer des Salesianerordens würdigen, heißt es in der Mitteilung des Erzbistums weiter. (kna/dok)

Türkei

Das bedeutendste byzantinische Kloster Konstantinopels soll künftig wieder als Moschee dienen. Wie türkische Medien berichteten, lassen die lokalen Behörden das Studionkloster in der Altstadt von Istanbul derzeit restaurieren. 2014 soll es demnach als Moschee eröffnet werden. Damit reiht es sich ein in eine Serie von byzantinischen Kirchen, die im Osmanischen Reich als Moscheen dienten, seit Gründung der Türkischen Republik 1923 aber nicht mehr zu Gottesdiensten genutzt wurden und nun wieder in Moscheen verwandelt werden sollen. Erst vor kurzem hatte Vizeministerpräsident Bülent Arinc angedeutet, dass mit der Hagia Sophia in Istanbul ähnlich verfahren werden soll. Das Studionkloster wurde im fünften Jahrhundert von dem römischen Konsul Studios gegründet. Es war jahrhundertlang im Byzantinischen Reich und darüber hinaus theologisch einflussreich. Die Osmanen wandelten das Kloster nach der Eroberung Konstantinopels 1453 in eine Moschee um. Diese wurde bei einem Erdbeben im 19. Jahrhundert schwer beschädigt und im 20. Jahrhundert dem Verfall preisgegeben. (kna)

Syrien

Bei Redaktionsschluss gab es noch keine Neuigkeiten über das Los der entführten Nonnen aus Maalula. Mehrere

griechisch-orthodoxe Ordensfrauen und junge Helferinnen waren am 2. Dezember 2013 aus dem berühmten syrischen Christendorf nördlich von Damaskus verschleppt worden. Der arabische Fernsehsender „Al Jazeera“ hat indes ein Bekennervideo der islamistischen Gruppe „Ahrar al-Qalamoun“ vom 6. Dezember veröffentlicht, auf dem die verschleppten Schwestern von Maalula zu sehen sind. Wie die Agentur „AsiaNews“ berichtet, versichere eine Stimme im Hintergrund, dass es den zwölf Frauen gut gehe und sie „nicht misshandelt worden“ wären. Die Ordensschwestern selbst seien in dem Video nicht zu hören. Dafür betone die Hintergrundstimme, dass die Frauen all denen „danken, die um ihre Freilassung bemüht sind“. Die Schwestern würden jetzt auf ihre Befreiung warten, heißt es in der Botschaft weiter. Das griechisch-orthodoxe Patriarchat erklärt jedoch, nichts vom Verbleib der Schwestern zu wissen: „Wir erfahren Neuigkeiten nur aus dem Internet, niemand hat sich an uns gewandt.“ (fides/asianews)

Israel

In dem seit acht Jahren andauernden Rechtsstreit (vgl. OK 2/2013) um den Bau der israelischen Sperrmauer auf einem Klostergrundstück im Cremisan-Tal in Beit Dschalla unweit von Bethlehem sehen die klagenden Salesianer-Schwestern neue Hoffnung. Die Aufforderung des Obersten Gerichtshofs in Jerusalem an das Verteidigungsministerium, weitere Gründe für den geplanten Verlauf der Mauer vorzulegen, sei ein Hinweis auf Zweifel der Richter, sagte der Anwalt der Ordensfrauen Anfang Februar. „Der Fall

ist nicht vorbei, bis ein endgültiges Urteil gefallen ist“, so der Jurist. Am 30. Juli soll eine weitere Anhörung vor dem Obersten Gericht stattfinden. Das Gericht lies verlautbaren, dass die Bauarbeiten bis zu einem endgültigen Urteil zu ruhen haben.

Indes fordern Bischöfe aus Europa, Nordamerika, Kanada und Südafrika mehr internationalen Druck. In einer Erklärung anerkennen sie „das Recht des Staates Israel auf Sicherheit und sichere Grenzen“. Gleichzeitig kritisieren sie, dass der geplante Verlauf der Sperrmauer erheblich von der sogenannten Grünen Linie abweiche und damit „eine eklatante Verletzung der Genfer Konvention und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ darstelle. Sie rufen zum Gebet für die betroffenen Familien auf. (kna/dok)

Das ökumenische Theologische Studienjahr in Jerusalem begeht in diesem Jahr sein 40-jähriges Bestehen. Im Juni steht in Bonn ein mehrtägiges Symposium zum Jubiläum an. Der Abtprimas des Benediktinerordens, Notker Wolf, bezeichnete das seit 1973 bestehende Studienangebot für katholische und evangelische Studierende als „wertvollen Dienst der Benediktiner an den Kirchen des deutschsprachigen Raums“. Er wertete die Aufnahme der Studierenden in einem Gästehaus der Abtei als besonderes Beispiel für die Gastfreundschaft, die der heilige Benedikt dem Orden aufgetragen habe. Die Studierenden hätten die Gelegenheit, „eine betende Gemeinschaft der Kirche zu erfahren, die die urchristliche monastische Tradition einer würdigen Liturgie und des Psalmengesangs weiterträgt“. So werde das Studium „um die spirituelle Dimen-



sion bereichert“. Dies sei „ein wichtiger Akzent für das spätere Wirken der Studenten und Studentinnen“. Zugleich forderten die Gespräche mit den jungen Studierenden die Mönche in guter Weise heraus, selber weiter zu denken. „Die Präsenz nicht-katholischer Christinnen und Christen bietet eine hervorragende Chance, Ökumene, die christliche Einheit im Glauben, in besonderer Weise zu erfahren. All das hilft den Mitbrüdern, als Mönche geerdet zu bleiben und ihren Weg mit den Menschen suchend weiterzugehen“, so Abtprimas Notker.

(kna/dok)

Tunesien

P. Ramon Esheverria MAfr, Mitglied der Ordensgemeinschaft der Weißen Väter, hat sich kritisch bezüglich der neuen Verfassung in Tunesien geäußert. In einem Interview mit der KNA warnt er seit 23 Jahren in Tunis lebende Esheverria vor zu großer Euphorie; die Regierung müsse nun erst einmal die wirtschaftlichen Probleme lösen. Ende Januar hat das tunesische Parlament die neue Verfassung des Landes bestätigt, drei Jahre nach dem Sturz der langjährigen Regierung im „Arabischen Frühling“.

(kna/dok)

Zentralafrikanische Republik

Die Missionsstationen und Klöster in der Zentralafrikanischen Republik beherbergen seit Monaten Tausende schutzsuchender Menschen. In der Zentralafrikanischen Republik kämpfen christliche und muslimische Milizen um die Macht. Bei wiederholten Übergriffen kamen in den vergangenen Wochen Dutzende Menschen ums Leben, vor al-

lem muslimische, aber auch christliche Zivilisten sind betroffen.

Das Karmelitenkloster in der Hauptstadt Bangui ist in diesem Konflikt zu einem Flüchtlingslager für zweitausend Menschen geworden, darunter viele Kleinkinder, die hier in Sicherheit gebracht wurden. Normalerweise ist das Kloster ein Ort der Stille. Doch das Klosterleben in Bangui läuft zurzeit ganz anders als gewöhnlich, berichtete der Prior, P. Federico Trincherio. Die Ordensmänner seien Tag und Nacht auf den Beinen, um die Flüchtlinge zu versorgen.

Auch polnische Missionare setzen sich in diesen Tagen für die Menschen in der Zentralafrikanische Republik ein. P. Tomasz Grabiec sagte laut polnischen Medienberichten vom 7. Februar 2014, ihre etwa zehn Missionen in dem Krisenland an den Grenzen zum Tschad und Kamerun hätten sich in den vergangenen Wochen zu Aufnahme-lagern für christliche und muslimische Flüchtlinge entwickelt. „Wir können sie einfach nicht verlassen“, so der Geistliche. Das polnische Außenministerium hatte zuvor alle eigenen Staatsbürger zum sofortigen Verlassen des Landes aufgerufen. Ministeriumssprecher Marcin Wojciechowski sagte, man habe sich mit den Missionaren darauf verständigt, ihre Evakuierung für den Fall vorzubereiten, dass sich die Lage verschlimmert. Trotz der sehr angespannten Lage gebe es derzeit keine direkte Lebensgefahr für die Geistlichen.

(zenit/kna/dok)

Südsudan

Ein dauerhafter Frieden in dem seit Wochen von Kämpfen erschütterten Südsudan ist nach Ansicht von Comboni-Missionar Gregor Schmidt mit

dem amtierenden Präsidenten Salva Kiir kaum möglich. Nur ein Staatsoberhaupt, das einer an dem Konflikt unbeteiligten Minderheit angehöre, könne eine glaubhafte Mittlerrolle übernehmen, sagte der aus Berlin stammende Schmidt, der seit fünf Jahren im Südsudan lebt, Mitte Februar dem Internetportal weltkirche.katholisch.de. In der „jüngsten Republik der Welt“, die sich 2011 vom Rest des Sudan abgespaltete und für unabhängig erklärte, kämpfen Unterstützer von Kiir mit Milizen seines früheren Stellvertreters Riek Machar seit Ende 2013 um die Macht. Inzwischen sollen mehr als 740.000 Menschen innerhalb des Landes auf der Flucht sein, rund 120.000 haben Schutz jenseits der Grenzen gesucht; jeder Dritte der etwa vier Millionen Südsudanesen leidet Hunger.

Zur Rolle der Kirchen in dem überwiegend christlich geprägten Land sagte Schmidt, diese sei oft nicht mehr in der Lage, vor den Kämpfen Schutz zu bieten. Ein Problem sei, dass der Ökumenische Rat der Kirchen während des Bürgerkriegs gegen die damalige arabische Zentralregierung in Khartoum zwar den Zusammenhalt unter den südsudanesischen Völkern gefördert, aber den gewaltsamen Widerstand nie infrage gestellt habe.

Philippinen

Einen Monat nach dem tropischen Wirbelsturm Hayan im November 2013 haben die Salesianer Don Boscos im Dezember 2013 mit einem umfassenden Wiederaufbauprogramm begonnen. Zentrales Gemeinschaftsprojekt ist der Wiederaufbau des fast vollständig zerstörten Dorfes Candahug zusammen

mit den Dorfbewohnern. Das Gesamtvolumen der Wiederaufbaumaßnahmen beläuft sich auf über 2 Millionen Euro. Don Bosco Mission und Don Bosco Mondo beteiligen sich daran mit 1,2 Millionen Euro Spenden aus Deutschland. Die Aufgabe der Salesianer besteht darin, das Baumaterial bereitzustellen und den Transport zu gewährleisten. Außerdem begleiten sie die Familien des Dorfes beim Bau ihrer neuen Häuser und finanzieren die fachkundige Bausupervision durch Ingenieure.

(don bosco mondo/dok)

Vereinigte Staaten (USA)

Der Oberste Gerichtshof der USA hat eine Gemeinschaft katholischer Ordensfrauen von der Versicherungspflicht für Familienplanung befreit. Demnach brauchen die „Little Sisters of the Poor“ in Colorado nicht an dem neuen Gesundheitsprogramm teilzunehmen, das unter anderem kostenlosen Zugang zu Verhütungsmitteln, Sterilisation und der „Pille danach“ vorsieht. Nach der Anordnung des Washingtoner Gerichts müssen die „Little Sisters of the Poor“ lediglich in einem formlosen Schreiben an das Gesundheitsministerium erklären, dass sie eine gemeinnützige Organisation sind und aus religiösen Gründen eine Absicherung von Familienplanungsmaßnahmen ablehnen. Zwar räumt die Regierung religiösen Einrichtungen schon eine Befreiung von dieser Versicherungspflicht ein; die in der Altenpflege tätigen Ordensfrauen weigerten sich laut amerikanischen Berichten aber, für sich und ihre 75 Beschäftigten das dafür vorgesehene amtliche Formular zu verwenden, weil dieses nach ihrer Auffassung lediglich



eine Übertragung der Versicherungspflicht bedeute.

Der „Affordable Care Act“ verpflichtet seit Beginn dieses Jahres Arbeitgeber dazu, ihren Beschäftigten durch Krankenversicherungen eine kostenlose Gesundheitsvorsorge zu gewähren. Darin sind auch Familienplanungsleistungen eingeschlossen. Die katholische US-Bischofskonferenz tritt energisch für eine weit gefasste Ausnahmeregelung ein. (kna)

Die 84-jährige Ordensfrau Sr. Megan Rice von den „Schwestern vom Heiligen Kinde Jesus“ ist in den USA zu fast drei Jahren Gefängnis und zu einer Zahlung von 53.000 Dollar (39.000 Euro) Schadenersatz verurteilt worden, weil sie in im Juni 2012 im Rahmen eines pazifistischen Protests in das Gelände einer schwer bewachten Kernwaffenanlage eingedrungen ist. Im Prozess bat die Friedensaktivistin den Richter, die Höchststrafe gegen sie zu verhängen, wie die Zeitung The Tennessean berichtete: Es wäre eine Ehre für sie, wenn sie den Rest ihres Lebens im Gefängnis verbringen würde.

Rice und ihre zwei Mitangeklagten sitzen bereits seit Mai vergangenen Jahres in einem Bezirksgefängnis in Georgia. Das ihnen vorgeworfene Vergehen lautet: „versuchte Verletzung der nationalen Verteidigung“. Vor Gericht gaben sie ihre Taten ohne Umschweife zu. Mit der Aktion hätten sie auf das amerikanische Atomwaffenarsenal aufmerksam machen wollen, das unmoralisch und illegal sei, sagten sie. Außerdem sei es ihnen darauf angekommen, zu zeigen, wie lasch die Sicherheitsvorkehrungen in der Anlage seien. Rice sitzt nicht zum ersten Mal in Haft. Im Laufe ihres

Lebens hat die Atomkraftgegnerin an zahlreichen Protestaktionen gegen die amerikanische Armee und Nuklearanlagen teilgenommen und wurde schon unzählige Male wegen „zivilen Ungehorsams“ festgenommen. (sz/dok)

Mexiko

Bei einem Verkehrsunfall in Mexiko sind sieben Ordensfrauen ums Leben gekommen. Nach einem Bericht der Zeitung „Excelsior“ (Onlineausgabe 26.1.) stürzte ihr Wagen bei Atzizintla in der Nähe von Puebla rund 35 Meter tief in eine Schlucht. Die Klostergemeinschaft vom Birgittenorden war auf dem Rückweg von einem Ausflug zu einer Sternwarte. Als Unfallursache wird der Zeitung zufolge Bremsenversagen vermutet. (kna)

Venezuela

Zwei 79- und 84-jährige Salesianer sind am Morgen des 16. Februars in Caracas Opfer eines brutalen Raubmordes geworden. Die beiden Geistlichen, die an einer Don-Bosco-Schule arbeiteten, wurden von mindestens zwei bewaffneten Tätern in der Schule überrascht. Angesichts der besonders grausamen Verletzungen schließen die Ermittler einen Ritualmord nicht aus. Der Doppelmord heizte aktuelle Massenproteste gegen die hohe Kriminalitäts- und Mordrate in Venezuela noch weiter an.

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Neue Provinzialin der zusammengelegten deutsch-österreichischen Provinz der Don Bosco Schwestern wird ab dem 25. März 2014 *Sr. Dr. Maria Maul FMA*. Sr. Maria studierte Kombinierte Religionspädagogik und Deutsche Philologie. Sie war als Lehrerin für Religion an der Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik an den Don Bosco Schulen in Vöcklabruck tätig. Daneben erwarb sie das Diplom in Theologie, und promovierte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern in Kirchengeschichte.

Br. Helmut Zech CAN übernimmt bis zur nächsten Brüderversammlung der Canisianer im Mai 2014 die Leitung der Brüdergemeinschaft von Br. Ludwig Rensing, der aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amt zurücktritt. Br. Ludwig war von 2007 bis 2010 auch Mitglied im erweiterten Vorstand der DOK.

Das Generalkapitel der Legionäre Christi hat am 20. Januar 2014 den Mexikaner P. Eduardo Robles Gil (61) zum neuen Generaldirektor gewählt; die Wahl wurde am 6. Februar durch die vatikanische Ordenskongregation bestätigt. Gil löst in der Leitung der Gemeinschaft P. Sylvester Heeremann LC (39) aus Deutschland ab. Der ehemalige Provinzial der zentraleuropäischen Provinz der Gemeinschaft war seit Februar 2012 als

Generalvikar in der römischen Ordensleitung tätig und führte den Orden nach dem krankheitsbedingten Ausscheiden des Generaldirektors in den vergangenen Monaten. Er wurde nun in den Generalrat der Gemeinschaft gewählt.

P. Michael Maß CMM (33) wurde beim Provinzkapitel in Reimlingen zum neuen Provinzial der Missionare von Mariannahill in Deutschland gewählt. Der gebürtige Landshuter tritt die Nachfolge von P. Hubert Wendl an, der dieses Amt zwölf Jahre innehatte. Nach seiner Priesterweihe leitete er in den vergangenen fünf Jahren das ordenseigene Jugendhaus Maria Veen im nordrhein-westfälischen Reken.

Neue Gebietsleiterin der Heilig Geist Schwestern ist seit dem 1. Januar 2014 *Sr. Gabriele Hennig*. Sie wurde am 7. Dezember 2013 gewählt.

Seit dem 1. Januar 2014 ist *Sr. Franziska Brenner OP* Priorin der Dominikanerinnen in Bad Wörishofen. Sie folgt in diesem Amt Sr. Johanna Lackmaier OP.

Die Klarissen von der Ewigen Anbetung in Bautzen haben am 30. Dezember 2013 *Sr. M. Assunta Paul OSC* zur Äbtissin gewählt. Sie löst in dieser Aufgabe Sr. M. Clara Faltermaier OSC ab. M. Assunta war bereits bis 2008 Äbtissin des Konventes.



P. Martin M. Lintner OSM, der Provinzial des Servitenordens in Innsbruck, hat P. Marek M. Czaplewicz OSM zum Delegaten der Ordensgemeinschaft in Deutschland ernannt.

Die Dienerinnen Christi von Königsbrunn haben am 15. November 2013 Sr. Agnes Simic zur Generaloberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. Arnolda Mandir. Sr. Agnes stammt aus Kroatien. Nach dem Studium in Rom war sie als Religionslehrerin tätig.

Ende Oktober 2013 fand in Bad Honnef das Provinzkapitel der Schwestern vom Guten Hirten (Deutsche Provinz) statt. Zur neuen Provinzleiterin für die nächsten sechs Jahre wurde Sr. M. Cordis Ganslmeier RGS gewählt. Sie löste am 12. Februar 2014 in dieser Aufgabe Sr. Daniela Kubiak RGS ab, die vor sieben Jahren bei der Vereinigung der beiden deutschen Provinzen die Leitung der vereinigten Deutschen Provinz übernommen hatte. Vor der Vereinigung war Sr. Cordis bis 2006 Provinzoberin der Süddeutschen Ordensprovinz.

Sr. M. Agnella Neuses FBMVA wurde am 2. Oktober 2013 auf Bitten des Bischofs von Trier durch die vatikanische Religiosenkongregation für drei Jahre zur Administratorin des Redemptoristinnen-Klosters in Püttlingen ernannt. Sie übernimmt die Leitung der Gemeinschaft von Priorin Sr. M. Pia Büchter OSsR.

Sr. Maria Georg Loos CPS ist für eine weitere Amtszeit von vier Jahren als Provinzoberin der deutschen Provinz der Missionsschwestern vom Kostbaren Blut bestätigt worden.

Augustinerpater Eric Englert OSA, der zehn Jahre lang an der Spitze des internationalen katholischen Missionswerks missio in München gestanden hat, gibt sein Amt am 1. Mai an den Münchener Dompfarrer Wolfgang Huber weiter. P. Eric war von 1991 bis 2003 Provinzial der deutschen Augustinerprovinz und in dieser Zeit von 2001 bis 2003 Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO), bevor er im Jahr 2004 die Aufgabe als Präsident von missio München übernahm. In dieser Eigenschaft war er von 2004 bis 2007 Präsident des Deutschen Katholischen Missionsrates (DKMR). (missio/dok)

Die Jahreskonferenz der Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJ-PO) hat bei ihrer Jahrestagung 2014 in Limburg Pater Björn Schacknies SAC zum Vorsitzenden gewählt. Der 36jährige gehört seit dem Jahr 2000 der Gemeinschaft der Pallottiner an. 2009 zum Priester geweiht, arbeitet er seit 2012 als Schulseelsorger und Religionslehrer an zwei katholischen Gymnasien in der Erzdiözese Köln. Schacknies gehört seit 2012 dem Vorstand der AGJPO an.

Neue DOK-Mitglieder

Neues Mitglied der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) ist die deutsche Delegation der Rumänischen Franziskaner-Minoriten Provinz „St. Josef“. Delegat ist P. Ionel Anghel OFMConv. mit Sitz in Grabenstätt. Ebenfalls neues Mitglied der DOK ist die deutsche Delegation der Franziskaner Minoriten Provinz Maria Immaculata mit Sitz in Warschau. Die Provinz hat fünf Niederlassungen in Deutschland, in denen derzeit insgesamt 16 Ordens-

männer leben. Delegat des Provinzials mit Sitz im Kloster Ottbergen (Schellerten) ist P. Jaroslaw Kaczmarek OFM.

„Tag der offenen Klöster“ am 10. Mai 2014: Schon 200 Klöster sind dabei.

Zum „Tag der offenen Klöster“ am 10. Mai 2014 haben sich bei Redaktionsschluss bereits über 200 Gemeinschaften angemeldet. Über die Homepage www.tag-der-offenen-klöster.de können sich weitere Gemeinschaften auch noch kurzfristig mit ihrer Teilnahme registrieren lassen.

Jahr der Orden 2015: Großes Ordensstreffen in Berlin geplant

Vom 14. – 17. Mai 2015 plant die DOK in Berlin ein großes Treffen „Ordenspräsenz heute“ (Arbeitstitel), das von Ordensleuten für Ordensleute geplant wird. Inspiriert sind die Planungen von einem französischen Ordensstreffen 2012 nahe Paris. Es zielte auf die Erneuerung des Ordenslebens in Frankreich. Die Leitmotive waren „visibilité“ und „radicalité“. Für das Treffen im Mai 2015 ist ausgehend von „Gaudium et Spes“ die Begegnung von Ordensleben und Welt das Ziel des Treffens. Dabei soll es zum einen um eine Selbstvergewisserung, um gegenseitige Stärkung auf dem Weg, um die Begegnung mit anderen Schwestern und Brüdern des geweihten Lebens (ad intra) gehen, zum anderen um den Auftrag aus dem Evangelium und um den Dienst an den Menschen und der Schöpfung (ad extra). Neben ordens theologischen Überlegungen im Kontext von Säkularität

werden Exkursionen zu Projekten von Ordenschristen in Berlin geplant sowie die Begegnung mit Menschen und ihren Erfahrungen an Anders-Orten, wie z.B. Hospiz, Hochschule, Abschiebehaft. Gedacht ist zudem an Begegnungen mit Vertretern aus Kunst und Musik und mit Menschen, die sich in besonderer Weise solidarisch erklären mit Menschen, die an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt sind. In der Reflexion soll jeweils auf die biblische Tradition und das verbindende Ordenscharisma Bezug genommen werden. Eingeladen sind alle in Deutschland lebenden Ordensleute.

Heroischer Tugendgrad für Augustiner-Eremiten

Das im Jahr 1965 eröffnete Verfahren zur Seligsprechung des ehemaligen Generaloberen der Augustiner Klemens Fuhl OSA (1874-1935) ist einen entscheidenden Schritt weiter gekommen. Am 9. Dezember 2013 erkannte der Vatikan dem Ordensmann aus dem unterfränkischen Aidhausen den heroischen Tugendgrad zu. Damit bestätigte er, dass Fuhl die christlichen Tugenden für seine Zeit in vorbildlicher Weise gelebt hat. Der Papst habe den entsprechenden Erlass gebilligt, so der Vatikan. (kna/dok)

Don Bosco Schwestern schließen ihre Provinzen zusammen

Die Don Bosco Schwestern aus Deutschland und Österreich schließen ihre Provinzen zusammen. Die neue österreichisch - deutsche Provinz wird offiziell zum 25. März 2014 gegründet. Neuer Sitz der Provinzleitung wird München



sein. Die Fusion ist der Abschluss eines mehrjährigen Prozesses der Zusammenlegung. (fma)

Dorstener Karmelitinnen umgezogen

Die Karmelitinnen des Karmel St. Michael in Dorsten-Lembeck sind in das Kloster in der Milanstraße in Hannover umgezogen. Dort hatten zuletzt fünf polnische Karmelitinnen gelebt. Hildesheims Bischof Norbert Trelle hieß die Ordensfrauen Anfang Dezember 2013 bei einem Gottesdienst willkommen.

(kna/dok)

1200 Jahre Abtei Kornelimünster

Das Festjahr zum 1200 jährigen Bestehen der Abtei Kornelimünster ist am 9. Februar mit einem Festgottesdienst unter Leitung des Aachener Bischofs Heinrich Mussinghoff in der ehemaligen Abteikirche - der heutigen Propsteikirche - feierlich eröffnet worden. Zum Jubiläumsjahr ist eine umfangreiches Programmheft erschienen. Im März wird in den Räumlichkeiten der alten Reichsabtei Kornelimünster eine Glaubenswoche stattfinden. Zudem ist im Sommer eine Ausstellung zur Geschichte des Klosters und Ortes geplant. In der heutigen Abteikirche am Rande des Ortes soll im Juni und Juli die Fotoausstellung „Lebenslänglich“ - Alltag im Kloster“ gezeigt werden. Weitere Teile der Ausstellungen werden im Aachener Mutterhaus der Armen-Schwwestern vom hl. Franziskus sowie im „Klösterchen“ der Schwestern vom Armen Kind Jesu zu sehen sein.

Dominikanerinnen ziehen sich aus Leipziger zurück

Wie Anfang Februar 2014 bekannt wurde, geben die Dominikanerinnen von Bethanien ihren Leipziger Konvent auf. Die drei Schwestern, die bisher in Leipzig tätig waren, werden in Niederlassungen der Gemeinschaft in Nordrhein-Westfalen umziehen. 1994 waren die Dominikanerinnen von dort aus nach Leipzig gekommen und lebten dort zunächst in einem Pilot-Projekt gemeinsam mit den bereits ansässigen Dominikanern unter einem Dach. Ende 2005 trennten sich die Konvente. Die Schwestern zogen in einen sozialen Brennpunkt, wo sie unter anderem ein Ladenlokal für Bedürftige eröffneten.

(kna/dok)

Alexianerbrüder: Bundesweite Werbekampagne

Ein Jahr nach ihrer Neuorganisation starten die Gesundheits- und Sozialeinrichtungen der Alexianer eine bundesweite Werbekampagne. Auf Großplakaten informiert die Unternehmensgruppe in den kommenden zwölf Monaten über ihre Aktivitäten in den Regionen, in denen sie präsent ist, wie die Stiftung der Alexianerbrüder Ende Januar in Wittenberg ankündigte. Sie ist seit einem Jahr Träger von Einrichtungen mit insgesamt rund 11.300 Mitarbeitern. In die Ende Januar 2013 gegründete Stiftung wurden Krankenhäuser, Seniorenpflegeheime sowie Werkstätten und Wohneinrichtungen für behinderte Menschen übertragen. Damit ist die Stiftung einer der größten katholischen Träger im Gesundheits- und Sozialwesen Deutschlands. (kna/dok)

Neuer Ordens-Krankenhausverbund gegründet

Seit mehr als 100 Jahren sind die Schwestern von der Heiligen Elisabeth (Berlin) und die Barmherzige Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul (Paderborn) in der Krankenpflege tätig. Dieses Engagement wurde durch die Gründung des „Elisabeth Vinzenz Verbundes“ auf zukunftsfähige Beine gestellt. Der neuen gemeinnützigen GmbH, die zum Jahresbeginn 2014 offiziell ihre Tätigkeit aufnahm, gehören acht Krankenhäuser mit rund 2.600 Klinikbetten und 6.000 Mitarbeitern an. Damit zählt sie zu den zehn größten christlichen Krankenhaus-trägern in Deutschland. Zudem gehören dem Verbund ein Altenheim und weitere Einrichtungen wie Medizinische Versorgungszentren, Hospize und Bildungsstätten in neun Städten an. Trotz der Fusion sollen alle Einrichtungen weiter unter eigenem Namen und Logo stehen und ihre Eigenständigkeit vor Ort bewahren. Zudem seien sie für einen Beitritt weiterer Träger oder Einrichtungen offen. (kna/dok)

Generalsuperior der Steyler Missionare stellt Missionshäuser in Frage

Der Generalsuperior der Steyler Missionare, Pater Heinz Kulüke SVD, würdigte in einem Festgottesdienst zur 100-Jahr-Feier des Missionshauses St. Augustin am 1. Dezember 2013 den Beitrag des Hauses an der weltweiten Tätigkeit der Steyler. Darüber hinaus forderte er zum gläubigen Wagnis für die Zukunft auf und verwies auf die Herausforderungen der Mission in Europa, die besonders viel Lernfähigkeit von den Steylern

fordern wird. „Missionshäuser und eine institutionalisierte Kirche, die die Nöte der Menschen außerhalb nicht mehr berühren und bewegen, haben ihre Relevanz verloren“, warnte er. „Nur unterwegs mit den Menschen außerhalb der Institution öffnet sich ein neuer Weg“, führte er aus. (svd/ dok)

Studie: „Wie es mir als Priester und Seelsorger/in heute geht...“

Eine universitätenübergreifende Studie zur Frage „Wie es mir als Priester und Seelsorger/in heute geht...“ wird derzeit in deutschen Diözesen durchgeführt. Untersucht wird, wie das Wohlbefinden von Priestern und Seelsorgern/innen im deutschen Sprachraum von Anforderungen und persönlichen Voraussetzungen bestimmt wird. Die Koordination der Studie liegt bei Prof. Dr. Eckhard Frick SJ von der Hochschule für Philosophie der Jesuiten. Mitglied der Forschungsgruppe ist auch Sr. Miriam Altenhofen SSpS, ehemalige Provinzoberin der Steyler Missionsschwestern und bis Februar 2013 stellv. Vorsitzende der DOK. In die Studie werden exemplarisch auch Ordensgemeinschaften einbezogen.

KNA-Informationsdienst „Geistlich leben“

Seit Dezember 2013 erscheint bei der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) der neue Informationdienst „Geistlich leben“ für Ordensgemeinschaften und Bewegungen, die mit ihren Mitgliedern besondere geistliche Wege gehen. Der bislang alle zwei Monate gedruckt ausgelieferte Dienst „Orden heute“ wurde



ersetzt durch diesen monatlichen Dienst, der via E-Mail versandt wird. Bei den Inhalten will die KNA neben den Reportagen, Interviews, Hintergrundberichten, Auslandsmeldungen, Porträts und Personalien auch Neues bieten: Mehr Spirituelles und geistliche Impulse, ferner Informationen und Anregungen aus den neueren geistlichen Gemeinschaften.

Koptischer Papst besucht koptisch-orthodoxes Kloster Brenkhausen

Der koptische Papst-Patriarch Tawadros II. hat während seiner Deutschlandvisite im Dezember 2013 unter anderem das ehemalige Zisterzienserinnenkloster in Brenkhausen bei Höxter besucht. Anlass war das 20-jährige Bestehen des heutigen Koptisch-orthodoxen Klosters der Hl. Jungfrau Maria und des Hl. Mauritius. 1993 hatten die Kopten die damalige Klosterruine vom Land Nordrhein-Westfalen übernommen. Seither restauriert und baut die koptische Gemeinde in Deutschland das Kloster aus. Tawadros II. kam nun, um das Kloster zu weihen. (kna/dok)

„Schreib-Aschrams“

Die Berliner Universität der Künste (UDK) lädt für zehn Tage Promovierende und Habilitierende ein, in einer Klostersimulation nach strengem Tagesplan und ohne Ablenkung an ihren wissenschaftlichen Schriften zu arbeiten. Jeder Tag ist klar geordnet und hat immer den gleichen Ablauf: Er enthält feste Schreibzeiten, Sport- und Meditationsangebote sowie Tee- und Essenspausen. Dazu gibt es Workshops und Coachingangebote, die jedoch

nicht verpflichtend sind. Während der 10 Tage sind Smartphones und Internet nicht erlaubt. Jeder Teilnehmer muss sich deshalb zuvor Aufgaben für die Schreibzeit im „Kloster“ setzen und soll die wichtigsten Bücher, Exzerpte und Paper offline auf dem Rechner mitbringen. Die „Schreib-Aschrams“ sollen jeweils in den vorlesungsfreien Zeiten stattfinden. Bisher findet das Angebot im Gutshof Sauen, einer UDK-Begegnungsstätte, statt. Die Veranstalter spielen jedoch mit dem Gedanken, das „Schreib-Aschram“ auch einmal in einem echten Kloster stattfinden zu lassen. Darüber hinaus sind sie offen für neue Kooperationspartner. (sz/dok)

Onlineumfrage zum Thema Lebenshingabe

Derzeit läuft eine Onlineumfrage verschiedener europäischer Radiosender – darunter der Deutschlandfunk – mit der Frage: „Für wen oder wofür wären Sie bereit, sich zu engagieren, im Extremfall auch Ihr Leben zu opfern?“. Hintergrund ist der Beginn des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren. Eine scheinbar abseitig gewordene Fragestellung rückt damit wieder ins Blickfeld – die nach dem bedingungslosen Einsatz auch des eigenen Lebens. Mit Blick auf die Worte des Konzilsdekrets Perfectae Caritatis, indem das Leben im Orden als „Selbsthingabe, die das ganze Leben umfasst“ verstanden wird, kann die Befragung auch für Ordensleute interessant sein, denn: Wer die ewige Profess ablegt, versteht seine Lebensentscheidung in diesem Sinne. Wie schwer es heute fällt, sich zu einer solchen „Ganzhingabe an Gott“ durchzuringen, erleben Ordensfrauen und Ordensmänner immer

wieder. Die Befragung des Deutschlandfunks erfolgt anonym im Internet und ist noch bis April 2014 freigeschaltet; die Ergebnisse sollen am 2. Juni 2014 vorgestellt werden.

Neue benediktinische Gemeinschaft übernimmt Röderhof

Die Benediktinische Vereinigung St. Romuald wird das Haus Röderhof in Diekholzen-Egenstedt (Bistum Hildesheim) übernehmen. Zu den Gründern der Vereinigung gehört der ehemalige Abt der Dormitio-Abtei in Jerusalem, P. Benedikt M. Lindemann OSB. Eine kleine Gemeinschaft von maximal acht bis zehn Männern soll künftig in der ehemaligen Jugendbegegnungsstätte leben. Grundlage soll eine „benediktinisch und eremitisch geprägte Lebensform“ sein. Platz soll es zudem für Menschen geben, die sich für einige Zeit zurückziehen wollen. Die Vereinigung führt ihren Namen auf den Gründer des Kamaldulenserordens, den Heiligen Romuald zurück. (nbh)

Arbeitshilfe zu „Frei für diese Welt“ veröffentlicht

„Frei für diese Welt“ lautet der Titel einer Internetseite der Ordensgemeinschaften im Erzbistum Paderborn zur Berufungspastoral. Bereits im letzten Herbst wurden dort zwei Filme zum Thema Berufung veröffentlicht. Jetzt gibt es zu den Filmen auch eine Arbeitshilfe für den Einsatz im Religionsunterricht. Die neu veröffentlichte Arbeitshilfe bietet Impulse und Anregungen, sowie Begleittexte. Die Filme können in religionsunterrichtlichen Zusammenhängen in der Oberstufe des Gymnasiums bzw.

im Unterricht an einem Berufskolleg eingesetzt werden. In der Qualifizierungsphase der Oberstufe, in der sich Schülerinnen und Schüler häufig in einem Einsatz in Compassion-Projekten (Verbindung von Sozialpraktikum und Unterricht mit dem Ziel, „Mitmenschlichkeit“ in Theorie und Praxis zu erleben) bzw. in sozialen Projekten der „Einen Welt“ orientierend engagieren, kann er zum Gesprächsanlass über die eigene Situation werden. (dok)

Zollitsch: Wir brauchen auch heute Ordensleute

Trotz aller Sorge um den Nachwuchs sollten sich Ordensleute nicht einschüchtern lassen oder resigniert zurückziehen, sagte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch am 2. Februar, dem Welttag des geweihten Lebens, in Freiburg. Mit Blick auf die vielen Strukturveränderungen in Kirche und Gesellschaft sagte er, auch das Ordensleben brauche den Mut zu Experimenten, zu Phantasie und Kreativität. Auch in den Orden müsse überlegt werden, wie die Verantwortung auf weniger Schultern verteilt werden könne, „ohne dass einzelne daran zerbrechen“ – zudem stelle sich die Frage nach einer gesunden Balance zwischen älteren und jüngeren Ordensangehörigen. (rge/dok)

Experten diskutieren über die Zukunft von Klöstern

Über gesellschaftliche, touristische und religiöse Perspektiven von Klöstern haben Experten aus Kirche und Tourismusförderung diskutiert. P. Thomas Eggenberger OP vom dominikanischen



Institut M.-Dominique Chenu, Espaces in Berlin stellte die Frage, ob Klöster, die klassischen Innovationslabore für Spiritualität, Kultur und Ökonomie, heute noch in dieser Rolle gesehen werden können, oder ob sie nicht vielmehr als Auslaufmodell zu sehen sind. Seitens der Tourismusbranche wurde die touristische Bedeutung von spirituellen und kulturellen Lebensorten hervorgehoben. Vertreter von Ordensgemeinschaften warnten dagegen vor einer touristischen Instrumentalisierung von religiösen Stätten und Inhalten. Die dreitägige Expertentagung im Europapark Rust wurde von der Katholischen Arbeitsgemeinschaft Freizeit und Tourismus sowie von der Bensberger Thomas-Morus-Akademie organisiert. (kna / dok)

„weltwärts“ soll ins Jugendministerium verlagert werden.

Der entwicklungspolitische Freiwilligendienst „weltwärts“ soll künftig vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gesteuert werden. Das Hilfswerk für Entwicklungszusammenarbeit Misereor betrachtet diese im Koalitionsvertrag der neuen Bundesregierung vorgesehene Planung mit großer Skepsis. Bisher gehörte „weltwärts“ in den Zuständigkeitsbereich des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ). „Die geplante Verlagerung ins BMFSFJ birgt die Gefahr, dass das ‚weltwärts‘-Programm künftig nicht mehr mit der notwendigen Expertise begleitet werden kann, wie sie zahlreiche Fachleute des BMZ seit langer Zeit in bewährter Weise eingebracht haben“, warnte Misereor-

Geschäftsführer Thomas Antkowiak. Unter der Führung des BMFSFJ, in dem das „weltwärts“-Programm zusammen mit anderen Diensten wie dem Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ) oder dem Bundesfreiwilligendienst gebündelt werden soll, könne der hohe Qualitätsstandard, der sich aus der besonderen inhaltlichen Nähe zum BMZ ergebe, womöglich nicht aufrechterhalten werden.

(rv/dok)

Missbrauchsbeauftragter der Bundesregierung veröffentlicht Handbuch

Der Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung hat ein „Handbuch Schutzkonzepte sexueller Missbrauch“ veröffentlicht. Es informiert Fachkräfte über konkrete Möglichkeiten zur Verbesserung des Schutzes vor sexualisierter Gewalt an Mädchen und Jungen. Es zeigt anhand von zahlreichen Praxisbeispielen, wie die Einführung von Schutzkonzepten in den mehr als 200.000 Einrichtungen und Institutionen, denen täglich mehr als 13 Millionen Kinder und Jugendliche anvertraut werden, gelingen kann. Das Handbuch kann im Internet unter: <http://www.kein-raum-fuer-missbrauch.de/> heruntergeladen werden.

Ehemaliges Klostervermögen: NRW-Landtag löst kirchliche Schul- und Studienfonds auf

Der nordrhein-westfälische Landtag hat die Auflösung von vier Schul- und Studienfonds aus Kirchenvermögen beschlossen. Dafür stimmten nach dritter Lesung die Regierungsfractionen von SPD und Grünen. Die Oppositi-

onsfraktionen von FDP und Piraten votierten dagegen, die CDU enthielt sich. Das Fondsvermögen von etwa 300 Millionen Euro soll in Form von Geld und Immobilien zu 60 Prozent dem Landeshaushalt und zu 40 Prozent Bildungseinrichtungen der beiden katholischen Bistümer Münster und Köln zugeführt werden. Das Vermögen der Fonds stammt aus dem Besitz aufgelöster Klöster im Zuge der Säkularisierung um 1803. Das Land ist Treuhänder der Stiftungsfonds gewesen, die in der Vergangenheit für die Ausbildung katholischer Geistlicher sowie für die Finanzierung von Schulen und Hochschulen zuständig waren. Die Landesregierung einigte sich mit den zuständigen Diözesen Köln und Münster darauf, die Fonds aufzulösen, weil sich ihre Aufgaben überholt haben. Das Erzbistum Paderborn will aber seine beiden Schul- und Studienfonds mit einem Volumen von 53,5 Millionen Euro vorerst fortführen. (kna/dok)

Essen erinnert an unglücklich verliebte Äbtissin Elisabeth

400 Jahre nach dem Ableben der Elisabeth von Berge hat die Essener Domschatzkammer an die frühere Äbtissin des Essener Frauenstifts erinnert. Die Schatzkammer zeigt seit Beginn dieses Jahres eine Tafel aus ihrem Grab, die frühneuhochdeutsche Aufzeichnungen über Ämter und Besitz der mit 34 Jahren verstorbenen Ordensfrau enthält. Die in der Reformationszeit lebende Äbtissin habe lange Zeit als Vorkämpferin der Rekatholisierung in Essen gegolten, teilte die Domschatzkammer anlässlich der Ausstellung mit. Doch tatsächlich habe sie sich weniger für

Politik als vielmehr für ihre Jugendliebe, den protestantischen Adligen Floris von Culemborg, interessiert. Elisabeth habe ihm auch als Äbtissin noch zärtliche Liebesbriefe geschrieben, die noch heute erhalten sind. Kurz vor einem Wiedersehen sei die unglücklich verliebte Äbtissin jedoch gestorben. (dok)

Ordensleute halten Gebets- und Mahnwache vor Abschiebehaftanstalt

Seit 14 Jahren demonstrieren Ordensleute regelmäßig rund eine Stunde vor der Abschiebehaftanstalt in Berlin-Köpenick und besuchen anschließend Gefangene. Die Berliner Gruppe „Ordensleute gegen Ausgrenzung“ will damit gegen die aus ihrer Sicht unwürdige Behandlung von ausreisepflichtigen Ausländern protestieren. In diesem Jahr hat am 23. Januar eine erste Gebets- und Mahnwache vor der Abschiebehaft stattgefunden. (kna/dok)

Steyler Bank feiert 50-jähriges Jubiläum

Die Bank der Steyler Missionare hat am 20. Februar ihr 50-jähriges Bestehen begangen. Das erste in Deutschland gegründete Institut seiner Art zeichnet sich dadurch aus, dass es seine Bankgewinne sowie freiwillige Zinsabtretungen und Spenden von Kunden ausschließlich an Projekte der 10.000 Steyler Missionare und Missions-schwester in über 70 Ländern weltweit verteilt. Damit kommen ihre Erlöse Bedürftigen zugute, nicht Aktionären oder Genossenschaftsmitgliedern. Nach eigenen Angaben ist sie bis heute die einzige Missionsbank Europas. (kna/dok)

III. Ratschlag des „Aufruf für eine prophetische Kirche – Leben in Fülle für alle“

Nach 2011 und 2012 fand vom 7. bis 8. Februar 2014 im Haus am Dom in Frankfurt a. M. ein dritter Ratschlag der Initiative „Aufruf für eine prophetische Kirche“ (www.leben-in-fuelle-fuer-alle.de) unter der Überschrift „Prophetisch handeln – jetzt“ statt. Unter den mehr als 80 Teilnehmenden waren auch zahlreiche Ordensfrauen und -männer. Die im Jahr 2011 unter dem Dach des Deutschen Katholischen Missionsrates entstandene Initiative ist heute in der Trägerschaft der Werkstatt Ökonomie e.V. in Heidelberg. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert nachfolgend die Abschlusserklärung des „Ratschlags“ vom 8. Februar:

Die Einladung des Papstes annehmen: die Kirche in Deutschland im Dienst an einer gerechten und schöpfungverbundenen Welt prophetisch erneuern!

Frankfurt a.M., 08.02.2014

Wir Teilnehmenden am III. Ratschlag der Initiative für eine prophetische Kirche haben uns über das Apostolische Schreiben von Papst Franziskus gefreut und sind dankbar für seine klaren Impulse. Seine Worte stoßen in Kirche und Gesellschaft auf ein großes Echo. Die gegensätzlichsten Reaktionen von scharfer Kritik bis begeisterter Zustimmung zeigen, dass er aus dem Glauben heraus mit Deutlichkeit den Finger in die Wunden unserer Welt legt. In der krisenhaften Situation in Kirche und Gesellschaft ermutigt die Einladung des Papstes an die Christgläubigen und alle Menschen guten Willens zu „einer

neuen Etappe der Evangelisierung“ und zum Entwurf neuer „Wege für den Lauf der Kirche in den kommenden Jahren“ (EG 1) beizutragen – im Dienst am Leben der Menschen.

Wir engagieren uns, die Botschaft des Apostolischen Schreibens durch gemeinsame Lernprozesse auf verschiedenen Ebenen unserer Kirche aufzugreifen, zu analysieren und diese in unsere Handlungsfelder umzusetzen. Wir laden Christinnen und Christen dazu ein, in ihren Gemeinden, Gruppen und Gemeinschaften Evangelii Gaudium zu studieren, zu meditieren und sich aus dieser Quelle für ihr Leben in Familie, in Kirche und Gesellschaft inspirieren zu lassen. Darüber hinaus ermutigen wir Laien und Hauptamtliche, Evangelii Gaudium auf allen Ebenen der Kirche in die Hand zu nehmen, den Text zu reflektieren und auf konkrete Lebenssituationen zu beziehen. Das Apostolische Schreiben ermutigt die Christinnen und Christen, aus der Verheißung des Evangeliums und der Freude des Glaubens, hier und heute, „sich um den Aufbau einer besseren Welt zu kümmern“ (EG 182).

Wir Teilnehmenden des Ratschlags treten dafür ein, die Aussagen des Papstes auf konkrete Problemsituationen zu beziehen, damit die Impulse zur Erneuerung der Kirche und der Welt nicht klanglos verhallen und das Apostolische Schreiben selbst nicht wie viele kirchliche Dokumente in Bücherschränken verstaubt. Evangelii Gaudium ermutigt zur Solidarität mit den Opfern eines Wirtschaftssystems, das durch verschiedene Mechanismen wie Waffenhandel, Nahrungsmittelspekulation, Raub von Land und Umweltverschmutzung die Zerstörung von Mensch und

Natur in Kauf nimmt. Das Schreiben des Papstes lädt zum Aufbau einer gerechteren und nachhaltig wirtschaftenden Welt ein: „Lassen wir nicht zu, dass an unserem Weg Zeichen der Zerstörung und des Todes zurückbleiben, die unserem Leben und dem der kommenden Generationen schaden“ (EG 215).

Wir Teilnehmende am III. Ratschlag *haben uns gegenseitig ermutigt*, unsere eigenen Verwicklungen in die Strukturen des Todes und der Zerstörung zu überprüfen und die Blockaden zu überwinden, die uns daran hindern, tiefgreifende Veränderungen zu gestalten. Wir erklären, dass wir nach diesem Ratschlag die uns zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume nutzen wollen, um selber zur Überwindung von Einstellungen und Strukturen beizutragen, die zerstörerisch sind. Dafür bitten wir um den Geist der Erkenntnis und Unterscheidung: Warum gelingt es trotz mancher Unterstützung in Kirche und Politik für ökologische und soziale Reformen nicht, unseren Zielen näher zu kommen? Fehlt uns Geduld? Sind die Analysen und Alternativen nicht tiefgehend genug? Sind wir nicht mutig genug? Fehlt uns der Glaube? – wir denken: Unser auf Wachstum basierendes Finanz- und Wirtschaftsmodell hat keine Zukunft.

Wir ermutigen die Verantwortlichen in der Kirche auf allen Ebenen, Laien und Amtsträger gleichermaßen, die Umsetzung der ökumenischen Sozialinitia-

tive von deutscher Bischofskonferenz und EKD, die demnächst erscheinen wird¹, im Licht von Evangelii Gaudium praxisorientiert zu gestalten. Im ökumenischen Dialog sollen die Impulse für eine neue Evangelisierung aufgegriffen werden, die der Ökumenische Rat der Kirchen mit seinem neuen Dokument „Gemeinsam für das Leben“ beschrieben hat. Die Initiative für eine prophetische Kirche ist gerne bereit, an der Umsetzung einer im diesem Sinne verstandenen ökumenischen Sozialinitiative mitzuarbeiten.

Wir erleben es als stärkend und bereichernd, mit anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen und Organisationen zusammen zu arbeiten, die sich zum Teil schon seit langer Zeit für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einsetzen. Neu gebildete Allianzen haben das Potential, Synergien freizusetzen, welche angesichts der uns bevorstehenden Herausforderungen dringend notwendig sind. Lasst uns gemeinsam die Einladung des Papstes annehmen, die Freude des Evangeliums neu zu entdecken und uns und unsere Welt in diesem Licht zu verändern.

.....

1 Die Vorstellung der Sozialinitiative „Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft“ ist seitens der Deutsche Bischofskonferenz und der Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) für den 28. Februar 2014 vorgesehen.



...Neue Bücher

Sandra M. Schneiders I.H.M.

Buying the Field

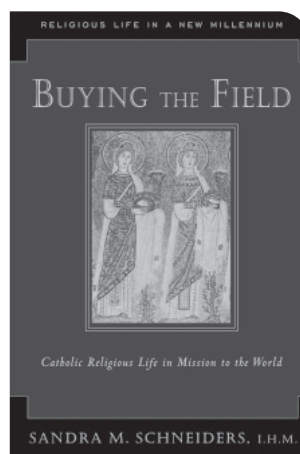
Catholic Religious Life in Mission to the World.
(Religious Life in a new Millennium vol. 3)
New York: Paulist Press, 2013. – 763 S.

Lange galt es zu warten, jetzt ist er da: der dritte und abschließende Band des Buchprojektes „Religious Life in a new Millennium“ – „Ordensleben in einem neuen Jahrtausend“, zugleich wohl der Abschluss des wissenschaftlichen Lebenswerkes der Autorin. Da nicht alle Interessierten sich der umfangreichen englischen Lektüre unterziehen werden, erscheint hier eine ausführlichere Besprechung angezeigt.

Nach den beiden vorausgehenden Bänden über die grundsätzliche Neusituierung von Leben in religiöser Gemeinschaft („Finding the Treasure – den Schatz entdecken“) sowie dem Schwerpunkt christlich motivierter Ehelosigkeit („Selling all – alles verkaufen“) geht es nun um die beiden anderen Ordensgelübde: Armut und Gehorsam, verstanden in suchender Ausrichtung und Bindung an den Dienst für die Welt. Zugleich ist das „Opus Magnum“ eine Zusammenfassung ihrer Positionen, entstanden in prekärer Zeit. Es ist ja auch in der deutschsprachigen Ordenslandschaft

bekannt geworden, dass römische Kongregationen eine Untersuchung gegen jene Vereinigung von Ordensoberinnen (Leadership Conference of Women Religious LCWR) eingeleitet haben, der Sandra Schneiders angehört. Explizit wird darauf nur an ganz wenigen Stellen eingegangen, im Hintergrund liest sich der herrschende „Druck“ jedoch immer mit.

Um ihrem Grundanliegen gerecht zu werden, empfiehlt es sich, mit dem Schlusskapitel zu beginnen: Dort gibt sich Schneiders Rechenschaft über das gesamte, jetzt abgeschlossene ordens theologische Projekt. Es sollte, bezogen und begrenzt auf den Kontext apostolisch tätiger Frauengemeinschaften in den USA, eine Analyse und Bestärkung der seit dem II. Vatikanum eingeleiteten und experimentierten Veränderungen in Selbstverständnis und Lebensform sein. Immer wieder zählt die Autorin Elemente dieses Wandels auf, der ihrer Meinung nach ohne Vergleich in der bisherigen Geschichte ist: angefangen vom Wandel des Weltbildes über die ver-



ISBN 978-0-8091-4788-5.
\$ 27.26.

schiedenen Befreiungsbewegungen (68er, Feminismus, Theologie der Befreiung...) hin zu Austrittswellen und bei den Verbleibenden das Wegbrechen des bisherigen Zusammenhangs vom durch monastische Klausurordnungen und Arbeit in innergemeinschaftlichen Institutionen bestimmten Leben (z.B. Konvent und Arbeit im ordenseigenen Krankenhaus). Dazu kommt das stärker auf die gemeinsame Würde und Berufung abzielende Kirchenbild des Konzils, das, so die Autorin, vor allem in den religiösen Gemeinschaften mit Begeisterung aufgegriffen und umgesetzt wurde. Kirche definierte sich neu im Verhältnis zur Welt, nicht mehr im feindlichen Gegenüber, sondern im Dienst am Aufbau des Reiches Gottes – die Folgen waren deutlich und schwerwiegend: weg von „das Besondere“ hervorhebenden, teilweise isolierenden äußeren Erkennungsmerkmalen (Habit!) und ein Hin zur Frage, an welchen Stellen sich, in Gemeinschaft, aber auch einzeln, Ordensleute zum Dienst („ministry“) berufen wissen. Zu dieser Verunsicherung kam oft noch der Druck hinzu, der von offiziell kirchlicher Seite gegen die grundlegende Wandlung des Ordenslebens besonders auf Frauengemeinschaften ausgeübt wurde. Dieser trug – positiv gesehen – dazu bei, dass ein grundlegendes Element aus der Frühgeschichte dieser Lebensform, die prophetische Berufung in der und für die etablierte Kirche, neu entdeckt werden konnte.

Vor diesem Hintergrund nun beschreibt Schneiders in einem ersten Teil die durch das Konzil angestoßene und in den Gemeinschaften weiter entwickelte neue Bedeutung von „Welt“. Nicht mehr das feindliche Gegenüber, sondern Gottes gute Schöpfung ist dabei im Blick. Beziehungen, Verhältnis zu den Gütern und Umgang mit der Macht – das sind die Grundkoordinaten, in denen Leben sich entfaltet. Mitten in diesen Kräften sieht Schneiders den „personalen Agent des Bösen“ tätig, der sich des einzelnen Menschen wie auch ganzer Systeme und Institutionen bedient. Gegen ihn gilt es, in am Ostergeheimnis orientierter Nachfolge Jesu, eine alternative, andere Welt zu bauen. Ordensleute sind beauftragt, an dieser Neuschöpfung mitzuwirken – durch ihre spezielle Berufung, ausgedrückt in den Gelübden und gelebt in inniger Christusverbindung. Sie weihen und widmen sich mit ihrem ganzen Leben, mit ihrer ganzen Kraft dem Reich Gottes, das bereits „da“ ist.

Nach dieser Neudefinition christlichen Weltverhältnisses geht es um das Gelübde der Armut. Schneiders schlägt, um die Bedeutung von biblisch motivierter Armut neu zu finden, einen groß angelegten Bogen vom „Armen Gottes“, der in den Psalmen immer wieder wegen seiner Hilfsbedürftigkeit und seinem Vertrauen als Liebling Jahwes beschrieben wird, hin zur Warnung Jesu, dass niemand zwei Herren dienen kann. Es geht nicht um durch Not gedrungene Armut, sondern um den Verzicht auf alles, was an die Stelle Gottes treten könnte. Gleichzeitig liegt der neutestamentliche Akzent auf Gerechtigkeit und der Gleichheit aller in die Nachfolge Berufenen. Diese schließen sich nicht in individualistischer Weise der herrschenden und durch nie zu sättigende Habgier bestimmten Handels-Ökonomie („commodity economy“) an, sondern leben in Gemeinschaft eine Ökonomie der Gabe („gift economy“), in der alles Lebensnotwendige allen gemeinsam ist. Darin geht es nicht ums Haben, das zeigt die Autorin an vielen biblischen Gleichnissen, sondern darum, dass allen das Nötige gegeben wird. Diese Haltung führte in den Gemeinschaften weg

von einer Delegation aller mit Geld in Beziehung stehenden Fragen an die „Oberen“ und hin zu einer größeren Transparenz und Verantwortlichkeit einzelner Mitglieder für den Umgang mit den materiellen Ressourcen, welche der ganzen Gemeinschaft gehören. Zu diesen tragen alle bei, zugleich definiert sich niemand von dem, „was er / sie verdient“. Dies wird bei knapper werdenden finanziellen Mitteln wichtig für die Auswahl etwa von Apostolatsgebieten, bei denen es „nichts zu verdienen gibt“. Das Verhältnis von Geld und Dienst ist ein echter Prüfstein für die Glaubwürdigkeit der Lebensform in religiöser Gemeinschaft. Apostolischer Dienst ist, so Schneiders, nicht irgendeine gut gemeinte und Nutzen stiftende Aufgabe, sondern steht immer im Dienst der Verkündigung und des Aufbaus des Reiches Gottes und muss deswegen frei sein, darf nicht auf Bezahlung schießen. Nun ist aber in den letzten Jahrzehnten das kirchlich-soziologische System, in dem Ordensleute durch Arbeit in eigenen Institutionen den Lebensunterhalt der Gemeinschaft sicherten, an vielen Stellen zusammen gebrochen. Zugleich haben gesellschaftliche Brennpunkte („Option für die Armen“) ganz neue Orte geschaffen, an denen Gemeinschafts-Christen sich zum Einsatz für Gerechtigkeit und menschliche Würde berufen fühlen. Um dies nicht durch finanzielle Notwendigkeiten zu verunmöglichen, plädiert Schneiders für das Suchen und Finden neuer Finanzierungs-Weisen. In einem zum Thema Armut abschließenden Abschnitt weist Schneiders dann noch auf die Bedeutung der inneren Haltung hin: Unsicherheit und Sehnsucht können, wenn sie nicht auf Gott hin ausgerichtet und gereinigt werden, leicht degenerieren und zu einem selbstbezogenen, maßlosen Umgang mit Geld und Gütern führen.

Der dritte Schwerpunkt neben einem gewandelten Welt- und Armutsverständnis gehört dem Gehorsam. Auch hier wieder der direkte und unverzichtbare Bezug zum Dienst: So wie Ehelosigkeit und Armut die Quelle und Realisierung der „auf Transzendenz hin bezogenen Gemeinschaft des Reiches Gottes“ sind, so ist prophetischer Gehorsam die Politik dieser „anderen Welt“. Auch hier ist nichts mehr so wie es war. Blinder, nicht einzeln und in Gemeinschaft reflektierter Gehorsam ist nicht nur durch das NS-Regime ein für alle Mal demaskiert worden – er hat auch im Kirchenbild des Konzils keinen Rückhalt mehr. Das neue Selbstverständnis hatte und hat es jedoch schwer. Schneiders zeigt an den drei Modellen von Familie, Militär und Monarchie, wie bisher Gehorsam als vor allem vertikales, auf „Befehl und Folgen“ beruhendes Geschehen verstanden wurde. Alle diese Verstehens-Bilder reichen weit in die Vergangenheit zurück und haben gerade die Identität von Frauengemeinschaften und ihr Verhältnis zu den „Oberen“ sehr geprägt. An ihre Stelle ist heute ein stark durch Beziehungen bestimmtes Verständnis von Autorität getreten, welche ein positiv zustimmendes und kooperierendes Verhalten zur gewählten Amtsperson einschließt, jedoch immer auf ein gemeinsames Überlegen und „Unterscheiden“ in „Entscheidungen“ Wert legt. Sowohl in Kirche wie auch in Gesellschaft gilt es darüber hinaus, prophetischen Gehorsam zu praktizieren, wo unrechte und unmenschliche Gewalt ausgeübt wird. Hier steht die Ordensfrau in der Nachfolge des Propheten Jesus, der sich gegen die Mächtigen seiner Zeit erhob und von diesen dann auch bekämpft und schließlich getötet wurde. Orden, so betont Schneiders, brauchen hier das Selbstbewusstsein von Freiheit und Unabhängigkeit (auch, wenn es sein soll,

von offizieller kirchlicher Approbation!), um als Einzelne oder in kleinen Gemeinschaften an den Stellen in der Gesellschaft und Kirche stehen zu können, wo dieser Dienst heute mehr denn je nötig ist.

Kommen wir für ein Gesamt-Resümee noch einmal auf den Schlussteil des Buches zu sprechen: Schneiders weiß, dass es auch in ihrer Umgebung eine Vielfalt von Gemeinschafts-Identitäten gibt und beansprucht für sich keine Monopolstellung. Sie sieht sich als „Schreiberin einer gemeinsamen Erfahrung“ (614). Was herausgekommen ist, gleiche mehr einer sich entwickelnden Lebensform als einer Wesensdefinition. Sie weiß auch um die Gefahren und Versuchungen, welche mit den nachkonziliaren Umbrüchen verbunden waren und sind: So warnt sie vor dem Aufgehen des christlichen Glaubens in humanistischen Bewegungen, in denen jegliches religiöse Spezifikum grundsätzlich austauschbar wird. Vor dem Hintergrund massiver Infragestellung christlichen Glaubens und Lebens in moderner Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur wirbt sie für eine im universalen Christus Grund gelegte Horizont-erweiterung, eine Öffnung hin zu anderen Religionen und Weltanschauungen, ohne die eigenen Wurzeln dabei zu verraten. Dabei klingen auch bittere Erfahrungen an, wenn sie z.B. schreibt: „Ordensleben ist nicht eine wohlmeinende Vereinigung von Leuten, welche eine Vielfalt von privaten Religionen (oder auch gar keine) praktizieren und die einfach übereinkommen, einander nicht mit Glaubensfragen zu belästigen, während sie gemeinsam sich einsetzen für eine bessere Welt.“ (633) Dem gegenüber ist spiritueller Austausch innerhalb der Gemeinschaften wesentlich, um das neue Selbstverständnis zu festigen. Denn nicht mehr von Autoritäten oder Institutionen ist heute eine (im Übrigen nicht gewollte) Rückkehr einstiger Selbstsicherheit zu erwarten, sondern von der persönlichen Berufung und Glaubenserfahrung. Letztes Motiv zum Bleiben in Gemeinschaft und Kirche trotz vieler offener Zukunftsfragen ist und bleibt die unerschütterliche Liebe Gottes zu dieser menschlichen Welt.

Dem Rezensenten bleiben Dankbarkeit und Nachdenklichkeit. Sandra Schneiders, geboren 1936, ist Zeitzeugin und Ordenstheologin. Auch wenn ihr Abschlusswerk oft viele Längen aufweist: es ist aus den Zeilen das Feuer zu spüren, mit dem sie den neuen Typus einer apostolischen Lebensform in Frauengemeinschaften unerschrocken vertritt. Durch alle Wandlungen hindurch sieht sie ein an der biblischen Urgemeinde und den ersten religiösen Gemeinschaftsformen orientiertes und von dorthin legitimiertes Zielbild einer charismatisch-prophetischen Lebensform entstehen. Dieses in seiner wechsellvollen Entstehungsgeschichte noch einmal nachgezeichnet und begründet zu haben, bleibt ihr Verdienst, auch und gerade in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der Gegenwart.

Nachdenklich macht die Frage nach der wirklichen Zukunftsfähigkeit dieses Typus von Gemeinschaft. Nur mit wenigen Worten geht die Autorin darauf ein, dass wie im Westen Europas auch in den USA ein dramatischer Rückgang an Neueintritten zu verzeichnen ist. Die wenigen jüngeren Berufungen zieht es zu den eher wieder konservativ-monastischen Gemeinschaften. Ist das Wagnis der Umformung missglückt? Schneiders ist Recht zu geben: Glaube ist ein integraler, das Ganze einbeziehender, lebendiger Prozess, der sich nicht in Formen gießen und festhalten lässt. Die von ihr

ausführlich und mit biblischer Begründung untermauerten Momente kommunitären Selbstverständnisses werden bleiben – auch wenn die Struktur der Zukunft noch nicht im Blick ist, auch wenn es keine einheitliche und von allen akzeptierte Form mehr geben wird.

Paul Rheinbay SAC

Jürgen Henkel / Nikolaus Wyrwoll (Hg.)

Askese versus Konsumgesellschaft

Aktualität und Spiritualität von Mönchtum und Ordensleben im 21. Jahrhundert.

[Deutsch-Rumänische Theologische Bibliothek. Band 4].

Bonn-Hermannstadt: Schiller Verlag 2013. – 462 S.

Das rumänische Mönchtum ist im Westen vor allem durch den Bilderreichtum der Moldauklöster bekannt. Dahinter verbirgt sich eine Jahrhunderte alte Tradition von Askese, Liturgie und mystischer Versenkung, die auch die Zeit des Kommunismus überstanden hat und nun allerdings in der Konsumgesellschaft in eine Krise geraten ist. Der Bedeutung dieses orthodoxen Mönchtums, der Mitte seiner Spiritualität in Herzensgebet und Gottesschau, der Kultur der Klöster sowie ihrer Aufgaben für eine zeitgenössische Pastoral gehen die 38 Aufsätze des als Festgabe zum 65. Geburtstag des rumänisch-orthodoxen Metropoliten Serafim von Deutschland, Zentral- und Mitteleuropa erschienenen Bandes nach. Vergleichspunkte sind dabei die Ordenstradition der katholischen Orden der Westkirche sowie die Neuaufbrüche in der evangelischen Kirche. Autoren sind zum einen kirchliche Würdenträger aus Ost- und Westkirchen, zum anderen Mitglieder religiöser Gemeinschaften. Besonders beeindruckend sind die Beiträge evangelischer Autoren, welche die Vielfalt der Aufbrüche kommunitären Lebens in den reformatorischen Kirchen aufzeigen. Der darin aufscheinende spirituelle und diakonische Reichtum ist ein großes Hoffnungszeichen für die Ökumene. Auch die Beiträge zum Ordensleben in Tschechien zeigen einen punktuellen Aufbruch des Ordenslebens in einer weitgehend säkularen Gesellschaft. In der Zusammenstellung der Artikel werden die Unterschiede sehr deutlich. In der Ostkirche dominiert das Einzelkloster, im Westen die religiöse Gemeinschaft als Or-



ISBN 978-3-941271-18-9.
€ 19.90.

den. Im Osten ist die Konzentration auf Gott, die Kontemplation, das dominierende Element, während im Westen immer auch die Umwelt, die Schöpfung, die Arbeit für das Reich Gottes im Vordergrund steht. Beiden Richtungen ist das Pilgern als Vorgang der Gottsuche (Hesychasmus) gemeinsam. Immer sind es die Heiligen, von denen Erneuerungsimpulse ausgehen.

Durch die Kürze der Artikel ist der Sammelband gut lesbar. Er verdeutlicht, was der orthodoxe Metropolit Augoustinos hervorhebt: Neben wissenschaftlicher Erforschung der Beziehung zwischen Ost- und Westkirche und der Ökumene als Begegnung der Kirchen untereinander ist der dritte Weg der Theologie das Mönchtum und die Askese. Davon kann die Westkirche lernen und profitieren.

Joachim Schmiedl, Vallendar

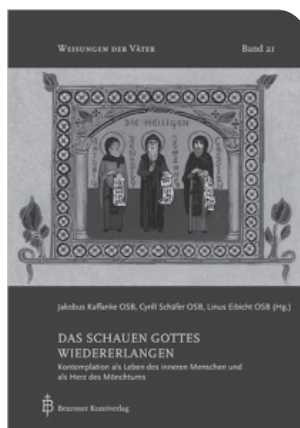
Linus Eibicht / Jakobus Kaffanke / Cyrill Schäfer (Hg.)

Das Schauen Gottes wiedererlangen

Kontemplation als Leben des inneren Menschen und als Herz des Mönchtums. – (Weisungen der Väter, Band 21).

Beuron: Beuronischer Kunstverlag 2012. – 287 S.

Es ist zweifellos ein Verdienst der Münsterschwarzacher Cassian-Stiftung, den großen frühkirchlichen Vermittler zwischen Ost und West wieder bekannt zu machen. Wahrscheinlich ist er ca. 360 im Grenzgebiet von Rumänien und Bulgarien geboren, ziemlich sicher 436 im heutigen Marseille gestorben. In einem bereits sich abzeichnenden Nicht-Verstehen übertrug Johannes Cassian seine Erfahrungen des östlichen Mönchtums in die hiesige Umgebung, hielt sie in literarischer Form von Dialogen fest und machte sie so – bis in unsere Zeit hinein – als spirituelle Nahrung zugänglich. Das erste Cassian-Symposium, um dessen Tagungsband es hier geht (in Verbindung mit Vorträgen der Drei-Klöster-Tagung in Weingarten, ausgerichtet vom Bistum Rottenburg-Stuttgart, beide im Jahr 2011), greift mit der „Schau Gottes“ ein Motiv auf, das zu den zentralen Anliegen des Mönchtums gehört. War dies im Osten und in den Anfängen noch stark verbunden mit dem geografischen Rückzug in die Einsamkeit der Wüste als Ort des geistlichen Kampfes, so verlegt Cassian das Mühen des Mönches um innere Reinigung und Reinheit des Herzens schon viel stärker ins Innere des Menschen und



ISBN: 978-3-87071-288-4.
€ 19.90.

macht die Praxis damit auch für westliche Gegebenheiten zugänglich. Dies arbeitet der Saarbrücker Theologe und Erwachsenenbildner Gerd Summa in seinem Beitrag sehr schön heraus.

Dr. Gabriele Ziegler, Altphilologin und Patrologin, geht thematisch den Spuren von Gottesschau bei Cassian nach. Dabei stellt sie das große Anliegen heraus, dass der Mönch immer wieder sein inneres Auge neu auf Gott ausrichten, die Sehschärfe stets neu bestimmen und sich von ablenkenden Gedanken und Gefühlen nicht beeindrucken lassen soll. Dass hierbei auch der Blick auf den Bruder / die Schwester als bedeutsam gesehen wurde, war spätestens sei dem ersten Aufkommen des Zönotitentums klar. Ein das beständige Schauen unterstützendes (wohl mit dem Atem zu verbindendes) Gebet war der Psalmvers „Gott, komm´ mir zu Hilfe; Herr, eile, mir zu helfen.“ Cassian schreibt dazu in seinen *Collationes* (10): „Diese, ja diese Formel, soll der Geist ohne nachzulassen festhalten, bis er durch deren unaufhörliche und ständige Wiederholung gestärkt, den ganzen falschen Reichtum und ansehnlichen Besitz an vielerlei Gedanken wegwirft und zurückweist, und so durch die bezwingende Armut dieses kleinen Verses mit leichtem Schritt eilends zu jener Seligpreisung des Evangeliums hindurchgelangt, die unter den übrigen Seligpreisungen den Vorrang innehat, die da sagt (Mt 5,3): `Selig sind die Armen im Geist, denn ihnen gehört das Himmelreich.`“ (zitiert: 139f.)

Dass dieses Ziel nur unter großen Mühen zu erreichen ist, macht der Zisterzienser-Theologe Rupert Fetsch aus A-Heiligenkreuz mit seinem Beitrag über die Anstrengungen zur Erlangung der Reinheit des Herzens deutlich. Weitere Buchteile, u.a. von den Altäbten Christian Schütz und Fidelis Ruppert, gehen der benediktinischen Grundlinie nach und zeigen auf, wie der Mönch in der Nachfolge Christi nur das eine Ziel kennt, in einen beständigen Habitus des Gebetes zu gelangen und darin zu bleiben.

Interessant zu lesen sind auch die thematisch angrenzenden Artikel, in denen z.B. die Lehre des frühen Mönchtums mit heutiger Verhaltenstherapie verglichen, eine Parallele zu Cassian im Ausgang aus menschlich existenzieller Verzweiflung bei Gabriel Marcel aufgezeigt oder aber auch, basierend auf jüdischer (Zahlen-)Mystik, die Rückkehr des Menschen aus dem Getrenntsein von Gott in die ursprüngliche Einheit beschrieben wird.

Der Band ist als eine Zusammenstellung von Vorträgen zu verstehen, die zusammen gehalten werden durch die Thematik „Mönchtum und Sehnsucht nach der Schau Gottes“. Man wünscht sich, dass es nicht bei dem einen Symposium zu diesem Thema bleibt; dass vielmehr gerade in der herrschenden Umgestaltung des kirchlichen Raumes die kontemplative Stimme aus Tradition und Gegenwart wieder sich deutlicher artikuliert und Gehör findet.

Paul Rheinbay SAC

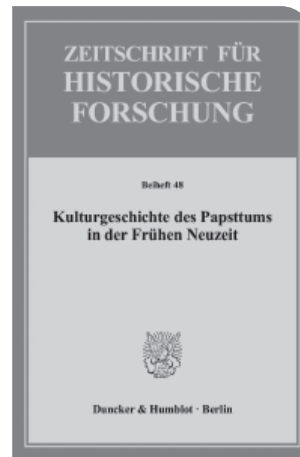
Birgit Emich / Christian Wieland (Hg.)

Kulturgeschichte des Papsttums in der Frühen Neuzeit

(Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft 48).
Berlin: Duncker & Humblot 2013. – 290 S.

„Die Führer der Kirche waren oft narzisstisch, von Schmeichlern umgeben und von ihren Höflingen zum Üblen angestachelt. Der Hof ist die Lepra des Papsttums.“ Papst Franziskus kritisierte in seinem Interview mit der italienischen Zeitung „La Repubblica“ (24. September 2013) die Entwicklung, die das Papsttum in der Neuzeit genommen hatte und für die der Vatikan mit seinem Prunk und seinen Kunstschätzen steht. Die historischen Kulturwissenschaften haben seit einigen Jahren das frühneuzeitliche Papsttum neu entdeckt und die Hintergründe der Papstkritik erhellt. Bezugspunkt ist dabei einerseits die im Umkreis der Reformation eingeforderte Erneuerung der Kirche „an Haupt und Gliedern“, andererseits die Umsetzung der Reformen des Konzils von Trient „als Faktoren der Modernisierung des Katholizismus“ (S. 15).

Im vorliegenden Sammelband werden zunächst die Grabmäler Roms in den Blick genommen. So zeigt Birgit Emich (S. 29-63), dass das Grabmal für Papst Hadrian VI. in der Kirche Santa Maria dell’Anima keineswegs nur ein Zeichen seines Scheiterns ist, sondern der posthume Versuch, den Fremden doch noch zu einem römischen Papst zu machen. Den Kampf der Päpste gegen prunkvolle Grabmäler mussten sie trotz des kirchlichen Verbots exzessiven Totenkults verlieren, weil nach Arne Karsten (S. 65-98) die Nachfahren ein existentielles Interesse an der Hervorhebung der Leistungen ihrer Vorfahren hatten. Nepotismus und Patronage bestimmten die Beziehungen in den Spitzenkreisen des Kirchenstaates, wie Nicole Reinhardt an einem Text der politischen Ideengeschichte illustriert (S. 99-125). Die persönlichen Abhängigkeiten konnten, wie Hillard von Thiessen (S. 127-146) zeigt, die Klienten durch Symbolhandlungen fördern oder behindern, etwa im Reiseverhalten durch Verzögerungen oder schnelle Ausführung von Anordnungen. Loyalität und Vertrauen war abhängig von landsmannschaftlicher Förderung, etwa wenn ein Florentiner auf dem Papstthron saß und seine Landsleute bevorzugte (Christian Wieland, S. 147-188). In der Zeit nach dem Trienter Konzil gewannen Ritus, Zeremoniell und Devotion gegenüber dem Papst eine große Bedeutung, um dem Papsttum neue Autorität zu verleihen. Erste Forschungsergebnisse zum päpstlichen Zeremonienwesen und zur



ISBN 978-3-428-14047-3.
€ 49.90.

integrativen Kraft des Marienkultes legt Julia Zunckel vor (S. 189-218). Dass das Eucharistieverständnis als „repraesentatio Christi“ in nachtridentinischer Zeit nicht nur einen vereinheitlichenden Normierungsschub (etwa in der Liturgie) ausgelöst und zu einer ekklesiologischen Engführung auf den Papst beigetragen, sondern auch zu einer theatralischen Gestaltung zentraler Handlungen wie des Konklaves geführt hatte, weist Günther Wassilowsky (S. 219-247) nach.

Die Kritik von Papst Franziskus bezieht sich also nicht nur auf jüngere Entwicklungen, sondern auf die „longue durée“ des barocken Rom und des frühneuzeitlichen Kirchenstaates. Es darf nicht verwundern, wenn Bräuche, Riten und Zeremonien, die sich über Jahrhunderte hin entwickelt haben, nicht von heute auf morgen verändert oder abgeschafft werden können.

Joachim Schmiedl, Vallendar

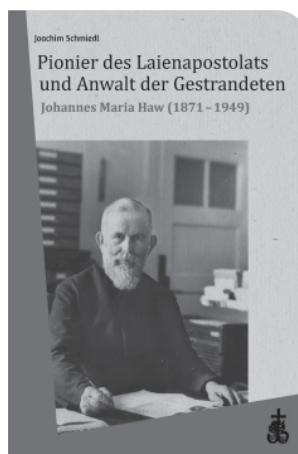
Joachim Schmiedl

Pionier des Laienapostolates und Anwalt der Gestrandeten

Johannes Maria Haw (1871 – 1949).

Trier: Paulinus Verlag 2013. – 323 S.

Die Lektüre der wissenschaftlichen Biografie von Johannes Maria Haw (1871-1949) weckt Erinnerungen beim Rezensenten; und dies wohl auch bei Lesern der OK, die sich an die Katholische Schriftenmission oder die vielen Exerzitenkurse in Leutesdorf erinnern. Ein großer Oberinnenkurs war dort eine feste Tradition bis vor wenigen Jahren. Im Rahmen des laufenden Seligsprechungsprozesses verfasste der Vallendarer Kollege und Historiker Joachim Schmiedl eine Lebensbeschreibung, die wie ein Brennglas des Milieu-Katholizismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkt. Haw war Trierer Diözesanpriester und engagierte sich bereits in frühen Jahren in der Bewegung zur Mäßigung des Alkoholgenusses, verfasste in appellierender Sprache gehaltene Kleinschriften, organisierte Treffen, weitete die Bewegung auf alle Altersgruppen aus. Bereits darin zeigen sich in nucleo seine ureigenen Talente. Er ließ sich leiten von einem wachen Blick auf die Not der Menschen und einer daraus resultierenden eher pessimistischen Sicht auf Kultur und Welt



ISBN 978-3-7902-1415-4.
€ 19.80.

sowie einer brennenden Liebe zu Christus als eigentlichem Herrn, König und Herrscher der Welt. Dabei ging es ihm um Erneuerung der Herzen, um Hilfe für Arme und Gestrandete, um Vertiefung des Glaubens und apostolisches Engagement aller Christen. Hinzu kamen ein ausgeprägtes organisatorisches Talent, eine faszinierende Indienststellung der aufkommenden Druckmedien sowie die Gründungsvision für eine vielgliedrige Gemeinschaft, die offen war für verschiedene Intensitätsgrade des Mitlebens.

Der Weg führte von der Pfarrstelle im Saarland über Trier an den Rhein: Leutesdorf wurde zum Ausgangspunkt für ein seelsorgerisches Netzwerk, das sich über ganz Deutschland und darüber hinaus zog. Nach Konkurrenz-Schwierigkeiten mit den Abstinenzlern des Kreuzbundes beteiligte sich Haw, stets orientiert an den Intentionen des Papstes, u.a. an der Katholischen Aktion und am „Kreuzzug zur Verehrung Christus des Königs“. Er gewann Mitarbeiter, gründete eine Frauen- und Männergemeinschaft (Johannes-Schwestern und –Missionare), baute eine florierende Presse von Kleinschriften auf und wurde zum Vorreiter und beseelten Kämpfer für Schriftenstände in den Kirchen. Von der Zentrale in Leutesdorf aus entstanden Niederlassungen u.a. in Mainz und Berlin, wohin Haw sich in den Wirren des zweiten Weltkrieges flüchten konnte, nachdem seine öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten vom NS-Regime zuerst beschnitten, dann unter Einzug des gesamten Eigentums verunmöglicht worden waren. Die verbliebenen Jahre des Wiederaufbaus sahen dann vor allem noch die lange ersehnte kirchliche Approbation der Männergemeinschaft.

Faszinierend an der Lektüre ist das bereits angesprochene kirchliche Beziehungsnetz, das Haw immer wieder Unterstützung, aber auch von kirchen-offizieller Seite auch Kritik an einer „Leutesdorfer Monopolstellung“ einbrachte. So kennt seine Lebensgeschichte die Gründung von Obdachlosenheimen und Hilfseinrichtungen für (ehemalige) Strafgefangenen – aber auch die Beteiligung und organisatorisch weite Gestaltung des Krankenapostolates von Pfarrer Willenborg in NL-Bloemendaal. Er erfüllte die Exerzitenbewegung mit Leben und richtete unter den ersten Johannes-Schwestern einen kontemplativen Zweig ein. Und im Bewusstsein des Neuen, das er, obwohl immer schwach und kränklich, schuf, nahm er Kontakt auf mit den Prämonstratensern, um so Erfahrung, Geschichte und Hilfe eines ebenfalls sowohl dem Gebet wie der Seelsorge sich widmenden Ordens zu gewinnen.

Seine Gestalt ist der erinnernden Bewahrung wert. Nachdenklich macht die radikale, oft dualistische Abwehr von Zeitumständen, die es nach Art eines „Kreuzzugs“ (noch erschreckender: „Kinderkreuzzug“) zu bekämpfen gilt. Hierin drückt sich eine als persönliche Mission (s. Johannes der Täufer) empfundene Kreuzes- und Kampf-Spiritualität aus, die wohl noch genährt wurde durch das Erleben der NS- und Kriegswirren. Auffallend ist, dass Haw sich wenig zur Gestalt Hitlers äußerte, dessen Terror-Regime er dann jedoch schmerzhaft zu spüren bekam. Doch sein Vertrauen, dass es „irgendwie immer weiter geht“ wuchs auch an dieser Herausforderung.

Paul Rheinbay SAC



Ernst Sagemüller

Gott oder Geld?

Im Gespräch mit Pater Eugen Hillengass SJ.
Münster: Aschendorff Verlag 2013. – 200 S.

P. Eugen Hillengass SJ war als Generalökonom des Jesuitenordens, als Gesamtleiter von Renovabis und als „Fundraiser“ für seinen Orden tätig. Er hatte Zeit seines Lebens mit dem Thema „Geld“ zu tun und war, wie schon der Titel des Interviews, das Ernst Sagemüller mit ihm geführt hat, ausdrückt, als studierter Ökonom und Theologie immer ein Grenzgänger.

Das Interview teilt sich in drei große Abschnitte. Der erste Teil geht ausführlich auf seine Biographie und Werdegang ein. Er beschreibt beeindruckend die Erfahrungen seiner Kindheit. 1930 in eine Hoteliers-Familie hineingeboren, verbrachte er die ersten Jahre im Hotel „Frankfurter Hof“, besuchte die Grundschule während der Zeit des Nationalsozialismus bis das Hotel seiner Eltern 1943 zerstört wurde. Schon als Ministrant entdeckte er seine Begeisterung für die Liturgie. Er selbst beschreibt es so: „Durch ... die physische Nähe zum Altar, das Berührtwerden von der Würde und der heiligen Ernsthaftigkeit der Liturgie ... und der seelischen Not vieler Menschen zu dieser Zeit reifte allmählich aber stetig der Wunsch, in diesem Umfeld zu dienen.“ (S. 25)

Um diesen Wunsch zu erfüllen musste er alte Sprachen v.a. Griechisch erlernen. Dies geschah am Kolleg in St. Blasien (1946-1950), einem Jesuitengymnasium, das 1946 wieder eröffnet wurde. Danach trat Eugen Hillengass dem Orden der Jesuiten bei, studierte Philosophie, Theologie und auf Wunsch seines Provinzials Betriebswirtschaftslehre, unter anderem auch in den USA. 1962 wurde er zum Priester geweiht. Das Interview geht dann auf seine verschiedenen beruflichen Stationen ein, zunächst Sozius beim Provinzial in München (1967-1971), dann Generalökonom der Gesellschaft Jesu in Rom (1971-1993) sowie Geschäftsführer des neu gegründeten Hilfswerkes Renovabis (1993-2002). Seine nachhaltigsten Eindrücke dieser Aufbauarbeit beschreibt P. Hillengass folgendermaßen: „Alles war irgendwie aufregend, neu und kreativ. Wir hatten ja kaum Erfahrungen mit Osteuropa ... Wir mussten zunächst einmal viel lernen, täglich Neuland betreten und andere Mentalitäten und Denkweisen zur Kenntnis nehmen. Und wir mussten sehr sanft und vorsichtig Vertrauen aufbauen. Denn das hatten die Menschen unter der kommunistischen Diktatur verlernt, dass man jemanden vertrauen kann. Vielleicht darf ich sagen, dass mich die zahlreichen Begegnungen in den 29 Ländern ... mit heldenhaft lebenden und leidenden Menschen, die ihren Glauben durch all diese schwere Zeit hindurch erhalten hatten, nachhaltig beeindruckt haben.“ (S. 69)

Und schließlich: Er wurde Leiter der Projektförderung der Deutschen Provinz der Jesuiten – München (2002-2009) und übernahm die Aufgabe des Fundraisings für den Orden, die P. Hillengass aufgrund seiner Erfahrungen brillant leistete.

Überschrieben ist der chronologisch vorgehende erste Teil mit: „Gott stellte mich immer zur rechten Zeit genau an den richtigen Platz“, was die Lebenseinstellung und Überzeugung P. Hillengass hervorragend widerspiegelt.

Der zweite Teil: „Ich bin dir gefolgt“, widmet sich dem Jesuitenorden. P. Hillengass gibt Auskunft über den Aufbau des Ordens, über die Gelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam und das Apostolat der Jesuiten, über die Jesuitenausbildung und die Problematik der rückläufigen Bewerbungen in Deutschland sowie der Zunahme in Asien und Afrika, über die Exerzitien, das Herz der Lehre des Heiligen Ignatius und Bildung, die Domäne der Jesuiten.

Der dritte Teil: „Über Gegenwart und Zukunft“ beginnt mit den Ausführungen zu P. Hillengass Gottesbild, seinen Glauben. Er beinhaltet Gedanken über das Gebet, die christliche Hoffnung und die Liebe als christliche Grundhaltung.

Besonders spannend und aufschlussreich ist der Teil des Interviews über Kirche und Kapitalismus. Finanzielle Mittel, so auch der Reichtum der Jesuiten, sind da, „um unsere Werke der Hilfe und Nächstenliebe zu fördern, natürlich immer nur im Rahmen der Ethik, der Moral und der Gesetze. Eine weitere Grenze setzt uns die Solidarität.“, so P. Hillengass (S. 144). Als Finanzexperte vertritt er die Auffassung, dass die Eurokrise viel mit einer falschen Vorgehensweise zu tun hat, da der Euro als Währung eingeführt wurde, ohne eine gemeinsame Fiskal-, Finanz-, Arbeitsmarkts-, Wirtschafts- und Innenpolitik. Des Weiteren braucht ein gesundes Weltwirtschaftssystem mehr Transparenz, d.h. z.B. keine fiktiven computergesteuerten Spekulationen und Verluste müssten tatsächlich den Verursachern angelastet werden (vgl. S. 148).

Die Anlagerichtlinien der Jesuiten halten sich streng an ethische und humanitäre Leitfäden, d.h. es wird nicht in Waffenfabriken, Bordelle oder Pharmaunternehmen investiert, die ethische bedenkliche Produkte herstellen. Dafür fördern die Jesuiten mit ihrem Kapital z.B. Solarenergie, Windkraft oder Forschung zur Hilfe von Krebs- oder Aidskranken. Diesem Programm fühlt sich P. Hillengass verpflichtet.

Außerdem setzt sich P. Hillengass in diesem Interview sehr kritisch mit dem sog. „Dritten Weg“ der katholischen Kirche auseinander und mahnt, in manchen Fällen etwas flexiblere Lösungen an (S. 151). Weitere Themen sind Überlegungen zur Ökumene und dem Sinn und Zweck der Entwicklungshilfe, eine kritische Auseinandersetzung mit der Demokratie, auch innerhalb der Kirche, v.a. die Frage nach der Partizipation aller Gläubigen. Pater Hillengass formuliert seine Wünsche an die Kirche ganz konkret:

„Ich wünsche mir: eine katholische Kirche, eine allgemeine Kirche, die bedeutend mehr für die Menschen da ist, auf sie zugeht, zuhört und nicht allzu viel mit sich selber beschäftigt ist. Die versucht Bürokratie abzubauen, Abläufe zu beschleunigen und zu erleichtern, im Sinne der Menschen. Eine Kirche, wo ALLE



ISBN 978-3-402-13017-9.
€ 19.80.

Repäsentanten mit Demut und Bescheidenheit daherkommen.“ (S. 163) In diesen Anliegen trifft sich P. Hillengass mit Papst Franziskus. Seine Gedanken über Europa, die Macht und Verantwortung der Medien sowie einige Bemerkungen zur Apokalypstik schließen den Teil ab. Beendet wird das Gespräch mit einem Blick auf sein goldenes Priesterjubiläum. Mit der Aussage: „Das habe ich niemals bereut“ blickt P. Hillengass dankbar auf seine Zeit als Priester zurück.

Das äußerst lesenswerte Interview gibt einen ausführlichen Einblick in das Lebenswerk und in das theologische, gesellschaftspolitische und finanzwirtschaftliche Denken und Handeln von P. Hillengass. Der Jesuit ist eine beeindruckende Persönlichkeit. Er hat an seinen verschiedenen Wirkungsstätten als Ökonom und Theologe versucht, verantwortungsvoll mit Geld umzugehen und damit den Menschen zu dienen und zu helfen. Den Widerspruch, den der Titel „Gott oder Geld?“ suggeriert, löst P. Hillengass durch sein Lebenswerk auf seine Weise auf und ist damit ein Vorbild für alle, die Verantwortung für Finanzen einer kirchlichen Organisation übernehmen.

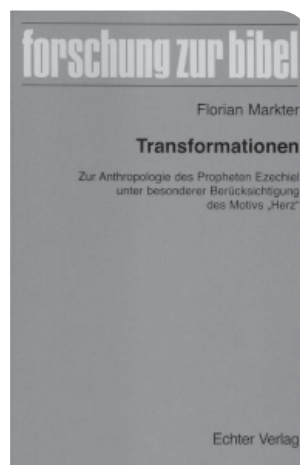
Sonja Sailer-Pfister

Florian Markter

Transformationen

Zur Anthropologie des Propheten Ezechiel unter besonderer Berücksichtigung des Motivs „Herz“. – (Forschung zur Bibel, Band 127). Würzburg: Echter Verlag 2013. – XIII, 560 S.

Die unter der Ägide eines der Altmeister der katholischen Ezechiel-Forschung in Deutschland, Franz Xaver Sedlmeier (Augsburg), entstandene Dissertation von Florian Markter widmet sich der biblisch so wichtigen und mehrschichtigen Metapher „Herz“ im Buch Ezechiel. Dies geschieht nicht zuletzt im theologisch-exegetischen Makro-Kontext biblischer Anthropologie, die in den letzten Jahren insgesamt verstärkt das Interesse der Forschung geweckt hat (vgl. z.B. entsprechende Veröffentlichungen von B. Janowski 2010, 2012 und C. Frevel, QD 237). Markter gliedert seine Arbeit in fünf Teile. Im ersten Teil (1-61), der unter der Überschrift „Vorbemerkungen“ fungiert, werden die Etymologie des Wortes „Herz“ in ausgewählten altorientalischen Sprachen sowie die Verwendung des hebräischen Wortes „Herz“ in seiner Mehrschichtigkeit im „Alten Testament“ (sic) vorgestellt, aber auch Aspekte



ISBN 978-3-429-03621-8.
€ 48.00.

der Methodik und des motivgeschichtlichen Hintergrunds angesprochen. Im zweiten Teil (63-340), der allein vom Umfang her als der große erste Hauptteil anzusehen ist, wird der sogenannte „Ist-Zustand des Herzens“, wie es Markter nennt, dargelegt und analysiert. Der dritte Teil (341-412) beschäftigt sich mit dem Gerichtshandeln JHWHs in Bezug auf das Herz der Exilierten (342-366) und Jerusalems sowie vieler Völker (367-417). Im vierten Teil (419-530) geht es um die Erneuerung des Herzens, die letztlich durch JHWH selbst geschehe. Die Dissertation beschließt der fünfte Teil (531-560) mit den üblichen Anhängen wie Abkürzungs- und Literaturverzeichnis sowie einem Bibelstellenregister. Markters Arbeit ist exegetisch gründlich und umfassend, sie fügt der biblischen Anthropologie unter besonderer Berücksichtigung einer prominenten prophetischen Stimme wichtige Impulse und Einsichten hinzu, die ebenso die Forschungen zum Ezechiel-Buch insgesamt befruchten werden.

Darüber hinaus lassen sich noch einige wenige Anmerkungen hinzufügen. Vielleicht wäre eine knapp und bündige Übersicht bzw. Einsicht in die Ezechiel-Forschung, die nicht jedem, auch nicht allen Fachkolleginnen und Kollegen stets präsent ist, die man freilich ebenfalls an anderer Stelle erhalten kann, im ersten Teil des Buches hilfreich gewesen. Denn die vorgelegte ausführlich systematische Untersuchung zum Thema „Herz“, die eine komplexe und vernetzte Struktur des Ezechiel-Buches sichtbar macht, wirft die Frage auf, ob dieses Buch in seiner heutigen Gestalt in Gänze (allein) auf den Priesterpropheten Ezechiel zurückgehe (vgl. M. Greenberg, HThKAT 2001/2005) oder ob die Ezechiel-Grundschrift eine Fortschreibung bzw. Erweiterung erfahren habe (vgl. K.F. Pohlmann, ATD 22, 1996/2001; M. Konkel, FS Fabry BBB 159, 2010)? In Markters Untersuchung ist auf Schritt und Tritt erkennbar, dass er in ihr von Anfang an die theologische Position des Ezechiel-Buches übernommen hat; er gibt diese zum Schluss auch explizit an seine Leser weiter (Die Theologie des Herzens „bleibt anzunehmende Wirklichkeit und zu verwirklichender Auftrag in der Gegenwart des Lesers“, 529). Dies ist nicht illegitim. Aber zu einer Untersuchung gehört es ebenso, die Gegenseite, d.h. die prophetischen Antagonisten Ezechiels, angemessen zu würdigen, wenngleich durchaus kritisch. So sprechen beispielsweise die prophetisch weissagenden Frauen „aus ihrem eigenen Herzen“ (Ez 13,17) und geben „damit JHWHs Gegenwart und Anspruch“ preis, während allein „Ezechiel im Auftrag JHWHs“ spricht (239) und somit unangefochten im Recht ist. Ihre Äußerungen sind letztlich auch für Markter anscheinend von vornherein pseudoprophetisches Tun (240). Gibt es, so ließe sich fragen, allen einsehbar objektivierbare Kriterien für einzig gültige prophetische Rede, und zwar über die Zeiten hinweg? Schließlich muss Markter einräumen, dass es „in der Forschung unklar ist, was unter dem „Tun der Prophetinnen“ „genau zu verstehen ist“ (240).

Insgesamt ist Markters Untersuchung vor allem mit Blick auf die sogenannte biblische Anthropologie sehr verdienstvoll, und sie hilft außerdem, Theologie und Exegese des Buchs Ezechiel etwas aus dem Schatten der Forschung zum Jesaja-Buch herauszuführen. Letztlich darf Florian Markter sich zu Recht als ein ausgewiesener Kardiologe der Ezechiel-Forschung bezeichnen lassen.

Thomas R. Elßner

Christian Hennecke
Ist es möglich?

Vom Wunder kirchlichen Aufbruchs. Münster: Aschendorff 2013. – 253 S.

Roland Breitenbach
Das Evangelium zu Fuß

Wege zu einer Spiritualität der Einfachheit.
Würzburg: Echter 2013. – 132 S.

Klaus Mertes
Widerspruch aus Loyalität

(Ignatianische Impulse 39), Würzburg: Echter 2013 (2. Auflage). – 77 S.

Alfons Klein
Dem Ungeist widerstehen

Hitlerjunge – Straflagerhäftling – Jesuit. (Ignatianische Impulse 61)
Würzburg: Echter 2013. – 92 S.

In schöner Regelmäßigkeit legt seit vielen Jahren Christian Hennecke einen „Werkstattbericht“ der von ihm initiierten und begleiteten Wandlungswege in der Kirche vor. Viele Themen tauchen dabei immer wieder auf: die Herausforderung, sich zu lösen von alten Strukturen, den Horizont zu weiten, Erfahrungen von Gemeinden auch außerhalb der deutschen und westeuropäischen Situation mit einzubeziehen, aus gemachten Erfahrungen zu lernen und vor allem – nicht zu resignieren. Hennecke berichtet von Begegnungen mit Christen (katholischen und anders-konfessionellen) in Indien, England und auf den Philippinen, von den Schwierigkeiten und Chancen des Transfers dortiger Aufbruchwege in die hiesigen Situationen. Aber auch hier gibt es bereits konkrete Schritte von kleinen christlichen Gemeinschaften, die oft aus der Wahrnehmung nachbarschaftlicher Not (die älteren Leser werden wohl die „alten Nachbarschaften“ noch kennen!) geboren werden, sich am Evangelium orientieren und nach und nach eine Basis für lebendiges Gemeindeleben bilden, eine Gemeinschaft aus Gemeinschaften.

„Mixed economy“ nennt der Autor das Prinzip einer im echten Sinne „katholischen“, d.h. inklusiven Sichtweise auf Kirche als lebendigen Organismus. In dieser „Mischwirtschaft“ wird Altes nicht „abgewürgt“, Neues aber trotz herrschender

Kirchenreform

Die Kirche wird derzeit vielfach als reformbedürftig wahrgenommen. Aber wie können Reformen gelingen? Die nebenstehende Rezension geht dieser Fragestellung nach und bespricht vier Bücher im Hinblick auf den aktuellen Erneuerungsprozess der Kirche.

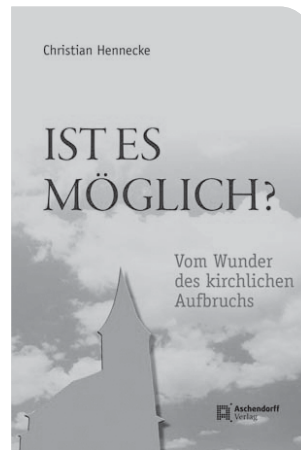
Beharrungskräfte gewagt. So entstehen neue Orte lebendigen Glaubens, nicht nur in den Ballungsräumen, auch auf dem (Osnabrücker) Land. Christen erneuern ihre Taufe, werden sich eigener Charismen bewusst und verbinden damit die Berufung, mitzubauen an einer partizipatorischen Kirche, in der es wieder zukunftsweisende Visionen gibt. Und dabei spielen auch Orden und geistliche Bewegungen eine wichtige Rolle: „Denn findet sich hier nicht ein charismatisches und prophetisches Profil der Kirche, das angesichts des hohen Institutionalisierungsgrades unserer Kirche oft so schmerzlich vermisst wird? Wenn kirchlicher Aufbruch nun im Wesentlichen nicht das Produkt der Pastoralplanung ist, sondern aus charismatischen Quellen stammt, wenn die Umkehr zum Evangelium und das Abenteuer der Nachfolge gerade in Ordensgemeinschaften und geistlichen Bewegungen sichtbar werden – wie kann dann dieses Geschenk an die Kirche nicht unterschätzt werden?“ (58)

Ausdrücklich weist Hennecke auf Orte hin, in denen in den letzten Jahren schon konkrete Wege der Verlebendigung beschritten worden sind, auch wenn dies oft nicht gesehen, wahrgenommen oder akzeptiert wird. Da ist z.B. die Caritas, die in vielen Einrichtungen zwar nicht ausdrücklich religiöse Vollzüge in den Vordergrund stellt, jedoch durch ihr Tun Spiritualität sichtbar macht.

Besondere Verantwortung kommt in diesen Fragen den kirchlichen Leitungspersonen zu. „Wer leitet, setzt Visionen frei“ (186), „Ermöglichung“ sei die Hauptaufgabe des Pfarrers in einem solchen, von selbstbewussten, eigenständigen Charismen-Trägern bestimmten Kirchenbild. Und Hennecke zitiert den aus Deutschland stammenden und in Südafrika tätigen Bischof Wüstenberg: „...da braucht man keine Angst zu haben, dass ... das Amtspriestertum nicht mehr wichtig wäre – ganz im Gegenteil: Meine Hauptaufgabe besteht darin, die Gläubigen auf diesem Weg zu begleiten, sie zu fördern und zu unterstützen – und natürlich die Einheit zu bewahren, denn Konflikte gibt es genug.“ (186f.)

Henneckes Bücher wollen Mut machen und erreichen dieses Ziel auch. Mit Blick auf die kirchliche Situation erscheinen sie manchmal zu optimistisch. Gewiss ist von Schwierigkeiten die Rede, diese werden jedoch selten, auch mit der oft damit verbundenen Entwicklungs-Ohnmacht, ins Wort gebracht. Es gibt jedoch auf dem Weg der Erneuerung auch viel Frust und Resignation, die wiederum zu ganz unterschiedlichen Reaktionen führen können.

Da sind die „Wege zu einer Spiritualität der Einfachheit“ des ehemaligen fränkischen Pfarrers Roland Breitenbach, mit dem schönen Titel „Das Evangelium zu Fuß“. Der Autor zeigt darin die bewusst nicht-institutionellen, lebendigen und für ein gelingendes Leben wichtigen Elemente der Frohbotschaft auf: Schöpfung und Individualität, Heilung und Hoffnung, Nächstenliebe und Kreativität. Es sind Motive,



ISBN 978-3-402-13008-7.
€ 19.80.

die auch Menschen einsichtig gemacht werden können, die nicht zur christlichen Kerngemeinde gehören. Darüber hinaus ist dem Autor Recht zu geben, dass solche lebensfreudigen Themen in der oft herrschenden Problemlast der Kirche leicht untergehen.

Natürlich fehlen hier zentrale Inhalte des Credo, wie etwa Schuld und Vergebung, Kreuz und Auferstehung. Doch es könnte ein erster Zugang sein, wenn nicht auf Schritt und Tritt resignativ und aggressiv klingende Bemerkungen dazwischen kämen, die sich gegen verkorkte Elemente einer früheren Pastoral wenden oder den Eindruck erwecken, dass von den offiziellen Kirchenvertretern diese Seite des Evangeliums überhaupt nicht gesehen wird. Hinzu kommt eine merkwürdige Art, christliche Mystiker „gegen den Strich“ zu zitieren: ihre Mahnung, sich auf dem inneren Gebetsweg nicht an Vorstellungen und Bilder zu klammern wird als eine Relativierung kirchlicher Struktur ausgelegt. Die Frage ist, ob z.B. ein Meister Eckart damit einverstanden gewesen wäre!

Ein für den Umgang mit Ressentiments sehr nützliches Bändchen findet der Rezensent in den Ignatianischen Impulsen: „Widerspruch aus Loyalität“ von Klaus Mertes ist bereits in zweiter Auflage erschienen. In abwägender Weise werden hier Autorität und Widerspruch ins Spiel gebracht, werden

Motive und Situationen genannt, in denen Kritik berechtigt, notwendig oder auch nicht sinnvoll bis hin zu nutzlos ist. Dabei geht es sowohl um die konkrete Situation wie auch um die innere Einstellung dessen, der in die Lage versetzt ist, Missstände zu sehen und aufzudecken. Wichtig erscheinen dabei die letzten Abschnitte, in denen ein doppelter Widerstand angemahnt ist: einerseits gegenüber einer Verdachtslogik, die nicht mehr in der Lage ist (oder sein will), auch positive Veränderungen zu registrieren; andererseits gegenüber einem auferlegten oder in stiller Übereinstimmung gewährten Schweigen, das ja auch in der Kirche oft wie ein „Familiengeheimnis“ lastet und die Luft zum Atmen nimmt. Hier ist eine spannende Lektüre auch vor dem Hintergrund des konkreten Handelns des Autors auf dem Feld des sexuellen und physischen Missbrauchs in ordenseigenen Bildungseinrichtungen. Die erste Auflage erschien übrigens 2009, also noch bevor Mertes die Debatte über diese Frage auslöste!



ISBN: 978-3-429-03624-9.
€ 12.90.



ISBN: 978-3-429-03172-5.
€ 6.90.

Wie ein lebendiger Kommentar zu Fragen von Widerstand und Ergebung liest sich aus der gleichen Reihe die Lebensbeschreibung des 1929 geborenen Jesuiten Alfons Klein. Bereits in der Schulzeit wurde sein Widerstandsgeist geweckt und wie durch ein Wunder überstand er die oftmals ausdrücklich gegen sein religiöses Bekenntnis gerichteten NS-Schikanen, um dann in amerikanischer Gefangenschaft eine nicht minder menschenverachtende Haltung zu erleben. Vom „umgedrehten amerikanischen KZ“ berichtet er in einer klar erinnernden Art und Weise, die dem Leser die ganze Grausamkeit und zugleich Banalität des die Würde des Menschen mit Füßen tretenden Bösen aufscheinen lässt. Es versteht sich leicht, dass nach solchen Erfahrungen der Weg in eine Gemeinschaft nicht einfach war, in der – und das ist für einen „Nachgeborenen“ interessant – die Kriegserlebnisse nicht thematisiert wurden. Die Ordensausbildung wurde von Klein als einengend erfahren. Doch das innere Motiv, für andere da zu sein und gerade in konfliktiven Situationen der eigenen inneren Stimme gegenüber treu zu sein, begleitete das lange Leben des Vollblut-Seelsorgers und auch Gemeinschafts-Oberen Klein, der deswegen auch mit schwierigen Mitbrüdern zurecht kam, weil er sich selbst im Verhältnis zu anderen auch immer wieder als einen solchen erfuhr!

Paul Rheinbay SAC



ISBN: 978-3-429-03631-7.
€ 8.90.

Thomas Keating

Kontemplation und Gottesdienst

Liturgie als spirituelle Erfahrung.

Münsterschwarzach: Vier Türme 2012. – 191 S.

Der 1923 in New York geborene Trappist Keating gehört zu den Mitbegründern der „Centering Prayer“ genannten Form des inneren Gebetes, die in der Hinwendung zum Zentrum der eigenen Existenz Gott, die unendliche Wirklichkeit, in liebender Aufmerksamkeit sucht. Bekannt sind in deutscher Sprache seine bisherigen Veröffentlichungen zu dieser kontemplativen Praxis. Der nun vorliegende Band orientiert sich an den Schrifttexten des Kirchenjahres und legt diese auf meditative Weise aus. Der Bogen spannt sich von den geprägten Zeiten der Liturgie (Weihnachts- und Osterfestkreis) hin zu den Seligpreisungen und einigen Gleichnissen und Erzählungen aus dem Leben Jesu. Dabei geht Keating von einer vierfachen Gegenwart Christi in der Liturgie aus: in der Versammlung der Gemeinde, im Hören auf das Wort Gottes, in der darbringenden Hingabe und schließlich in der Kommunion. Dieser Gegenwart gewahr zu werden in der liturgischen Feier der Lebensgeheimnisse Jesu, dazu will das Buch ein Begleiter sein. Wie auch in seinen bisherigen Veröffentlichungen stellt Keating immer wieder die Verbindung her zwischen psychologischen Reifungsprozessen des Menschen (auch ihren Um- und Irrwegen) und der diese motivierenden und reinigenden Wirkung des Gebetes.

So kommt er in seiner Einleitung zu den Evangelien der Fastenzeit auf das natürliche Glücksbedürfnis des Menschen zu sprechen, das bereits in der Kindheit nicht immer erfüllt wird. Dies führt dazu, dass der Mensch nach Wegen sucht, sich durch eigene Anstrengung „glücklich zu machen“. Umkehr, so Keating, besteht jetzt darin, dies zu erkennen und die eigene Sehnsucht nach Glück wieder auf Gott auszurichten und deren Erfüllung von ihm zu erwarten. Es gilt, die eigenen „Glücksprogramme“ zu erkennen, Verantwortung für die persönlichen Emotionen zu übernehmen und diese auf Gott hin zu „kehren“. Gerade in den Evangelien der Versuchungen und der Verklärung Jesu lässt sich dieses emotionale Geschehen gut verdeutlichen.

Wohl um auf die Frage zu antworten, wie so ausgedeutete Schrifttexte in der „normalen Liturgie“ der Gemeinde ihre Wirkung entfalten können, nennt der Autor in einem Anhang Hinweise, welche die Gegenwart des Herrn im Gottesdienst spürbarer machen sollen. Dazu gehören einfache und sich wiederholende Gesänge, längere und intensive Schweigezeiten nach den einzelnen Lesungen sowie in Ehrfurcht



ISBN: 978-3-89680-813-4.
€ 22.90.

vorgetragene liturgische Texte. Hier spricht der lebensreife Mönch, der sich wohl bewusst ist, dass die nicht-monastische Gemeinde Mut und Zeit braucht, sich auf eine solche Art der Liturgie einzulassen. Gleichzeitig, so vermag Keating in seinem Buch überzeugend zu vermitteln, liegt in einer solchen Art des Gottesdienstes eine wunderbare Möglichkeit, das Gebet der Sammlung und Stille in Gemeinschaft zu erleben und sich von den Texten der Schrift und Tradition darin bestärken zu lassen.

Paul Rheinbay SAC

Christoph Benke

Mit Gott an einem Tisch

Kommunion als Leitmotiv christlicher Spiritualität.

Innsbruck: Tyrolia 2013. – 93 S.

Der Wiener Theologe und Schriftleiter der renommierten Zeitschrift „Geist und Leben“ führt mit lebendiger Sprache in die Theologie und Spiritualität der Eucharistie ein. Wie ein roter Faden durchzieht das Buch die unaufhebbare Verbindung von Menschlichem und Göttlichem, Innerlichkeit und solidarischem Einsatz für die Menschen. Themen sind das Verlangen jedes Menschen nach Gemeinschaft, die Gastmähler Jesu, Eucharistie als „genetischer Code der Kirche“, aus der liturgisch gefeierten Kommunion erwachsende Lebenspraxis (z.B. in Feindesliebe und Vergebung) sowie kirchlich respektierte Vielfalt. Gerade die gelebte Konsequenz, das Herausgehen aus einem individualistischen Lebensstil hinein in liebende Communio – ist Benke ein sichtbares Anliegen.



ISBN: 978-3-7022-3286-3.
€ 12.95.

Ein besonders schöner und wohl auch wichtiger Abschnitt handelt von der eucharistischen Gegenwart Gottes in der Schöpfung. In Anlehnung an das ignatianische Motto „Gott in allem suchen und finden“ leitet der Autor hier dazu an, Kommunion nicht auf den engen Raum und die begrenzte Zeit der Liturgie einzugrenzen, sondern mit innerem Gespür Gottes Spuren in Seiner Schöpfung nachzugehen.

So wie zum Thema Eucharistie in einem kleinen, gut lesbaren Buch nicht alles gesagt werden kann – in die Sinnlinie des Autors würde z.B. gut das Eingehen auf Fußwaschung und Einsetzungsworte passen – so wundert es den Leser, dass gleich in zwei Abschnitten die Schrift sich massiv abgrenzt gegen eine verkehrtes Verständnis von Mystik und Spiritualität. Hierbei geht

es um die Frage von reiner Innerlichkeit und der Suche nach Wellness-Erlebnissen, die den Menschen letztlich nicht für den immer größeren Gott öffnen, sondern auf sich selbst zurück werfen. Immer wieder warnt Benke auch vor einer Einheitssuche, welche den Menschen in Gott hinein auflöst. Hier rührt der Autor im Sinne von mystischer Erfahrung an die Grenze des Sagbaren – das Du Gottes ist jedenfalls anders als das rein menschliche in einem (Nicht-)Gegenüber zu qualifizieren. Einheit und Gegenüber können hier nicht gegeneinander ausgespielt werden. Auch eine Formulierung, dass es bei Jesus „keine Ekstase und keine Mystik, nicht einmal einen besonderen Kultdienst“ (20), auch keine Selbsterfahrung gab, erscheint nicht zielführend, zumal in der Schrift immer wieder auf die großen christliche Mystiker zurück gegriffen wird. Ohne weiteres ist jedoch das Anliegen mitzutragen, dass christliche Innerlichkeit ins Leben hinein strahlen muss und dass die Entbehrungs- und Leidensaspekte in ihr nicht ausgeblendet werden dürfen.

Gerade weil Gott sich in die Schöpfung hinein gibt, findet der Christ ihn, den Unendlichen, immer im Endlichen. Diese Spannung nicht nur aufrecht zu halten, sondern „kommunizierend“ zu vertiefen – dazu ist Benkes Buch ein guter Begleiter.

Paul Rheinbay SAC

Edith Olk

Die Barmherzigkeit Gottes als zentrale Quelle des christlichen Lebens

Eine theologische Würdigung der Lehre von Papst Johannes Paul II.
Sankt Ottilien: EOS-Verlag, 2011. – 472 S. – (Theologische Reihe 93)
– ISBN 978-3-8306-7476-4. – € 34.95.

Am 27. April 2014, dem Barmherzigkeitssonntag, wird Papst Johannes Paul II. in Rom heiliggesprochen. Sein Nachfolger, Papst Benedikt XVI., betrachtet das göttliche Erbarmen als einen Schlüssel zum Verständnis des Pontifikats seines Vorgängers. Johannes Paul II. sagte selbst, dass er in zwei totalitären Systemen die Erfahrung der einzigartigen Kraft der Barmherzigkeit Gottes machte. Sie wurde in seiner Verkündigung zur wichtigsten theologischen Perspektive, um die Beziehung des Christen zu Gott und seinen Lebensstil in Kirche und Welt zu beschreiben. Seine Äußerungen zu diesem Thema sind so umfassend, dass sie als eine Geistliche Theologie der Barmherzigkeit bezeichnet werden können. Die Arbeit von Edith Olk setzt sich zum Ziel, die päpstliche Verkündigung über die Barmherzigkeit Gottes als eine theologisch-spirituelle Lehre zu würdigen. Sie geht von der Hypothese aus, dass die vielfältigen Aussagen des Papstes einem verborgenen, theologischen Konzept entspringen, über das er weder sich selbst noch seinen Adressaten unmittelbar Rechenschaft ablegte. Dieses Konzept wird in der Untersuchung ermittelt und vor dem Hintergrund von Schrift und Tradition der Kirche bewertet.

Paul Delatte

Kommentar zur Regel des hl. Benedikt

Übers. von Wilhelm Hellmann

Sankt Ottilien: EOS-Verlag, 2011 – XXXIII, 825 S. – (Regulae Benedicti studia: Traditio et receptio 23).

– ISBN 978-3-8306-7465-8. – € 95.00.

Der 1913 veröffentlichte Kommentar zur Benediktusregel aus der Feder des dritten Abtes von Solesmes, Dom Paul Delatte, gilt als ein Klassiker des benediktinischen Neuaufbruchs. Das in vielen Auflagen verbreitete Werk zeichnet sich durch eine tiefe geistliche und theologische Durchdringung der benediktinischen Regel aus und legt besonderen Wert auf die biblische und patristische Verankerung der monastischen Tradition. Die ausgewogene und praktisch orientierte Auslegung legt Zeugnis ab von der langjährigen Seelen- und Menschenführung des Autors.

Aquinata Böckmann OSB

Christus hören

Exegetischer Kommentar zur Regel Benedikts.

St. Ottilien: EOS-Verlag. – Bd.1 Prolog bis Kapitel 7. – 2011 – 496 S.

– ISBN 978-3-8306-7459-7. – € 49.95.

Die Benediktusregel entfaltet in ihrem Prolog und den ersten sieben Kapitel eine spirituelle Grundlegung für christliche Gemeinschaften. In ständigem Dialog mit der Bibel wird ein Menschenbild gezeichnet, bei dem der Mensch sich von der Gnade abhängig weiß, aber auch als eigenverantwortlich Gehorchender ernst genommen wird.

Ambrosius von Mailand

Über das Paradies / Ambrosius von Mailand.

Übertr. von Susanne Greiner.

Einsiedeln: Johannes-Verlag, 2013. – 100 S. – (Christliche Meister 55)

– ISBN 978-3-89411-415-2. – € 12.00.

Als Ambrosius, die Schrift „Über das Paradies“ (eine Auslegung von Gen 2,8 - 3,19) verfasste, sah er sich durch die Verunsicherung seiner Mailänder Christengemeinde durch damalige Sekten dazu veranlasst. Das Alte und das Neue Testament, so hieß es, vermittelten unterschiedliche Bilder von Gott und seien deshalb unvereinbar, der gute Gott des Neuen sei vom bösen Gott des Alten Testaments zu trennen.

Dieses Dilemma beschäftigte seine Zeitgenossen in Mailand so sehr, dass es für Ambrosius ein Anliegen war, der pessimistischen Weltsicht der Gegner die frohe Botschaft des göttlichen Heilsplans in Jesus Christus entgegenzusetzen. Er stellt die Weltgeschichte als Heilsgeschichte und den Menschen als Gottes Geschöpf dar, das einerseits mit freiem Willen ausgestattet ist und sündigen kann, andererseits aber unter der vergebenden Gnade Gottes steht.

Reinhard Gesing SDB

„Vernunft, Religion und Liebenswürdigeit“

Don Boscos Pädagogik der Vorsorge damals und heute.

München: Don-Bosco-Verlag 2013. – 239 S.

– ISBN 978-3-7698-1996-0. – € 19.95.

Das außerordentliche Engagement des hl. Johannes Bosco (1815–1888) für arme und benachteiligte junge Menschen war ganz in der Praxis verwurzelt. Dennoch hat er mit der 1877 entstandenen Abhandlung „Das Präventivsystem in der Erziehung der Jugend“ eine programmatische Schrift hinterlassen, die die Grundlagen seines Erziehungskonzepts zusammenfasst und auch heute noch wichtige Anregungen für eine von liebender Zuwendung geprägten „Pädagogik der Vorsorge“ liefern kann. Der vorliegende Band enthält eine neue Übersetzung des Originaltextes von 1877 sowie eine Fülle von Beiträgen anerkannter Theologen und Pädagogen, die sich aus unterschiedlichsten Perspektiven mit dem „Präventivsystem“ Don Boscos beschäftigen. Ihr Fazit: Für alle, die mit jungen Menschen arbeiten, bietet diese Schrift des „Vaters und Lehrers der Jugend“ eine wertvolle Orientierungshilfe.

Armand Jean LeBouthillier de Rancé

Über die Heiligkeit und die Pflichten des Ordenslebens

Markante Texte nach Themen zusammengestellt.

Aachen: Mainz 2013. – 284 S.

– ISBN 978-3-86417-009-6. – € 59.00.

Abt Armand Jean Le Bouthillier de Rancé war der große Reformator der Zisterzienser der strengeren Observanz, OCSO – der Trappisten. Manche sagen, das gesamte abendländische Ordensleben würde ohne seine Einflüsse schon seit Jahrhunderten nicht mehr existieren. Die Trappisten haben die napoleonischen Verfolgungen als Einzige in Gemeinschaft überlebt. Neben seinem mutigen Wandel in der eigenen Lebensführung rühren seine zahlreichen mündlichen und schriftlichen Äußerungen

zum Glauben, zum Leben der Ordensleute und zu theologischen Fragen an innerste Seiten des Verhältnisses zu Gott. Als strenger und liebevoller Lehrer glaubt man ihm gerne, hat er doch in seinem persönlichen Leben den radikalen Schritt vom reichen Lebemann zum asketischen Mönch vor Aller Augen konsequent vorgelebt.

Die hier zusammengestellten Texte wurden durch Trappistinnen des belgischen Klosters Notre Dame de Clairefontaine gewählt. Um dem Leser bei den anspruchsvollen Formulierungen des Autors auch den Rückgriff auf das Original zu ermöglichen, sind in diesem Band beide Sprachen nebeneinander gestellt.

Josef Thorer (Hg.)

Gott suchen und finden nach Ignatius von Loyola

Würzburg: Echter-Verlag, 2013. – 150 S.

– ISBN 978-3-429-03589-1. – € 9.50.

Gott suchen und finden, seinen Willen erkennen und seine Gegenwart und sein Wirken erfahren – das ist Anliegen der Christen von Anfang an, so auch von Ignatius von Loyola. Er zeigte, wie dies möglich ist, indem man sich gerade nicht von der Welt abwendet, sondern auf sie einlässt – Gott in allen Dingen sucht.

In grundsätzlichen Überlegungen und persönlichen Erfahrungsberichten gehen Mitglieder der österreichischen Jesuitenprovinz, die 2013 ihrer Gründung vor 450 Jahren gedenkt, sowie Personen, die ihrer Spiritualität nahestehen, diesem ignatianischen Grundanliegen nach. So entsteht ein vielgestaltiges Bild mit einer Fülle von Anregungen für die eigene Suche.

Uwe Michael Lang

Die Stimme der betenden Kirche

Überlegungen zur Sprache der Liturgie

Einsiedeln: Johannes-Verl., 2012. – 261 S. – (Neue Kriterien. 14).

– ISBN 978-3-89411-418-3. – € 22.00.

Die Frage, welcher Sprache sich die Kirche in ihrer Liturgie bedienen soll, ist lange vor der Reform des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Teil kontrovers diskutiert worden. Im Pontifikat Benedikts XVI. hat das Thema sowohl für das kirchliche Leben als auch für die theologische Reflexion an Bedeutung gewonnen: Zum einen hat das *Motu Proprio Summorum Pontificum* (2007) dem wachsenden Interesse an der überlieferten lateinischen Liturgie einen wichtigen Impuls gegeben; zum ande-



ren wurde mit der Instruktion der Gottesdienstkongregation *Liturgiam authenticam* (2001) ein Revisionsprozess der nachkonziliaren Übersetzungen der erneuerten liturgischen Bücher in den Volkssprachen angestoßen, der noch lange nicht abgeschlossen ist.

Der vorliegende Band untersucht das Verhältnis von Liturgie und Sprache in der westlichen Tradition im Durchgang durch die Epochen, die entscheidend dazu beigetragen haben, die „Stimme der betenden Kirche“ (*Liturgiam authenticam*) zu formen.

Edeltraud Klüeting, Stephan Panzer und Andreas H. Scholten (Hg.)

Monasticon Carmelitanum

Klöster des Karmelitenordens (O.Carm.) von den Anfängen bis zur Gegenwart (*Monastica Carmelitana*; 2).

Münster: Aschendorff-Verlag, 2012. – 1032 S.

– ISBN 3-402-12954-X. – € 68.00.

Mit dem „*Monasticon Carmelitanum*“ steht erstmals ein umfassendes Kompendium zur Geschichte des Karmelitenordens (O. Carm.) in Deutschland vom 13. Jahrhundert bis heute zur Verfügung. Das Werk beschreibt auf der Grundlage neu erschlossener Quellen die 58 bis zur Säkularisation von 1802/03 bestehenden und die 23 im 19. und 20. Jahrhundert neu gegründeten Klöster. Schwerpunkte der Artikel bilden u. a. die Gründungssituation, die Seelsorgetätigkeit und das Verhältnis zu den Pfarreien, Städten und Bischöfen, das Ordensstudium, die wirtschaftlichen Grundlagen der Konvente und ihre Bau- und Kunstdenkmäler. Ein Abbildungsteil mit Karten und Siegelabbildungen ergänzt das Werk.

Im nächsten Heft...

... geht es in einem Schwerpunkt um die Frage nach „(geistlicher) Kultur und Ordensleben“. Orden und Klöster waren jahrhundertlang Kulturträger des Abendlandes. Können sie angesichts einer plural-postmodernen Gesellschaft heute Vergleichbares übernehmen und gehört dies zu ihren Aufgaben? Wo kann ein kultureller Auftrag von Ordensgemeinschaften heute liegen? Die Ordenskorrespondenz beleuchtet diese Frage aus der Sicht verschiedener Ordenstraditionen und mit Blick auf die Herausforderungen, vor die sich Ordensgemeinschaften heute gestellt sehen.

55. Jahrgang 2014, Heft 2

ok

ordens
korrespondenz

2014/Heft 2

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok



Kultur des
Ordenslebens



Selbstständigkeit
ordenseigener
Gründungen



Ordensgemeinschaft
und ziviler
Rechtsträger

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

55. Jahrgang 2014, Heft 2

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Walburga Scheibel OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Die noch neue Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) hat die Kirchen zum stärkeren Engagement in den kulturpolitischen Debatten aufgerufen. Sie mischten sich in diese Diskussionen nur wenig ein, „viel weniger jedenfalls, als in sozialpolitische“, kritisierte Grütters Ende April in Berlin. Kirchliches kulturelles Engagement sei wichtig, denn mit Blick auf das kulturelle Erbe sowie „die Ermöglichung der intellektuellen und künstlerischen Avantgarde“ spielten die Religionen eine große Rolle. Was bedeutet diese Mahnung für die Ordensgemeinschaften in Deutschland? Sind sie, wie unser Autor P. Elmar Salmann OSB vermutet, „aus dem gesellschaftlichen Spielfeld ausgeschieden, ins Abseits geraten, nach innen und außen kulturlos geworden“?

Der Themenschwerpunkt des vorliegenden Heftes widmet sich der Frage nach einer Kultur „des“ Ordenslebens. In unterschiedlichen Angängen leuchten mehrere Autorinnen und Autoren Aspekte dieses weiten Feldes aus: Aus monastischer Sicht neben P. Elmar auch die Zisterzienserin Sr. Thaddaea Selnack O.Cist. aus der Abtei St. Marienstern. Das Kloster hat – als eines der wenigen – über die Jahrhunderte seit seiner Gründung alle Säkularisationswellen überstanden. Aus Mendikantensicht der Franziskaner Paul Zahner OFM sowie als Ordenstheologin Sr. Anneliese Herzig MSsR. Die Ordenskorrespondenz hat schließlich mehrere jungen Ordensleute um eine Einschätzung zum Verhältnis von Ordensleben und Kultur gebeten.

P. Elmar selbst stellt seine provozierende These, auf dem Spielfeld der Kultur seinen die Orden ins Abseits geraten, kritisch in Frage. Einen Außenblick bietet der Beitrag einer jungen Filmemacherin, die im Zusammenhang eines Filmprojektes erstmals mit Ordensleben in Berührung kam und ihre Wahrnehmungen schildert. In weiteren Beiträgen geht es um Klöster und Tourismus, um das Verhältnis von Mission und Kultur sowie um die Sorge um bewegliche Kulturgüter der Orden, wo sich Gemeinschaften aus Klöstern zurückziehen.

Zwei Beiträge der Rubrik „Dokumentation“ behandeln schließlich rechtliche und strukturelle Themen: Die Beziehung zwischen einer Ordensgemeinschaft und ihrem zivilen Rechtsträger sowie Fragen, die sich mit dem Weg überseeischer Gründungen in die Selbständigkeit stellen.

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	1
--------------------------	---

● Ordensleben

Anneliese Herzig MSsR Kultur „des“ Ordenslebens? Ein Versuch	133	Monika Tontsch „Die Kulturgüter der Kirche sind der stärkste Ausdruck der christlichen Tradition...“	183
Elmar Salmann OSB Ordenskultur?	141	Thomas Eggenesperger OP Sind Klöster tourismustauglich?	190
Paul Zahner OFM Aus der Christus-Begegnung in die ver- antwortliche Gestaltung der Welt	147	Heribert Böller Missionare als Kulturträger	198
Janine Weißer-Gleißberg Mission Possible - Mit der Kamera im Kloster	156		
Lust am Ordensleben - Wie junge Ordensleute über gemeinsames geistiges Leben denken.	161		
Thaddeae Selnack OCist. Seht, in seiner Güte zeigt uns der Herr den Weg des Lebens	169		

● Dokumentation

Bernd Werle SVD
Weg in die Selbstständigkeit
will sorgsam bedacht sein 203

Ulrich Rhode SJ
Die Beziehung zwischen
einer Ordensgemeinschaft
und ihrem zivilen Rechtsträger 208

● Nachrichten

Aus dem Vatikan 219

Aus der Weltkirche 223

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonzferenz 228

● Neue Bücher

Ordensgeschichte 233

Missionsgeschichte 243

Ordenstheologie 246

Theologie 252

Kurzanzeigen 255

Anneliese Herzig MSsR

Sr. Dr. Anneliese Herzig MSsR, geb. 1958, lebt in Wien und ist in theologisch-spirituelle Fortbildung und als Interkulturelle Trainerin tätig. Außerdem ist sie Referentin Anwaltschaft & Lobbying für das Themenfeld Pastoral bei der Dreikönigsaktion (Hilfswerk der Katholischen Jungschar Österreichs). Von 2001-2013 war sie Generaloberin der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser.



Anneliese Herzig MSsR

Kultur „des“ Ordenslebens? Ein Versuch.

Erfahrung von Vielfalt

Vor einigen Jahren bin ich innerhalb einer Woche in verschiedenen Ordenskontexten unterwegs gewesen: Zu Wochenbeginn eine Fortbildung für Auszubildner und Auszubildnerinnen zweier apostolisch tätiger Gemeinschaften, die miteinander die gleiche Spiritualität teilen. Ein mir vertrautes „Setting“, was z.B. die Art des Kommunizierens und der Liturgie betrifft. Alle gehen in „zivilere“ Kleidung. Dann ein kurzes Eintauchen in die eigene Kommunität. Wenig später Eucharistiefeier in einer neueren geistlichen Gemeinschaft: eine enge Stadtwohnung mit vollgeräumten Zimmern, eher charismatisch orientierte Lieder, die Wohnung wird mit Studierenden geteilt. Dann Aufbruch zu einem Vortrag. Ich reise am Vorabend an

und übernachtete in einem österreichischen Stift: eine breite Treppe empfängt mich, ich durchschreite weite Gänge, bekomme für die eine Nacht zwei große Zimmer. Am nächsten Morgen muss mich ein Bruder abholen, damit ich den Weg in die Kirche finde. Gepflegte, klassische Liturgie, feierliche Gewänder. Nach dem Frühstück geht es weiter zum Ort des Vortrags: eine alte Burg, in der ein eher traditionell ausgerichteter Orden seine Niederlassung hat. Es gibt einen Speisesaal, in dem auf den ersten Blick deutlich ist, wo die Oberen sitzen. Am Vortrag nehmen Ordensleute verschiedener Gemeinschaften teil – monastische und apostolische, mit Ordensgewand, ohne Ordensgewand. Bevor ich nach Hause fahre, mache ich noch einen Besuch in einem kontemplativen Kloster. Ein heller Neubau, hoch über

der Stadt, Stille umfängt mich. Als ich heimkomme, bin ich erschöpft, aber auch erfüllt von den so unterschiedlichen Erfahrungen. Ich frage mich nur, wie all das unter dem Namen „Ordensleben“ vereint werden kann.

Kultur *des* Ordenslebens – gibt es das? Oder gibt es nur verschiedene Ordenskulturen im Plural, je nach Sendung, Spiritualität, Geschichte? Die Antwort darauf hängt auch davon ab, was unter „Kultur“ verstanden wird.

Kultur ist ...

Es gibt eine Unmenge von Vergleichen, Konzepten und Metaphern für das, was Kultur ist¹. Da ist zum Beispiel die Rede von einem Wald, in dem auf dem gleichen Boden verschiedene Bäume (die Individuen) wachsen (Geert Hofstede). Beliebte ist das Bild von der Zwiebel mit ihren Schalen (Fons Trompenaars): Aus unbewussten Grundannahmen heraus ergeben sich Normen und Werte, schließlich Riten, Mythen und Symbole und – in der äußeren, am meisten sichtbaren Schale – Kunst, Musik, Architektur, Literatur etc. Manche deuten Kultur auch als einen unsichtbar bleibenden Rucksack, den jeder und jede von uns mit sich herumträgt. Beliebte ist das Bild vom Eisberg: So wie bei einem Eisberg der größte Teil unsichtbar bleibt, sind auch viele Anteile der Kultur zunächst unsichtbar und meist unbewusst. Wenn dann zwei „Kultur-Eisberge“ zusammenstoßen, kommt es zu einem Konflikt, noch bevor an der Oberfläche etwas zu sehen ist. Oft genug wissen die Protagonisten gar nicht, was jetzt eigentlich passiert ist. Diese und andere Vergleiche sind durchaus hilfreich, um sich vor Augen zu führen, wie man Kul-

tur verstehen kann. Viele von ihnen erwecken allerdings den Eindruck, dass Kultur etwas Feststehendes ist. Außerdem können sie oft das unterschiedliche Verhalten von Individuen, die aus derselben Kultur stammen, nicht erklären. Die Anthropologin und Mediatorin Jennifer Beer arbeitet mit einer aus der Mathematik stammenden Metapher für das, was Kultur meint: Sie sieht Kultur als eine (bestimmte) Menge von Denk- und Verhaltensweisen, die innerhalb einer Gruppe von Menschen anerkannt sind (engl. *set of options*)². Andere Verhaltensweisen sind in dieser Kultur wenig wahrscheinlich, sie liegen sozusagen „außerhalb des Denkhorizonts“. Dieser Vergleich geht davon aus, dass es innerhalb kulturell bestimmter Grenzen eine Variationsbreite von möglichen und gebilligten Verhaltensmustern gibt. Kultur wäre so gesehen ein von einigen geteilter „Möglichkeitsraum“ mit einem gewissen Spektrum von zu erwartenden Realisierungen³. Ein Beispiel ist etwa der Besuch von Freunden, verbunden mit einer Einladung zum Essen: In Deutschland werde ich mit hoher Wahrscheinlichkeit entweder daheim etwas kochen oder mit ihnen zum Essen ausgehen. Das kann heutzutage auch in einem italienischen, griechischen, indischen ... Restaurant sein. Sollten wir unterwegs sein, kann man auch etwas „to go“ kaufen (Döner, Leberkäse-Semmel ...). Dagegen ist die Wahrscheinlichkeit gering, dass aus Freude über den Besuch der Freunde ein Huhn vor Ort geschlachtet, gerupft und gegrillt wird. „Unmöglich“ ist es hierzulande, die Gäste in ein Spezialrestaurant für Hundefleisch zu führen, und das in zweifacher Weise: Es kommt normalerweise gar nicht in den Sinn, und ein solches

Vorhaben würde zudem schon an der Nicht-Existenz eines solchen Restaurants in unserem Kulturraum scheitern. In anderen Kulturen dagegen gibt es durchaus diese beiden Optionen. Sie sind dort gut und gültig. Was also für eine Kultur möglich, ja erwünscht ist, wird in einer anderen nicht gebilligt oder ist nicht gut vorstellbar. „Dieses Modell, Kultur zu konzipieren, hilft, die vielen Unterschiede innerhalb einer Kultur zu erklären. Kontext, Persönlichkeit und Subkulturen werden darauf Einfluss nehmen, welche Optionen Menschen in den Sinn kommen und dann von ihnen tatsächlich für ihr Handeln gewählt werden. Gleichzeitig bleiben Grenzmarkierungen der Gruppe über das, was normal und akzeptabel ist, bestehen“⁴. In der Begegnung mit anderen Kulturen und deren Verhaltens- und Denkoptionen können auch neue Elemente in eine Kultur eindringen, andere werden auf Dauer ausgeschlossen bleiben.

Versteht man Kultur in dieser Weise, könnte eher über eine Kultur „des“ Ordenslebens gesprochen werden, da die Vielfalt schon im Konzept mit eingeschlossen ist. Nicht vergessen werden darf dabei, dass das Leben einer Ordensgemeinschaft auch geprägt bleibt vom allgemeinen kulturellen Kontext, in dem sie eingebettet ist. Auch dadurch ergibt sich eine gewisse Variationsbreite. Trotz aller Gemeinsamkeiten ist Ordensleben auf dem Land anders als in der Stadt, in Afrika anders als in Europa, anders, wenn es von jungen Menschen, als wenn es hauptsächlich von älteren Menschen gelebt wird, Ordensleben im 21. Jahrhundert unterscheidet sich von Ordensleben im 19. Jahrhundert usw.

Charakteristiken von „Kultur“⁵

Allen Kulturen gemeinsam sind vier Charakteristiken, die man so auch auf eine „Kultur des Ordenslebens“ anwenden kann:

1. Kultur ist ein *Ganzes* und: Sie ist „mehr“ als die benennbaren Teile. Edward Hall, einer der bekannten Interkulturalisten, hat zudem Folgendes beobachtet: „Man berührt eine Kultur an einem Punkt und alles andere ist mit betroffen“. Kulturelle Verhaltens- und Denkweisen hängen zusammen und bedingen einander. Auch eine mögliche Kultur des Ordenslebens oder eine Kultur einer bestimmten Gemeinschaft ist nicht einfach die Summe einzelner Elemente, sondern wird als Ganzes wahrgenommen und erlebt. Und wo an einem Punkt eine Veränderung geschieht, kommt das Ganze in Bewegung.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

2. Kultur wird *gelernt*: Sie ist nicht angeboren oder genetisch vererbt, sondern wird weitergegeben – durch verbale und non-verbale Kommunikation, vor allem in früher Kindheit. Bewusst oder unbewusst lernen wir kulturelle Spielregeln, wenn wir auf-

wachsen, durch Familie, Freunde, Lehrer, Sprichwörter, Märchen ... Manchmal entdecken wir den Einfluss unserer Herkunftskultur erst in der Begegnung mit anderen, fremden, Kulturen. Besonders die Ausbildungszeit im Orden ist eine Zeit des Lernens der angemessenen Verhaltensweisen und nimmt – über das Tun – auch Einfluss auf das Denken. Dies geschieht, wie im Allgemeinen bei Kultur – nicht bloß durch „lehrmäßige“ Weitergabe, sondern durch Gestaltung des Umfelds, durch Vorbild, durch „Mythen“ der Kongregation.

3. Kultur ist *dynamisch*: Sie ist nicht fixiert, sondern veränderlich. Sie kommt in Bewegung und nimmt neue Elemente auf durch den Kontakt mit anderen Kulturen und die Anpassung an unterschiedliche Zeiten und Orte. Dabei ist zu beachten, dass äußerliche Veränderung sehr rasch geschehen kann, sich aber Werte, Weltansichten, innere Überzeugungen nicht in gleichem Tempo wandeln. Ein Blick auf die 50 Jahre seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil macht deutlich, wie sehr sich im Äußerlichen das Ordensleben verändert hat. Ebenso ist eine Veränderung von Mentalitäten zu beobachten. Beides ist jedoch nicht immer im gleichen Rhythmus vor sich gegangen. Auch eine Kultur des Ordenslebens ist also nicht etwas unveränderlich Gültiges, sondern bekommt im Lauf der Zeit ein anderes Gesicht, ohne sich ganz zu verlieren. Zu diesem Prozess haben ja die Konzilsväter in *Perfectae Caritatis 2* ermutigt: „Zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens heißt: ständige Rückkehr zu

den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Geist des Ursprungs der einzelnen Institute, zugleich aber deren Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse“. Dass mit „Anpassung“ keineswegs nur etwas Äußerliches gemeint ist, bringt PC 2e zum Ausdruck, das dazu aufruft, sich einer „geistlichen Erneuerung“ zu stellen. Das heißt doch, dass sich nicht nur äußere Formen (Kleidung, Aufgaben ...) verändern sollen, sondern auch Denkweisen und Wertehierarchien. Weder der Prozess (geistlicher) Erneuerung noch der lebendige Prozess einer Kultur ist an einem Punkt unwiderruflich abgeschlossen, sondern Kultur bleibt „im Fluss“.

4. In ziemlich jeder Kultur lässt sich die Überzeugung finden, dass *das Eigene* „normal“, ja „besser“ ist⁶. Von außen gesehen wirkt manches eigenartig, von innen ist es „normal“ und „richtig“. Aber dadurch entstehen auch Mauern zwischen den Kulturen und interkulturelle Kommunikation wird schwierig. Dass Ordensleben etwas mit Kultur zu tun hat, sieht man meines Erachtens auch daran, dass manche ritualisierten Verhaltensweisen für Außenstehende befremdend sind, für die Ordensleute selbst jedoch „normal“ und unauffällig, zumindest nach vielen Jahren der Prägung durch den Stil der Gemeinschaft. Um die so entstehenden Schranken zu überwinden, braucht es Offenheit für andere Lebenskonzepte und die Fähigkeit zur Kommunikation des eigenen Lebensentwurfes. Dies jedoch setzt eine Selbstreflexion voraus: Wir müssen wissen, warum wir etwas tun, um es anderen verständlich machen zu können.

„Leseanleitung“ zu Kulturen

In vielfältiger Weise haben Forscher versucht, zum besseren Verständnis von Kulturen bestimmte Merkmale herauszufiltern, anhand derer Kulturen beschrieben werden können. Sie sprechen dann von Kulturstandards, Kulturdimensionen, Strukturmerkmalen von Kultur und anderem. Bekannt sind die Untersuchungen von Gerhard Maletzke und Geert Hofstede⁷. Aus ihren Arbeiten möchte ich folgende Kulturdimensionen herausgreifen, anhand derer sich auch eine (geistliche) Kultur des Ordenslebens beschreiben lassen könnte:

- *Sprache und Kommunikation*: Neben allen Unterscheidungen und Fragen, die zu diesem Themenbereich gehören (z.B. direkter – indirekter Sprachstil, Weisen non-verbaler Kommunikation), scheint mir für Ordensleben wichtig, dass das Gebet als Sprachform explizit zu seiner Kultur hinzugehört. Im Entwurf des Ordenslebens geht es nicht nur um die Kommunikation miteinander, sondern diese wird begleitet und getragen von der Kommunikation mit Gott in Gebet und Gottesdienst. Die Kommunikationsweise des Betens gehört zum Leben der Einzelnen und betrifft auch die Gemeinschaft als solche.
- *Raum*: Wie wird Raum gestaltet? Wie werden Nähe und Distanz gelebt? Für eine Kultur des Ordenslebens stellt sich hier z. B. die Frage nach einer Gestaltung des Raumes (Gebäude, Einrichtungen ...) im Geist der Armut. Gemeinsam ist allen Formen des Ordenslebens auch, dass hier zölibatär lebende Menschen miteinander das Leben teilen, was auf den Umgang mit Nähe und Distanz, mit

Berührungen und Schutzzonen Einfluss hat. Eine weitere Erscheinungsform einer Kultur des Ordenslebens ist der sakrale Raum (die Kirche, die Kapelle, das Oratorium, der Gebetsraum), der zu den exponierten Räumlichkeiten einer Ordensniederlassung zählt (vgl. c. 608 CIC). Man kann auch an den Raum denken, der den Ordensmitgliedern vorbehalten ist. Dieser ist zwar verschieden je nach Art der Gemeinschaft und reicht hin bis zur päpstlichen Klausur. Aber in geringerer oder größerer Ausprägung ist er fast überall zu beobachten. Auch im Kirchenrecht heißt es, dass „ein bestimmter Teil der Ordensniederlassung stets allein den Mitgliedern vorzubehalten ist“ (c. 667 §1 CIC).

- *Machtdistanz*: Gemeint ist damit, inwiefern eine ungleiche Verteilung von (formeller) Macht, also ein „oben“ und „unten“ akzeptiert und erwartet wird. Auch wenn es zwischen den Ordensgemeinschaften durchaus Unterschiede gibt, ist es doch allen gemeinsam, dass sie in irgendeiner Form die Rolle von Oberen hervorheben, etwa durch das Gelübde des Gehorsams, festgelegte Entscheidungsvorgänge oder durch Insignien und besondere Plätze. Spezifisch für eine Kultur des Ordenslebens scheint mir auch, dass die Leitung nicht nur funktional gesehen wird, sondern als *geistliche* Leitung verstanden wird: Ordensleute sind damit angetreten, dass sie in den Entscheidungen von Oberen die Wege Gottes mit sich selbst und der Gemeinschaft sehen lernen wollen. Das dispensiert sie freilich nicht von einer „Unterscheidung der Geister“.

Die Macht der Oberen ist begrenzt, z.B. von Kirchenrecht und Eigenrecht (vgl. c. 596 § 1 CIC, c. 601 CIC). Sie können unter bestimmten Voraussetzungen auch abgesetzt werden (vgl. c. 624 § 3 CIC).

- *Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft:* Kulturen geben oft der Orientierung zu einer der Zeitdimensionen tendenziell einen Vorrang. Orden sind in katholischer Kirche eingebunden. Das bedeutet für sie – und so wird es auch in kirchlicher Lehrverkündigung über das Ordensleben herausgehoben –, dass sie sich nicht von der Tradition lösen, sondern im Gegenteil diese in kreativer Weise, in einer „dynamischen Treue“ (VC 37) ins Heute buchstabieren sollen. Gleichzeitig lässt der „eschatologische Charakter“ des Ordenslebens immer den Blick auf die absolute Zukunft – das Eschaton – offen. „Erwartung“ und „Sehnsucht“ sind wichtige Stichworte für eine Kultur des Ordenslebens (vgl. VC 26). Aus ihnen folgt jedoch keine Strategie des „Hände-in-den-Schoß-Legens“, sondern eine aktive Gestaltung der Welt, um in ihr gleichsam als „Apéritif“ schon diese Zukunft Gottes aufleuchten zu lassen.
- *Individuum und Gruppe:* Kulturen lassen sich auch darin unterscheiden, wie die Spannungseinheit von Einzelem und Gemeinschaft ausbalanciert ist. Im Blick auf diese Kulturdimension lässt sich zeigen, wie auch eine Kultur des Ordenslebens sich gewandelt hat. Für frühere Zeiten gilt im Großen und Ganzen, dass sie eher auf das Kollektiv ausgerichtet war, das Individuum demgegenüber in den Hintergrund getreten ist. Durch gesellschaftliche Einflüsse und auch

theologische Entwicklungen hat sich dieses Bild so weit geändert, dass heute Ordensgemeinschaften meist darum kämpfen, wie die Bedürfnisse des Individuums mit den ordentypischen Formen der Vergemeinschaftung überein zu bringen sind. Insgesamt wird man aber sagen müssen, dass Ordensleben ohne einen gewissen Grad an gemeinsam geteilter Vision, an Gemeinschaft und kollektivem Zeugnis und Aufgabe seine Identität beschädigen würde.

„Spielfeld“ Ordensleben

Mit dem hier vorgestellten Kulturbegriff scheint es mir möglich zu sein, von einer Kultur *des* Ordenslebens zu sprechen, ohne die evidenten Unterschiede zwischen den einzelnen Gemeinschaften einzuebneten bzw. außer Acht zu lassen. Er ist nämlich weit genug, der Vielfalt Raum zu geben. Man kann noch einen Schritt weitergehen: Jennifer Beer spricht davon, dass es vor allem die Grenzen sind, die kulturelle Muster hervorbringen. „Diese Metapher sagt, dass die Schachtel bedeutsamer ist als ihr momentaner Inhalt“⁸. Es sind diese Grenzen, die – auch in der Begegnung mit anderen Kulturen – ziemlich beständig sind.

Im Blick auf das Ordensleben sehe ich in zwei Triaden solche „Grenzen“ gegeben, die das kulturelle Muster von Leben im Orden prägen. Das ist zum einen das Gelöbnis und die Praxis der evangelischen Räte, zum anderen ist es die Trias von Weihe – Gemeinschaft – Sendung (vgl. das apostolische Schreiben *Vita consecrata*). Diese beiden eröffnen einen Lebensraum (das deutet auch die Dreizahl an) und begrenzen gewissermaßen

das „Spielfeld“ des Ordenslebens. Wie bedeutsam sie sind, wird auch daran deutlich, dass etwa die Zulassung zur Profess oder auch Entlassungen an ihnen festgemacht werden. Wer diese Grenzen nicht achtet, wird nicht zugelassen oder muss gehen. Evangelische Räte und die Trias Weihe – Gemeinschaft – Sendung prägen aber auch den Alltag einer Gemeinschaft. Ich möchte das an der zweiten Trias illustrieren:

Eine „Kultur des Ordenslebens“

- gestaltet sich vom Gottesbezug her (Weihe),
- ist auf Gemeinschaft bezogen
- und sieht sich auf eine Aufgabe in der und für die Welt ausgerichtet (Sendung).

Das bedeutet, dass diese Dimensionen im Alltag – in der Kultur – eines Ordens „Fleisch“ annehmen: in Zeit und Raum für Gebet und Gottesdienst, in konkreten Ausdrucksformen für das gemeinsame Unterwegssein (Kapitel, Treffen, Teilen des Lebens im Alltag, gemeinsame geistliche Entscheidungsfindung ...) sowie in Weisen des bewussten Einsatzes für die Welt (stellvertretendes Gebet, Arbeit und Sorge um Arme, Bereitstellen von Bildungsmöglichkeiten, heilender Dienst ...). Wenn eine Gemeinschaft als *Institutum religiosum* von der Kirche anerkannt werden will, wird sie – neben anderem – an diesen Grenzen gemessen (vgl. c. 576 und c. 605 CIC). Dass manchmal die Grenzen als solche bestehen bleiben, der Raum aber geweitet wird, sieht man an den Prozessen, wenn die Kirche eine neue Form dem „Spielfeld“ Ordenslebens offiziell zuordnet. Das war und ist manchmal konfliktiv und braucht Zeit, bis das Bild klar wird. Historisch gesehen könnte man an die Entstehung der Bettelorden oder die

neuzeitlichen Frauenkongregationen denken. In den letzten Jahrzehnten haben sich neue Formen gemeinschaftlichen Lebens entwickelt, die sich manchmal einer Zuordnung entziehen und neue Felder eröffnen (z. B. die geistlichen Bewegungen mit ihren verschiedenen Formen von Zugehörigkeit; vgl. VC 62).

Gnade und Arbeit

Sehr beeindruckt hat mich in den vergangenen Monaten das Buch „Der Klang“ des Geigenbauers Martin Schleske⁹. Darin erzählt er von seinen Erfahrungen beim Bau einer Geige und den spirituellen Einsichten, die ihm daraus erwachsen sind. Martin Schleske schreibt: „Der gute Geigenklang ist ... ein Beispiel der harmonischen Gegensätze. Da ist auf der einen Seite die Wärme, das Volumen, die Räumlichkeit, der ‚Bauch‘ des Tones; auf der anderen Seite die Brillanz, die Strahlkraft, die Fokussiertheit, die Klarheit. Ohne das Zweite hätte der Klang etwas Dumpfes und Mattes, ohne das Erste etwas Penetranteres und Scharfes. So zeigen sich auch hier die Abstürze zur Linken und zur Rechten, und man begreift den klanglichen Raum, den ein guter Ton aufspannen wird.“ Und er fährt wenig später fort: „Auch das seelische Leben des Menschen ist von inneren Kräften bestimmt. ... Wie die Resonanzen in ihrer Verschiedenartigkeit gemeinsam das Resonanzprofil der Geige formen und ihr dadurch Klangfarbe und Strahlkraft geben, so bestimmen die ‚seelischen Resonanzen‘ in ihren Kräften die Persönlichkeit des Menschen. Sie bestimmen die ‚Klangfarbe‘, die wir ausstrahlen.“¹⁰ Schleske nennt dann exemplarisch sie-

ben „Resonanzen des Seelenlebens“, unter ihnen Gnade und Arbeit, Zulassen und Gestalten, Vollkommenheit und Vorläufigkeit. Was Martin Schleske hier auf die Persönlichkeit bezieht, wirft auch ein Licht auf die Kultur einer Gruppe. Auch sie lebt von solchen Resonanzen, unter ihnen die Spannungseinheit von Gnade und Arbeit¹¹: „Kultur des Ordenslebens“ ist ein Geschenk, in das der Einzelne zunächst auch einfach eintauchen darf. Sie wird schon gelebt, und muss nicht erst neu erfunden werden. Sie ist dann aber auch „Arbeit“ und fragt nach Gestaltung und manchmal auch nach Mühe des Einzelnen und der Gruppe. Nicht umsonst ist das Wort „Kultur“ abgeleitet vom lateinischen *colere*, einem Wort aus der agrarischen Welt, das bebauen, bestellen, pflegen meint. Die mühevollen Arbeit am Acker schwingt in ihm mit. Nur so jedoch, in der spannungsvollen Einheit von Gnade und Arbeit, kann eine Kultur des Ordenslebens ihren Klang in Kirche und Welt zur Geltung bringen.

.....

- 1 Vgl. dazu: Sabine Handschuck / Willy Klawe, Interkulturelle Verständigung in der Sozialen Arbeit, Weinheim-München ²2006, 65-69.
- 2 Vgl. <http://www.culture-at-work.com/concept3.html> [05.03.2014].
- 3 Astrid Ertl / Marion Gymnich, Interkulturelle Kompetenzen. Erfolgreich kommunizieren zwischen den Kulturen, Stuttgart 2010, 30. Ertl / Gymnich sprechen dort im Anschluss an Stefanie Rathje und Klaus P. Hansen auch vom „Kohäsions-Modell“.
- 4 Siehe <http://www.culture-at-work.com/concept3.html> [05.03.2014].
- 5 Vgl. Shuang Liu / Zala Volčič / Cindy Gallois, Introducing Intercultural Communication. Global Cultures and Contexts, London 2012, 66-68.
- 6 Liu, Volčič und Gallois nennen diesen Aspekt von Kultur „ethnozentrisch“.
- 7 Gerhard Maletzke, Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen, Opladen 1996; Geert Hofstede, Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management, 3. vollst. Überarb. Aufl. München 2006.
- 8 Siehe: <http://www.culture-at-work.com/concept3.html> [05.03.2014].
- 9 Martin Schleske, Der Klang. Vom unerhörten Sinn des Lebens. Mit Fotos von Donata Wenders, München ⁷2013.
- 10 Ebd. 70f.
- 11 Vgl. ebd. 72f.

Elmar Salmann OSB

P. Prof. Dr. Elmar Salmann OSB, geboren 1948 in Hagen, wurde nach seinem Studium in Paderborn, Wien und Münster 1972 zum Priester geweiht. Seit 1973 ist er Benediktiner von Gerleve und hat neben seelsorglicher Tätigkeit in Münster zur Theorie der Mystik promoviert. Von 1981 bis 2012 war er Professor für Philosophie und Systematische Theologie an der Sant'Anselmo und der Gregoriana in Rom.



Elmar Salmann OSB

Ordenskultur?

Einwürfe zu einem schillernden Begriff¹

Jede Firma, die etwas auf sich hält, verweist heute auf die ihr eigene Unternehmenskultur und -philosophie. Sollte das bei den von weit her kommenden Orden anders sein? Das Themenfeld ist uferlos und unerschöpflich. Deshalb hier nur einige Streiflichter, Ideen, Einwürfe von der Seitenlinie aus; denn weitgehend sind die Orden aus dem gesellschaftlichen Spielfeld ausgeschieden, ins Abseits geraten, nach innen und außen kulturlos geworden. Aber – stimmt das so ganz?

Stilformen

Die Spannungspole dessen, was Kultur und Orden ausmachen, kann man gut an einigen Büchern demonstrieren. Da ergänzen einander die „Kulturgeschichte der Orden“ (Hg. Peter Dinzelbacher)² und das von Philipp Thull betreute „Mit Jesus auf dem Weg. Ermutigung zum

Ordensleben“³, erstere klassisch geprägt, archäologisch, die Tradition ausfaltend; das zweite auf die heutige humane Präsenz und das Zukunftspotential abhebend. Man lese nur die beiden Beiträge zu den Benediktinern von U. Faust und B. Rieder, verschiedener kann man die Sache nicht intonieren. Und stimmt der Titel des modernen Beitrags: „Benediktiner – Menschen die das Leben lieben“? Sicher – ein Zitat aus dem Prolog der Regel, aber wie hören wir eine solche Verheißung heute? Ist sie einlösbar?

Pflege des Daseins – Kultus und Exerzitium

Sich der Welt fremd machen, Meditation, Versenkung, lebenslanges Üben, um solche Themen kreisen die Bücher von P. Sloterdijk („Weltfremdheit“⁴ und „Du musst dein Leben ändern“⁵), in welchen

er das Sich-an-der-Welt-Versuchen, ihr fremd und damit gerecht werdend, das Lebenserzitzium für den Kern menschlicher Kultur hält, der zunächst in den Religionen entdeckt und praktiziert wurde, nun aber, weit über sie hinaus, ja gegen ihre abgelebte Saturiertheit, auf allen Gebieten der Kultur gefordert und als freisetzende Dynamik gelebt wird. Kultur ist Kunst und Pflege, Hut und Hege des Gartens des Menschlichen, von Leib und Seele, Boden und Landschaft, Ritus und Recht, Kranken und Erziehung; alle Gebärden bedürfen ihrer, Sprechen und Schweigen, Essen und Eros; sie schafft damit einen Habitus, die Möglichkeit der Orientierung (Werner Stegmaier, Philosophie der Orientierung)⁶. Sie verwandelt das Widrige in Lebbarkeit, gibt allen Lebensvollzügen ihre Verlässlichkeit, Rechtheit, Ansehlichkeit, macht sie mitteilbar, fruchtbar. Wären Orden womöglich Gesellschaftsformen, in denen alle diese Aspekte der Kultur so gelebt und gefasst würden, dass sie sich gleichzeitig und miteinander erwirkten und zugleich menschliches Sein und Leben als Symbol und offene Metapher erschienen, als Erschlossenheit für die Her- und Zukunft der Welt aus, in und zu Gott?

Archetypischer Vollzug

Kultur ist, so betrachtet und gelebt, auf der Suche nach der Übereinstimmung von Leib und Seele, Innen und Außen, Wort und Wirklichkeit, Ausdruck und Empfänglichkeit, Geben und Nehmen, Himmel und Erde, Einsamkeit und Geselligkeit, Arbeit und Gnade des Gelingens, Passion und Aktivität, Herkunft und Zukunft, Abhängigkeit (Vorgaben des Lebens) und Freiheit des Anfangen-

Könnens, göttlichem und menschlichem Bereich, Psyche und Kosmos. Der Garten ist das Ursymbol eines solchen Mitsammen von Natur und Kultur in ihren vielen Aspekten (R. Harrison, Gärten. Versuch über das Wesen des Menschen)⁷. In der Geschichte verwirklicht eine solche Suche in einigen archetypischen Gebärden, in denen Kultur sich darstellt, reflektiert, vollendet und immer neu begründet, der Mensch sich empfängt und neu etwas mit sich, den anderen, der Welt und dem göttlichen Bereich anfangen kann: Orden als Garten des Gott-Menschlichen und seiner Pflege?

Symbolische Orte und Gestalten, Zeiten und Räume

Solche Urgebärden des Zusammenstimmens scheinen mir real präsent im *Ethos*: Innen und Außen, Habitus und Spontaneität, Freiheit und Disponibilität, soziale Verlässlichkeit; *Mythos*: Erzählung und Wirklichkeit, Erinnerung / Gedächtnis / memoria und Erschließung von / Hoffnung auf Lebbarkeit, Herkunft und Zukunft, Vergebung und Verheißung, Geburtlichkeit und Todesanheimgabe; *Ritus*: Wirklichkeit und Wort, Leib und Seele, Gebärde und Geist, Einsamkeit und Gemeinschaft, menschliches Aufschauen und göttliche Gegenwart; *Mystik*: Fremdheit und Gegenwart in der Innenerfahrung des Ankommens eines Umfassenden; Berührtsein vom Unbegreiflichen, Sagbarkeit des Unsagbaren, Intuition des Unsichtbaren, endliche Präsenz des Unendlichen, Sprache aus dem Schweigen (Claudia E. Kunz, Schweigen und Geist⁸ – zu einer Hermeneutik des Schweigens aus dem Geist der Bibel, der Väter und des Mönchtums); *Prophetie*: der schrei-

ende Widerspruch des Daseins, der Riss zwischen allen genannten Dimensionen wird zum Ort des Appells, des Aufschreis, des Widerstandes wie unerhörter Verheißung.

Diese außerordentlichen Vollzüge geben dem Leben Gesicht, Form, Sinn, innere Wahrheit; sie brauchen einander, sonst verkommen sie zu Mechanik, Ritualismus, Moralismus, Utopie, Terror, schweifender Phantastik, Esoterik. Sie bedürfen zugleich einer Einlösung in geformtem Leben, mitten im Alltag und doch zugleich ihn verfremdend, als symbolischen Ort konstituierend. In allen Kulturformen (Lebensstände, Ehe, Schule, Hospitäler, Gericht, Staat etc.) geschieht dies. Ob die Orden dergleichen versuchen im Blick auf die Gotterschlossenheit des Menschen, Ethos, Mythos, Ritus, Mystik, Prophetie in unterschiedlicher Akzentsetzung so zu leben, dass daraus eine sozial erkennbare und behaftbare Gestalt wird und zugleich Mensch und Welt als symbolisch erscheinen, als dem göttlichen Zuspruch sich verdankend und ihm entgegengehend?

Gebet als Urfassung

Orden erschienen so als geerdete Realisierung der Kultur in ihren vielfältigen Gestalten, die darin zugleich ihre symbolische Prägnanz und metaphorische Offenheit dar- und auslegen. Dies verdichtet sich im Gebet: als Innesein, Erinnern, Horchen, als Preis und Dank, Klage und Bitte, Darbringen und Anheimgeben, als und für ein Leben in und vor (coram) Gott, von ihm her und auf ihn hin, sich ihm zuwendend und von ihm angesprochen, mit ihm auf dem Weg, gegen ihn aufbegehend, in ihn

eingelassen. Gebet ist, einzig unter allen Kulturgebarden, zugleich der einsamste, innerste und ein gemeinschaftlich-öffentlicher Akt, weil ein Jeder sich in ihm als dem Geheimnis seines und aller Leben überliefert erfährt. Im Gebet werden wir der Relativität und Gewichtigkeit der Dinge gerecht. Deshalb steht seine Erorderung bei Thomas im Zentrum des Traktates zur Gerechtigkeit (S. Theol. II-II 80-86): wer sich vom Ewigen, das zugleich zeitlich wird, her versteht, hat die rechte Maßgabe für alles Endliche, kann ihm gerecht werden, ohne falsche Leichtfertigkeit oder Überfrachtung, ohne Stress (der Endliches unter unendlichen Druck setzt). Gebet als gefasstes Leben, zugleich angewandte Relativitätstheorie und Ernstnehmen der Inkarnation; all das gewönne im Ordensleben sinnenfällig-soziale, befremdende und einladende Gestalt.

Verlorene Ausstrahlung

Damit ein solches Leben einleuchtet und fruchtbar wird, braucht es eine eigentümliche Schweben von Fremde und Ausdrucksmächtigkeit, Ferne und neuer Nähen. Seltsamer-, ja paradoxerweise haben die Orden nach ihrer Öffnung zur Welt in den 60er Jahren viel an Ausstrahlung verloren. Sie sind und leben jetzt in Europa spatburgerlich wie alle anderen, üben wenig an Anziehung, keinen Reiz mehr aus, verschwinden aus Pflege und Erziehung, sind unansehnlich geworden. Was waren Beuron und Walberberg, die Stadtkloster der Bettelorden, jesuitische Gestalten wie Przywara, Rahner und ungezählte andere einmal bedeutend, die französischen Jesuiten und Dominikaner stil- und kulturpragend! Wie viele Nicht-Katholi-

ken hatten ihre erste Begegnung mit der kirchlichen Welt in den Krankenhäusern und Schulen mit Ordensschwwestern und -brüdern! Es ist als ob sie die gesellschaftliche Relevanz verlören, wenn diese im Mittelpunkt steht. Sie darf sich wohl nur im Nebenbei ergeben, wenn es zunächst um etwas anderes geht, das Reich Gottes in Ritus, Mystik, Mythos (die Geschichte um Franz von Assisi), Prophetie, Ethos und Gebet, im Üben von Leib und Seele.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Neues Interesse

Und doch regt sich mittlerweile eine andere Art von Aufmerksamkeit. Angesichts des Trends der aktuellen Zivilisation zum Tertiären, zum Primat der Dokumentation, von Kontrolle, Management, Kommunikation, Effizienz, Werbung als Event, Evaluation wird das Elementare (Freude an Kultur, Pflege, Produkt, Zuwendung, soziale Bindung) erdrückt. Und immer mehr Menschen suchen Orientierung in Raum und Zeit, Seele und Leib, das Natürliche, Elementare, die einfachen Weisen des Ethos, Führungsstils, des Miteinanders. Dafür müssen wir heute unendliche therapeutische Umwege nehmen. Und einer führt auch durch Formen des Ordenslebens, in welchem man Spuren lebbarer, den Quellen erschlossener Existenz zu finden hofft. Von daher suchen viele Menschen die Klöster auf, und man be-

greift die Popularität von Gestalten wie Notker Wolf, Anselm Grün, A. Mello, T. Redcliffe, R. Panikkar. Orden als Ort des einfachen Ursprungs aller Kultur, ihres elementaren Grundes, ihrer Öffnung ins menschlich Nicht-Begründbare?

Projektionsfläche

Mit alldem erneuert sich eine Funktion des Ordenslebens für Gesellschaft und allgemeine Religion, nämlich Reflexionsschirm für Sehnsüchte, Abwehr, Hoffnungen, archetypische Bilder und die elementare Dramatik des Lebens zwischen Banalität und Sinn, Zerstreung und Sammlung, Tragödie und Erlösungssymbolik zu sein. Dies gilt für die Moderne besonders seit 1800. Im Augenblick seiner öffentlichen Unterdrückung und Abschaffung erstehen vor allem die Mönchsorden als Symbol, Inbild, prophetisches Zeichen, Hoffnungssikone und Symptom einer Ahnung und Krankheit wieder: von Wackenroder und Novalis, C. D. Friedrich und – als ironische Idylle - Spitzweg, Schopenhauer (die mystisch-buddhistischen Passagen und Intuitionen wie die Mitleidsethik und der Moralismus des Jesuiten B. Gracian) und Nietzsches „Zarathustra“ bis zu Rilkes Stundenbücher, in den Romanen von H. Hesse (von „Unterm Rad“ bis „Siddharta“ und dem „Glasperlenspiel“), der Welt des Wandermönches Handke, endlich den Künstlervereinigungen wie den Nazarenern, Nabis, im Blauen Reiter und in Worpswede und vielen Gruppierungen zwischen Jugendstil und Jugendbewegung, endlich denunzierend, die Totenglocke läutend, aber doch von Faszinosum der alten Form zehrend, bei Sloterdijk oder U. Eco. Und die Erfolge von Filmen wie „Dies große Stille“ über

die Karthäuser oder die Trappisten von Algerien bestätigen diese Wirkung. Das Mönchtum erscheint hier als Phantom, Projektionsfläche, Museum, Idylle, Verheißung, Gegen- und Inbild, Karikatur und symbolisches Zeichen einer uneingelösten Hoffnung. Ein selten bedachter, meist unfreiwilliger Beitrag zur Kultur auf vorbewußter Ebene.

Global Player

Um zur Wirklichkeit zurückkehren, waren und sind die Orden ein Global Player, als Missionare und einfach durch ihre heutige weltweite Präsenz. Es gibt mehr indische oder vietnamitische als europäische Jesuiten oder Zistersienser, indonesische als deutsche Steyler. Oft werden die Orden heute selbstverständlich von Generaloberen und –oberinnen aus den Schwellenländern, aus Asien und Afrika, geleitet. In den römischen Kollegien und Klöstern leben Menschen aus allen Kontinenten ihren Alltag zusammen, übrigens auch in Krisenzeiten wie den Weltkriegen oder jüngeren Konflikten. Da ist aufgrund des gemeinsamen Glaubens und der geteilten Lebensform ein weitgehend natürliches Mitsammen möglich, wie es sich Programmatischer des multikulturellen Lebens nur erträumen könnten. Ich selbst habe über 30 Jahre in einem römischen Konvent mit über 100 Mitgliedern aus meist 40 Nationen gelebt, zwischen Tisch und Altar, Spülküche, Postdienst und akademischem Betrieb.

Weisheit

Heute überlappen einander viele Erfahrungen: die genannten vorbewussten unreligiösen Vollzüge wie archetypischen

Formen und das heutige allerontologische und ständischen Sicherungsbare gesellschaftliche Leben; das langsame, unerbittliche Schrumpfen, Altern und Sterben der europäischen Gemeinschaften wie Aufbruch und Verbreitung der Orden weltweit, bei einer großen Veränderung aller religiösen und kulturellen Eigenart. Eine Stilwandlung, die oft den Atem raubt und doch gestaltet werden muss. Abschied, Tod und Neugeburt, Lachen und Weinen, Ratlosigkeit und Vortasten, Erinnerung der unvordenklichen Tradition und ein hoffendes Ausschauen, Tapferkeit und Wagemut prägen den Ordensalltag, in sehr verschiedener Mischung. Und unter tausend Gefährdungen. Hier wird in der Ordensgemeinschaft aufgrund ihrer geprägten Form und verbindlichen Nähe ein Experiment des Übergangs vollzogen, das die europäische Gesellschaft in vieler Hinsicht noch vor sich hat. Vielleicht ein Motiv für das Interesse, das diese scheinbar überholte Lebensweise gegen alle Erwartung wecken kann.

.....

1 Einige Gedanken sind aus zwei veröffentlichten Aufsätzen übernommen: Elmar Salmann, Mönchtum in Literatur und Kunst, Erbe und Auftrag 87 (2011) 366-377; Elmar Salmann, Gerettetes Glück. Religiöse Übungsmotive bei Handke, in: Jan-Heiner Tück/Andreas Bieringer (Hg.), „Verwandeln allein durch Erzählen“. Peter Handke im Spannungsfeld von Theologie und Literaturwissenschaft, Freiburg 2014, 21-28.

Als Hintergrund: Elmar Salmann, Zwischenzeit. Postmoderne Gedanken zum Christsein heute, Warendorf 2004; Elmar Salmann, Geistesgegenwart. Figuren und Formen des Lebens, St.Otilien 2010.

- 2 Peter Dinzelbacher / James L. Hogg (Hg.), Kulturgeschichte der christlichen Orden in Einzeldarstellungen, Stuttgart 1997.
- 3 Philipp Thull (Hg.), Mit Jesus auf dem Weg: Ermutigung zum Ordensleben, St. Ottilien 2013. Vgl die Rezension dieses Buches in dieser Ordenskorrespondenz auf den Seiten 246 und 247.
- 4 Peter Sloterdijk, Weltfremdheit (edition suhrkamp), Frankfurt am Main 1993.
- 5 Peter Sloterdijk, Du musst dein Leben ändern, Frankfurt am Main 2009.
- 6 Werner Stegmaier, Philosophie der Orientierung, Berlin 2008.
- 7 Robert Harrison, Gärten: Ein Versuch über das Wesen der Menschen, München 2010.
- 8 Claudia E. Kunz, Schweigen und Geist, Freiburg 1996.

»Orden erschienen so
 als geerdete Realisierung der Kultur
 in ihren vielfältigen Gestalten,
 die darin zugleich
 ihre symbolische Prägnanz
 und metaphorische Offenheit
 dar- und auslegen.«

P. Prof. Dr. Elmar Salmann OSB

Paul Zahner OFM

P. Dr. Paul Zahner OFM, Jahrgang 1966, hat in Freiburg i. Ue. (Schweiz) und München Theologie studiert. Nach seiner Priesterweihe 1992 hat er promoviert und lebt und wirkt seit Oktober 2009 im Franziskanerkloster Graz. An der dortigen Universität begleitet er Theologiestudierende und arbeitet zudem schwerpunktmässig im Bereich der Vertiefung und Vermittlung franziskanischer Spiritualität und Theologie und gibt gelegentlich Vorlesung und Exerzitien.



Paul Zahner OFM

Aus der Christus-Begegnung in die verantwortliche Gestaltung der Welt

Das Charisma von Ordensleuten gestern und heute

In der frühen Zeit der Kirche, als sich schon an verschiedenen Orten größere Gemeinden gebildet hatten und als nicht wenige Gläubige das Martyrium in den Verfolgungen durch römische Kaiser oder andere Herrscher erlitten hatten, begannen im 3. Jahrhundert nicht wenige Christen und Christinnen aus Gemeinden und Städten auszuziehen, um in der Einsamkeit der Wüste Christus nachzufolgen. Sie erkannten die Begrenztheit, Vorläufigkeit und häufige Gefährlichkeit des weltlichen Lebens und wollten im eschatologischen Blick auf Jesus Christus hin das Wesentliche in ihrem Leben neu zu suchen und zu entdecken beginnen. So gingen sie in Wüsten, lebten in Einsiedeleien und Höhlen, auf Inseln und in

großen Wäldern, um als Eremiten und Einsiedlerinnen Gott zu suchen und ihm begegnen zu können. In dieser Wüstenaskese lebten gerade in Ägypten viele Einsiedler und Einsiedlerinnen und es kamen immer neue dazu. Mit Pachomius (287-346) begannen sich an zentralen Orten klösterliche Gemeinschaften zu bilden, die gemeinsam versuchten Gott zu suchen und miteinander aus dem Gebet zu Jesus Christus zu leben. Sie lebten in Gemeinschaft, teilten Gebets- und Essenszeiten, arbeiteten miteinander und stellten Gemeinschaftsregeln zusammen, die das Leben ordnen sollten. Benedikt von Nursia (480/490-550/560) formulierte eine aus früheren Erfahrungen und Formulierungen gewachsene Ordensregel, die

zur zentralen monastischen Regel der Kirche im westlichen, lateinischen Europa geworden ist und jahrhundertlang das Ordensleben entscheidend prägte.¹

Von der Benediktsregel zu den drei evangelischen Räten des Franziskus von Assisi

Als Grundgelübde formuliert Benedikt in seiner Regel drei Ausrichtungen, die bis heute in den monastischen Gemeinschaften die Lebensart formulieren: die Bindung des Mönches an die Gemeinschaft (*stabilitas*), eine ausdauernde Einübung in die Grundhaltungen des geistlichen Lebens (*conversatio morum*) und der Gehorsam (*oboedientia*).² Ihre Lebensform in diesen drei Räten bindet Mönche und Nonnen an die Grundhaltungen Jesu Christi. Daraus bildeten sich im Benediktinerorden, im Zisterzienserorden und in anderen monastischen Gemeinschaften feste Klöster, in denen um die dauernde Hinwendung zu Jesus Christus gerungen wurde und die im Gehorsam gegenüber Gott und der Gemeinschaft eine feste innere Ausrichtung fanden. Die monastischen Klöster gaben damit Westeuropa eine fundierte Schultradition, sicherten in Bibliotheken und durch wissenschaftliche Arbeiten die vorliegende Kultur nach dem Zusammenbruch des weströmischen Weltreiches, erneuerten durch intensive Arbeit in Wäldern und Feldern die gesundheitliche und wirtschaftliche Tradition und trugen zum fruchtbaren und auch wirtschaftlichen Kontakt mit anderen Völkern und Kulturen bei. Um Klöster bildeten sich wichtige Städte (z.B. St. Gallen) und ihrer wirtschaftlichen Verwaltung unterstanden weite

Landstriche. „Unter dem Krummstab (Abtsstab) ist gut leben“, so wurde in der Bevölkerung gesagt.

Eine ganz neue Situation entsteht im 13. Jahrhundert durch die Armutsbewegung und durch die Gründung der neuen Gemeinschaften der Bettelorden. Direkt im Dienst an den Armen, für Seelsorge und Forschung werden vor allem die Gemeinschaften der Minderbrüder (Franziskaner) und Predigerbrüder (Dominikaner) aus dem Charisma von Franziskus und Dominikus heraus gegründet und verbreiten sich sehr schnell. Sie lassen sich gerne in den Städten nieder (z.B. Augsburg, Wien, Basel), um im direkten Kontakt mit den Menschen zu stehen und sich der einfachen Leute seelsorgerlich annehmen zu können. Die Klöster werden so zu neuen Seelsorgezentren mitten in den Städten und vermögen Menschen ihre Spiritualität unmittelbar zu vermitteln.

Als Grundlage seiner Lebensform formuliert Franziskus von Assisi (1181/82-1226) erstmals für die kirchlichen Ordensgemeinschaften bleibend³ die drei so genannten evangelischen Räte von Gehorsam, Armut und eheloser Keuschheit in seiner so genannten Bullierten Regel. Sie beginnt mit dem Satz:

„Regel und Leben der Minderen Brüder ist dieses, nämlich unseres Herrn Jesus Christus heiliges Evangelium zu beobachten durch ein Leben in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit.“ (BR 1,1)⁴

Mit dieser Formulierung in der Regel des Franziskus und der Aufnahme dieser Formulierung Jahrzehnte später durch Klara von Assisi in ihre aus der Franziskus-Regel gewachsene Regel,

der „Lebensform des Ordens der Armen Schwestern“ (bestätigt 1252 und 1253)⁵, die später den Namen „Klarissen“ erhielten, werden die drei evangelischen Räte in der katholischen Kirche zur geistlichen Grundlage des Ordenslebens schlechthin und werden künftig immer als Grundlage des Ordenslebens und als Fundament jeder Profess in einem Orden genannt. In neuerer Zeit betont das Dekret über die angemessene Erneuerung des Ordenslebens „Perfectae caritatis“ des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965)⁶ die drei evangelischen Räte als die Grundlage des Ordenslebens (PC 1) und legt die einzelnen Räte ausgiebig aus (PC 12–14). Auch das dem Konzil folgende aktuelle Kirchenrecht von 1983 nennt ausdrücklich die drei evangelischen Räte als Grundlage und fasst damit auch in der heutigen Kirche die breitere Tradition des Ordenslebens in diesen drei Räten zusammen (Can. 573 des CIC), auch wenn die monastischen Orden sie nicht so in ihren (früheren) Regeln formuliert vorfinden. Franziskus deutet das Leben der Minderen Brüder als ein Leben aus dem Evangelium Jesu Christi heraus. Grundlage des Ordenslebens der Minderbrüder ist damit die persönliche Beziehung zu Jesus Christus, die Begegnung mit Jesus Christus, aus der heraus die Brüder konsequent zu leben versuchen. Die drei evangelischen Räte werden damit eine konkrete Lebensart der Beziehung zu Jesus Christus, die Ordensleute als das Zentrum ihrer Berufung zu leben versuchen:

1. Im Gehorsam stellen sie ihr Leben ganz in das Hören des Wortes Gottes hinein, das im Evangelium im Wort und in der Lebenshaltung Jesu tief vermittelt wird. Sie stellen das Hor-

chen auf Jesus Christus in die Mitte ihres Alltags, um nicht nur auf sich selber und auf die eigenen guten Vorstellungen vom Leben hören zu müssen. Der Gehorsam gegenüber den eigenen Oberen konkretisiert damit das Hören auf Jesus im täglichen Leben und macht Ordensleute bereit, Aufgaben und eine Lebensart zu ergreifen, die sie sich nicht selber ausgesucht haben, sondern die ihnen vorgeschlagen wird und in die einzustimmen sie bereit sind. Trotz allen Suchens von Ordensleuten und ihren Oberen nach einem geeigneten Auftrag und einer günstigen Aufgabe im derzeitigen Lebensalltag, hilft der Gehorsam den gewählten und ausgesprochenen Auftrag als Berufung Jesu annehmen zu können und nicht einfach als eigene günstige Wahl zu erkennen. Dadurch wird das eigene Macht- und Unabhängigkeitsstreben und die konkrete Umsetzung des Ordenslebens in den Alltag hinein ganz an Gott zurückgebunden und wird im Kontakt mit dem gehorsamen Jesus gelebt.

2. In der Armut, im „Leben ohne Eigentum“, wie Franziskus sie in BR 1,1 bezeichnet, wird Jesus Christus als Mitte der eigenen Sehnsucht betrachtet, der zu folgen das tiefere Ziel des eigenen Lebens ist. Mein Reichtum ist mein Armwerden in Jesus Christus. Nicht der äußere Besitz von Gütern, wertvollen Genussmitteln oder wichtigen Aufgaben, das äußere „Wichtigsein“ ist das Zentrum eines Ordenslebens, sondern das Loslassen von äußerlich gesehen wichtigen Dingen macht mich frei, ganz in der Armut Jesu Christi leben zu können und diese Armut zum Reichtum mei-

nes Lebens zu machen. Ich lebe aus den guten Gaben, die Gott mir gibt und versuche mich nicht an dem festzuklammern, was ich gerade bekomme. Vor allem lebe ich aus der Gabe, die Gott ist, und nicht aus den Gaben, die ich mir selber erwerben kann. Dadurch wird das tiefe Vertrauen in Gott schlechthin zum Quell des eigenen Lebens. Ordensleute versuchen in ihrer Armut, das heißt auf dem Weg ihrer Armut frei aus dem zu leben, was Gott ihnen schenken will. Dabei brauchen sie nicht einmal sich selber, brauchen nicht ihre gereifte eigene Persönlichkeit, die Ängste und Unsicherheiten verhindert, um gut leben zu können, sondern sie leben aus dem Vertrauen, dass Gott ihnen das Wesentliche schenken wird und dass Gott selbst der notwendige Reichtum ihres Lebens ist. In Jesus Christus erleben sie diese Armut des Loslassens in einer sie begleitenden menschlichen Person.

3. In der Keuschheit leben Ordensleute aus der intimen Beziehung zu Jesus Christus, der lebendiger Inhalt ihres Lebens zu sein versucht und aus dessen Liebe heraus sie liebend zu leben versuchen. Nicht der Erfolg der Anziehung der eigenen Persönlichkeit auf andere Menschen soll Mitte der eigenen Lebensform sein, auch nicht die Pflege einer intensiven partnerschaftlichen Beziehung, sondern das Leben aus der Angezogenheit durch die Zuwendung Jesu ist Mitte und Quellpunkt der eigenen Beziehungen. Bei diesem evangelischen Rat ist es günstig von „eheloser Keuschheit“ zu sprechen, da der Begriff Keuschheit auch für die Beziehung der Ehe

verwendet werden kann, in der auch eine sexuelle Beziehung als keusch verwendet werden kann und verwendet werden sollte. Dabei bedeutet Keuschheit, die Beziehung und die Begegnung zwischen zwei Menschen in den Mittelpunkt zu stellen und nicht die Befriedigung eigener sexueller Bedürfnisse. In eheloser Keuschheit soll die Beziehung und die Intimität zu Jesus Christus immer neu in der Mitte des Lebensalltages stehen und soll immer neu Zielpunkt des eigenen Lebens werden können.

Die drei evangelischen Räte sind für Ordensleute Quelle und Grund der eigenen Lebensform, die aus der intensiven und intimen Beziehung zu Jesus Christus herauswächst und dessen lebendiger Inhalt diese Beziehung zu sein versucht.

Das Leben des inneren und des äußeren Menschen als Lebensform der Ordensleute

Das Ordensleben hat nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) in vielen Einzelheiten eine große Zahl tiefer bewusster Elemente empfangen können. Wir vermögen dabei heute über viele Einzelheiten im Ordensleben und über viele Elemente der Ordensspiritualität nachzudenken und sie zu beschreiben. Eine Schwäche heutiger Sicht ist es aber, einen Überblick und damit einen Gesamtblick des Ordenslebens gewinnen zu können. Als die Minderbrüder im Jahre 1221 nach Deutschland kamen und sich dort in kurzer Zeit im ganzen deutschsprachigen Raum niederzulassen begannen, wurden zwei Franziskaner für sie prägend und wegweisend. Br. Berthold von Regensburg

(um 1210-1272) wurde zum bekanntesten und beliebtesten Prediger seiner Zeit, der in vielen Ländern predigte und so ein direkter und einflussreicher Zeuge franziskanischen und christlichen Lebens im deutschsprachigen Raum wurde. Br. David von Augsburg (um 1200-1272), der Gründer des „Augsburger Franziskanerkreises“ (K. Ruh) begleitete einige Zeit Br. Berthold auf seinen Predigtreisen, war selber ein bekannter Prediger und war lange Zeit Novizenmeister des jungen Ordens in Augsburg. Dabei wurde vorwiegend seine Zusammenfassung geistlichen Lebens für Franziskanernovizen und Franziskaner bekannt und wurde im Verlaufe der kommenden Jahrhunderte von verschiedensten Ordensleuten (Benediktiner, Zisterzienser, Augustiner Chorherren, Kartäusern, Dominikanern, Birgittinern, Brüder vom gemeinsamen Leben, Jesuiten)⁷ ausgiebig verwendet: das Buch „Vom äußeren und inneren Menschen“ (*De compositione exterioris et interioris hominis*)⁸. Das Buch wurde bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil in über 400 Manuskripten vielfach abgeschrieben, gedruckt und verwendet.⁹ Es ist sozusagen eine Zusammenfassung des Ordenslebens durch David von Augsburg, die aus verschiedensten Quellen unterschiedlicher Spiritualitäten schöpft (Johannes Cassian, Gregor der Grosse, Augustinus, Hugo von St. Victor, Bernhard von Clairvaux u.a.). Die Grundunterscheidung des Buches zeigt den Lesenden den äußeren Menschen und den inneren Menschen. Der äußere Mensch sucht in der Einübung ins Ordensleben äußere Gewohnheiten zu gewinnen: er lernt genügend zu schlafen, das Gebet gut zu pflegen, sich im Kapitel der Gemeinschaft angemessen

zu verhalten und sich im Gemeinschaftsleben auch manchmal zurückziehen zu können. Dabei vermag er auf seinem Weg verschiedene Schritte des Tugendlebens zu tun. Wichtiger als die äußere Gewohnheit ist aber das innere Leben, die Neugestaltung des inneren Menschen. Ordensleute sollen vom äußeren Glauben in eine tiefere Glaubenseinsicht hinein wachsen können, um sich schließlich in einer kontemplativen Schau dem Geheimnis Gottes nähern zu können, bzw. vom Geheimnis Gottes ergriffen zu werden. Dabei werden im eigenen Alltag Tugenden und Laster immer klarer erlebbar. Hinter jedem Laster steht eine Tugendkraft, deren positive Stärke vorwiegend genutzt werden soll, damit ein Laster besiegt werden kann. Das Ordensleben ist damit eine Suche nach den in mir liegenden Stärken, die innerlich erkannt und angenommen und äußerlich in einer gesunden Lebensart gepflegt werden. Indem diese innerlichen Wirklichkeiten eines Menschen vor Gott getragen und bewusst in die Beziehung zu Jesus Christus hinein gestellt werden, wächst ein Mensch innerlich in seiner eigenen Persönlichkeit und vermag sich äußerlich in der Gemeinschaft bewusst in die Begegnung mit Gott hineinzustellen. Daraus wächst die Kraft im Dienst am Gotteslob zu stehen, anderen Menschen dienen zu können und die Möglichkeit einer inneren Reifung auch Anderen zu vermitteln. Br. David von Augsburg vermag damit die verschiedensten Elemente früherer Erfahrungen und des eigenen Ordenslebens gereift zusammen zu führen. Dadurch können Ordensleute äußerlich eine haltende Gemeinschaft pflegen und innerlich in der eigenen Persönlichkeit und in der Gottesbegeg-

nung reifen. Sie können so Kraft bekommen, anderen Menschen in vielfältigen Bereichen zu dienen. Diese fundiert überlegte Grundlage des Ordenslebens gibt dem Menschen einen tieferen Halt und bereitet ihn zu einem reiferen Dienst an anderen Menschen vor. Dadurch bekommt das Ordensleben schließlich auch eine eigene Funktion im Dienste an den Menschen.

Dienst an Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Im 16. Jahrhundert erlebten die Ordensgemeinschaften nach der Reformation in der Katholischen Reform vielfältige Erneuerungen ihrer Lebensform und ihres Dienstes an den Menschen. Die Jesuiten (Gesellschaft Jesu) vermochten in einer freieren, aber persönlich geistlich gepflegten Lebensart den Menschen in vielfältigen Erfahrungen zu dienen und sich besonders in den Dienst der Bildung zu stellen. Die Kapuziner konnten dem einfachen Volke als nahe Seelsorger beistehen und die Probleme der einfachen Menschen verstehen. Der thesesianischen Reform des Karmelitinnenordens gelang es das innere Gebet tiefer zu pflegen und so die kontemplative Suche nach dem dreieinen Gott bewusst in die Mitte ihrer Lebensform zu stellen. Nach schweren Krisen der Kirche und des Ordenslebens in der Aufklärungszeit und in der Säkularisierung brach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Zeit der Orden an, die zu Hunderten von Neugründungen von (vorwiegend weiblichen) Ordensgemeinschaften in Europa führte und durch die ein breiter Dienst an sozialer Not und fehlender

Ausbildung gerade unter Frauen gelang. Die neueste Zeit erlebte im Zweiten Vatikanischen Konzil eine bewusste Öffnung der Kirche für Sorgen und Nöte der heutigen Zeit, an der auch die Ordensgemeinschaften bewusst Anteil nahmen. Die Worte des Konzilsdokumentes „Gaudium et spes“ wurden so zu Grundworten kirchlichen Lebens in der heutigen Zeit: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind Freude und Hoffnung, Trauer und Angst auch der Jünger Christi, und es findet sich nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen wiederhallte.“ (Gaudium et spes 1) Auch erleben die Orden in diesen Jahrzehnten eine Verlagerung größerer Ordensgemeinschaften von Europa nach Indien, Afrika und Mexiko, so dass Europa nicht mehr das geographische Zentrum des Ordenslebens ist.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der so genannte konziliare Prozess der ökumenischen Bewegung seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts sucht besonders die Förderung von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung und machte diese Anliegen zu Grundanliegen christlicher Weltverantwortung. Auch die Ordensgemeinschaften versuchten diese Anliegen bewusster auf-

zunehmen und sie ausdrücklicher zu einem ihrer Dienste an der Welt zu gestalten. Der Minderbrüderorden nahm – in Fortführung der eigenen franziskanischen Tradition – diese Elemente bewusst in die eigene Gesetzgebung auf. So heißt es in Art. 68 der aktuellen Generalkonstitutionen von 1987¹⁰:

„Die Brüder sollen in dieser Welt als Anwälte der Gerechtigkeit und als Herolde und Bauleute des Friedens leben, die das Böse durch das Gute besiegen. Mit dem Munde sollen sie den Frieden verkünden, mehr noch ihn tief im Herzen tragen, so dass niemand zu Zorn und Ärger provoziert wird, sondern alle durch die Brüder zu Frieden, Freundlichkeit und Wohlwollen aufgerufen werden.“

Die Generalstatuten von 2010 (Art. 42-45)¹¹ sehen ein Generalamt von „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ (GFBS) vor, das an der Generalkurie in Rom dem gesamten Orden in diesem Bereich dienen soll und die Anliegen in diesem Umfeld zu fördern versucht. Auch soll in diesem Bereich jede Provinz einen eigenen Animator haben.

Um die weltweite Arbeit des Minderbrüderordens im Bereich von GFBS kurz und anschaulich darzustellen, möchte ich auf zwei Organisationen hinweisen, die in diesen Bereichen arbeiten: die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn und „Franciscans International“ mit einem Hauptsitz in Genf.

1. Die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn (MZF) wurde im Jahre 1969, also wenige Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, von

den deutschen Franziskanerprovinzen gegründet und breitete sich im Verlaufe der Jahrzehnte auf weitere europäische Franziskanerprovinzen aus, die die MZF mittragen oder mit unterstützen. Sie unterstützt nachhaltig und geduldig die missionarische, soziale und schulische Arbeit von franziskanischen Ordensgemeinschaften in armen Ländern der ganzen Welt. Dabei folgt sie entschieden der franziskanischen Option für die Armen, die vor allem in Lateinamerika neu bewusst geworden ist und die sich von diesem Kontinent aus in verschiedene Länder ausgebreitet hat. Im Laufe des Jahres 2012 wurden fast 6 Millionen Euro an Projekte in der ganzen Welt vergeben und es konnten und können damit Projekte langfristig unterstützt werden.¹² Aus der langen Arbeit der Missionszentrale heraus wurde im Jahre 2003 die „Bank für Orden und Mission“ gegründet, die sich vor allem für soziale Gerechtigkeit und für Umweltgerechtigkeit einsetzt.¹³

2. Die Nicht-Regierungsorganisation „Franciscans International“ wurde von den franziskanischen Ordensgemeinschaften und der franziskanischen Laiengemeinschaft (Franziskanischer Säkularorden) im Jahre 1989, also vor 25 Jahren, gegründet, um sich vorwiegend im Menschenrechtsrat der UNO für die Menschenrechte einsetzen zu können und damit an einem wichtigen Element der weltweiten Unoarbeit einen direkten Einfluss bekommen zu können.¹⁴ Sie steht in direktem Kontakt mit Ordensgemeinschaften, die das menschliche Leiden der Bevölkerung vor Ort erleben und so im Menschenrechtsrat

in Genf Zeugnis von diesem Leiden und von schwierigen gesellschaftlichen Situationen geben können (Stichwort „at grassroots“), damit dieser Rat das Leiden veröffentlichen und diskutieren kann und zu dessen Linderung politische Maßnahmen gegen Ortsregierungen ergriffen werden können. Die wichtigste Gabe von „Franciscans International“ ist dabei die Nähe zu den Menschen vor Ort und die direkte Einflussmöglichkeit am Menschenrechtsrat der UNO. Diese beiden Elemente geben ihr einen großen Einfluss als Nichtregierungs-Organisation und ermöglichen nicht selten Verbesserungen der örtlichen Situation, die wiederum unter Mithilfe von Ordensleuten vor Ort begleitet und befragt werden können.

Ordensleben: aus der Tiefe der evangelischen Räte im Dienst an den Menschen stehen

Eine geistliche Kultur des Ordenslebens hat ihre Wurzeln in der von den drei evangelischen Räten von Gehorsam, Armut und eheloser Keuschheit geprägten Christusbeziehung, wie sie durch die Formulierung des Franziskus von Assisi zur Grundlage der Ordensspiritualität geworden ist. Die Bindung an Christus befreit von vielen menschlichen Gebundenheiten und macht frei für den Dienst an Menschen. Das Ordensleben gibt dem „äußeren Menschen“ bei Schwestern und Brüdern eine klare Lebensform und Lebensgestaltung, fördert die freie Persönlichkeitsentwicklung und setzt einen Akzent auf die tiefen Werte des „inneren Menschen“, wie sie der Franziskaner David von Augsburg zusammenfassend darzustellen versuchte. Ne-

ben verschiedenen geistlichen und persönlichen Diensten von Ordensleuten und Ordensgemeinschaften wurde spätestens mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch ihr Dienst an Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung hervorgehoben und wurde zu einem wichtigen Teilelement der Aufgaben von Ordensgemeinschaften gegenüber den Gesellschaften unserer Zeit. Wenn die spirituelle Tiefe der drei evangelischen Räte, die persönliche Reifung des „äußeren und des inneren Menschen“ und der Dienst an Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sich in den Ordensleuten gegenseitig zu ergänzen vermögen, einander Grundlage und Herausforderung sind und wenn kontemplatives Gebet und Dienst an den Menschen einander befruchten, gelingt es, die Berufung von Ordensleuten im Heute leben und vielfältig weiterentwickeln zu können.

.....

- 1 Vgl. dazu Christoph Benke, Kleine Geschichte der christlichen Spiritualität, Freiburg i.Br. 2007, 32-53.
- 2 Vgl. dazu Salzburger Äbtekonzferenz (Hg.), Die Regel des heiligen Benedikt, Beuron 2008².
- 3 Die drei evangelischen Räte formulierte schon einige Jahrzehnte vorher die Professformel der Regularkanoniker der Abtei St. Genova zu Paris im Jahre 1148 und nennt auch die Regel für die Trinitarier im Jahre 1198. Aber erst mit der Regel der Minderbrüder begannen sich die drei Räte breiter in und für die Ordensgemeinschaften als geistliche Grundlage durchzusetzen.
- 4 Vgl. dazu in der Quellensammlung: Dieter Berg / Leonhard Lehmann (Hg.), Franziskus-Quellen. Die Schriften des heiligen Franziskus, Lebensbeschreibungen,

Chroniken und Zeugnisse über ihn und seinen Orden (Zeugnisse des 13. und 14. Jahrhunderts zur Franziskanischen Bewegung Bd. I), Kevelaer 2009, 94.

- 5 Vgl. dazu in der Quellensammlung: Johannes Schneider / Paul Zahner (Hg.), Klara-Quellen. Die Schriften der heiligen Klara, Zeugnisse zu ihrem Leben und ihrer Wirkungsgeschichte (Zeugnisse des 13. und 14. Jahrhunderts zur Franziskanischen Bewegung, Bd. II), Kevelaer 2013, 42-73 (gleiche Formulierung wie bei Franziskus BR 1,1 findet sich in KlReg I,2).
- 6 Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen. Lateinisch-deutsche Studienausgabe (hg. v. Peter Hünermann), Freiburg i. Br. 2012 (Neuausgabe), 284-304.
- 7 Vgl. folgende Anmerkung: David von Augsburg, 25.
- 8 Das Buch liegt erstmals in deutscher Übersetzung vor: David von Augsburg, Vom äusseren und inneren Menschen (De compositione exterioris et interioris hominis – übers. u. hrsg. v. Marianne Schlosser), St. Ottilien 2009.
- 9 Vgl. zum Ganzen die aktuelle, fundierte Arbeit: Cornelius Bohl, Geistlicher Raum. Räumliche Sprachbilder als Träger spiritueller Erfahrung, dargestellt am Werk „De compositione“ des David von Augsburg (Franziskanische Forschungen 42), Werl 2000.
- 10 Regel und Generalkonstitutionen des Minderbrüderordens. Rom 1987, Werl 1988.
- 11 Generalstatuten des Minderbrüderordens, Rom 2010.
- 12 Aktuelle Informationen finden sich unter <http://www.mzf.org> (aufgerufen am 15.4.2014).
- 13 Vgl. die genaueren Informationen unter <https://www.ordensbank.de/> (aufgerufen am 15.4.2014).
- 14 Genauere Informationen gibt <http://www.franciscansinternational.org> (aufgerufen am 15.4.2014). Vgl. auch Denise Boyle, Weltweite Friedensarbeit von „Franciscans International“ bei den Vereinten Nationen, in: Michaela Sohn-Kronthaler / Paul Zahner, Pax et Bonum. Franziskanische Beiträge zu Frieden und interreligiösem Dialog (Theologie im kulturellen Dialog 23), Innsbruck 2012, 133-142.

Janine Weißer-Gleißberg

Janine Weißer-Gleißberg studierte Journalistik und Fernsehjournalismus in Hannover und arbeitet heute als Dokumentarfilmerin und freie Journalistin. „Lebenswege - Auf der Suche nach Zufriedenheit“ ist ihr erster abendfüllender Dokumentarfilm, Abschlussfilm ihres Studiums und startete im April auf ersten Filmfestivals im In- und Ausland.



Janine Weißer-Gleißberg

Mission Possible - Mit der Kamera im Kloster Erfahrungsbericht Cella St. Benedikt

Für ihren Abschluss an der Hochschule Hannover haben Janine Weißer-Gleißberg und Manuel Pater einen Dokumentarfilm zum Thema Zufriedenheit gedreht – einer der Protagonisten ist ein Mönch aus der Cella Sankt Benedikt in Hannover. Warum sie die Zufriedenheit im Kloster vermuteten und was sie am meisten überrascht hat, erzählen sie in ihrem persönlichen Bericht – mit einem Blick von außen auf die Kultur des Klosterlebens – in einem Stadtkloster – heute.

Über den Film: Der Film „LebensWege“ macht sich auf die Suche nach Zufriedenheit von ganz normalen Menschen im Jahr 2014. Die Filmemacher stellen sich und ihren Protagonisten die ganz einfache Frage, was Zufriedenheit für sie ist und welche Bedeutung es hat, zufrieden zu sein. Die Antworten erhalten sie von sehr unterschiedlichen Menschen, die sie im Alltag begleiten und mit denen sie lange Interviews führen. Neben Br. Benjamin Altemeier OSB haben sie einen Ski-Extremsportler in München, eine Sängerin und Autorin in Berlin-Kreuzberg und eine fünfköpfige Familie im beschaulichen Stadtteil Hannover-List für die Suche vor der Kamera ausgewählt und porträtiert.

Eben haben wir noch total gestresst im Auto gesessen und uns im Stop-and-Go durch die Straßen geschoben. Rote Ampeln und dann ewig nach einem Parkplatz gesucht. Aber jetzt fällt dieser Stress von uns ab. Wir sind angekom-

men in der Cella Sankt Benedikt. Eine Insel der Ruhe, das ist unser erster positiver Eindruck.

Durch die milchigen Alabasterfenster dringt das Licht der Morgensonne herein. Die Kirche ist außer uns fast leer.



Bruder Emmanuel sitzt bereits auf seinem Platz und hat die Augen geschlossen. Es herrscht eine ruhige Atmosphäre vor dem Morgengebet. Von draußen hört man Autogeräusche, Absätze und ein paar gedämpfte Stimmen: Fußgänger passieren die Kirche. Ein Bus fährt vorbei. Das alles nehmen wir wahr, trotzdem fühlen wir uns viel mehr als Zuhörer von allem dem, was dort draußen in der morgendlichen Welt passiert. Es fühlt sich gut an und seltsam geborgen. Die große weiße Tür der Kirche öffnet sich und Bruder Benjamin tritt ein. Er trägt ein weißes langes Gewand. Bisher haben sich alle unsere Erwartungen erfüllt, mit denen wir hier angekommen sind. Wir erleben Ruhe und betende Mönche.

Drei Wochen vorher haben wir gemeinsam umringt von etlichen Zetteln, Notizen und unseren Laptops für unsere Filmrecherche im Wohnzimmer gesessen und überlegt, auf welcher unterschiedlichen Weise Menschen heute für sich nach einem Leben suchen, dass sie zufrieden macht.

Neben Musikern, die sich selbst verwirklichen, Sportlern die den Adrenalinkick genießen und Familien die das bunte Leben mit ihren Kindern lieben, fielen uns auch Menschen ein, die einen spirituellen Lebensweg wählen. Unsere Vorstellung von einem Leben im Kloster war natürlich geprägt von allem, was man darüber in den Medien erfährt. Das Erste, an das wir dabei dachten, waren Nonnen und Mönche in ihren Ordens-trachten. Auf unseren Zetteln stand aber auch: Glaube, Einsamkeit, Armut, Schweigen, Ruhe, Abgeschiedenheit, Beten, leben ohne Technik, Keuschheit, Klöster, die von Mauern umgeben sind, Chorgesänge, Fasten. Den Alltag in ei-

nem Kloster stellten wir uns als eine Mischung aus beten und arbeiten vor. Wobei die Arbeit in unserer Vorstellung im Kloster selbst erledigt wurde und auch unmittelbar damit zu tun hatte. Irgendwie haftete diesem Lebensweg etwas Altertümliches und Unmodernes an. Wie ein Gegensatz zu unserer schnellen und technisierten Welt, in der es ganz oft um Dinge wie Karriere, Geld oder Ansehen geht. Genau das machte es aber auch so spannend für uns. Denn wir fragten uns, was genau macht jemanden, der im Kloster lebt zufrieden? Wir hatten keine Vorstellung, was die Mönche uns antworten würden.

Bei den Vorbereitungen auf unseren Klosterdreh stellten wir uns aber auch ganz praktische Fragen zum Alltag in einem Orden. Z. B.: Wie machen die Mönche das mit dem Geld? Haben sie eigenes oder vielleicht sogar ein eigenes Bankkonto? Was machen sie in ihrer Freizeit bzw. gibt es so etwas wie Freizeit überhaupt für sie? Und was fehlt ihnen vielleicht auch im Kloster? Was darf man besitzen, wenn man in Armut lebt und was geht einem Mönch durch den Kopf, der eine schöne Frau sieht?

Nicht alle diese Fragen kann man sofort stellen. Dazu muss man auch erst mal ein Vertrauensverhältnis aufbauen. Br. Benjamin und wir verstanden uns sofort gut und das war die beste Basis, um mit einem guten Gefühl auch die Fragen zu stellen, die man sonst nicht fragt. Br. Benjamin hatte auch viele Fragen an uns und so standen wir uns eigentlich während des gesamten Drehs mit beiderseitiger Neugierde gegenüber. Nicht selten führten wir interessante Gespräche über Gott und Spiritualität, die plötzlich entstanden und die wir auch gar nicht aufzeichneten. Wir stellten gemeinsam

schnell fest, dass unsere Vorstellung vom Klosterleben und das tatsächliche Klosterleben, sagen wir mal, etwas auseinandergingen. Wir beschlossen nach dem ersten Kennenlernen deshalb, dass wir zunächst einen Tag lang das Ordensleben mit lebten, ohne Kamera. Einfach, damit wir uns gegenseitig und die Abläufe kennenlernen konnten. Dieser Tag war für uns voller Überraschungen und begann mit dem Morgengebet.

Was uns schon am ersten Tag auffiel, war: Benjamin hat Zeit. Und er erledigt alles, was er tut mit einer großen Ruhe. Er nahm sich nicht nur für uns sehr viel Zeit, sondern für alle Dinge, die er machte. Und das war einerseits ansteckend, weil wir dadurch selbst eine große Ruhe beim Dreh entwickelten und bewundernswert andererseits, weil er uns das vorlebte, von dem dauernd alle behaupten, dass es in dieser schnellen Welt nicht mehr möglich ist. Benjamin erklärte uns auch, Mönche seien keine Workaholics und es sei für ihn wichtig eine Aufgabe zu haben, die ihm Freude macht. Sein Tag sei so strukturiert, dass man immer wieder zur Ruhe kommt.

Neben Benjamin leben in der Cella St. Benedikt noch vier weitere Brüder. Wir wurden von allen sehr freundlich aufgenommen. Bruder Nikolaus half uns, passende Passagen für unseren Film in der Regel des Heiligen Benedikt zu finden. Bruder Emmanuel kochte und lud uns zum Essen ein. Wir erfuhren, dass neben dem Chorgebet das gemeinsame Essen sehr wichtig für die Gemeinschaft der Mönche ist. Wir erlebten das Klosterleben ganz nah, begleiteten die Mönche beim Beten, Einkaufen, Kochen, im Klosterladen und Bruder Benjamin bei seiner Arbeit als Lehrer in die Schule. Am Ende waren wir uns einig: Das klei-

ne Kloster mitten in der Stadt ist im Grunde wie eine WG. Es gibt Konflikte, wie in jeder anderen Gemeinschaft auch und dabei geht es ebenfalls um ganz weltliche Dinge, wie die Ordnung im Bad oder der Küche. Was diese Erkenntnis in uns auslöste? Uns wurde klar, dass Klosterleben zwar einerseits anders ist, denn die Gebete strukturieren den Tag, andererseits aber auch ganz normal wie andere Alltage auch. Wir fanden auf unsere Fragen Antworten, die uns eigentlich immer überrascht haben. In einem Orden lebt man in Gütergemeinschaft. Bruder Benjamin ist bei Facebook, hat ein Handy und außerdem nicht nur einen eigenen Computer, sondern auch eine kleine Stereoanlage. Von Technikferne und Entsagung allen weltlichen Dingen, so wie wir uns das vorgestellt hatten, also keine Spur. Auch dass die Mönche nicht immer ihre Ordensgewänder tragen, sondern ganz normale Alltagskleidung, war eine große Überraschung für uns. Bei der ersten Begegnung hatten wir Bruder Benjamin in seinem braunen Ordensgewand kennengelernt, an den meisten Drehtagen trug er aber einen normalen Pullover und Jeans. Wenn wir nicht gewusst hätten, dass er Mönch ist, dann hätten wir ihn als solchen gar nicht erkannt. Wir sprachen mit ihm darüber und seine Erklärung, dass man dadurch nahbarer für Menschen wird, konnten wir ihm nur bestätigen. Es war spannend zu erleben, wie Br. Benjamin und seine Brüder die Welt sehen und dass sie den Spagat zwischen Ordensleben und dem Leben außerhalb des Klosters gut miteinander verbinden.

Durch die gegensätzlichen Lebensweisen unserer anderen Protagonisten zogen wir immer wieder automatisch Verglei-

che. So z. B. auch zum Extremsportler, der auf den ersten Blick der komplette Gegensatz zu Br. Benjamin zu sein scheint. Er reist in der Welt umher und stürzt sich mit seinen Ski in den Tiefschnee; einen vorstrukturierten Tagesablauf, der sich kaum verändert, kennt er nicht. Benjamin pendelt zwischen Gebet und Arbeit und weiß genau, was er wann machen wird. Bei diesem Gegensatz kam bei uns die Frage auf, ob sich Br. Benjamin unfrei fühlt. Seine Antwort darauf war ganz klar: Nein, es gibt ihm eher Sicherheit. Und so streng wie wir uns das Klosterleben vorgestellt haben ist es in der Cella Sankt Benedikt nicht. Jeder Mönch hat doch so seine Freiheiten. Die Ordensbrüder gehen jeweils einem eigenen Beruf nach, und zwar nicht im Kloster, sondern ganz normal, wie andere auch, z. B. als Lehrer in einer Schule oder als Mitarbeiter in einem Unternehmen. Es gibt Strukturen durch die Gebetszeiten, aber montags haben die Mönche ihren freien Tag und auch Urlaub gibt es. Wir haben lebensfrohe und mutige Menschen kennengelernt, denen die Gemeinschaft mit Anderen und die Suche nach Gott wichtig ist. Dabei darf man sich aber gerne auch mal den ganz weltlichen Dingen hingeben, z. B. den Abend mit Freunden in einer Kneipe verbringen, Musikkonzerte besuchen oder mal ins Kino gehen. Bruder Benjamin brachte es auf den Punkt: „Ich habe einen Schlüssel und ich kann rein- und rausgehen, wann ich möchte. Ich muss mich aber feingliedriger mit meinen Mitbrüdern in ganz vielen Dingen absprechen.“

Wir waren überrascht, wie persönlich und ehrlich uns auch auf Fragen geantwortet wurde, bei denen man als Außenstehender vielleicht schnell das Ge-

fühl hat, eine Tabuzone zu betreten, wie z. B.: Vermisst man eine Partnerschaft? Was ist, wenn man sich als Mönch plötzlich verliebt und deshalb ein bürgerliches Leben beginnen will? Wir erfuhren in den Gesprächen, dass auch das möglich ist und es hin und wieder vorkommt. Es ist wichtig, seinen eigenen Weg zu gehen und auf sein Bauchgefühl hören. Denn dies lässt sich auch auf die höhere, gottgegebene Ebene übertragen: Wenn da irgendetwas ist, das einem sagt, dass man anders leben möchte, dann sollte man das besser tun und es nicht unterdrücken. Verantwortungsvolles abwägen vorausgesetzt. Aber im Grunde, so Br. Benjamin wird es schon gut sein und gut werden, denn Gott wird einem keinen negativen Lebensweg vorzeichnen. Dieses Gottvertrauen hilft auch bei Zweifeln am eingeschlagenen Lebensweg, die es natürlich auch im Kloster gibt. Und wir konnten es in Br. Benjamins Aussagen spüren. Er hat diese Gelassenheit und das Vertrauen in Gott, in ein positives Leben und das steckt enorm an.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Zufriedenheit haben wir im Kloster auch tatsächlich gefunden. Und die wird für Bruder Benjamin dadurch hergestellt, dass er eine Aufgabe hat, die er als sinnvoll betrachtet. Die Suche nach Gott gibt ihm eine höhere Sinnperspektive und das Leben in der Gemeinschaft

mit anderen, die eine gleiche Haltung haben, das Gefühl angekommen zu sein. Die strukturierte und spirituelle Ausrichtung seines Tagesablaufs gibt ihm große innere Ruhe und einen gelassenen Blick auf das Leben. Unser Eindruck und Fazit nach einer intensiven Drehzeit im Kloster: Ordensleben ist wesentlich vielseitiger, als wir uns das vorher vorgestellt haben. Im Orden zu

leben, ist eine Lebensform, die heute selten geworden ist, aber nicht unmodern sein muss.

Für uns persönlich hatte der Dreh im Kloster ebenfalls einen Effekt: Wir waren nach manchem Drehtag entschleunigt. Wir haben viel aus den Gesprächen für uns selbst mitgenommen. Die Begegnung ist eine Bereicherung über den Dreh hinaus.

Lust am Ordensleben

Wie junge Ordensleute über gemeinsames geistiges Leben denken.



Im Themenheft „Auf die Jungen hören“ der benediktinischen Zeitschrift „Erbe und Auftrag“ findet sich ein Artikel¹, der eine Studie amerikanischer Ordensgemeinschaften zu den jungen Menschen im Orden reflektiert. Der Autor, P. Bernhard Eckerstorfer OSB fasst zusammen: „Die Autoren der Studie aus den vereinigten Staaten [...] sehen ein klares Zeichen, dass das Ordensleben nicht von gestern ist, sondern bis heute attraktiv bleibt und auch morgen die Kirche und die Gesellschaft bereichern wird. [...] Nehmen wir die Interessenten und Eintritte, die uns geschenkt sind, für sich wahr. [...] Sehen wir in ihnen Vorboten einer neuen Gestalt des Ordenslebens, das auf seine Weise zur Blüte gelangen wird.“² Die amerikanische Studie ist deswegen so bedeutsam, weil sie sich auf qualitative Befragungen stützt. Bisherige Studien zu den jungen Menschen im Orden waren zumeist rein quantitativ angelegt und erwirkten Altersstatistiken und Ein- und Austrittsvergleiche. Bei der Frage nach der Kultur des Ordenslebens sollen auch in unserem Heft junge Ordensmenschen zu Wort kommen und darlegen können, was geistliches Leben in einer Gemeinschaft für sie heute für einen Wert und Sinn hat.

**Sr. Monika Amlinger OSB,
geb. 1981, Kommunität Venio,
München.**

Eine erste Antwort darauf gibt Schwester Monika Amlinger OSB von der Kommunität Venio in München. Direkt im Anschluss an den Artikel von P. Bernhard kommentiert sie die Studie aus Sicht einer jungen Benediktinerin³. Junge Menschen von heute, so schreibt sie, fühlen sich zunehmend heimatlos oder austauschbar. Daher sei die Sehnsucht nach „greifbarer“ und verlässlicher Gemeinschaft naheliegend. Die Möglichkeit, in eine lange bewährte Tradition einzutreten, sieht Schwester Monika als wohltuenden Gegenpol zum heute vorherrschenden Zwang zur Selbstbestimmung. Gleichwohl ist es mehr, als der Wunsch, ein Leben in Gemeinschaft zu führen, der junge Menschen ins Kloster führt.

„Das Gemeinschaftsleben ist nicht Selbstzweck, sondern weist über sich hinaus. Es geht um die gemeinsame Ausrichtung auf den verborgenen Anderen. Wir Ordensleute möchten unsere Identität in Gott finden und nicht selbst erfinden.“ Und letztlich ist es für Sie auch ihre Beziehung zu Gott, die sie im

gemeinschaftlichen Leben trägt. „Es gibt in meiner Gemeinschaft Punkte, mit denen ich mich schwertue. Warum ich trotzdem immer wieder spüre, dass ich genau in diese Gemeinschaft gehöre, das kann ich nicht rational begründen.“ Die persönliche Gottesbeziehung trägt ihrer Ansicht nach die gesamte Gemeinschaft. Und das hat weitreichende Konsequenzen. „Ich denke, es hilft nicht viel, sich als Gemeinschaft besinnen bzw. verändern zu wollen mit dem direkten Ziel, für Jüngere anziehender zu werden. Wichtiger erscheint es mir, dass jede und jeder Einzelne die eigene Berufung neu lebt und entdeckt. [...] Das gemeinsame Leben hat ja gerade den Sinn, sich gegenseitig auf dem Weg zu Gott zu helfen. [...] Für junge Leute ist es anziehend, wenn sie spüren, dass sie in einer Gemeinschaft wirklich ‚auf’s Ganze‘ gehen können, wenn sie Raum haben für die Suche nach Gott und nicht primär als Arbeitskraft angesehen werden.“ Schwester Monika legt Wert darauf, als junge Ordensfrau mitgestalten zu können. „Wir müssen auch erleben, dass wir etwas mitgestalten können.“ Die Ordenskorrespondenz hat in Ergänzung zu Schwester Monikas Artikel weitere junge Ordensleute nach ihrem Verständnis von Ordensleben in der heutigen Zeit befragt.

**Fr. Philipp König OP,
geb. 1986, Dominikanerkloster
Mainz.**

Frater Philipp König OP trat im Jahr 2008 in den Dominikanerorden ein. Grundlegend für das Ordensleben ist für ihn der Wunsch, Gott den ersten Platz in seinem Leben zu geben. Besonders wichtig ist ihm dabei die Gemeinschaft

in seinem Orden, vor allem aber, einen Dienst inmitten der Kirche zu tun.

„Für mich war es ein wichtiger Punkt, möglichst mit meiner ganzen Person für die Kirche einzustehen, auch in der Öffentlichkeit. Dazu braucht es Menschlichkeit, Offenheit, Aufrichtigkeit und eine großherzige Bereitschaft zum Dienst und zum Zeugnis. Gerade angesichts der aktuellen Probleme, denen die Kirche in Deutschland, in Europa und weltweit gegenüber steht, braucht es meiner Meinung nach glaubwürdige Menschen, die mit ihrem ganzen Sein für die Frohe Botschaft Jesu einstehen, und zwar inmitten seiner Kirche.“

Christentum ist für Frater Philipp keine graue Theorie, sondern muss im Alltag praktisch erfahrbar sein. „Das Christentum selbst ist eine Lebenskultur, weil die Botschaft Jesu Hilfe zu einem gelingenden Leben ist. Sein Wort will Menschen aufrichten, es ist zutiefst glaubwürdig, wahrhaftig und liebevoll. Dies auszustrahlen ist unsere Aufgabe als Kirche und als Orden. ‚Kultur‘ ist dann kein abstrakter Begriff, sondern meint wirklich gelingendes Leben, das aus der Botschaft des Evangeliums erwächst.“ Ordensgemeinschaften sind somit „alternative Lebensmodelle, die auf andere anziehend wirken können. Gerade die Kultur des Gemeinschaftslebens und der Gütergemeinschaft ist so etwas, was einen positiven Kontrast zu manchen Einseitigkeiten bieten kann, in denen unsere Gesellschaft lebt. Ich habe gelernt, dass es auch und gerade für das Leben in einer Ordensgemeinschaft ein solides persönliches Fundament im geistlichen Leben braucht. Im geistlichen Leben durchdringen und bedingen persönliche und gemeinschaftliche Elemente einander.“ Die Radikalität des

Ordenslebens besteht für ihn vor allem darin, persönliche Interessen den gemeinschaftlichen unterzuordnen.

„Eine Ordensgemeinschaft ist kein Freundeskreis. Daher fordert das Zusammenleben mit Menschen, die ich mir nicht ausgesucht habe, immer wieder Demut und Offenheit, aber auch ein gesundes Maß an Humor. Ich denke, dass die Ordensgemeinschaften viel Potential haben, um heutigen Menschen bei ihrer Sinnsuche beizustehen und ihnen dabei Angebote zu machen. Dies beginnt mit einem einfachen Lebensstil, bei dem eine Übereinstimmung herrscht zwischen dem, was ich glaube, tue und sage. Christentum ist keine abgehobene Lehre, sondern wird im Alltag konkret. Es ist auch keine Ideologie, sondern es macht das Leben reich und froh, es weitet unser Herz und verbindet Menschen miteinander. Gerade die geistliche Tradition des Christentums birgt so viele Schätze, die so vielen Menschen bereits Lebenshilfe waren. Ordensgemeinschaften können dabei helfen, diese Schätze auch für heutige Menschen zu heben und fruchtbar zu machen.“

Die Orden werden wohl am ehesten als glaubwürdig wahrgenommen, wenn sie wirklich ihrem Auftrag nachkommen. Es bringt nichts, wenn gerade Ordensleute sich nur mit sich selbst und dem Binnenraum ihrer jeweiligen Gemeinschaften beschäftigen. Inhalt unserer Verkündigung ist nicht der Orden, sondern Jesus Christus und sein Evangelium. Ordensgemeinschaften sollten sich, wenn sie wirklich als bedeutsam und glaubwürdig wahrgenommen werden wollen, besonders als Teil der Kirche Jesu verstehen, die als Ganze eine Sendung in der Welt hat.“

Sr. M. Nikola Kraus O.Cist,
geb. 1975, Kloster Seligenthal,
Landshut.

Sr. M. Nikola Kraus O.Cist lebt seit 2003 in der Zisterzienserinnenabtei Seligenthal. Geistliches Leben beschränkt sich für sie nicht nur auf Ordensleute. „Geistliches Leben ist alles, was die Beziehung zu Gott, zu Jesus Christus nährt, wachsen lässt und fördert.“ Sie beschreibt, wie sich im Verlauf ihres

Autoreninfo



Fünf junge Ordensleute äußern sich zur Frage, was für sie Kultur des Ordenslebens bedeutet und zum Wert und Sinn geistlichen Lebens in einer Gemeinschaft.

V. l. n. r.: Sr. Monika Amlinger OSB, Fr. Philipp König OP, Sr. M. Nikola Kraus O. Cist, Br. Marcel Holzheimer OSA, Sr. M. Tanja Lohr OSF.

Hineinwachsens in den Orden das Geistliche Leben immer wieder verändert hat. „Nach meiner zeitlichen Profess war ich vier Jahre im Studium und von daher viel außerhalb des Klosters. In dieser Zeit musste ich wieder mehr ein eigenes Geistliches Leben ohne den Rückhalt der Gemeinschaft für mich finden und ermöglichen. Zeiten der Stille und des persönlichen Gebets waren immer noch wichtig, aber sie waren nicht mehr automatisch in meinen Tagesrhythmus eingebaut. Daher hieß es für mich, neu herauszufinden, wie ich in dieser konkreten Studiums-Situation meine Beziehung zu Gott leben konnte. Das Ordensleben ist ohne diese vertrauensvolle und persönliche Bindung an Gott für mich nicht zu denken. Ordensleben heißt in und mit und durch Christus zu leben und mich von ihm zum Leben in Fülle berufen zu wissen. Diese Beziehung immer wieder zu suchen und zu leben, in der Stille, im Gebet, im Austausch miteinander und auch im Wirken in der Welt, ist für mich als Grundhaltung der ‚Kontemplation‘ konstitutiv.“

Als Zisterzienserin ist für sie die Beständigkeit eine der wichtigsten Grundhaltungen des Ordenslebens. „Beständigkeit ist eine innere Grundhaltung des Da-seins und Da-bleibens. Das kann heißen, dass ich in meiner Gemeinschaft wirklich da bin, unabhängig von Situationen, Konflikten oder Problemen. Da-sein, beständig sein heißt dann, dass die anderen auf mich zählen können, dass sie sicher sein können, dass ich nicht weglaufe, dass ich mich einbringe, dass ich präsent bin, dass ich mitdenke und das ich bleibe. Wir brauchen in unseren Gemeinschaften Menschen, die beständig sind, die dableiben

und auf die wir zählen können. Eine weitere Grundhaltung, die ein Leben in einer Ordensgemeinschaft – wie in jeder Gemeinschaft und Verbindung von Menschen – erst möglich macht, ist die Haltung der gegenseitigen Liebe. In Liebe verbunden sein heißt für mich zu wissen, dass jeder und jede mit ihrer je eigenen Art wertvoll, einzig und damit als Teil des Ganzen unersetzlich sind. Liebe heißt, den anderen nicht abwerten oder ablehnen oder verurteilen, sondern den anderen verstehen lernen und sein So-Sein wertschätzen. In einer Grundhaltung der Liebe leben bedeutet nicht, dass ich alles, was andere tun, gut heiße oder das es keine Konflikte gibt – das wäre blinde Naivität. In einer Grundhaltung der Liebe leben heißt sehr wohl Konflikte zu haben und diese auch auszutragen aber eben ohne den anderen klein zu machen oder schlecht zu machen oder abzuurteilen, weil ich mich zu jederzeit mit dem anderen in Gott und in Christus, also in der Liebe selbst, verbunden weiß.

Ordensgemeinschaften sollten für mich Orte sein, wo spürbar wird, dass hier Menschen leben, die aus ihrer Verbundenheit zu Gott, sich selbst und die anderen annehmen, wirklich annehmen. Das Vertrauen darauf, von Gott bedingungslos geliebt und angenommen zu sein, ganz abgesehen von jeder Leistung, ist eine wichtige Säule und Stütze für das Leben, die heute oft verlorengegangen ist. Ich arbeite als Lehrerin und bin dadurch in der glücklichen Lage, Wissen und Kompetenzen an junge Menschen vermitteln zu dürfen. Ich habe den Eindruck, dass dabei die Fähigkeit, überhaupt erst einmal die eigene Persönlichkeit als einzigartiges Geschenk zu entdecken und zum Ausdruck

zu bringen, eine der wichtigsten Fähigkeiten ist, die wir vermitteln können.“

Die bedingungslose Annahme des Anderen in seiner Einzigartigkeit kann zum Zeichen für die Welt werden. „Ich denke, dass ein großes Kulturgut, dass wir heute ‚tragen‘ oder viel besser noch in die Welt leben, vor allem eine auf Gott gegründete tiefe Lebensfreude und Lebenslust ist. Lebenslust verstanden als ein erfülltes Leben, das in der tiefen Gewissheit gründet, dass ich, so wie ich bin, unendlich wertvoll bin.

Wenn wir Menschen an dem teilhaben lassen, was unser Herz erfüllt und uns zu wahren Leben inspiriert, dann ist das, was wir tun bedeutsam, weil wir Gott zu den Menschen bringen und weil wir ein von Gott erfülltes Leben zu den Menschen bringen. Wir müssen aus Seiner Liebe heraus leben, das kann ganz unterschiedlich zum Ausdruck kommen: Es kann heißen, dorthin zu gehen, wo Menschen sind, die uns brauchen. Es kann heißen, die Menschen wirklich so anzunehmen, wie sie sind, egal ob arm oder reich, krank oder gesund, berühmt oder unbekannt. Es kann heißen, Menschen an unserem Leben teilhaben zu lassen oder dass wir an ihrem Leben teilhaben. Es kann auch heißen, am Leben um uns herum teilzuhaben, am politischen Leben, am Leben der Pfarrgemeinde, am Leben der Stadt oder einfach unserer Nachbarn.

Ja, unser Leben ist radikal, unser Leben ist ein volles ‚JA‘ zu Gott, zu seiner Schöpfung und zu seiner Liebe: deshalb haben wir hohe Ideale- oder besser: deshalb haben wir die höchsten Erwartungen und Hoffnungen und wollen diese Liebe selbst zu 100% leben. Aber wir scheitern dabei immer wieder. Und das ist ok, solange wir erstens nicht so

tun, als ob wir nie scheitern würden, und zweitens unser Scheitern offen anschauen und daraus lernen. Um glaubwürdig zu sein, müssen wir uns zeigen, so wie wir sind, und das Risiko der Verletzlichkeit eingehen. Es geht nicht darum einen ‚Stand‘ zu bilden oder das Bild eines ‚Standes‘ zu verteidigen, es geht darum, authentisch unser Leben zu leben und unsere Gottesbeziehung und die Kraft, Zuversicht und Hoffnung, die wir daraus schöpfen, mit den Menschen zu teilen.

Christsein heißt immer auch bei den Menschen sein. Das gilt auch für Ordenschristen und Ordensgemeinschaften: Auch bei uns geht es nicht um einen Selbstzweck, es geht darum die Liebe Gottes in diese Welt zu leben. Das gilt für jede Form des Ordenslebens, für aktive Orden genauso wie für kontemplative – nur die konkreten Wege werden anders aussehen und auch das ist gut und wichtig.“

**Br. Marcel Holzheimer OSA,
geb. 1987, Augustinerkonvent
St. Augustin, Würzburg.**

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Br. Marcel Holzheimer OSA, Augustiner aus Würzburg. Auch für das Ordensleben, so schreibt er, braucht es „die gewisse Lust am Leben.“ Und da klammert er auch die dunklen Seiten des Lebens nicht aus. Er weiß sich von Papst Franziskus an die Grenzen gesandt. „Grenzen der Gesellschaft haben für mich auch stark mit den Grenzen zu tun, die einzelne Menschen empfinden, mit ihnen konfrontiert werden. Mit diesen eigenen Grenzen kommen Menschen in den Gesprächsläden, der ein Standbein der Pastoral an unserer Kir-

che in Würzburg ist. ‚Grenzerfahrungen‘ nehme ich auch bei der Arbeit eines Mitbruders wahr, der sich in der Menschenrechtsarbeit engagiert und sich für Asylbewerber einsetzt.

So sind für mich die Lust am Leben und die spirituelle Dimension, das Bewusstsein, dass Gottes Reich schon angebrochen ist und erfahrbar gemacht werden will, entscheidende Haltungen für das Leben in einer Ordensgemeinschaft. Das ist der Grund, weshalb ich mich dazu entschieden habe, diese o.g. Grundhaltungen in einer Ordensgemeinschaft, im Augustinerorden, zu leben.“

**Sr. M. Tanja Lohr OSF,
geb. 1974, Franziskanerin,
Kloster Sießen, Bad Saulgau.**

Für die Franziskanerin Sr. M. Tanja Lohr OSF aus dem Kloster Sießen ist die lebendige Gottesbeziehung Dreh- und Angelpunkt ihres Ordenslebens. Sie wird im Ordensleben zum Zeichen für die Menschen. „Wir müssen für diese Liebe durchlässig sein, trotz all unserer Fehler, authentisch die Christusnachfolge leben, damit die Menschen eine Ahnung von Gott bekommen, wenn sie uns erleben. Für mich gehören dazu die Haltungen Offenheit, Dialog, die ständige Bereitschaft zur persönlichen Bekehrung, sich formen zu lassen bis zum Tod, ständig dazulernen zu wollen, Optimismus, denn das Evangelium spricht von Verheißungen, nicht von Unheilandrohungen, grundsätzlich eine ‚evangelische‘ Einstellung und altruistische Grundhaltung. Ich habe mich dazu entschieden, diese Grundhaltungen in einer Ordensgemeinschaft zu leben, da ich mich von Gott dazu gerufen fühlte und eine Ahnung hatte, dass das Leben

aus und in den Gelübden der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen mich in meine persönliche Lebensfülle führen wird und in die Freiheit, Gottes Menschen zu dienen.

Ich glaube, dass es heute die Hauptaufgabe der Ordensgemeinschaften und Klöster ist, die ‚Kultur des Evangeliums‘ weiterzutragen. Ich meine damit, dass wir die Menschen zu Jesus führen müssen, sie mit seinem Leben bekannt machen, dafür sorgen, dass sie ihn kennen lernen und merken, dass er wichtig für ihr Leben ist. Dabei ist heute weniger die ‚Institution‘ Kulturträger, sondern die einzelnen Ordensmitglieder müssen Kulturträger und -trägerinnen des Evangeliums sein, per Wort erzählend von dem, was sie selbst vom Evangelium wissen und verstanden haben, aber noch viel mehr durch ihre Präsenz und ihr Tun als lebendiges ‚Kulturbeispiel des Evangeliums‘. Wenn die Menschen um ihre Würde und die Liebe Gottes wissen, können sie sich in die verschiedenen Richtungen hin entfalten, in Beruf und Lebensform. Es gibt so viele Fachkräfte heute, dass wir Ordensleute an keiner Spezialisierung mehr festhalten brauchen, als an der des Evangeliums.“

Der Ordensstand ist für Schwester Tanja ein „Stand der Unvollkommenheit“. Geistliches Leben bedeutet für sie „nicht Perfektion oder Frömmigkeit ohne Sünden, sondern vielmehr eine Haltung der Gottsuche, der ständigen Bekehrung und Umkehr, der Annahme der Sündhaftigkeit und einen Glauben der ständig neuen Chancen, die Gott gibt aufgrund Seiner bedingungslosen Liebe. Wir sind geliebte Töchter und Söhne Gottes, geliebte Sünderinnen und Sün-

der. In dieser Erkenntnis und Freude darüber, dass es so ist, geht es darum, Gott ‚zurückzulieben‘, wenn man es so nennen kann, die Sehnsucht nach Ihm wachzuhalten, wenn etwas sie trüben sollte und ständig neu anzufangen, wenn man gefallen ist. Je länger ich im Geistlichen Leben stehe, desto mehr merke ich, wie unvollkommen ich bin, aber dass es eben auch nicht darum geht, vollkommen zu sein. Heute ist Geistliches Leben für mich ein Einüben in die Selbstannahme und in die gegenseitige Liebe, um Seiner Liebe willen, ein Einüben in Gelassenheit und Loslassen, im vertrauensvollen mutigen Neuaufbrechen, sich wagen und riskieren. Ich glaube, wir müssen darauf achten, dass wir nicht so ‚abgedriftet‘ erscheinen, Exoten in der heutigen Zeit sind wir automatisch. Es ist wichtig, dass uns die Menschen ‚anfassen‘ dürfen, dass wir bodenständig sind und keine Überflieger, die denken, sie wissen, wie alles besser geht. Damit heute Ordensleben gelingen kann, müssen wir das Leben mit den Menschen teilen, es ihnen nicht ‚beibringen‘. Wir sollten uns in alles einmischen, aber nicht moralisch und besserwisserisch, sondern engagiert dienend. Was wir brauchen, ist das ‚Neue Gebot‘ Joh 13, 34-35: ‚Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.‘ Wenn das gelingt, dann ist das glaubwürdig. Oft erhalten wir von Kursteilnehmern oder Gästen, die einige Tage bei uns im Kloster verbracht haben, eine Rückmeldung zum gelungenen Kurs/Fest mit der Bemerkung, dass sie sich bei uns wohlfühlt hätten und beeindruckt seien, wie die Schwestern mitei-

nander und mit ihnen umgegangen seien. Ich glaube, heute kommt es nicht mehr so sehr darauf an, was wir Ordensleute genau tun, sondern wie wir sind und wie wir Dinge tun und Menschen begegnen.

Ein Firmling fragte einmal, wie man sich denn im Kloster bei den vielen Leuten aus dem Weg gehen kann, wenn man Streit hat. Er war überrascht über die Antwort, dass wir das gar nicht wollen, dass es natürlich Streit und Meinungsverschiedenheiten bei so vielen Menschen gibt, die gemeinsam leben, aber dass es darum geht, einander zu verzeihen und sich wieder zu versöhnen. Wenn wir Gemeinschaft und Freundschaft mit Jesus und untereinander leben, dann kann die Gesellschaft uns m. E. als bedeutsam und glaubwürdig wahrnehmen. Sie kann sehen, dass ein Zusammenleben auch trotz großer Verschiedenheit gelingen kann und bekommt so eine ‚Hoffnungsspritze‘ für das eigene Leben.

Ein anderer Firmling fragte mich mal, wie man denn im Kloster Karriere machen und sich gegenseitig übertreffen kann. Ich sagte spontan: ‚Diejenige, die am meisten liebt, hat gewonnen. Wir versuchen, uns im mehr lieben zu übertreffen.‘ Es war spontan und für einen Jugendlichen, aber im Nachhinein habe ich gedacht, dass es wirklich genau darum geht. Den Jugendlichen hat es erstaunt und zum Nachdenken angeregt. Es ist gut, die Menschen zum Staunen zu bringen. Wir wissen alle, dass wir mangelhaft sind und hinter den christlichen Idealen zurückbleiben, aber wir dürfen es nie lassen, nach der Heiligkeit zu streben. Sonst können wir aufgeben. Die Menschen sollen erkennen können, dass wir keine verstaubten Dinosaurier



sind, irgendwelche toten Ausstellungsstücke in Museen, sondern lebendige, für die Welt engagierte glückliche Menschen. Unser Papst sagt ja auch, dass der Christ kein finsternes Gesicht machen soll, sondern ein fröhliches. Wir müssen die Freude des Evangeliums ausstrahlen, um glaubwürdig zu sein.

Ein Jude sagte mal bei einer Veranstaltung: ‚Ihr Christen habt es ja einfach. Ihr habt immer die Auferstehung vor Augen.‘ Schön wär’s. Aber so soll’s sein. Dann gelingt das Leben und die Menschen können es erkennen und werden selbst motiviert. Das wünsche ich uns allen, nicht nur den Ordensleuten, sondern allen Christen: dass wir die Auferstehung vor Augen haben!“

Ordensleben in den Augen junger Ordenschristen. Für sie geht es darum, in unserer Welt Orte zu schaffen, an denen ein Leben nach dem Evangelium glaubwürdig eingeübt wird und diese Orte zu öffnen für die Menschen unserer Zeit und ihre Fragen, Sorgen und Nöte.

.....

- 1 Bernhard A. Eckerstorfer OSB, Die junge Generation in den Orden. Reflektionen über eine Studie aus den USA, in: Erbe und Auftrag 90, Beuron 2014, 32-44.
- 2 A.a.O., 44.
- 3 Monika Amlinger OSB, Was suchen wir, die Jungen, im Kloster?, a.a.O., 44-48.

»Wir Ordensleute möchten
unsere Identität in Gott finden
und nicht selbst erfinden.«

Sr. Monika Amlinger OSB

Thaddaea Selnack OCist.

Seht, in seiner Güte zeigt uns der Herr den Weg des Lebens¹

Gedanken zur Frage nach einer Kultur des Ordenslebens – mit Seitenblicken in die Geschichte der Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienstern

Klöster gelten heutzutage als Kulturstätten und Kulturträger schlechthin. Dies wird üblicherweise nicht angezweifelt. Und tatsächlich: betritt man Orte, an denen klösterliche Gemeinschaften verschiedenster Ausrichtung gelebt haben und leben, sieht und spürt man Kultur.

Erlaubt sei jedoch die Frage, ob die Kultur das Ordensleben prägt, oder ob eher umgekehrt das Ordensleben, quasi als „Nebenprodukt“, eine spezifische Kultur hervorbringt?

Stellt man ganz allgemein die Frage nach einer oder gar der Kultur, so darf man sicher mannigfache Antworten erwarten. DIE Kultur scheint es nicht zu geben. Zu sehr ist die Kultur durch konkrete Parameter: Zeit, Ort, Geschichte, Prägung etc. festgelegt und bestimmt. Andererseits lebt sie aus einer ständigen dynamischen Wechselwirkung und ist somit immer im Prozess einer Wandlung. Eine klare und eindeutige Definition was Kultur sei (hier spezifisch eine Kultur des Ordenslebens), kann demzufolge nicht erwartet werden.

Ungeachtet dessen scheint jeder überall von Kultur selbstsicher zu sprechen und dabei ein gleiches oder zumindest ähnliches Verständnis selbstverständlich vorauszusetzen. Eine Klärung des Verständnisses ist somit an dieser Stelle sicher dienlich.

Vielleicht ist es hilfreich, sich dem Begriff der Kultur zu nähern, indem man sich des Wortes und seiner Bedeutung annimmt. Der aus dem Lateinischen stammende Begriff Kultur leitet sich vom Substantiv *cultura* bzw. Verb *colere* d.h. pflegen, bebauen, urbar machen, bis hin zu verehren ab.² Im engeren Sinn war dabei sicher die Landwirtschaft gemeint. Doch schon in der Antike unterschied man zwischen der Pflege des Bodens, d.h. der Bewirtschaftung und Urbarmachung, und einer Pflege des Geistes.³

Thaddaea Selnack OCist.

Sr. Thaddaea Selnack OCist., Jahrgang 1976, ist nach ihrer Ausbildung zur Krankenschwester 1997 in die Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienstern eingetreten. Seit 1999 ist sie dort für die klösterliche Ausstellung „Schatzkammer“, seit 2004 für das Archiv und die Bibliothek zuständig. Außerdem hat sie am Monastischen Ausbildungsprogramm CFM des Zisterzienserordens in Rom teilgenommen und war über einige Jahre Gasthörerin an den geisteswissenschaftlichen Instituten der Uni Dresden.

In beiden Fällen geht es um die Pflege des Lebens: In seiner geistig-geistlichen, wie auch in seiner verleblichten, materiellen Dimension.

Im religiösen Bereich spannt sich ein drittes Bezugsfeld von Kultur auf: das zur Heiligkeit.⁴

Wenn nun die Frage nach einer Kultur des Ordenslebens gestellt wird, so muss diese Frage das Leben und seine Pflege, seinen Schutz und seine Förderung in diesen Relationen betrachten.

Etymologisch lässt sich der Begriff vom indogermanischen *kuel-* herleiten, was so viel wie „sich drehen/wenden“, „emsig und beschäftigt sein“ beschreibt.⁵ Verbindet man beide Herleitungen, so darf Kultur als engagierte, das Leben fördernde Sorge oder Pflege um eine konkrete Sache oder Person verstanden werden.

In jüngster Zeit wird Kultur auch unter dem Gesichtspunkt des Lernens bzw. der „Weitergabe von Wissen und Angewohnheiten“⁶ betrachtet und definiert. Dies führt zu einigen Diskussionen und Irritationen, da bei einer solchen Auslegung auch dem Verhalten von Tieren Kultur zugesprochen wird. Dies unterscheidet sich grundsätzlich vom bisherigen Ansatz, dass Kultur eine „Gesamtheit der geistigen, künstlerischen und gestaltenden Leistungen einer Gemeinschaft als Ausdruck *menschlicher* Höherentwicklung“⁷ darstellt.

Offensichtlich ist die Bezogenheit von Kult und Kultur.⁸ Während sich die Kultur eines sehr weiten Bezugsfeldes erfreut, bezieht sich der Kult auf die Verehrung vor allem im religiösen Bereich. Am deutlichsten wird Kultur in ihrer Form des Kultes im Umfeld der Orden und Klöster ausgedrückt. Was wäre ein Kloster ohne seinen Bezug auf das

Transzendente, auf Gott? Dies wird im Vollzug des Kultes, der Liturgie unmittelbar greifbar.

Das Streben nach dem Höheren, die Suche nach Gott ist die eigentliche Triebfeder jeder Ordensberufung und jedes Ordenslebens. Ganz gleich, ob es sich um die Gesamtheit aller Orden, um einzelne Ordensverbände, einzelne Klöster oder auch nur um einzelne Mitglieder der Orden handelt. Hier wird die Sehnsucht nach einem Leben in und mit Gott, als erfülltes und erfüllendes Leben ausgedrückt.⁹

Es wird deutlich, dass der Kult und die Kultur diesem Ziel untergeordnet, genauer: zu Diensten sind. Wenn sich dieses Verhältnis umkehrt, verliert das Ordensleben seine Identität.

Wo sind nun im Kontext des Ordenslebens Spuren oder gar Früchte einer Kultur des Lebens zu finden? Wo, wann und wie dient das Ordensleben dem Leben? Wo, wann und wie versagt es sich dem Leben? Ist es dann noch authentisch?

Diese Fragen stellen sich jeder klösterlichen Gemeinschaft, wie auch jeder einzelnen Ordensfrau bzw. jedem einzelnen Ordensmann immer wieder sehr konkret. Sie bedürfen einer Antwort des Herzens und des Handelns.

Bei einem Versuch einer Annäherung auf diese Fragen soll konkret die Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienstern (Sachsen) und vor allem ihre Einbettung in der benediktinisch-zisterziensischen Tradition helfen.

Die Zisterzienserinnen-Abtei St. Marienstern

Das Kloster St. Marienstern wurde 1248 durch die Herren von Kamenz, eine aufstrebende Familie von Reich-

ministerialen, gegründet und insbesondere durch Bernhard III. vom Kamenz (1293–1296 Bischof von Meißen) reich ausgestattet. Es entwickelte sich bald zur Herrschaft über 62 Dörfer und 2 Städte. Neben der ausgiebigen Land- und Forstwirtschaft blühte im Klosterland das Handwerk und teilweise der Abbau von Bodenschätzen: Es gab Sand- und Lehmgruben, sowie Granit-Steinbrüche, Ziegeleien, Mühlen, Weinberge, Schmieden, Brauereien, Büttner, Fleischer, Teichwirtschaft, Schäfereien, sogar eine Poststation.¹⁰ Bis in das 19. Jahrhundert hinein wurde im Klosterland Recht gesprochen. Der Abtei wurde die höhere und niedere Gerichtsbarkeit übertragen.¹¹ Auch die Seelsorge lag im Verantwortungsbereich der Äbtissin. Sogar als sich einige Klosterdörfer in der Reformation der neuen Konfession zuwandten, setzte die katholische Äbtissin in jenen Dörfern evangelische Pfarrer ein.¹² Im 19. Jahrhundert wurden vom Kloster Schulen errichtet, in denen die Schwestern selbst unterrichteten.¹³ St. Marienstern darf auf mehr als 760 Jahre ununterbrochener Geschichte zurück blicken. Von seinem Stifter wurde es auch geistlich und künstlerisch reich bedacht. Einzigartig ist das mittelalterliche Heiligtum Mariensterns.¹⁴ Die Architektur der Kirche und des Quadrums sind vollständig erhalten. Barocke Äbtissinnen gaben der Klosteranlage ihre heutige Gestalt und Schönheit. Derzeit ist das Kloster Träger einer Einrichtung für geistig behinderte Menschen. In Wohnheim, Förder-

schule und Förderwerkstatt werden über 170 Behinderte betreut. Somit ist das Kloster mit über 140 Arbeitsstellen einer der größten Arbeitgeber der Region. Die klösterliche Gemeinschaft zählt momentan 17 Schwestern. Der Feier der Liturgie wird ein besonderes Augenmerk geschenkt.

Réginald Grégoire fragt, ob der Mönch des 10.–12. Jahrhunderts ein Mann der Zivilisation und Kultur war. Auch wenn wir heute – rückblickend, jedoch in unseren Kategorien denkend – diese Frage gern bejahend antworten möchten, verneint Grégoire sie aufgrund der geistlichen Zielsetzung der Orden. „Der Zweck des Mönchtums liegt nicht in der Tat, und somit bestimmen nicht kulturelle Bestrebungen das Ziel von Gemeinschaften und einzelnen Mönchen.“¹⁵ Dennoch wirkten Mönche und Nonnen auch im Mittelalter kultivierend. Sehr deutlich wird dies am Beispiel des Zisterzienserordens. Ein Charakteristikum der ersten Zisterzienser ist ihre Liebe zur Abgeschiedenheit und der damit verbundene Rückzug in unwirtliches, nicht erschlossenes Land.¹⁶ Ihre erste Aufgabe war es, einen Lebensraum und Lebensbedingungen für sich zu schaffen.¹⁷ Sie rodeten Wälder und errichteten Klöster. Sie legten Felder und bauten Kulturen an. Ganz konkret wurde für Leben gesorgt und diese Sorge um das Leben und Überleben wurde immer weiter ausgebaut. Sehr schnell eilte den Zisterziensern der Ruf vorbildlicher und innovativer Wirtschaftung und Urbanisierung voraus. Es ist kein Zufall, dass in der Zeit der Siedlungstätigkeit Mittel- und Ostdeutschlands im 12. und 13. Jahrhundert ein dichtes Netz zisterziensischer

Niederlassungen in diesem Gebiet gegründet wurden. Die Landesherren erkannten die Stärke der Zisterzienser und bemühten sich um deren Präsenz: Nicht nur aus religiösen Gründen, sondern auch, weil das Land brach lag und kultiviert, urbanisiert, besiedelt und befriedet werden sollte. In der Regel folgten die Zisterzienser solchen Angeboten gern, auch wenn dies oft große Anstrengungen und Herausforderungen mit sich brachte. Nicht immer war das ihnen anvertraute Land einfach zu bewirtschaften. Oftmals bedurfte es besonderer Sorge und Pflege, um das Land fruchtbar zu machen.¹⁸

Die Gründungslegende des Klosters St. Marienstern erzählt von der wunderbaren Errettung des Stifters, Bernhards III. von Kamenz, aus Todesnot.¹⁹ Er sei im Sumpf stecken geblieben, heißt es. Auch wenn dieses Bild zu den gängigen Topoi von Gründungslegenden gehört, handelt es sich hier tatsächlich um ein sehr feuchtes, sumpfiges Gebiet, welches in den ersten Jahren der Klostergründung trocken gelegt werden musste. Bis zum heutigen Tag gehören zum Kloster Sumpf- und Moorgebiete, die sehr schwer und mit nur wenig Ertrag zu bewirtschaften sind. Ein Großteil solcher Gebiete wurde jedoch über die Jahrhunderte kultiviert: Es entstanden Teichsysteme, die so nachhaltig angelegt wurden, dass sie auch heute noch in Gebrauch sind. Die Wald- und Landwirtschaft bilden bis in die Gegenwart wichtige Grundpfeiler der Klosterwirtschaft. Sie spenden Nahrung und damit Leben. Über Jahrhunderte wurde für

tausende von Menschen das Klosterland Lebensgrundlage: Lebensraum und Quelle der Lebensmittel. Sicher gibt es solche oder ähnliche Entwicklungen auch in nichtklösterlichen Bereichen, jedoch findet man selten eine solche Kontinuität im Bereitstellen eines Lebensraumes. Ein Weitergeben des Lebens in dieser Form von Generation zu Generation prägt die Wertschätzung und den Umgang mit der Schöpfung ganz konkret an diesem Ort.

Auch heute darf gefragt werden: Welcher Boden oder Raum muss für das Leben der klösterlichen Gemeinschaft bereitet werden? Ist das Kloster in seinem Aufbau und seiner Struktur, so wie es konkret erlebt und erfahren wird, für seine Mitglieder lebensfördernd? Ist es nicht oft so, dass alte Mauern und die Sorge um deren Erhalt eher das Leben bedrücken oder gar erdrücken? Welche klösterlichen Strukturen hemmen den Fluss des Lebens, welche fördern sie?

Ist es einer Ordensgemeinschaft auch heute möglich für andere Lebensraum und Lebensgrundlagen zu schaffen? Wie können zum Beispiel Arbeitsplätze geschaffen und erhalten werden? Welches Arbeitsklima herrscht in den Betrieben der Ordenshäuser? Wie genau unterscheidet es sich von einem „weltlichen“ Betrieb? Wie sollte es sich unterscheiden?

Neben der „materiellen“ Kultivierung steht bei den Zisterziensern natürlich der Kult, die gemeinsam gefeierte Liturgie, das Lob Gottes, im Mittelpunkt.²⁰ Benedikt verwendet den Begriff des *opus Dei* als Synonym für Christus.²¹ Das heißt: Im Vollzug der Liturgie sind Form und Inhalt eins. Deswegen ist die

Form nicht gleichgültig. Sie bedarf einer Norm, einer Kultivierung, einer Kultur. Kult ist hier zugleich auch Gottesbegegnung, Vereinigung mit Gott. Deswegen wurden alle verfügbaren Kräfte aktiviert, um diesen Kult zu gestalten: Sei es der Gebrauch der Sprache (das Lesen- und Schreibenkönnen), der Musik, der Kunst, der Architektur etc. Schon in den frühen Schriften der Zisterzienser wurde großer Wert auf die Einheitlichkeit, insbesondere im Vollzug der Liturgie, gelegt. Im Hinblick auf die Zisterzienserklöster und ihren Gottesdienst schreibt die Carta Caritatis Prior vor: „Wir halten es für angebracht, und es ist auch unser Wille, dass ihre Bräuche, ihr Gesang und alle für die Gebetszeiten bei Tag und Nacht und für die Messe notwendigen Bücher mit denen des Neuklosters übereinstimmen, damit in unseren Handlungen keine Uneinigkeit herrscht; vielmehr wollen wir in der einen Liebe, unter der einen Regel und nach den gleichen Bräuchen leben.“²²

Der Gottesdienst definiert den Mönch, die Nonne. Wenn nun jener eine Normierung erfährt, so entsteht eine gemeinsame Kultur des Betens. Es darf jedoch nicht allein bei diesem einheitlichen Ausdruck bleiben. Sie muss verinnerlicht, verlebendigt, sich zu Eigen gemacht werden.²³ Sonst verkümmert sie zur Disziplin, zur Veräußerlichung, zum leeren, leblosen Ritualismus.

Wie sieht es mit der Liturgie in unseren Klöstern aus? Verhilft uns die Form unseres gemeinsamen Betens zur inneren Vitalität und Gottesbegegnung oder hindert sie uns daran? Was genau hemmt und hindert?

Da sich Kultur, wie anfangs schon angedeutet, auf „alle Gebiete des Denkens

und Handelns“²⁴ erstreckt, gibt es verschiedenste Berührungspunkte, Ansichten, Beschreibungen und Definitionen. Sie unterscheiden sich je nach zeitlicher und lokaler Verortung des kulturellen Ausdrucks und der Perspektive des Betrachters.

Im Folgenden sollen einige Zitate dabei helfen, sich dem Begriff der Kultur zu nähern, Perspektiven zu öffnen und Berührungspunkte zum klösterlichen Leben aufzuzeigen.²⁵

„Niemand kann sich Kultur gegen die Natur des Menschen richten.“²⁶

Frans de Waal

Ohne Natur keine Kultur! Der Verhaltensbiologe und Affenforscher Frans de Waal sieht die Kultur des Menschen „an der Leine seiner biologischen Natur“²⁷. Diese einfache Feststellung scheint oft aus den Augen geraten zu sein, indem man Kultur und Natur zu Gegenspielern gemacht hat.

Doch es liegt auf der Hand, dass tatsächlich die menschliche Kultur zuerst seiner Natur bedarf und auf sie aufbaut. Somit kann Kultur nur mit der Natur gedacht werden. Dies meint den einzelnen Menschen an sich, wie auch die Natur als Ganzes.

Fokussiert man zum Beispiel das Lesen der Regel des hl. Benedikts auf die menschliche Natur, so erstaunt die Fülle an Hinweisen, welche die menschliche Natur berücksichtigen.

Seien es die Anweisungen zum Essen und Trinken²⁸, zum Schlaf²⁹, zur Kleidung³⁰, zur Arbeit³¹, zu den Kranken³² sowie zu den Alten und Kindern³³. Seine Nachsicht und sein Wohlwollen gegenüber den Bedürfnissen und Schwächen der Natur wird an manchen

Stellen durch liebevollen Humor deutlich.³⁴ Es geht dabei nicht darum dem Leib, der Natur den absoluten Vorrang zu geben, sondern achtsam und liebevoll mit sich selbst, seinen Mitmenschen und der Schöpfung umzugehen. Diese Achtsamkeit dem Leben gegenüber und die weise Unterscheidung was diesem Leben nützt (ein Zuviel kann ebenso schädlich sein wie ein Zuwenig), wurde und wird in den Klöstern gepflegt. Auch wenn es in der Geschichte des Mönchtums immer wieder Zeiten einer Leibfeindlichkeit gab, so finden sich genauso auch unzählige Beispiele der Pflege des Leibes.

Im 17. Jahrhundert, mitten im 30-jährigen Krieg, ließ in St. Marienstern die Äbtissin Anna Margaretha Dorn ein Spital errichten und unterhalten.³⁵ Dies ist keine Einzelercheinung. Klöster sind Orte des Heiles: Sowohl der Seele als auch des Leibes.

Auch heute widmet sich das Kloster jenen, die benachteiligt sind. Seit 1973 werden in St. Marienstern Menschen mit geistiger Behinderung, oft mehrfachbehindert, betreut. Neben den Wohneinheiten unterstützen eine Werkstatt für Behinderte und eine Förderschule die Entwicklung zur Selbstständigkeit und mehr Lebensqualität.

Die Rücksicht auf Schwächen gegenüber dem Mitmenschen fordert der Heilige Benedikt in seiner Regel von allen Mönchen³⁶, insbesondere jedoch vom Oberen³⁷ ein. Dies schließt den Umgang mit der eigenen Schwäche, Schuld und Sündhaftigkeit ein. Es zeugt von einer geistlichen Reife und innerem Frieden,

wenn man sich selbst in einer Gelassenheit und möglicherweise auch mit einem Quäntchen Humor, mit seinen Stärken und Schwächen anschauen und annehmen kann. Gelassenheit meint jedoch niemals Gleichgültigkeit.

„Eine gewisse Anzahl von Müßiggängern ist notwendig zur Entwicklung einer höheren Kultur.“³⁸

Miguel de Unamuno

Müßiggang sei der Seele Feind, so lehrt es der hl. Benedikt.³⁹ Dagegen darf jedoch die Muße als ein Grundpfeiler einer lebendigen Seele gesehen werden. Im klösterlichen Leben kommt der Muße in Form von Schweigen, Hören und Lesen, aber auch von Kunst und Musik eine besondere Bedeutung zu.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Michael Casey spricht im Bezug auf die Lectio von der „Kunst der geistlichen Lesung“⁴⁰. Diese unterscheidet sich vom Studium durch ihren betenden und meditativen Charakter. Wenn man so will führt die Lesung zum Zwiegespräch mit Gott, der sich in den heiligen Schriften selbst offenbart. Benedikt betont oft, dass die Brüder für die Lesung frei sein sollen.⁴¹ Damit steht – nach antiker Tradition – diese Art der Lesung in der Nähe der Erholung und Erquickung. Sie ist ein Verweilen, vielleicht auch ein „Dösen“, bei Gott und in seinem Wort.

Auch die Schweigsamkeit kann in diesem Zusammenhang betrachtet werden: Casey erkennt in der Regel Benedikts drei Motive für das Schweigen:

1. zur Vermeidung der Sünde⁴²
2. um der Ernsthaftigkeit⁴³
3. um des Hörens⁴⁴ willen.

Wenn die Sünde zum Tod führen kann⁴⁵, so öffnet das Schweigen einen Raum des Lebens, indem Sünde vermieden wird. „Der Grund aber, aus dem jemand die Sünde vermeidet, ist die Furcht vor dem Herrn und der Wunsch nach dem ewigen Leben ... Schweigen ist für den Mönch eine Manifestation der Sehnsucht nach Gott.“⁴⁶ Ein weiteres Motiv des Schweigens ist das Hören, insbesondere das Hören auf die geistliche Lesung im Gottesdienst. „Dieses Schweigen hat seinen Zweck darin, die Stimme des Mönches für das Lob Gottes frei zu machen.“⁴⁷ Auch hier klingt der Aspekt der Muße an im „frei sein für“. Kultur braucht dieses „frei sein für“, einen Freiraum, der das rein Materielle und Praktische überschreitet. In den monastischen Traditionen finden sich immer wieder Vorschriften, die den Mönchen und Nonnen solche Freiräume sicher stellen.

Wie nutzen Ordensleute heute diese geschützten Zeiten und Tätigkeiten, diese Freiräume? Spüren wir, dass uns in diesen Freiheit und Muße angeboten werden? Wie wirkt sich dies aus? Woran erkenne ich dies? Woran erkennen es andere?

*„Kultur ist die Gesamtheit aller Formen der Kunst, der Liebe und des Denkens, die, im Verlaufe von Jahrtausenden, dem Menschen erlaubt haben, weniger Sklave zu sein.“*⁴⁸

André Malraux

Gleichgültig welche Ordensgemeinschaft: Der Gehorsam ist einer der grundlegenden Elemente klösterlichen Lebens. Paradoxerweise wird dieser – in einer gesunden Spiritualität – immer mit der Freiheit und Liebe in Verbindung gebracht.

Der Heilige Benedikt beginnt seine Regel mit der Aufforderung „Höre“⁴⁹. Dieses Hören impliziert den Gehorsam gegenüber der Weisung des Meisters⁵⁰, der Christus selber ist⁵¹. Ein solcher Gehorsam, der sich aus dem Hören auf das Wort des Lebens heraus versteht, unterscheidet sich grundsätzlich vom einfachen Tun, was ein anderer sagt.

Jenem, der hört und gehorcht, der also „im klösterlichen Leben und im Glauben fortschreitet, dem wird das Herz weit, und er läuft in unsagbarem Glück der Liebe den Weg der Gebote Gottes.“⁵² Das weite Herz steht für eine Freiheit, deren Schwester das Glück und die Freude ist. Benedikt betont den Zusammenhang von Gehorsam und Freude.⁵³ Freiheit und Freude sind Gegenbilder von Sklaverei und Abhängigkeit. Das heißt: Jede Bemühung um ein weites Herz, die Lösung von falschen Bindungen, Abhängigkeiten und des Eigenwillens (der sich vom eigenen Willen unterscheidet!) dient einer Kultur des Lebens in Freiheit.

Es wäre interessant zu erfragen, wie viele Ordensleute von sich sagen könnten, dass sich ihr Herz während ihres Ordenslebens geweitet hat? Müssten wir Angst vor dem Ergebnis haben?

*„Eine Kultur ist das Treibhaus, das es den menschlichen Fähigkeiten erlaubt, sich zu entwickeln, und zugleich das Gefängnis, das sie einengt.“*⁵⁴

Aldous Huxley

Orden und Ordensgemeinschaften sind Nischenexistenzen, egal wie groß oder klein die Einheiten gerechnet werden. Diese Nischen ermöglichen eine besondere, gezielte Entwicklung: Idealerweise die zum Einssein in Christus.

Dieser geschützte Raum kann jedoch zur Gefahr werden, wenn der Sinn für die Realität, das heißt für das Leben außerhalb dieser Nische, verloren geht. Ordensleben kann nicht Selbstzweck sein oder vornehmlich der Selbstverwirklichung (im allgemein gebräuchlichen Sinn) dienen.

Um nicht in dieser Binnenwelt gefangen zu werden, ist es notwendig eine Kultur der Begegnung zu pflegen. Papst Franziskus fordert genau dazu auf: „Wir müssen mit d[ies]er Gewohnheit des Ausschließens brechen! Wir brauchen eine Kultur des Einschließens, eine Kultur der Begegnung.“⁵⁵ Hierin liegt sicher eine der Herausforderungen an das Ordensleben heute. Welche Formen des Ausschließens, der Distanz praktizieren wir? Wie könnte ein Einschließen, Begegnung ganz konkret in Ihrer und meiner Gemeinschaft aussehen? Es geht hier nicht darum, das eigene Profil und die eigene Identität zu untergraben, sondern vielmehr darum, daran teilhaben zu lassen: Den Glauben und damit das Leben in Christus zu teilen. Vermutlich hat gerade das Ordensleben hier enorme Ressourcen und Möglichkeiten!

„Wo das Bewusstsein schwindet, dass jeder Mensch uns als Mensch etwas angeht, kommen Kultur und Ethik ins Wanken.“⁵⁶

Albert Schweizer

Ordensleben ist, so zumindest in den meisten Fällen, Leben in und mit Ge-

meinschaft. In einer Zeit, die mehr und mehr vom Individualismus und Egoismus geprägt ist, ist dies allein schon ein beeindruckendes Zeichen.

Es genügt jedoch bei weitem nicht, sich der Gemeinschaft als Organisation anzuschließen und seine Aufgaben zu erledigen, Pflichten zu erfüllen und Gewohnheiten einzuhalten. Es heißt insbesondere, sich für jeden Mitbruder, jede Mitschwester zu interessieren, Verantwortung füreinander zu übernehmen, füreinander einzustehen. Inwieweit gelingt dies im Ordensleben?

Eine besondere Herausforderung bedeutet dies für die sehr oft überalterten Gemeinschaften. Die in der Regel wenigen jungen Mitbrüder oder Mitschwester sorgen sich um die Pflege der Alten, oft über die Grenzen ihrer Kräfte hinaus. Häufig wird diese Aufgabe jedoch auch allein den dafür vorgesehenen Offizialen (Infirmare) überlassen, womit diese natürlich völlig überfordert sind.

Manchmal drängt sich auch der Eindruck auf, der natürlich falsch sein kann, dass es gerade in diesem Bereich auch eine enorme Erwartungshaltung gibt. Früher war es selbstverständlich, dass Mitglieder eines Klosters, einer Gemeinschaft bis zum Tod in ihrer Gemeinschaft blieben und von den Mitbrüdern bzw. Mitschwester versorgt wurden. Es waren genügend Junge da, um die Pflege und Hilfe zu gewährleisten. Heute wird gleiches und mehr (zum Beispiel oft die volle Ausnutzung jeder medizinischen Dienstleistung) eingefordert. Natürlich soll jeder und jede eine liebevolle, fürsorgende und aufmerksame Pflege erhalten, der einer solchen bedarf. Aber es gibt auch eine Verantwortung der Alten und Kranken gegen-

über denen, die sie pflegen. Der heilige Benedikt macht dies deutlich mit den Worten: „Auch die Kranken mögen bedenken, dass man ihnen dient, um Gott zu ehren; sie sollen ihre Brüder, die ihnen dienen, nicht durch übertriebene Ansprüche traurig machen.“⁵⁷

Wie sieht es – egal ob jung oder alt – mit unserer Anspruchshaltung aus? Wie steht es mit der Verantwortung füreinander in unseren Gemeinschaften? Wie äußert sich dies konkret oder woran erkennt man einen Mangel an gegenseitiger Verantwortung? Wo sind die Grenzen zwischen Verantwortung und Bevormundung?

Diese Verantwortung geht jedoch weit über die eigene Gemeinschaft hinaus, darauf macht Papst Franziskus unermüdlich in besonderer Weise und sehr deutlich aufmerksam: „Für die Kirche ist die Option für die Armen in erster Linie eine theologische Kategorie und erst an zweiter Stelle eine kulturelle, soziologische, politische oder philosophische Frage. Gott gewährt ihnen ‚seine erste Barmherzigkeit‘. Diese göttliche Vorliebe hat Konsequenzen im Glaubensleben aller Christen, die ja dazu berufen sind, so gesinnt zu sein wie Jesus (vgl. Phil 2,5).“⁵⁸ Ausdrücklich werden alle Christen angesprochen. Wie oft leben Ordensgemeinschaften im Exklusivstatus?! Die Barmherzigkeit für die Armen kann sich nicht in Worten erschöpfen. Was konkret tun wir für die Armen? Nicht nur als Organisation, sondern als Einzelner und Einzelne? Kann es sein, dass wir uns hinter der Institution verstecken und uns dadurch davon abhalten lassen ganz persönlich Barmherzigkeit mit den Armen zu üben? Wie kommt es dazu? Sehen wir die Armut um uns herum? Wir reagie-

ren wir? Suchen wir dieser „von Angesicht zu Angesicht“ zu begegnen?

„Kultur ist Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäußerungen eines Volkes.“⁵⁹

Friedrich Wilhelm Nietzsche

Egal, ob es sich den silbernen Bierkrug der Äbtissin Catharina Benada, um das zinnerne Waschbecken oder den Rechnungsschrank der Äbtissin Ottilia Hentschel, das geschnittene Glas oder das Perlmutterbesteck der Äbtissin Cordula Sommerin oder um die Schreibkommode der Äbtissin Clara Trautmann und das Schreibset der Äbtissin Vincentia Marschner handelt⁶⁰: Alle diese Dinge des täglichen Gebrauchs wurden bemalt, verziert, künstlerisch – mehr oder weniger gelungen – gestaltet. Dadurch wurde der Alltag aus seiner scheinbaren Banalität herausgehoben. Das Leben vollzogen.

Die Kunst ist nicht nur Ausdruck der Lebenskultur, sondern auch deren Frucht und Spiegel. Das Kloster St. Marienstern darf viele Zeugen hohen künstlerischen Schaffens beherbergen. Seien es die gotische Architektur der Klosterkirche, wunderbare Glasmalereien aus dem 14. Jahrhundert, spätmittelalterliche Flügelaltäre, Goldschmiedearbeiten vom Hofe Wenzels II., Madonnen im Schönen Stil, barocke Gemälde und Figuren. Immer wieder erzählen diese Werke beredt vom Glauben und Leben der Menschen an diesem Ort.

Ein großer Reichtum der Orden und Klöster schlummert in deren Bauten und Kunstwerken. Dieser Reichtum be-

misst sich jedoch weniger an deren materiellem Wert, eher darin, dass sie für die heutige Zeit ein wunderbares Mittel der Kommunikation darstellen. Wenn das Christentum zur Verkündigung aufgerufen ist, so haben die Orden dabei sicher keine unwesentliche Aufgabe. Viele Menschen finden heutzutage kaum Zugang zu den direkten Formen der Verkündigung. Die Geschichte und die Kunst können zu sehr wirksamen und doch unaufdringlichen Mitteln werden, um den Glauben zu verkünden. Vielerorts wird dies schon genutzt und angewandt. Es entstehen Führungskonzepte für Kirchen, welche regelrechte Katechesen sind. Erstaunlicherweise werden solche mit Begeisterung angenommen, dies ist zumindest die Erfahrung der letzten 15 Jahre in Marienstern. Die Kunst wird als gelebte Kunst, lebendige Kunst erfahren.

Nicht nur für die Fremden ist dies von Nutzen. Selbst die Vermittler profitieren vom Reichtum der künstlerischen Ausdrücke. Im Betrachten der Werke beginnen diese selbst zu sprechen. Für jene, die sich dieser Kunst nähern wird sie eine Art Lebenskunst. Was, welche Kunst hinterlässt unsere Generation als Zeuge unseres Glaubens?

„Kultur ist, zu erhalten, was wir sind, nicht zu bereiten, was der Tourismus verlangt.“⁶¹

Kurt Haberstich

Welches Kloster mit einigermaßen ansehnlicher historischer Bausubstanz kennt sie nicht? Die Touristen. Die Positionierungen reichen vom Fluch bis zum Segen.

An sich dürfen wir vom Segen ausgehen. Jeder Pfarrer wäre wahrscheinlich

dankbar, wenn er täglich die Chance hätte, 50 Personen näher zum Glauben zu führen. Und diese kommen freiwillig! Wie nutzen Orden dieses Potential? Ist es nicht gerade die Tatsache, dass es eben nicht genutzt wird, welche uns den Tourismus eher zur Last, ja zum Fluch werden lässt.

Zugegebenermaßen: Tourismus- und Marketingfirmen haben wenig Interesse daran, ihre Kunden zu evangelisieren. Und gerade jene überschwemmen Klöster und Kirchen geradezu und begnügen sich mit „Kloster light“. Wenige Daten aus der Klostergeschichte und ein paar skandalöse Erzählungen und die Bedienung mit Klischees genügen. Hier wäre Handlungsbedarf. Nichts gegen Reisegesellschaften, wir dürfen dankbar sein, wenn sie Menschen zu uns führen. Aber wäre es nicht sinnvoll, Mechanismen zu schaffen, die es den Besuchern ermöglichen, wirklich einen Einblick in die Motivation des Ordenslebens zu erhalten? Ihnen eine „Berührung mit Christus“ zu ermöglichen? Inwiefern sind wir fähig und bereit „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt“⁶², die uns erfüllt?

Es geht dabei nicht darum, sich selbst zu verkaufen. Dies wäre mehr als fragwürdig und gewissermaßen ein Ausverkauf der eigenen Seele, damit Identitätsverlust. Es geht darum, mittelbar oder unmittelbar, Christus sichtbar zu machen. Beim Gebrauch der Methoden kann es manchmal ganz nützlich sein, sich Ideen bei den vielen Stiftungen aufgelöster Klöster zu holen. Oft arbeiten jene voller Eifer und Begeisterung mit enorm effektiven, qualitativ hohen, professionellen Angeboten. Was spricht gegen eine Zusammenarbeit, die beiden Seiten dienen würde?

„Wenn eine Gemeinschaft die Verkündigung des Heils aufnimmt, befruchtet der Heilige Geist ihre Kultur mit der verwandelnden Kraft des Evangeliums.“⁶³
 „Es ist dringend notwendig, die Kulturen zu evangelisieren, um das Evangelium zu inkulturieren.“⁶⁴

Papst Franziskus

Jahrhunderte lang galt für Europa, dass seine Kultur vom Christentum und der griechischen Philosophie geprägt war. Leugnen kann man auch heutzutage nicht deren Spuren. Es wäre jedoch vermessen, von einem christlichen Europa zu sprechen. Mission und Evangelisierung sind hier genauso dringend notwendig wie in anderen Kulturen.

Die rasche Entwicklung der Technik, der Einfluss der Massenmedien, die rasante Ausbreitung des Internets und seiner unglaublichen Möglichkeiten, virtuelle Welten und viele weitere Einflüsse haben die europäische Kultur in kürzester Zeit grundlegend verändert, so dass es notwendig ist, das Evangelium in diese neue Kultur zu inkulturieren. Da diese Entwicklung auch nicht vor den Ordenshäusern halt macht, ist es natürlich auch notwendig, sich immer wieder und neu von der Kraft des Evangeliums formen zu lassen und diese Formung weiter zu geben. Wie konkret nutzen Orden die Möglichkeiten der Kommunikation via Internet? Welche Gruppen werden angesprochen? Wie schützen sie sich vor möglichen Gefahren? Ist ein sich Verschließen vor den neuen Medien eine Option? Welche Alternativen gibt es?

„Auf der Suche nach den tiefsten Wurzeln des Kampfes zwischen der ‚Kultur des Lebens‘ und der ‚Kultur des Todes‘

dürfen wir nicht bei der oben erwähnten perversen Freiheitsvorstellung stehen bleiben. Wir müssen zum Herzen des Dramas vorstoßen, das der heutige Mensch erlebt: die Verfinsterung des Sinnes für Gott und den Menschen.“⁶⁵

Papst Johannes Paul II.

1995 sprach Papst Johannes Paul II. von einer um sich greifenden „Kultur des Todes“. Fast 20 Jahre später müssen wir feststellen, dass dieses Umsichgreifen immer weitere Kreise zieht. Das Bewusstsein um das Leben und seine Unantastbarkeit wird immer konturloser. Tötung im Mutterleib, Tötung auf Verlangen sind inzwischen gesellschaftsfähig. Diese werden nicht nur kritiklos angenommen, sondern auch verteidigt. Die Kirche und insbesondere die Orden müssen dieser Entwicklung entgegenwirken durch eine „Kultur des Lebens“. Hierbei geht es nicht darum anzuklagen oder den Finger auf jemanden zu richten. Es geht darum Lebensräume und Lebensperspektiven erkennen zu lassen und zu schaffen. Ganz konkret: leiblich-materiell in Form von Raum und Zuwendung und geistig-geistlich, durch das Schärfen des Bewusstseins für die Größe, Schönheit und Würde des Lebens und der daraus resultierenden Unantastbarkeit dieses Lebens.

Zeichenhaft wird diese „Kultur des Lebens“ sicher auch in einer Kultur des Lebens im Sterben erfahrbar. Das Mönchtum und damit auch die Zisterzienser übten und üben sich täglich ein im Gedanken an den Tod. „MORS – Mori mundus“, „Memento mori“⁶⁶ waren nicht nur fromme Worte, sondern ein sich Einüben in das Sterben.

Eindrücklich wurde dieser Bezug zum Tod bei der Gelübdeablegung ausge-

drückt. In alten Professriten des Benediktiner- und Zisterzienserordens ist der Brauch bekannt, dass – während der Professkandidat prosternierte – über ihn das Leichentuch gelegt wurde.⁶⁷ Mit der Erinnerung an den Tod wurde der Ernst der eigenen Lebensentscheidung, einer Entscheidung für das Leben, deutlich. Der Einsatz für das Leben muss mit einer Schärfung des Gewissens einhergehen. Auch Ordensleute sind Kinder ihrer Zeit und Gesellschaft und damit in „der Gefahr der Verwirrung zwischen Gut und Böse in Bezug auf das fundamentale Recht auf Leben“⁶⁸. Wie können wir neue Wege „der Liebe, der Annahme und des Dienstes für das menschliche Leben“⁶⁹ finden?

„Jede Kultur und jede gesellschaftliche Gruppe bedarf der Läuterung und der Reifung.“⁷⁰

Papst Franziskus

Abschließend kann sicher gesagt werden, dass es so etwas wie eine spezifische Kultur des Ordenslebens gibt. Sie ist nicht das Ziel des Ordenslebens, erwächst jedoch aus deren Gegebenheiten. Sie erscheint in vielfältigsten Facetten. Damit ist sie den Orden für die Zukunft eine reiche Quelle der Wirksamkeit.

Waren es nicht die Orden, die immer wieder mit offenen Augen und Herzen die Nöte der Zeit sahen und durch ihr Handeln ganz konkret Lebensräume und Lebenshorizonte eröffneten? Auch wenn die Zahl der Ordenshäuser und Ordensleute heute drastisch abnimmt, darf die Hoffnung und der Wunsch geäußert werden, dass diese Offenheit für das Leben erhalten bleibt und selbst gepflegt wird.

Vielleicht lädt diese Zeit gerade dazu ein, die Suche nach Gott, das Leben in Christus neu zu entdecken. Die eigene Kultur zu überdenken und zu fragen, ob sich nicht im Gesamten wie im Einzelnen das Verhältnis von Kult und Kultur zur Suche nach Christus ganz unmerklich und ungewollt verschoben hat?

.....

- 1 RB, Prolog 20.
- 2 Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, Berlin 1995, 742f., Stichwort: Kult, Kultur.
- 3 Hans Joachim Türk, Kultur in: LTHK³, Bd. 6 (2006), Sp. 514; Cicero beschreibt die Philosophie als cultura animi, Pflege des Geistes. Siehe Tusc. II, 5,13. (Hinweis ebd.)
- 4 Hans Joachim Türk, ebd.
- 5 Duden 7, Herkunftswörterbuch, Etymologie der deutschen Sprache, Mannheim 2007, Stichwort: Kolonie, 427f., Kultur, 429; Erst im 17. Jahrhundert wird das Wort Kultur in der deutschen Sprache gebraucht. Heute grenzt es sich vom Begriff der Zivilisation ab. Diese Unterscheidung und Trennung ist insbesondere auf Immanuel Kant zurück zu führen.
- 6 Frans de Waal in einem Interview über Verhaltensbiologie mit Jörg Blech über die Kultur der Tiere und die Natur der Menschen, Der Spiegel 33/2002.
- 7 <http://www.duden.de/rechtschreibung/Kultur>, Zugriff: 07.04.2014; Hervorhebung durch die Autorin.
- 8 <http://www.duden.de/rechtschreibung/Kult>, Zugriff: 10.04.2014.
- 9 Die Regel des Heiligen Benedikt fragt ausdrücklich mit dem Psalmisten: „Wer ist der Mensch, der das Leben liebt und gute Tage zu sehen wünscht?“ (RB Prolog 15, vgl. Ps 34,13) und „Willst du wahres und unvergängliches Leben?“ (RB Prolog 17).
- 10 KIAM Nr. 49, Urbar von 1374.
- 11 KIAM Urkunde Nr. 7, 1264.

- 12 KIAM Repertorium III: D5 (Dittersbach), F1 (Berzdorf), B52 (Berzdorf), S76 (Schönau), T5 (Bernstadt).
- 13 [Alexander Hitschfel], Chronik des Cistercienserinnenklosters Marienstern in der königlich-sächsischen Lausitz. Von einem Ordensgeistlichen, Warnsdorf 1894, 576.
- 14 Marius Winzeler, St. Marienstern. Der Stifter, sein Kloster und die Kunst Mitteleuropas im 13. Jahrhundert, Döbel 2011.
- 15 Réginald Grégoire, Der Mönch im 10.-12. Jahrhundert: Ein Mann der Zivilisation und der Kultur?, in: Die Kultur der Klöster, Stuttgart 1995, 193.
- 16 Vgl. Exordium cistercii 1,7.8; in: Hildegard Brem / Alberich Altermatt (Hg.), Einmütig in der Liebe. Die frühesten Quellentexte von Cîteaux, Langwaden 1998, 33; Auch wenn diese These in ihrem Absolutheitsanspruch, zu Recht, hinterfragt und relativiert wird. Die Geschichtsschreibung des Ordens neigte dazu, aus diesem Punkt einen Topos zu machen. Dies ändert jedoch nichts an seiner Gültigkeit in der Betrachtung konkreter Sachbereiche die spezifisch zeitlich und geografisch verortet sind.
- 17 Léo Moulin, Der Einfluß der Klosterkultur auf das tägliche Leben während der vergangenen Jahrhunderte. Primum vivere, in: Die Kultur der Klöster, Stuttgart 1995, 275f.
- 18 Léo Moulin, Der Einfluß der Klosterkultur auf das tägliche Leben während der vergangenen Jahrhunderte, in: Die Kultur der Klöster, Stuttgart 1995, 273ff.
- 19 Älteste gedruckte Darstellung der Gründungslegende Mariensterns in: H. Christian Augustin Pfaltz, Todesseufftzer / Sambt Christlicher Zubereitung zu dem seligen Hinscheiden von dieser Welt in die Ewigkeit, Prag 1661, o. S. ospital nahe des Klosters (im Panschwitzer Hof oder vor dem Klostertor) diene der Unterkunft armer bedürftiger Leute.
- 20 RB 43,3 „Dem Gottesdienst darf nichts vorgezogen werden.“
- 21 RB 43,3 „Dem Gottesdienst darf nichts vorgezogen werden.“ RB 4,21 „Der Liebe zu Christus nichts vorziehen.“ RB 72,11 „Christus sollen sie überhaupt nichts vorziehen.“ Weiteres dazu siehe: Michaela Puzicha, Kommentar zur Benediktusregel, St. Ottilien 2002, 384.
- 22 Carta Caritatis Prior 3,2; verfasst zwischen 1113-1115, in: Hildegard Brem / Alberich Altermatt (Hg.), Einmütig in der Liebe. Die frühen Quellentexte von Cîteaux, Langwaden 1998, 103.
- 23 In RB 19,7 mahnt Benedikt, dass während des Psalmensingens der Mönche „Herz und Stimme in Einklang sind“.
- 24 Andreas Preußner, UTB-Online-Wörterbuch Philosophie, Stichwort: Kultur <http://www.philosophie-woerterbuch.de/online-woerterbuch>, Zugriff am 06.04. 2014.
- 25 Die Auswahl ist zugegebenermaßen sehr subjektiv, ja zufällig, keiner Systematik folgend. Dabei werden die Zitate teilweise aus deren Sinnzusammenhang gerissen, was bei den Ausführungen nicht immer deutlich wird. Sie dienen in diesem Aufsatz lediglich als Impuls zur Betrachtung der Wechselbeziehung zwischen Kultur und Ordensleben.
- 26 Frans de Waal, Der Spiegel 33/2002, s. o.
- 27 Ebd.
- 28 RB 39; 40.
- 29 RB 8,2; 22.
- 30 RB 55.
- 31 RB 35,3; 48,24; 64,19; 68.
- 32 RB 36.
- 33 RB 37.
- 34 RB 40,1 „Jeder hat seine Gnadengabe vor Gott, der eine so, der andere so.“
- 35 Äbtissin Anna Margaretha Dorn regierte in Marienstern von 1640-1664; Das Spital wurde als steinerner Bau errichtet. in: H. Christian Augustin Pfaltz, Todesseufftzer, a.a.O.
- 36 RB 72,5 „Ihre körperlichen und charakterlichen Schwächen sollen sie mit unerschöpflicher Geduld ertragen.“

- 37 RB 55,21 „So berücksichtige der Abt die Schwäche der Bedürftigen, nicht die Missgunst der Neider.“
- 38 Miguel de Unamuno, Plädoyer des Müßiggangs, Ausgewählt und aus dem Spanischen übersetzt von Erna Pfeiffer, Graz / Wien ²1996, 19.
- 39 RB 48,1.
- 40 Michael Casey, *Lectio divina. Die Kunst der geistlichen Lesung*, St. Ottilien 2009.
- 41 RB 48,4.10.14.22 „lectio vacent“; RB 48,13 „vacent lectionibus suis, aut psalmis“;
Dazu siehe: Michael Casey, *Einführung in die Benediktusregel. Ein geistliches Ausbildungsprogramm*, St. Ottilien 2010, 123ff.
- 42 RB 6,1.4.5.
- 43 RB 6,2.3.
- 44 RB 6,6.
- 45 Röm 6,16.
- 46 Michael Casey, *Einführung in die Benediktusregel. Ein geistliches Ausbildungsprogramm*, St. Ottilien 2010, 88.
- 47 Ebd., 90.
- 48 André Malraux (1901-1976), französischer Schriftsteller und Politiker.
- 49 RB Prolog 1.
- 50 Vgl. ebd.
- 51 Michaela Puzicha, *Kommentar zur Benediktusregel*, St. Ottilien 2002, 48.
- 52 RB Prolog 49.
- 53 RB Prolog 49, RB 5,16.
- 54 Aldous Huxley (1894-1963); britischer Schriftsteller.
- 55 Papst Franziskus in einem Interview mit Journalisten auf dem Flug von Rom nach Brasilien am 22. Juli 2013: „Ein wenig sind wir an diese Kultur des Wegwerfens, des Ausgrenzens gewöhnt: [...] Wir müssen mit dieser Gewohnheit des Ausschließens brechen! Wir brauchen eine Kultur des Einschließens, eine Kultur der Begegnung;“
- 56 Albert Schweizer, *Verfall und Wiederaufbau der Kultur*, München 1955¹², 14.
- 57 RB 36,4.
- 58 Papst Franziskus, *Evangelium gaudii*, Nr. 198, 162f.
- 59 Friedrich Wilhelm Nietzsche (1844-1900); deutscher Philosoph und Kritiker.
- 60 Äbtissin Catharina Benada regierte Marienstern von 1664-1697; Äbtissin Ottilia Hentschel von 1697-1710; Äbtissin Cordula Sommerin von 1710-1746; Äbtissin Clara Trautmann von 1762-1782; Äbtissin Vincentia Marschner von 1799-1828.
- 61 Kurt Haberstick (* 1948), Schweizer Buchautor und Aphoristiker.
- 62 1 Petr 3,15.
- 63 Papst Franziskus, *Evangelium gaudii*, Nr. 116.
- 64 Papst Franziskus, *Enzyklika Evangelium gaudii*, Nr. 69.
- 65 Papst Johannes Paul II., *Enzyklika Evangelium vitae* (Rom, 25.03.1995), Nr. 21.
- 66 „Mori mundus.“ *Sterbe der Welt.*, „Memento mori.“ *Gedenke des Todes.*
- 67 *Rituale cisterciense. Ex libro usuum definitionibus ordinis, et caeremoniali episcoporum collectum*, Paris 1689, Buch VI. Kap. II, Nr. 13, 395: „Quo facto, revertens per medium Chorum, toto corpora prosternatur humi nudae sub gradum ante Abbatem, recedente Magistro post inclinationem, nec ullo panno nigro vel alio tegatur.“
- 68 Papst Johannes Paul II., *Enzyklika Evangelium vitae*, Nr. 24.
- 69 Ebd.
- 70 Papst Franziskus, *Enzyklika Evangelium gaudii*. Nr. 69.

Monika Tontsch

Dr. Monika Tontsch hat Kunstgeschichte, Baugeschichte und Pädagogik studiert. Seit 1991 arbeitet sie als Konservatorin im Bistum Hildesheim, leitet dort die Kunstinventarisierung und betreut die Kunstdenkmalpflege. Als Sprecherin des Arbeitskreises für Inventarisierung und Pflege des kirchlichen Kunstgutes in den deutschen (Erz-) Bistümern ist sie seit 1995 die überdiözesane Ansprechpartnerin für diesen Arbeitsbereich.



Monika Tontsch

„Die Kulturgüter der Kirche sind der stärkste Ausdruck der christlichen Tradition...“¹

Inventarisierung als kirchliche Aufgabe

„Inventarisierung von Denkmälern und Kunstgütern als kirchliche Aufgabe“ lautet der Titel der Arbeitshilfe Nr. 88, die als Dokumentation einer Fachtagung (Februar 1991 in Bensberg) vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz im Anschluss herausgegeben wurde.² Die Arbeitshilfe enthält neben einem Grundsatzbeitrag des damaligen Bischofs Karl Lehmann, verschiedenen Referaten und Praxisberichten auch zwei kirchliche Verlautbarungen. Die ältere von 1971 ist das römische Rundschreiben „De cura patrimonii historico-artistici Ecclesiae“ an die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen weltweit. Der Text enthält kurze Hinweise zu zwei Fragestellungen, die hier von Interesse sind.

1. Wie gestalten die Bistümer die Inventarisierung (=Inventarisierung) ihrer Denkmäler und Kunstgüter?
2. Wie gehen die Bistümer mit der Profanierung von Kirchen und der Aufgabe von Kunstgütern um?

Im dritten Absatz ermahnt das Rundschreiben die bischöflichen Ordinariate, darüber Aufsicht zu führen, dass „von den Pfarrern nach Beratung mit Fachleuten eine Liste der gottesdienstlichen Gebäude und der durch Kunst oder Geschichte bemerkenswerten Gegenständen erstellt wird, in der sie einzeln und mit ihrem Wert verzeichnet werden.“³ Die Verantwortung für das Verzeichnis, das zweifach erstellt werden soll, trägt 1971 noch klassischerweise der Pfarrer selbst. Viele Jahrhunderte war der Ortspfarrer, zusammen mit seinem Kirchenvorstand und unterstützt durch seinen Küster, der „Hüter des kirchlichen Schatzes“.

Unter Punkt sieben gibt es einen Hinweis zum Umgang mit nicht mehr im ursprünglichen Sinn nutzbaren Kirchen und kirchlicher Ausstattung. „Künstlerisch wertvolle Kirchengebäude sind nicht zu vernachlässigen, selbst wenn sie ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr dienen. Falls sie verkauft werden müssen, sind solche Käufer zu bevorzugen, die ihre Pflege übernehmen können.“⁴

Aufbauend auf den Text von 1971 entstand 1991 ein Beschluss des Ständigen Rates der Deutschen Bischofskonferenz zur „Inventarisierung als kirchlicher Aufgabe“, der in der eingangs erwähnten Bensberger Fachtagung inhaltlich vorbereitet worden war. Das Thema „Inventarisierung“ schien um 1990 geradezu in der Luft zu liegen. Verschiedene Bistümer professionalisierten damals den Bereich von Kunst- und Denkmalpflege in ihren Verwaltungen und stellten qualifizierte Konservatoren ein. Ich selbst gehörte auch dazu und erhielt als promovierte Kunsthistorikerin und Denkmalpflegerin eine feste Anstellung im Referat für Kirchliche Denkmalpflege im Bistum Hildesheim. Zusammen mit dem damaligen Diözesankonservator, der als Architekt besonders die Baudenkmalpflege betreute, war ich als Konservatorin primär für die Organisation der Inventarisierung unserer Kirchen und die Kunstdenkmalpflege zuständig. Für die inhaltliche Gestaltung der sog. Kunstinventare aller Kirchen sind die Tagung in Bensberg und der Beschluss des Ständigen Rates von 1991 bis heute von unschätzbarem Wert und Leitlinien für unser Handeln. In der Einleitung des Beschlusses heißt es:

„Die Kirche bewahrt weltweit einen unermesslichen Kunstbestand von bleibendem

geschichtlichen und künstlerischen Wert. Dieser Schatz gehört zum Kulturgut der ganzen Menschheit: in ihm spiegelt sich zugleich die Geschichte Gottes mit den Gläubigen; ihn zu bewahren und zu pflegen, stellt eine wichtige Aufgabe der Kirche dar.“⁵ Es werden im folgenden drei Ziele der Inventarisierung festgehalten:

1. Der Umfang des jeweiligen Eigentums wird festgestellt.
2. Die Grundlage für spätere Maßnahmen zur Pflege und Erhaltung des künstlerischen Erbes wird z.B. durch die Bewertung des Zustandes gelegt.
3. Das künstlerische Erbe (die Bauten und alle beweglichen Kunstgüter) werden nach einheitlichen Kriterien wissenschaftlich erfasst und (oft erstmals) erschlossen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Dabei wird die Aufgabe, anders als noch 1971, in die Hände der diözesanen Verwaltungen und ihrer Fachleute gelegt. „Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Inventarisierung kann nur von ausgebildeten Fachkräften durchgeführt werden.“⁶ Namentlich werden Kunsthistoriker mit theologischen und liturgiegeschichtlichen Kenntnissen empfohlen. Diesen Empfehlungen sind die meisten, leider noch nicht alle, der deutschen Bistümer gefolgt.

Ein eigener Absatz widmet sich „kirchliche(n) Kunstgüter(n) von nicht-kirchlichen Eigentümern“⁷. Dort wird ausgeführt, dass nur Kunstgüter im Eigentum der Diözese, der Pfarreien oder sonstiger kirchlicher Einrichtungen erfasst werden sollen. Dabei kann es im zu Ausnahmen kommen, z.B. bei Flurdenkmälern. Dort sind die Eigentumsverhältnisse nicht immer eindeutig oder es kann mehrere Eigentümer und Nutzer, z.B. Privatpersonen oder Kommunen, geben. Dies kann auch für Kirchenräume und kirchliche Güter gelten, die von Kirchengemeinden und Ordensgemeinschaften gemeinsam genutzt werden. In diesen Fällen ist die Inventarisierung durch die diözesanen Mitarbeiter angezeigt.

Nachfolgender Passus ermuntert darüberhinaus zu einer Zusammenarbeit zwischen den Fachleuten der Diözesen und den Ordensgemeinschaften: „Viele Orden oder Ordensgemeinschaften haben nicht die Möglichkeit, eigene Fachleute mit der Inventarisierung ihrer Kunstgüter zu beauftragen. Ihnen sollte von seiten der Diözese Hilfe angeboten werden. Dadurch ist eine einheitliche Erfassung aller kirchlichen Kunstgüter möglich.“⁸ Leider gibt es bisher m.W. keine inhaltliche Ausgestaltung dieses Passus‘ und er bleibt insgesamt vage.

Inventarisierung im Bistum Hildesheim und Kooperation mit Ordensgemeinschaften

Das Bistum Hildesheim konnte den Ordensgemeinschaften in den letzten Jahren konkrete Hilfen anbieten. So erhielten beispielsweise in den vergangenen Jahren alle Niederlassungen der Vinzentinerinnen, einschließlich des Mut-

terhauses in Hildesheim ein Kunstinventarbuch (mit Fotodokumentation), das die feste und bewegliche Kunstausrüstung verzeichnet und erschließt. Es wurden dabei dieselben hohen inhaltlichen Standards angelegt, wie bei den Kunstinventaren der Kirchengemeinden und Einrichtungen des Bistums. In diesem Jahr werden als Abschluss der Reihe die Kunstinventare des Marienhauses und des Vinzenzkrankenhauses in Hannover fertiggestellt und der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul übergeben. Als sehr hilfreich erwies sich das Kunstinventar des Mutterhauses bei der Räumung des ganzen Hauses einschließlich der Kapelle, die den seit 2013 stattfindenden kompletten Umbau der Anlage vorbereitete.

Die gebundenen Inventarbände enthalten einen einleitenden Teil, wo u.a. die Geschichte der Kongregation im Bistum, in Hannover und in der jeweiligen Niederlassung behandelt wird. Auch Vorgängerbauten werden beschrieben. Daran schließen sich Baubeschreibungen unter Berücksichtigung der Baugeschichte an. Die vorhandenen Kirchen und Kapellen werden auch im Inneren ausführlich gewürdigt. Das eigentliche Kunstinventar der festen und beweglichen Kunstausrüstung bildet den Hauptteil der Arbeit. Alle Gegenstände werden Objektgruppen zugeordnet und dann chronologisch oder nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet. Seit 1991 gibt es für das ganze Bistum verbindliche Objektgruppen: I Feste Ausrüstung, II Plastik, III Gemälde, IV Goldschmiede- und Metallarbeiten, V Paramente, VI Grafik, VII Möbel, VIII Verschiedenes, IX Außenbereich (Bildstöcke, Flurkreuze, Grabdenkmäler). Für

jedes inventarisierte Stück werden bestimmte Daten erhoben: Entstehungsjahr/Zeitraum, Entstehungsort/Region, Künstler/Werkstatt, Materialien und Maße. Die anschließende Beschreibung würdigt den Gegenstand und fällt bei bedeutenden Werken naturgemäß ausführlicher aus. Ein Personenregister am Schluss des Bandes nennt Architekten, Künstler, Stifter, Priester etc. und erleichtert die Erschließung der Inventare. Seit 2009 erfolgt die fotografische Dokumentation aller Objekte digital. Spezielle Datenblätter mit den ausgedruckten farbigen Inventarfotos bilden den zweiten Teil des Inventarbandes. Zuvor wurden schwarz-weiß Fotos auf separaten Fotokarten angelegt.

Von der Charta der Villa Vigoni (1994) bis heute

„Die Bemühungen der Kirche für Schutz und Erhaltung ihrer beweglichen und unbeweglichen Kulturgüter ist gerade in unserer Zeit besonders dringlich, um den aktuellen Säkularisationsprozessen ebenso entgegenzuwirken wie drohenden Verlusten und Profanierungen.“⁹ Als die Charta der Villa Vigoni, der das Zitat entnommen ist, 1994 auf Initiative des damaligen Präsidenten der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche Francesco Kardinal Marchisano von deutschen und italienischen Denkmalpflegern aus Staat und Kirche verfasst wurde, war das Thema „Kirchenschließungen“ in Deutschland noch kein Thema. Man kannte lediglich vom „Hörensagen“ spektakuläre Umnutzungen von Kirchen in den benachbarten Niederlanden. Die Charta der Villa Vigoni wurde genau vor 20 Jahren am 1. März 1994 verabschiedet und ich

durfte als junge Konservatorin am Text mitarbeiten. Es handelt sich um ein zwölf Punkte umfassendes, inhaltsreiches Papier, das volle Gültigkeit besitzt, aber bisher nur wenig rezipiert wurde. Die Kunstgüter im Eigentum von Klöstern finden in der Charta keine explizite Erwähnung, doch treffen die meisten Aussagen auch auf Klöster und deren Kunstschatze zu. Beispielhaft sei der zweite Absatz zitiert, wo es heißt: „Kirche, Gesellschaft und Staat müssen sich ihrer großen Verantwortung für dieses kostbare Erbe bewußt sein, das den heute Verantwortlichen nur für eine kurze Zeit anvertraut wird. Sie haben das historische Erbe zu erforschen und zu schützen, seine Bedeutung zur Geltung zu bringen und es den künftigen Generationen weiterzugeben.“¹⁰ Bei der Umsetzung dieser – berechtigten – Forderung tun sich heute die Diözesen, Pfarreien, kirchlichen Einrichtungen und auch die Orden und Ordensgemeinschaften in steigendem Maße schwer. Die mit dem wachsenden Priestermangel und rückläufigen Katholikenzahlen einhergehende Zusammenlegung von kleineren Pfarreien zu neuen Großpfarreien mit bis zu 15 Kirchenstandorten führt aus naheliegenden Gründen zu einer Schwächung des einzelnen Kirchortes. Gleichzeitig gehören hauptamtliche Küster – zumindest im Bistum Hildesheim – zu einer aussterbenden Berufsgruppe. Identifikation und persönliches Engagement sind für die Pflege und den Erhalt einer Kirche und ihrer Kunstausrüstung aber mindestens ebenso wichtig wie ausreichende finanzielle Ressourcen. Schon jetzt lassen sich Defizite feststellen, da die wenigen Verantwortlichen vor Ort, die meist ehrenamtlich tätig sind, zeitlich und inhaltlich über-

fordert sind. Der geringe Personalschlüssel vieler Diözesen im Bereich der hauptamtlichen diözesanen Konservatoren verstärkt das Problem zudem.

Profanierung und Umnutzung von Kirchen

Als pastorale und wirtschaftliche Option haben die Bistümer vor über 10 Jahren die Schließung und Profanierung von Kirchen erkannt und teilweise konsequent umgesetzt.¹¹ Die Orden, die auch seit Jahren Niederlassungen schließen, sind in der Regel nicht in vergleichbare Prozesse innerhalb ihrer jeweiligen Diözese eingebunden und daher zunächst „freier“ in ihrem Handeln als die diözesanen Kirchengemeinden. Für beide Akteure – Diözesen und Orden – gilt jedoch: am Ort einer Profanierung/Schließung wird christliche/katholische Kultur als „Zeugnis der Identität und der Tradition der Völker“¹² aufgegeben und nicht selten zerstört.

Der Verkauf und die Umnutzung von Kirchen und kirchlichen Gebäuden ist keine Erfindung des 21. Jahrhunderts. Neu ist meiner Meinung nach die Rolle, die wir als Vertreter der Kirche dabei spielen. Wurden die Kirchen im Zuge der Säkularisation am Anfang des 19. Jahrhunderts staatlicherseits zur Aufgabe von Einrichtungen gezwungen, vollziehen wir nun selbst die entsprechenden Schritte.

Seit 2003 bin ich als Konservatorin im Bistum Hildesheim an über 50 Kirchenschließungen beteiligt gewesen und konnte weitreichende Erkenntnisse in diesen Prozessen gewinnen. Zur Erklärung der Situation im Diaspora-Bistum Hildesheim muss gesagt werden, dass nach 1945 für die große Zahl der

katholischen Flüchtlinge, die sich in Niedersachsen ansiedelten, in der Zeit des deutschen „Wirtschaftswunders“ und mit dem sehr baufreudigen Bischof Heinrich Maria Janssen aus heutiger Sicht zu viele Kirchen gebaut wurden. Deshalb wird aus aktueller pastoraler Notwendigkeit ein „Rückbau“ betrieben, der in jedem Einzelfall für Gläubige am Ort, aber auch für die damals beteiligten Priester, Künstler und Architekten oder deren Erben sehr schmerzhaft ist und nicht selten unverstanden bleibt.

Im Vorfeld der Profanierung dient ein erster Ortstermin, das sogenannte Eingangsgespräch mit allen Beteiligten zum gegenseitigen Kennenlernen und Festlegen des weiteren Vorgehens. Es treffen sich Vertreter der Abteilungen Bau, der ich auch angehöre, der Abteilung Immobilien, die den Verkauf durchführt und der Kirchengemeinde mit dem amtierenden Pfarrer. Keine der bisher im Bistum seit 2000 profanierten Kirchen stand unter Denkmalschutz, so dass diesbezüglich keine Auflagen zu beachten waren. Gleichwohl handelte es sich in einigen Fällen um sehr interessante Nachkriegsbauten von namhaften Architekten wie Karlheinz Bargholz, Hamburg (Bremen-Aumund, St. Willehad) oder Jo Filke, Bremerhaven (Bremerhaven-Wulsdorf, St. Nikolaus). Während St. Willehad in Bremen heute als Gottesdienstraum einer evangelischen Freikirche für Gläubige aus Rußland dient, wurde die in der Fachliteratur beachtete Kirche St. Nikolaus in Bremerhaven inzwischen abgerissen.

Abgesehen vom Kirchengebäude selbst kommt bei einer Kirchenschließung die feste und bewegliche Kunstausrüstung in den Blick. Auch bei Kirchen des

20. Jahrhunderts finden sich nicht nur umfangreiche, sondern teilweise sehr qualitätvolle Ensemble von renommierten Künstlern. Dies liegt u.a. an den großzügigen finanziellen Zuwendungen, die die Gemeinden vom Bonifatiuswerk in Paderborn für die Anschaffung von Ausstattungen erhielten.

Bei der Bewertung des Inventars sind die Kunstinventare eine große Hilfe. Liegen sie noch nicht vor, erfolgt eine Kurzinventarisierung in Wort und Bild, die die Gemeinden zusammen mit Hinweisen zum Umgang mit dem Inventar erhalten. Der Ausbau des Inventars, das in der Regel der Kirchengemeinde gehört, darf erst nach dem Profanierungsgottesdienst beginnen. Vor diesem Termin bildet die Gemeinde eine Arbeitsgruppe, die mit Hilfe des Inventarverzeichnisses die Nachnutzung aller Gegenstände überlegt. Zuerst stellt sich die Frage nach Leihgaben, die an die Eigentümer zurückgegeben werden müssen. Der Kirchenvorstand beschließt, nach Beratung und Erteilung der kirchenoberlichen Genehmigung durch die Diözese, die Verwendung des Inventars. In diesem Zusammenhang muss für jedes Inventarstück festgelegt werden, ob es bei der Pfarrgemeinde bleiben soll, d.h. eine Verwendung an einem anderen Standort findet oder eingelagert wird. Weitere Möglichkeiten der Nachnutzung sind die Ausleihe an Nachbargemeinden, der Verkauf oder die Schenkung von Gegenständen an Kirchengemeinden im In- und Ausland. In diesem Zusammenhang haben sich in den vergangenen Jahren zahlreiche Aktivitäten und Partnerschaften ergeben. Meist erreicht mich als zuständige Ansprechpartnerin des Bistums ein erstes Gesuch aus einer hilfesuchenden

Gemeinde oder eines Vermittlers in Deutschland. In einigen Fällen existieren bereits Kontakte durch die Seelsorger oder Gemeindemitglieder und können genutzt werden. Meist unproblematisch ist die Abgabe von Kirchenausstattungen an polnische Kirchengemeinden. Aufgrund besonderer Beziehungen konnten auch Güter nach Brasilien oder Bosnien-Herzegowina vermittelt werden. Im letzteren Fall übernahm die Deutsch-Kroatische-Gesellschaft in Hannover die Organisation des Transportes. Eine Kirchenglocke und eine Orgel konnten über den Förderkreis „Alte Kirchen Berlin-Brandenburg“ in zwei evangelischen Kirchen in Brandenburg eine neue Heimat finden. Bei allen Vermittlungen ist ein hohes Maß an persönlichem Engagement aller beteiligten Personen nötig.

Ausblick

1995 gründete sich der Arbeitskreis für „Inventarisierung und Pflege kirchlichen Kulturgutes in den deutschen (Erz-)Bistümern“, der die Anliegen der Bistümer und der dort tätigen Konservatoren innerhalb der deutschen Bischofskonferenz und nach außen vertritt.¹³ Der Arbeitskreis wünscht sich einen engeren Austausch mit den Orden und Kongregationen in Deutschland. 2005 kam es zu einem ersten Kontakt mit den deutschen Ordensobern-Vereinigungen. Bei der Jahrestagung des Arbeitskreises im November 2005 in Steyl/Niederlande nahm Florian Buschermöhle vom Haus der Orden teil und berichtete über eine mögliche Kooperation in der „Ordenskorrespondenz“¹⁴. In den folgenden Jahren wurde die Archivarin im Haus der Orden, Dr. Gisela Fleckenstein, un-

sere Ansprechpartnerin, die aber aus Zeitgründen bisher nicht regelmäßig im Arbeitskreis mitwirken konnte.

Als Sprecherin des Arbeitskreises freue ich mich sehr, über die Gelegenheit von der Arbeit im Bereich von Inventarisati- on und Kunstpflege der deutschen Bis- tümer berichten zu können. Für die kommenden Jahre wünschen wir uns eine noch intensivere Zusammenarbeit, die z.B. durch eine gemeinsame Tagung einen Ausdruck finden könnte.

Seit Jahren pflegen wir einen engen Austausch mit den Konservatoren der österreichischen (Erz-) Bistümer, der uns vielfältig bereichert. In Österreich wurde 2010 das Referat für die Kulturgüter der Orden gegründet (als Einrichtung der Österreichischen Superioren- konferenz und Vereinigung der Frauenorden), das Dr. Helga Penz leitet. Im Tätigkeitsbericht 2010/2011 schreibt Prälat Mag. Maximilian Fürnsinn „In den wenigen Jahren hat das Referat für die Kulturgüter der Orden sehr viel geleistet: es ist ein Bewußtsein für das kulturelle Erbe der Klöster entstanden; Kurse, Tagungen etc. haben viele Anregungen für den Umgang und die Pflege unserer historischen Bestände gebracht; die Vernetzung der Expertinnen und Experten unserer Klöster ist gut gelungen und trägt sehr viel zum gegenseitigen Austausch bei.“¹⁵

Eine ähnliche Einrichtung, wie das Re- ferat für die Kulturgüter der Orden in Österreich, wünscht sich der Arbeits- kreis der Bistümer auch für Deutsch- land.

.....

1 Charta der Villa Vigoni zum Schutz der kirchlichen Kulturgüter, 1994, Absatz 1;

zitiert nach: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Inventarisati- on und Pflege des kirchlichen Kunstgutes. Verlautbarungen und Dokumente, Bonn 2008 (Arbeitshilfen Nr. 228), 92.

- 2 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Inventarisati- on von Denkmälern und Kunstgütern als kirchliche Aufgabe / Dokumentation einer Fachtagung vom 27. bis 28. Februar 1991 in Bensberg (Arbeits- hilfen Nr. 88), 132 ff.; siehe Charta der Villa Vigoni, a.a.O., 11 ff.
- 3 Inventarisati- on a.a.O., 133.
- 4 Ebd., 134.
- 5 Ebd., 122.
- 6 Ebd., 127.
- 7 Ebd., 126f.
- 8 Ebd., 127.
- 9 Charta der Villa Vigoni, a.a.O., 93, Nr. 5.
- 10 Ebd., 92f. Nr.2.
- 11 Hinweise zum Thema:
 - Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Umnutzung von Kirchen/ Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen, Bonn 2003 (Arbeitshilfen Nr. 175);
 - Zukunfts- aufgaben der kirchlichen Kulturgüter- Inventarisati- on/Ergänzende Empfehlungen zum Beschluss des Ständigen Rates von 1991 vom 28. August 2006, 84-91, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Inventarisati- on und Pflege des kirchlichen Kunstgutes. Verlautbarungen und Dokumente, Bonn 2008 (Arbeitshilfen Nr. 228).
 - Erzbischöfliches Generalvikariat Paderborn (Hg.), Zukunft von Kircheng- bäuden im Erzbistum Paderborn, Entwurf der Steuerungsgruppe, Mai 2008.
- 12 Charta der Villa Vigoni, a.a.O., 92, Absatz 1.
- 13 www.deutsche-bistuemer-kunstinventar.de.
- 14 OK, 47. Jahrgang 2006, Heft 1, 102.
- 15 Aus: Tätigkeitsbericht des Referats für die Kulturgüter der Orden, Arbeitsjahr 2010/2011, 3; www.kath-orden.at/kulturgueter.

Thomas Eggensperger OP

P. Prof. Dr. theol. Thomas Eggensperger OP lehrt Sozialethik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster und ist Geschäftsführender Direktor des in Berlin ansässigen Institut M.-Dominique Chenu. Neben seiner Tätigkeit als Geistlicher Beirat des Katholischen Akademischen Ausländer-Dienstes (KAAD) ist der Mitglied der „Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Freizeit und Tourismus“ der Deutschen Bischofskonferenz.



Thomas Eggensperger OP

Sind Klöster tourismustauglich?

Reflexion über pastorale Perspektiven und Risiken

Klöster und Klostergemeinschaften stellen sich zunehmend die Frage, ob sie ihre Ressourcen auch in besonderer Weise dem wie auch immer gearteten Tourismus zueignen sollen. Das gilt sowohl für Klöster, deren Gemeinschaften interessiert sind, ihre teilweise reizvollen Gebäudeanlagen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zuweilen handelt es sich um Immobilien, die für die kleiner werdenden Gemeinschaften viel zu groß sind, die jedoch auch nicht einfach leer stehen sollen. Die Überlegungen werden aber auch für ehemalige Klöster angestellt, die seitens der Länder und Kommunen oder Vereine und Verbände, die sich um den Erhalt und die Pflege der Klosteranlagen kümmern, vermarktet werden.

Die „Katholische Arbeitsgemeinschaft Freizeit und Tourismus“ (KAFT), die dem Auslandssekretariat der Deutschen

Bischofskonferenz zugeordnet ist, hat sich dieser Thematik in Kooperation mit der „Thomas Morus Akademie“ (Bensberg) im Rahmen einer großen Tagung für Interessierte und Engagierte gewidmet. Vertreter von Kirche, Kommunen und freien Unternehmen haben sich im Februar 2014 in den Tagungsräumen der Hotels des „Europapark Rust“ eingefunden, um sich auseinanderzusetzen mit dem Thema „Klöster – Potenziale für Kultur und Tourismus. Spirituelle Orte in einer mobilen Gesellschaft“. Nicht nur Referenten aus den einschlägigen Einrichtungen präsentierten ihre Vorstellungen, sondern auch Theologen, Investment- und Vermögensberater sowie Zeitdiagnostiker. Anwesend waren auch Ordensleute, die entweder bereits Schritte unternommen hatten, ihre Klosteranlagen touristisch zu nutzen oder im Reflexionsprozess stehen,

ein solches Projekt zu beginnen. Gerade letztere erwiesen sich durchaus auch als skeptische Zuhörer, die nicht vollkommen davon überzeugt waren, dass die angestellten Überlegungen die Situation adäquat darstellen oder wirklich reale Wege aufzeigen würden. Der Tagungsort wurde nicht zufällig gewählt, findet sich dort unter anderem ein Hotel, das im Stil eines spätmittelalterlichen portugiesischen Klosters – Hauskapelle und Pharmazie inklusive – nachempfunden ist, um damit den Sehnsüchten von Touristen zu entsprechen, die mit Kloster einen Ort der Ruhe und der Besinnung assoziieren – selbst wenn es sich eigentlich nur um ein eventorientiertes Hotels handelt, das vor ein paar Jahren neu errichtet wurde.

Hermeneutik der Beobachtungen

Die folgenden Ausführungen greifen die Thematik auf und skizzieren auf der Grundlage der Vorträge und Diskussionen die möglichen Perspektiven solcher Überlegungen. Dies geschieht mit der Brille eines Ordensmannes (der Autor dieses Beitrags ist Mitglied des Dominikanerordens) und in der Hermeneutik einer theologischen Sozialethik. Die Beobachtungen gehen einerseits von der Frage aus, wie man als Orden, als „Kloster“, eigentlich außerhalb der kirchlichen Milieus wahrgenommen wird und andererseits von der Rezeption dessen, was dieses Milieu von den Orden letztlich erwartet, wenn es eine Verbindung zum Tourismus herstellt. Daraus sind Schlüsse zu ziehen, sowohl was den spirituell-theologischen background des Wechselverhältnisses von Kloster und Vermarktung angeht als

auch was die Perspektiven sind, die sich pastoraltheologisch einordnen zu lassen haben. Dabei birgt ein solches Unterfangen gewisse Risiken, die nicht verschwiegen werden sollen.

Die Realität der Klöster

Die Tagungsleitung machte gleich zu Beginn der Veranstaltung deutlich, dass Klöster von je her spirituelle Orte und eine Kraftquelle des Glaubens waren und sind. Es ist nicht verwunderlich, dass sich ca. ein Drittel aller Befragten einer Umfrage durchaus vorstellen können, in einem Kloster Urlaub zu machen. In der Praxis ist die Zahl derer, die dann auch wirklich ihre Ferien oder wenigstens ein Wochenende im Kloster verbringen, sehr viel niedriger. Aber es gibt einen „Mythos Kloster“ (Wolfgang Isenberg), der nicht nur für reale und aktiv genutzte Klöster gilt, sondern auch für aufgelöste Konvente (tlw. umfunktioniert in Museen, Hotels oder Restaurants) oder sogar Kloster-Imitate (Nachbauten, Werbung mit Orden oder Kloster suggerierenden Namen). Die Voraussetzungen sind also günstig, über das Wechselverhältnis von Kloster und Tourismus nachzudenken.

Es ist evident, dass einer der Gründe, dass es überhaupt zu dieser Situation kommt, darin besteht, dass Ordensgemeinschaften zuweilen unter Zugzwang stehen. Die Kommunitäten werden kleiner und zumeist fehlt Nachwuchs, der geeignet ist, die teilweise großen Betriebe und Einrichtungen aufrecht zu erhalten. Selbst wenn es die Möglichkeit gäbe, sie ganz oder partiell durch bezahlte Mitarbeiter/-innen zu besetzen, gilt zu bedenken, dass die Lohnkosten erheblich sind. Sogar wenn bestimmte

Voraussetzungen stimmen, ist es keineswegs so, dass damit der Boden für weitere Perspektiven bereitet ist. Zunächst nämlich stehen sich Gemeinschaften im wahrsten Sinne des Wortes selbst im Weg. Der Alltag in den Gemeinschaften ist zuweilen geprägt von Lähmung, Frust und persönlichem Desinteresse. So zeigt dies der Zeitdiagnostiker Michael Hochschild auf der Grundlage seiner selbst erhobenen Umfragen in französischen und deutschen benediktinischen Klostersgemeinschaften auf. Wer macht eigentlich mit, wenn man etwas machen will? Innerhalb der Gemeinschaften gibt es oft ein hohes Sicherheitsbedürfnis, aber geringe „Kampfbereitschaft“¹. Wenn es denn dann doch Ordensmitglieder gibt, die kreativ sind und nach vorne schauen, wird man am Ende nur mit denen agieren können, die – bildlich gesprochen – Langstreckenläufer sind, weniger mit den Sprintern.

Neben diesem Personalproblem sind manche Gemeinschaften finanziell belastet und aus dieser Not heraus muss erwogen werden, wie man der Situation begegnet. Verkauf ist nicht immer die beste Lösung (geschweige denn, wenn das Anwesen samt dazugehöriger Kirche de facto unverkäuflich ist). Und ein drittes Moment ist zu bemerken: Immer wieder fragen sich Gemeinschaften, was eigentlich bleibt, wenn sie bestimmte Standorte aufgeben. Es kann nicht angehen, dass man aufgrund der personellen oder ökonomischen Situation Orte verlässt und man am Ende keine Spuren hinterlässt. Nachnutzung bedeutet nicht einfach nur die Lösung eines Problems, sondern evoziert auch das Phänomen des „Erbes“. Je mehr der Orden sichtbar bleibt, desto wohler füh-

len sich die Religiösen, die schweren Herzens den Ort verlassen. Wenn die Lösung dann darin besteht, die Immobilie trotz Umwidmung noch deutlich als ehemaliges Kloster existent zu sehen, bedeutet das eine große Entlastung.²

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Erwartungen an Klöster und deren Insassen

Es ist interessant festzustellen, was von Klöstern resp. Ordensgemeinschaften eigentlich erwartet wird, wenn über sie seitens der Tourismusbranche nachgedacht wird. Was sind die Punkte, die das Ordensleben dermaßen anziehend machen, dass man sich mit dessen Einbeziehung eine gewisse Breitenwirkung in der Vermarktung von Regionen erhofft? Nicht umsonst werden seitens nichtkirchlicher Einrichtungen und Veranstalter „spirituelle Reisen“ angeboten, die gezielt zu Klöstern oder Wallfahrtsorten führen. Dazu gehört sicherlich der Dreiklang von Ritual, Event und Destination, oder um es zeitdiagnostisch zu formulieren, von places, people und product (so Andreas Reiter vom ZTB Zukunftsbüro Wien). Die Motive der Reisenden sind vielfältig. So sind es zunächst sowohl die Magie des Ortes und deren entsprechenden kulturellen Schät-

ze, die eine Rolle spielen. Aber auch die scheinbar spezifische Kulinarik („Klosterküche“) oder das Gesundheitswesen („Klostermedizin“) spielt dabei eine Rolle. Vieles hat in diesem Zusammenhang mit dem breiten Feld von Sinnsuche, Religion und Religiosität sowie Lebensbegleitung zu tun. Klöster sollen dabei möglichst die vier A's bieten – attraktion, amenity, authenticity und access. Kloster ist der Inbegriff von Gegenwelt, die Dramaturgie von Raum (genius loci) und (rhythmisierte) Zeit spielt dabei eine Rolle, die Klostergemeinschaft wird gedeutet als (Werte-)Gemeinschaft. So erstaunlich das alles klingen mag, so ernüchternd ist dies in den Augen von Hochschild, der die Klöster mit der von außen zugeschriebenen Oasenqualität letztlich für überschätzt hält.

Konkrete Erfahrungen

Überlegungen zum Klostertourismus stehen keineswegs im luftleeren Raum. Es gibt eine Reihe von sehr unterschiedlich angelegten Projekten, die bereits seit einiger Zeit auf die Bedeutung von Tourismus abzielen. Zu nennen ist das Dominikanerinnenkloster Arenberg, das vor einigen Jahren aus einem ein wenig verstaubten Kneipp-Kurhaus ein Erholungszentrum in Sternequalität gemacht hat. Die Prämonstratenser sind dabei, ihr altes Kloster in Speinshart mit großem Aufwand und unter Mithilfe von Mitbrüdern eines anderen Klosters sowohl baulich als auch konzeptionell zu sanieren. Die Planung einer internationalen Begegnungsstätte in der „Metropol-Region“ führte zu einem emotionalen Stimmungswechsel in der Gemeinschaft und zu einer hohen Solidarität des Umfelds (so P. Lukas Prosch

O.Praem. in seiner Präsentation). Ein anderes Beispiel ist das Projekt „Klosterland e.V.“, das als Eigeninitiative versucht, mehrere ehemalige Klöster im Land Brandenburg der breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen. Die Möbel- und Accessoire-Firma „Manufactum“ vermarktet unter dem Label „Gutes aus Klöstern“ verschiedenartige Produkte. In einem ihrer Läden werden diese Waren sogar von einer leibhaftigen Ordensschwester verkauft, was allen Seiten zusagt: Sowohl die Firma als auch die Kunden sind zufrieden und die Schwester hat in dem Laden eine Aufgabe gefunden, die prinzipiell auch pastoral anspruchsvoll ist.

Perspektiven und Risiken eigener Außendarstellung

Es sind unterschiedliche Perspektiven aufzuzeigen, die nicht nur ökonomisch oder spirituell, sondern auch theologisch zu bewerten sind. Dabei gilt es auch, etwaige Risiken nicht außer Acht zu lassen, um sich nicht schlussendlich mittels eines Klosterbildes instrumentalisieren zu lassen, das nichts mehr zu tun hat mit dem, wofür man eigentlich qua Orden stehen möchte. Im Folgenden werden sieben solcher Kernpunkte skizziert, die es zu beachten gilt, wenn man sich mittelbar oder unmittelbar auf eine bestimmte Außendarstellung einlassen will oder sogar Teil eines größeren Projekts ist.

1.

Es ist evident, dass Klöster als Sehnsuchts-Orte gelten, man sollte sie allerdings nicht nur reduzieren auf Stille und Gebet – vor allem sollten sie sich selbst nicht nur auf solchen Klischees

ausruhen, die leicht bedient werden und keiner großen Anstrengung bedürfen. Zu hoffen ist, dass man von Klosterleuten mehr erwartet als freundliches Lächeln, durchgeistigte Blicke oder gottergebenes Schweigen. Diese Form von Klosteralltags-Verklärung sollte man seitens der Religiösen selbst kritisch im Blick behalten. Es gibt tatsächlich nur sehr wenige Orden, für die das Monasterium tatsächlich Zweck und nicht nur Mittel ist. Natürlich gibt es die – recht kleine Gruppe von – streng beschaulichen Orden, die sich in der Hauptsache in ein klösterliches Terrain zurückgezogen haben, weil die Stille und die klösterliche Ordnung mit ihrer Struktur und den Hoffnungen, die sich in ihr bergen, für sie Mittelpunkt ihrer Existenz ist. Hier gibt es keinen Grund, mit diesem Profil hinterm Berg zu halten und damit seitens Außenstehender und Besucher identifiziert zu werden. Aber sie sind nicht die Regel, sondern eigentlich die Ausnahme. Wenn man sich das Beispiel der Mendikantenorden anschaut, so ist das Kloster zwar ein geistlicher Rückzugsort, aber es ist in der Hauptsache dafür da, einer Gruppe von Gleichgesinnten Obdach zu geben und einen Ort zu haben, sich für den eigentlichen Missionsauftrag vorzubereiten oder sich von eben demselben zu erholen.³ Selbstverständlich braucht es dafür nicht nur einen Ort mit Regeln und Normen, sondern auch eine Gemeinschaft, mit der man kommuniziert und sich theologisch-spirituell austauscht. Die Realität des klösterlichen Innenlebens setzt sich – so ist zu hoffen – weniger mit der scheinbaren Außenwahrnehmung und entsprechenden Außen-darstellung auseinander, sondern – was ebenfalls wünschenswert wäre – mit der

Frage, welcher pastoralen Herausforderung man sich stellen möchte und welche Methoden dafür in Frage kommen.⁴

2.

Der Konnex von Kloster und Tourismus funktioniert zudem nicht überall. Manche Gebäude erfüllen nicht die (teilweise idealisierte) Vorstellung eines Klosters und es gilt, das Zielpublikum auszuwählen, für das man das Haus öffnen möchte. Es ist ein Unterschied, ob es um Menschen mit religiösen Bezügen geht, um Sinnsucher oder um kulturinteressierte Touristen, die im übertragenen Sinne an die Klosterpforte klopfen. Je ansprechender und bedeutsamer eine Klosteranlage ist, desto mehr werden die dortigen Bewohner mit Touristen jeglicher Couleur konfrontiert. Die klassische „Gastfreundschaft“ wird dabei zuweilen erheblich auf die Probe gestellt und die wahren Intentionen der Besucher geben Rätsel auf, die nicht leicht zu lösen sind.⁵

3.

Der Blick und die Orientierung auf Tourismus ist nicht einfach nur ein Surplus, das man sich gemeinhin leistet, wenn man Lust darauf hat. Denn manchmal ist es pure ökonomische Notwendigkeit, das Haus für Gäste zu öffnen und mit der Beherbergung Geld zu verdienen. Zudem ist es eine spannende Variante von pastoraler Aktivität, die nicht unbedingt neu ist, aber zeitgemäß sein sollte. Hier ist sicherlich ein gutes Stück Professionalität angesagt. Gewiss ist es wichtig, die Beobachtungen der von außen kommenden Klosterbesucher oder Klosterinteressierten zu realisieren. Es dürfte zuweilen erstaunen, wie der klösterliche Alltag und die dazugehö-

renden Attitüden von unbefangenen Besuchern wahrgenommen werden. Allerdings hat man zudem zu berücksichtigen, welche Erwartungen - vielleicht sogar Sehnsüchte - Menschen und Gruppen mitbringen, wenn sie kommen. Man wird nicht alle Erwartungen erfüllen können, aber es ist eine pastorale Herausforderung, sich auf sie einzulassen und möglicherweise sogar neue Ansätze und Ideen zu entwickeln, die bislang gar nicht im eigenen Focus standen. Beide Blickwinkel sind sensibel zu beachten. Die daraus sich ergebende Selbstreflexion dient zweifellos auch der Profilbildung von Gemeinschaften und schärft den Blick für die eigenen Schwächen, aber auch Möglichkeiten.

4.

Man muss sich aber realen personalen Herausforderungen stellen. Das natürliche Limit für solche Pläne sind in der Regel die eigenen Leute im Haus. Nicht jedes Klostermitglied kann alles und manche wollen schlichtweg gar nicht touristisch aktiv sein. Zudem passt eine solche Arbeit auch nicht in das Profil einer jeden Ordensgemeinschaft. Die Praxis zeigt aber, dass es gute Erfahrungen gibt mit angestellten Mitarbeitern, die hochmotiviert sind, sich dem spezifischen Gepräge der Ordensidentität innerlich verbunden fühlen und so durchaus gute Repräsentanten dessen darstellen, was das Kloster vermitteln möchte.

5.

Es gilt, gängigen Klischees kritisch gegenüber zu stehen. Es reicht nicht, äußere Formen wie Klostergebäude, Habit oder kirchlich-katholische Ästhetik zu pflegen, selbst wenn sie aus Marketing-

Gründen eine wichtige Rolle spielen mögen (vergeistigt aussehende Mönche im Ordensgewand machen sich für Plakate und Folder natürlich besser als mehr oder weniger gut aussehende Damen und Herren mit nur einem kleinen Kreuz auf der Brust). Klosterleben ist mehr als nur „Stille“, „Schweigen“ und „Gebet“. Auf solche vergleichsweise akzidentiellen Eigenschaften sollte man sich als Ordensgemeinschaft nicht festlegen lassen, zumindest wenn man spirituell und pastoral mehr anzubieten hat. Zudem sollte man sich nicht unter Preis verkaufen, nur um in der Außendarstellung die scheinbar ständig fröhliche Ordensfrau oder den lässig-coolen Ordensmann spielen zu wollen.

6.

Es ist zu konzedieren, dass bereits gute Grundlagen für eine adäquate Präsenz im Tourismusbereich gelegt sind. Es gibt schon einiges an vorzeigbaren Projekten bzw. Ideen, die vielversprechend sind. Viele Klöster müssen nicht beim Nullpunkt anfangen, weil sie bereitseine lange Tradition von dem haben, was heute gemeinhin als „Kloster-Tourismus“ bezeichnet wird. Eine solche Arbeit ist nicht nur eine pastorale Aufgabe, sondern auch eine pastoraltheologische Herausforderung. Schwestern und Brüder in den Klöstern sind nicht nur fromm und vergeistigt, sondern haben prinzipiell eine Expertise auf religiösem, sozialpsychologischem und theologischem Gebiet, die sie nicht unter den Scheffel stellen müssen.

7.

Last but not least sollte sehr grundsätzlich hinterfragt werden, inwieweit Klöster und Ordensgemeinschaften wirklich

noch die bereits oben erwähnte Gegenwelt darstellen. Es mag so sein, dass diese Einrichtungen von außen durchaus als Gegenwelt wahrgenommen werden, vielleicht sogar ein solches Bild richtiggehend eingefordert wird. Aber ist denn das Kloster wirklich noch dergestalt Kontrastgesellschaft? Hier ist eine kritische Reflexion durchaus angesagt: Von innen, d.h. seitens der Gemeinschaften selbst ist deutlich, dass der säkulare Trend, der in der Gesellschaft wahrgenommen wird, auch innerhalb der Klöster und Orden Einzug gefunden hat. Da ist es auch kein Wunder, dass die Ordensleute – ebenso wie die Gesellschaft überhaupt – sich in der „Sphäre des Mundanen“⁶ bewegen. Das Mundane, verstanden als ein Raum, indem sich das „Säkulare“ und das „Religiöse“, das „Politische“ resp. „Öffentliche“ und das „Private“ nicht einfach voneinander trennen lassen, umschließt alle Gruppen und eine Absonderung ist nicht realistisch. Die vorgebliche Gegenwelt ist mittlerweile Teil der Welt geworden – was durchaus zu begrüßen ist, wenn die Orden nicht den Anschluss an die sehr wohl sich der Individualisierung hingebenden Gegenwart und deren Herausforderungen verlieren möchten, der man schließlich pastoral zu begegnen beansprucht.⁷

.....

1 Michael Hochschild, *Elastische Tradition – Biometrie des Klosters von heute* (Studien zur monastischen Kultur Bd. 7), St. Ottilien 2013, 135. „Anscheinend will man den Kampf und die Auseinandersetzung mit der zum Teil immer noch säkularen Welt von heute eher anderen überlassen. Nach Aufbruch sieht es demnach in dieser Hinsicht wenig aus.“ (Ebd.)

- 2 Vgl. Thomas Eggensperger, *Erinnern statt Vergessen, wenn Orden gehen*. Empirische Betrachtungen am Beispiel der Dominikanerprovinz Teutonia, in: Markus Warode u.a. (Hg.), *Veränderung als Chance begreifen. Fusionsprozesse in Orden, Kirche und Gesellschaft* (Bd. 2: Erfahrungsberichte aus Orden und Kirche), Münster 2013, 33-43.
- 3 Vgl. Ulrich Engel, *Jetztzeit der Orden*. Plädoyer für eine *Vita consecrata* situationalis unter postmodernen Bedingungen, in: *OK*, 54. Jahrgang 2013, Heft 3, 339-352; ders., *Orden – eine vernachlässigte Ressource für die Kirchenentwicklung*. Plädoyer für einen dreifachen Dialog, in: *Lebendige Seelsorge* 64, Würzburg 2013, 80-84.
- 4 Dazu vgl. Michael N. Ebertz / Lucia A. Segler (Hg.), *Orden und Säkularisierung*. Ergebnisse aus Befragungen von Mönchen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, unveröffentl. Manuskript, März 2014. In dieser Befragung ging es u.a. darum, die Korrelation zwischen „Welt“ und „Kloster“, d.h. zwischen säkularisierter Gesellschaft und geistlichem Ort aufzuzeigen, wie sie seitens der männlichen Betelordensgemeinschaften verstanden und praktiziert wird. Eines der Ergebnisse ist die Tatsache, dass die Sozialstruktur der Ordensleute sowohl „territorial wie auch sozial – wenn man an die Wohnformen denkt – religiös, christlich und kirchlich zugleich formatiert“ ist und von sozialstruktureller Entwicklung kaum die Rede sein kann. „Beide Momente der Sozialstruktur – die private wie die berufliche – indizieren keine Neigung zur Entkirchlichung, sondern eine konfessionelle ‚Milieuerengung‘“ (Ebd., 198).
- 5 Ein spannendes Beispiel stellt die Fernsehserie „Um Himmels Willen“ dar, die bereits in mehreren Staffeln den fiktiven Alltag des adretten Landklösterchens zu Kalthenthal schildert, in der gerade mal eine Handvoll aktiver Schwestern zwischen pastoralem Alltag, leicht chaotischem Innenleben und durchaus spürbaren Repressalien von außen (nervtötende Ordensoberin im Mutterhaus und leicht unterbelichteter Ortsbischof inclusive) ihr

Ordensleben bewältigen. Einerseits ist das Ordensdasein ein wenig stilisiert (rustikales Interieur, permanenter Einsatz für Gott und die Welt ohne Rücksicht auf sich selbst), aber andererseits zeigt das Leben der Schwestern ein reales Antlitz, ohne dass dies sich in sex and crime ergießen würde. Vgl. auch Elisabeth Hurth, *Der kanalisierte Glaube. Wie das Medium Fernsehen Religion und Kirche in Szene setzt*, Nürnberg 2006.

- 6 Thomas Eggensperger, Individualisierung und die Sphäre des Mundanen, in: Thomas Dienberg / Thomas Eggensperger / Ulrich Engel (Hg.), *Himmelwärts und weltgewandt. Kirche und Orden in (post-) säkularer Gesellschaft / Heavenward and worldly. Church and Religious Orders in (Post-) Secular Society*, Münster 2014, 247-254.
- 7 Vgl. Thomas Eggensperger, Individualisierung in der Moderne. Alternativentwurf zu einem Verständnis von Säkularisierung als Folge der Modernisierung, in: Thomas Dienberg / Thomas Eggensperger / Ulrich Engel (Hg.), *Säkulare Frömmigkeit. Theologische Beiträge zu Säkularisierung und Individualisierung*, Münster 2013, 105-117.



Heribert Böller

Heribert Böller hat von 1977 bis 1983 in Bonn und Freiburg i. Ü. katholische Theologie, Geschichte und Pädagogik studiert. Neben seiner Lehrerausbildung ist er gelernter Journalist und war beim Verlag Liboriusblatt als Chefredakteur für drei katholische Wochenzeitschriften verantwortlich. Seit 2009 arbeitet er als Generalassistent bei der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) und ist dort u.a. für die Bereiche Mission und Weltkirche zuständig.



Heribert Böller

Missionare als Kulturträger

Als maßgeblicher Anstoß zur Gründung der „Superioren-Konferenz“, des Vorläufers des späteren Deutschen Katholischen Missionsrates und der Deutschen Ordensobernkonzferenz, kann eine Bitte des Berliner Kolonial-Museums im Februar 1898 an die Missionsorden gesehen werden, sich an einer Kolonialausstellung zu beteiligen. Das „segensreiche Wirken und die eminente Bedeutung“ der Missionsarbeit, so das Museum, sollte dem Publikum vor Augen geführt werden. Die Anfrage spiegelt die nach der Zeit des „Kulturkampfes“ veränderte Politik des damaligen Deutschen Reiches, das im Zusammenhang seiner kolonial geprägten Außenpolitik Interesse an der Tätigkeit der religiösen Gemeinschaften entwickelte.¹ In vollkommen veränderter politischer Konstellation gibt es auch nach dem Zweiten Weltkrieg eine fruchtbare Zusammenarbeit missionierender Orden mit dem Auswärtigen Amt. Es unterstützt Kultur- und Bildungsprojekte der missionierenden Gemeinschaften im Rahmen seiner Auswärtigen Kultur- und Bildungsarbeit seit Jahrzehnten. Der nachstehende Artikel erörtert vor diesem Hintergrund die Frage nach dem Verhältnis von Mission und Kultur und die Zusammenarbeit mit dem Auswärtigen Amt.

Gehört es eigentlich zu den Aufgaben von Missionaren, Kulturarbeit zu leisten? Wollte das Jesus, als er seinen Jüngern das Evangelium anvertraute? „Da

trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu

meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,18-20) Der Auftrag ist klipp und klar: Es geht darum „alle Völker“ zu taufen und sie zu Jüngern Jesu zu machen. Von Kultur oder gar Auslandskulturarbeit ist da keine Rede. Dennoch ist diese nachösterliche Episode durchtränkt vom zeitgeschichtlichen kulturellen Kontext. So ist die globale Zielrichtung, die Jesus hier vorgibt, keineswegs selbstverständlich. Sie setzt vielmehr die sozio-kulturellen Bedingungen der damaligen hellenistisch-römischen Weltordnung voraus. Textgeschichtlich stehen die Verse ebenfalls in einem besonderen kulturellen Entstehungszusammenhang: Sie greifen das Muster alttestamentlicher Aussendungserzählungen auf. Diese knappen Bemerkungen weisen darauf hin, dass weder die Aufforderung Jesu zur Mission noch die daraus erfolgte und bis heute weiterhin folgende Mission ohne kulturelle Einbettung geschehen kann. Religion, gerade auch die christliche Religion, gibt es eben nicht gleichsam aseptisch als „kulturell nackten Glauben“², der synthetisch in bestehende Kulturen eingepflegt werden könnte. Die theologische Diskussion um „Inkulturation“ stößt deshalb immer wieder an Grenzen: Wird mit der „Verlagerung“ der christlichen Botschaft von der einen in die andere Kultur nicht auch ihre inhaltliche Substanz verändert oder gar verfälscht? Anders gefragt: Gibt es möglicher Weise eine „Leitkultur“, auf die das Christentum nicht verzichten kann, will es sich nicht selber verlieren?

Fragen dieser Art bleiben eine beständige Herausforderung. Dennoch müssen sie gestellt werden, um Fehler, wie sie in der Vergangenheit geschehen sind, möglichst zu vermeiden. So hat die Missionsgeschichte – besonders der Neuzeit – die Notwendigkeit einer (selbst-)kritischen Reflexion über das Verhältnis von „Missionstreibenden“ und „Missionsempfängern“ deutlich offengelegt. Die enge Verbindung von politischer und geistlicher Macht hatte bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts zu „einer Instrumentalisierung der Mission durch die Kolonialmächte“ geführt und „der Glaubwürdigkeit der Mission großen Schaden zugefügt“.³

Allerdings darf bei der berechtigten Kritik an dieser Allianz nicht übersehen werden, dass viele Missionarinnen und Missionare eben nicht nur als die Helfershelfer der Kolonialherren auftraten. Viele gaben als „echte Boten des christlichen Glaubens und der Nächstenliebe ... das Evangelium an die Völker der Welt weiter“.⁴ So trugen sie – auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes – zur Humanisierung von Kulturen bei oder versuchten sie gegenüber eurozentrischer Bevormundung zu schützen. Es ist kein Zufall, dass eine der großartigsten Kulturleistungen der Neuzeit, die Idee der Menschenrechte, in „missionarischen Zusammenhängen (Bartolomé de Las Casas) formuliert“ wurde. Sie war „keine Erfindung der Französischen Revolution“.⁵

In seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ geht Papst Franziskus ausführlich auf das Verhältnis der einen Mission Jesu Christi und der vielen Kulturen ein.⁶ „Es würde der Logik der Inkarnation nicht gerecht“, so der Papst, „an ein monokulturelles und

eintöniges Christentum zu denken.“ (EG 117) Zwar gebe es historisch einige Kulturen, die eng mit der Verkündigung des Evangeliums und der Entwicklung des Christentums verbunden seien, dennoch „identifiziert sich die offenbarte Botschaft mit keiner von ihnen“. Daher verfüge das Christentum „nicht über ein einziges kulturelles Modell“. (EG 116) Die „authentische Katholizität“ der Kirche drücke sich gerade in den „verschiedenen Völkern“ aus, die die Gabe Gottes entsprechend ihrer eigenen Kultur erführen. „Wir können nicht verlangen, dass alle Völker aller Kontinente in ihrem Ausdruck des christlichen Glaubens die Modalitäten nachahmen, die die europäischen Völker zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte angenommen haben.“ (EG 118) Für Papst Franziskus steht außer Frage, „dass eine einzige Kultur das Erlösungsgeheimnis Christi nicht erschöpfend darstellt“. Deshalb warnt er vor einer „selbstgefälligen Sakralisierung der eigenen Kultur“. (EG 117)

Aufgabe der Missionare ist es also nicht, die eigene „Herkunftskultur“ anderen aufzupropfen, wohl aber Gottes Gegenwart in den Kulturen zu erschließen, in denen sie das Evangelium als die heilende Botschaft Gottes („missio dei“) verkünden wollen. Die Steyler Missionare zum Beispiel umschreiben das eigene missionarische Tun daher als einen „prophetischen Dialog“.⁷ Damit sei weniger eine missionarische Strategie umschrieben, als vielmehr eine grundlegende missionarische Haltung gegenüber denjenigen, zu denen sich die (Steyler) Missionare gesandt sehen, vor allem den Armen und Ausgegrenzten, den ohne Glauben Lebenden oder nach Glauben Suchenden, Menschen

unterschiedlicher Glaubenstraditionen und säkularer Ideologien. Mit dem Begriff des „prophetischen Dialogs“ kennzeichnet der Orden die theologische und kulturelle Spannung, die darin besteht, dass Missionare einerseits der biblischen Offenbarung des Evangeliums und der Mitwirkung am Aufbau des Reiches Gottes verpflichtet sind, andererseits die bereits vorhandene göttliche Gegenwart in den anderen Kulturen und Religionen aufspüren sollen.

Die eingangs gestellte Frage, ob es zur Aufgabe der Missionare gehöre, Kulturarbeit zu leisten, muss nach dem bisher Gesagten mit einem eindeutigen „Ja“ beantwortet werden. Religion ist immer kulturell geprägt und drückt sich kulturell aus. Insofern ist jedes missionarische Tun auch kulturelles Tun. Missionare sind daher immer auch in dem Maße „Kulturtreibende“, in dem sie ihr Leben mit denjenigen teilen, mit denen sie die Botschaft Jesu leben wollen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die missionierenden Orden in Deutschland, von denen sich viele zunehmend als multikulturelle bzw. interkulturelle Gemeinschaften verstehen, verfügen über ein weltumspannendes Verbindungsnetz. Vor allem in den ärmeren Ländern der südlichen Hemisphäre haben sie zahllose Niederlassungen.

Knapp 2.000 Missionarinnen und Missionare aus Deutschland leisten dort meist bei den Ärmsten der Armen ihren Dienst. Diese einzigartige internationale Verflechtung schlägt sich seit Jahrzehnten in einer fruchtbaren Zusammenarbeit mit dem Auswärtigen Amt nieder, die bis Ende 2012 mit dem Deutschen Katholischen Missionsrat (DKMR) bestand und seit Anfang 2013 mit der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) fortgesetzt wird. Wesentlicher Inhalt dieser Zusammenarbeit ist die finanzielle Unterstützung bei der Realisierung von Kultur- und Bildungsprojekten, die das Auswärtige Amt im Rahmen seiner Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik (AKBP) bietet. Zwar betragen die Zuwendungen des Auswärtigen Amtes nur einen Bruchteil des finanziellen Einsatzes, den die Orden für ihr weltkirchliches Engagement aufbringen⁸, dennoch sind diese Mittel willkommen, da mit ihnen bisher zahlreiche Kleinprojekte im Bereich von Kultur und Bildung in Afrika, Lateinamerika, Asien und Teilen Osteuropas realisiert werden konnten. Das Auswärtige Amt hat diese Zusammenarbeit mit den Kirchen⁹ stets sehr positiv bewertet. So heißt es in einem internen Papier des Ministeriums vom Dezember 2011, dass diese Zusammenarbeit einem Empfängerkreis gelte, „an dessen Förderung das Auswärtige Amt ein herausragendes Interesse hat und der mit den sonstigen Zuwendungen nicht erreicht werden könnte“.

Das Auswärtige Amt nennt als Ziele seiner Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik u. a.:¹⁰

- Dialog, Austausch und Zusammenarbeit zwischen Menschen und Kulturen
- Demokratieförderung
- Beiträge zur Förderung und zur Lösung regionaler und lokaler Konflikte
- Förderung in den Bereichen Bildung und Ausbildung

Diese Programmatik lässt einen offenen Kulturbegriff erkennen. Das Verständnis von Mission als ein interkulturelles und interreligiöses dialogisches Geschehen bietet in weiten Teilen Übereinstimmungen mit dieser Zielsetzung. Obwohl die Mission der Kirche anders als die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik des Auswärtigen Amtes keine staatliche „Interessenspolitik“ verfolgt, sondern sich als Dienst am Reich Gottes und am Nächsten versteht, kann die Kooperation zwischen Politik und Kirche/Orden zu einer Win-Win-Situation führen. Der Staat kann die einzigartige „Infrastruktur“ der Kirche/Orden für die Umsetzung seiner Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik nutzen. Außerdem profitiert er davon, dass die Missionare, die meist sehr unmittelbar und dauerhaft ihr Leben mit Menschen unterschiedlichster Kulturen an oft entlegenen Orten teilen, als besondere Botschafter Deutschlands wahrgenommen und geschätzt werden. Der „Gewinn“ für die Kirche/Orden besteht in der Möglichkeit, zusätzliche Finanzmittel für ihre Arbeit zu erhalten, die in der Regel unmittelbar den Menschen vor Ort zugutekommen.

Es wäre daher bedauerlich, wenn eine weitere, bereits seit Jahrzehnte bestehende Zusammenarbeit an neueren bürokratischen Hürden bzw. an einer Einengung des Kulturverständnisses, die religiöse Aktivitäten tendenziell ins Private (und damit als nicht förderfähig) abzurängen droht, scheitern sollte.

-
- 1 Vgl. zur Einladung des Kolonialmuseums: Antonia Leugers, Interessenpolitik und Solidarität. 100 Jahre Vereinigung Deutscher Ordensobern, Frankfurt am Main, 1999, 28 und 79.
 - 2 Joseph Ratzinger, Der christliche Glaube vor der Herausforderung der Kulturen, in: Paulus Gordan (Hg.), Evangelium und Inkulturation (1492-1992). Salzburger Hochschulwochen 1992, Graz 1993, 9-26, hier 15.
 - 3 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Die Deutschen Bischöfe, „Allen Völkern sein Heil. Die Mission der Weltkirche“, Bonn 2004, 30.
 - 4 Walburga Scheibel OSF: Die Flamme ist nicht erloschen, in: Siegfried Grillmeyer (Hg.), Jahrbuch der Akademie CPH – Anregungen und Antworten. Im Fokus Afrikas. Bd. 2 der Reihe Veröffentlichungen der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus, Würzburg 2010, 56-61, hier 56.
 - 5 Michael Sievernich SJ, Der missionarische Dienst der Orden, in OK, 46. Jahrgang 2005, Heft 2, 131-143, hier 138.
 - 6 Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Personen geweihten Lebens und an die christ-gläubigen Laien über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, deutsche Ausgabe, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 194, Bonn 2013, 116ff.
 - 7 Vgl. Martin Üffing SVD, Wie die Steyler Missionare Mission verstehen, in OK, 54. Jahrgang 2013, Heft 4, 448-459, hier 451f.
 - 8 Die Orden gaben nach Angabe der Arbeitsgemeinschaft deutscher Missionsprokuren (AGMP Finanzbericht 2012) für weltkirchliche Aufgaben im Jahr 2012 über 100,4 Millionen Euro aus. Für den gleichen Zeitraum bewilligte das Auswärtige Amt dem DKMR zur Unterstützung deutscher Missionare knapp 240.000 Euro. Das entspricht nicht ganz 0,24 % der Gesamtaufwendungen.
 - 9 Neben der Zusammenarbeit mit dem DKMR bzw. der DOK bestehen auch Kooperationen mit dem Kirchenamt der EKD, dem Katholischen Auslandsekretariat der DBK und dem Evangelisches Missionswerk.
 - 10 Zum Folgenden vgl.: Handreichung des Auswärtigen Amts für die Projektförderung der Auslandskulturarbeit der Kirchen/ kirchlichen Missionswerke auf Grundlage der Konzeption zur Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik (AKBP) in Zeiten der Globalisierung, Stand 17.12.2013.

Dokumentation

Bernd Werle SVD

Prof. P. Dr. Bernd Werle SVD, Jahrgang 1955, war nach Priesterweihe und einem Lizentiat in Missionstheologie von 1983 bis 1991 als Missionar in Togo tätig. Im Anschluss an seine Promotion und einige Jahre als Dozent für Moralthologie war er von 2004 an Provinzial der Steyler Missionare – zunächst für die Norddeutsche und später für die gemeinsamen Deutschen Provinz. Seit 2014 ist er Professor für Moralthologie sowie Rektor der PTH St. Augustin.



Bernd Werle SVD

Weg in die Selbstständigkeit will sorgsam bedacht sein

Manche Ordensgemeinschaften (überwiegend) bischöflichen Rechts, die in Deutschland gegründet wurden, haben in Zeiten des Wachstums und Aufbruchs ihrer Gemeinschaften in anderen Ländern und Kontinenten Gründungen vorgenommen. Strukturell und administrativ in Deutschland verwurzelt, haben sie sich im Laufe ihrer Geschichte zu internationalen Gemeinschaften entwickelt.

In nicht wenigen Fällen sieht es heute so aus, dass die deutsche ‚Muttergemeinschaft‘, was die Anzahl der Ordensmitglieder angeht, schrumpft, sich mit dem Problem der Überalterung auseinandersetzen muss und dementsprechend herausgefordert ist, hierzulande Prozesse des Loslassens und Sterbens auf den Weg zu bringen. Gleichzeitig sehen sie, dass die von der ‚Muttergemeinschaft‘ vielfach noch abhängigen Gemeinschaften in Übersee sich aus überwiegend jungen Ordensmitgliedern zusammensetzen und noch wachsen.

So stellen sich Generalleitungen die Frage, ob es an der Zeit und geboten ist, den jüngeren Teil ihrer Gemeinschaft, der im Ausland lebendig und dynamisch das Charisma der Gemeinschaft in den Schatz der Kirche einbringt, in die Selbstständigkeit zu entlassen.

Am 4./5. Februar fand im Missionspriesterseminar St. Augustin ein vom Generalsekretariat der DOK organisiertes Gespräch von Ordensgemeinschaften, die sich von dieser und ähnlichen Fragestellungen herausgefordert sehen, statt. Angeregt vom Austausch in einer der Arbeitsgruppen, habe ich zur von uns diskutierten Problematik einer möglichen Selbstständigkeit jener Teil-Gemeinschaften, die sich im Ausland befinden, einige Überlegungen zusammengestellt und in unsere Diskussion eingebracht.

Ist Selbstständigkeit grundsätzlich etwas Gutes und daher erstrebenswert?

Selbstständigkeit klingt in unseren Ohren positiv, suggeriert sie doch, dass da offensichtlich jemand nun selbst etwas kann, was er bisher nur mit Hilfe von anderen konnte. Da kann nun jemand selbst stehen, der des Stehens bisher nur mit Hilfe anderer fähig war. Da scheint jemand derart gewachsen und stark geworden zu sein, dass er nicht mehr an der Hand des Älteren gehen muss, sondern von nun an auf eigenen Füßen stehen und alleine gehen kann, des Alleingangs fähig ist. Da scheint sich jemand so entwickelt zu haben, dass er nun, unabhängig von anderen, sein Leben selbst in die Hand nehmen kann.

Für Frauen und Männer, die in unseren westlichen Kulturen groß geworden sind, verstärken sich die positiven Assoziationen, die wir mit dem Begriff Selbstständigkeit verbinden, noch, wenn sie Synonyme dieses Begriffs, wie sie im Duden zu finden sind, auf sich wirken lassen. Dort werden etwa genannt: Eigenständigkeit, Eigenmächtigkeit, Eigenverantwortlichkeit, Selbstverantwortlichkeit, Erwachsensein, Mündigkeit, Reife, Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, Ungebundenheit, Emanzipation, Freiheit, Autarkie, Autonomie, Souveränität usw.

So positiv sich all das, was wir mit Selbstständigkeit verbinden, für uns anhört, kann sich, wenn jene, die für die Selbstständigkeit von bisher Abhängigen plädieren, ihre Motive und Gründe nicht transparent machen, ein negatives Gefühl ausbreiten. Gefährlich wird es, wenn so Raum dafür entsteht, denen, die die Selbstständigkeit betreiben, unlautere Motive und Gründe zu unterstellen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

So kann z.B. der Wunsch, jemand, der bisher abhängig und unmündig war, möge doch nun bitte selbständig werden, bei den bisher Unselbständigen den Eindruck erwecken, man wolle sie loswerden, um in Zukunft nichts mehr mit ihnen zu tun zu haben.

Das, was bisher in enger unzertrennlicher Einheit alles miteinander teilte, wird bei der Entlassung der bisher Abhängigen in die Selbstständigkeit tatsächlich in zwei autonome Teile geteilt, von denen jedes von nun an seinen ei-

genen Weg geht. So geht, was bisher zusammen gehörte, in Zukunft getrennte Wege.

Es mag dann den Älteren, der die Selbständigkeit des bisher Unselbständigen betreibt, beruhigen, alles Notwendige getan zu haben, wenn dem nunmehr in die Selbständigkeit Entlassenen eine angemessen bemessene Wegzehrung mit auf den Weg gegeben wird. Und hinzu den guten Rat, künftig doch bitte für sich selbst zu sorgen. Wo derart Selbständigkeit hergestellt wird, ist nicht verwunderlich, wenn sich statt Freude Bitterkeit einstellt.

Nicht nur Bitterkeit sondern gar angst-erfülltes Chaos entsteht bei der Entlassung in die Selbständigkeit, wenn jene, die ab Morgen selbständig sein sollen, bis Heute davor bewahrt wurden, jene Schritte zu lernen, die unabdingbar sind, soll man eines Tages für sich selbst verantwortlich sein.

Dort, wo im gemeinsamen Haus von den Altvorderen alles besorgt und von ihnen auch für alles gesorgt wurde, nur nicht für ein Leben in Selbständigkeit, verwundert nicht, wenn das vermeintliche Geschenk der Selbständigkeit als Bedrohung empfunden wird und Gefühle der Ohnmacht und Angst um sich greifen. Jeder und jede kann sich leicht ausmalen, wie sehr die offensichtlichen und mehr noch die versteckten, subtilen materiellen, geistigen und institutionellen Anhängigkeiten das Selbständig-Werden behindern oder gänzlich verhindern.

Vor diesem Hintergrund ist es naiv, zu glauben, dass das Angebot der Selbständigkeit an überseeische Gemeinschaften grundsätzlich etwas Gutes und daher Erstrebenswertes ist. Es bedarf vielmehr des genauen Hinschauens und der Klärung vieler Fragen.

Sorgfältige, transparente Kommunikation

Überall dort, wo der Weg in die Selbständigkeit bisher abhängiger Teilgemeinschaften einer Ordensgemeinschaft angedacht, geplant und auf den Weg gebracht wird, sind jene, die diesen Prozess planen und einer Entscheidung zuführen auf ordensrechtliche Vorgaben verwiesen und an sie gebunden. Das ist aber nicht alles. Vor allem aber können die ordensrechtlichen Vorgaben und Verfahren nur das letzte Glied einer langen Kette, der letzte Schritt eines langen Weges, der nur gemeinsam gegangen werden kann, sein.

Der Weg dorthin kann nur in einem sorgfältig gestalteten, offenen, transparenten Kommunikationsprozess bestehen, in den nicht nur die Ordensleitungen hier und da, sondern möglichst alle Ordensmitglieder miteinbezogen sind.

In diesem Prozess der gemeinsamen Suche nach der künftigen Gestalt der Gemeinschaft sind meines Erachtens folgende Fragen zu stellen:

1.

Wer will die Selbstständigkeit? Was sind dessen Motive, um die Selbstständigkeit anzustreben? Aus welchen Gründen wird die Selbstständigkeit in die Diskussion gebracht?

Dabei ist unabdingbar, Klarheit darüber zu gewinnen und offen zu legen, was man meint, wenn von Selbständigkeit gesprochen wird!

Im Prozess der gemeinsamen Suchen kann es bei denen, die bisher eng und untrennbar miteinander verbunden waren, unter dem Stichwort der Selbstständigkeit Selbständiger nur darum gehen, miteinander nach der ‚neuen‘ Gestalt

der Beziehung zu suchen, die unter veränderten Bedingungen und Kontexten den Ruf nach Selbstständigkeit haben laut werden lassen.

2.

Im gemeinsamen Such- und Kommunikationsprozess sind sodann die Realitäten, die Gestalt also der wirklichen Wirklichkeit, nicht der geschönten oder verbrämten, anzuschauen. Hierzu gehören etwa folgende Themenbereiche:

- a) Die Vergewisserung der gemeinsamen Vision der Ordensgemeinschaft und der Formen, in denen diese Vision im Mutterland wie auch in den Tochtergründungen Gestalt angenommen hat. Neben der Vergewisserung des fundamental Gemeinsamen scheint mir wichtig, auch die verschiedenen Ausformungen dieses Gemeinsamen klar und deutlich zu benennen.
- b) Aufarbeitung der Geschichte der Gemeinschaft seit der Gründung der Niederlassungen außerhalb Deutschlands: Leben, Wirken und Bedeutung der Gründergeneration, Licht und Schatten in der Geschichte des Einheimischwerdens der in Deutschland gegründeten Ordensgemeinschaft; Wege, Irrwege und Umwege in der Geschichte des Erwachsenwerdens der Gemeinschaft in dem überseeischen Gebiet; Entdecken des Heilsamen wie auch des Verletzenden im (aus Deutschland) Ererbten, Wahrnehmen sowohl des Reichtums, den die Mitbrüder und Mitschwester, die nicht aus Deutschland stammen, in die Gesamtgemeinschaft einbringen, als auch ihrer Begrenzungen und Schwächen usw.
- c) Sichtung der spirituellen, personellen und finanziellen Ressourcen der

Gesamtkongregation wie auch der Gemeinschaften in Übersee, deren Selbstständigkeit angezielt wird. In die nüchterne Betrachtung der tatsächlichen Ressourcen fließen Fragen ein wie etwa: Ist dafür gesorgt, dass es genügend Mitglieder der Ordensgemeinschaft gibt, die Aufgaben in der Leitung, der Formation, der Verwaltung der zeitlichen Güter wahrnehmen können? Verfügt die Gemeinschaft in Übersee über genügend finanzielle Mittel, um ihre Mitglieder angemessen zu versorgen? Entsprechen die Strukturen und Institutionen, in denen die Vision der Gemeinschaft verwirklicht wird, ihren finanziellen und personellen Möglichkeiten?

Entsprechen die gegenwärtigen Strukturen und Institutionen der Verwirklichung des Charismas der Gemeinschaft angesichts der heutigen kirchlichen und gesellschaftlichen Herausforderungen, denen sich die Gemeinschaft in Übersee aus der Sicht der einheimischen Ordensmitglieder stellen muss? Welche Korrekturen sind eventuell angebracht?

Was muss im Hinblick auf die personelle und finanzielle Selbstständigkeit wie auch die Verwirklichung des Charismas im Heute noch auf den Weg gebracht werden? Welche Weichenstellungen müssen eventuell noch dringlich vorgenommen werden?

- d) Entscheidend scheint mir die Frage, die sich an die überseeischen Ordensmitglieder richtet: Wie können wir im kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext, in dem wir leben, angesichts der uns tatsächlich zur Verfügung stehenden personellen und finanziellen Ressourcen HEUTE das Charisma

unserer Ordensgemeinschaft leben, den spezifischen, unserer Ordensgemeinschaft in der Nachfolge Jesu anvertrauten Dienst in Gemeinschaft leben und jene Apostolate identifizieren, in denen wir unsere Ordensidentität leben möchten?

Einen Sinn findet eine mögliche Selbständigkeit nur dann, wenn es gelingt, eine von den Ordensmitgliedern mehrheitlich getragene Antwort auf genau diese Frage zu finden.

- e) Da es wegen des gemeinsamen Ursprungs nicht darum gehen kann, sich in autarke, voneinander isolierte Gebilde hinein zu verselbständigen, also die gemeinsame Wurzel zu verneinen oder abzuschneiden, scheint mir geboten, auch die folgende Frage zu klären: Auf welche Art und Weise möchten wir als zwei aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgegangene, selbständige Gemeinschaften, mit einem achtsamen Blick auf unsere gemeinsame Geschichte mit ihren Licht- und Schattenseiten, so lange wir leben, unserer gegenseitigen Verbundenheit künftig einen verbindlichen Ausdruck geben?

3.

Abschließend möchte ich noch zwei Rahmenbedingungen, von denen die erste die Gestaltung des Prozesses und die zweite das Ende des Prozesses im Blick hat, benennen:

- a) Für die Gestaltung des Kommunikationsprozesses scheint mir wichtig zu sein, dass alle, die an diesem Prozess mitwirken, sich der Führung des Hl. Geistes, der nicht nur das Antlitz der Erde, sondern auch uns und unsere Gemeinschaften neu zu machen vermag, anvertrauen, um sich dadurch

wagemutig dem Noch-Nie-Gedachten, dem Noch-Nie-Dagewesenen, dem Überraschenden, dem mit Denkverboten Belegten, dem unsere Vorstellungen und Überzeugungen Durchkreuzenden, also dem Schmerzhaften auch, zu öffnen.

- b) Es kann auch nicht erwartet werden, dass selbst ein transparenter und ‚auf gleicher Augenhöhe‘ geführter Kommunikationsprozess zu einer allgemeinen Zustimmung führt. Auch solch schmerzhaft Dissonanz und Dissens darf sein und muss angenommen und ausgehalten werden. Er darf aber nicht jene lähmen, denen die Gemeinschaft die Verantwortung für die Leitung der Gemeinschaft anvertraut hat. Darum darf durchaus auch Einigkeit darüber eingefordert werden, dass alle Ordensmitglieder, jene, denen die Leitung der Gemeinschaft anvertraut ist wie auch jene, die eine Leitungsverantwortung tragen, mit Respekt und Hochachtung die Entscheidung mittragen, die auf den in der jeweiligen Ordensregel vorgesehenen legitimen Entscheidungswegen zustande gekommen ist.

Ulrich Rhode SJ

P. Prof. Dr. Ulrich Rhode SJ, geboren 1965, ist Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main. Seit 2012 ist er Sprecher der Arbeitsgemeinschaft der Fachvertreterinnen und Fachvertreter Kirchenrecht (AGKR).



Ulrich Rhode SJ

Die Beziehung zwischen einer Ordensgemeinschaft und ihrem zivilen Rechtsträger

1. Einführung

Rechtsfähigkeit nach kirchlichem Recht und Rechtsfähigkeit nach staatlichem Recht sind nicht identisch. Im kirchlichen Rechtsbereich ist jede Ordensgemeinschaft, sobald sie kanonisch errichtet ist, auch rechtsfähig: Der Status von juristischen Personen des kanonischen Rechts kommt sowohl dem Institut des geweihten Lebens als ganzem zu (bzw. der Gesellschaft des apostolischen Lebens als ganzer) als auch den Provinzen, wo es solche gibt, als auch den einzelnen Niederlassungen (c. 634 § 1 CIC). Dass eine Ordensgemeinschaft im kirchlichen Rechtsbereich existiert, bringt aber nicht automatisch die Rechtsfähigkeit im staatlichen Rechtsbereich mit sich. Vielmehr ist, um auch im staatlichen Rechtsbereich rechtsfähig

zu sein, zusätzlich zu der kirchlichen Errichtung ein weiterer Schritt erforderlich. Fast alle heute in Deutschland bestehenden Ordensgemeinschaften haben irgendwann in ihrer Geschichte einen solchen Schritt gesetzt, um die staatliche Rechtsfähigkeit zu erlangen.

Als Voraussetzung für die Anerkennung der staatlichen Rechtsfähigkeit verlangt der Staat Klarheit hinsichtlich der Struktur der anzuerkennenden juristischen Person. Das BGB spricht in diesem Zusammenhang von der „Verfassung“ der juristischen Person.¹ Der Staat möchte das Dokument kennen, in dem die Strukturen der juristischen Person beschrieben sind. Vor allem möchte er wissen, welche Organe sie hat und wem die rechtliche Vertretung zukommt. Dabei sind zwei Modelle zu unterscheiden, nämlich (1) die Identität

der Verfassung nach kirchlichem und nach staatlichem Recht und (2) zwei unterschiedliche Verfassungen.

Im ersten Modell beschreiben die für den kirchlichen Rechtsbereich geschaffenen Konstitutionen zugleich auch die Verfassung der vom staatlichen Recht anerkannten juristischen Person. Dabei ist es für dieses Modell unerheblich, ob das betreffende kirchliche Dokument mit dem Ausdruck „Konstitutionen“ oder „Regel“ oder „Satzung“ oder noch einem anderen Ausdruck bezeichnet wird. Entscheidend ist für dieses erste Modell, dass ein und dasselbe Dokument die Verfassung nach kirchlichem und nach staatlichem Recht beschreibt. Deutschland gehört zu den wenigen Staaten der Erde, in denen kirchliche juristische Personen von diesem Modell Gebrauch machen können.

Was die in Deutschland bestehenden Ordensgemeinschaften betrifft, ist das Modell der Identität der Verfassung nach staatlichem und kirchlichem Recht im Wesentlichen auf diejenigen Ordensgemeinschaften beschränkt, die den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts besitzen (d. h. die „den Körperschaftsstatus besitzen“). Den Ordensgemeinschaften, die schon 1919 beim Erlassen der Weimarer Reichsverfassung diesen Status hatten, blieb er seitdem erhalten.² Anderen Ordensgemeinschaften ist es seitdem – von Ausnahmen abgesehen – nur noch in Bayern möglich, diesen Status zu bekommen. Bei den älteren Ordensgemeinschaften mit Körperschaftsstatus besteht neben den kirchlichen Konstitutionen überhaupt keine Satzung für den staatlichen Rechtsbereich. Bei den jüngeren Ordensgemeinschaften mit Körperschaftsstatus gibt es zwar in der

Regel eine kurze Satzung für den staatlichen Rechtsbereich; diese Satzung verweist aber, was die Struktur der Gemeinschaft angeht, einfach auf die kirchlichen Konstitutionen. Auch im Falle einer solchen zusätzlichen kleinen staatlichen Satzung ist also eine Identität der Verfassung nach kirchlichem und staatlichem Recht gegeben.

Das voranstehend über den Körperschaftsstatus Gesagte bedeutet nicht, dass für das erste Modell, die Identität von kirchlicher und staatlicher Verfassung, überhaupt nur die Rechtsform einer Körperschaft des öffentlichen Rechts in Frage käme. Im Prinzip kommen dafür auch andere Rechtsformen in Frage. Zum Beispiel besteht eine Identität der Verfassung nach kirchlichem und staatlichem Recht häufig bei kirchlichen Vereinen. Es kommt häufig vor, dass ein kirchlicher Verein aufgrund ein und derselben Satzung sowohl als Verein nach kanonischem Recht als auch als eingetragener Verein nach staatlichem Recht anerkannt ist. Im Prinzip könnte auch eine Ordensgemeinschaft versuchen, ein und dasselbe Dokument zu verwenden für die Konstitutionen im kirchlichen Rechtsbereich und für die Satzung eines eingetragenen Vereins im staatlichen Rechtsbereich.³ In der Praxis wird das aber kaum gelingen, weil die Kirche an die Konstitutionen von Ordensgemeinschaften andere Anforderungen stellt, als sie der deutsche Staat an eingetragene Vereine stellt.

Bei allen Ordensgemeinschaften, die dieses erste Modell der Identität der Verfassung verwirklichen, lässt sich formulieren, dass die Ordensgemeinschaft selbst über Rechtsfähigkeit im staatlichen Rechtsbereich verfügt. Man würde nicht sagen, dass die Ordensgemeinschaft ei-



nen zivilen Rechtsträger „besitzt“. Diese Formulierung kennzeichnet vielmehr das zweite Modell, das heißt das Modell, in dem die Verfassungen nach kirchlichem und staatlichem Recht voneinander verschieden sind. In diesem Modell gibt es notwendigerweise zwei unterschiedliche Dokumente, aus denen auch zwei unterschiedliche Verfassungen hervorgehen. Die beiden Verfassungen mögen ähnlich sein; sie sind aber nicht identisch. In den meisten Staaten der Erde steht allen juristischen Personen der Kirche nur dieser zweite Weg offen, auch den Bistümern, Pfarreien usw. Die meisten Staaten sind nämlich nicht bereit, die in kirchlichen Dokumenten festgelegte Struktur einfach eins zu eins als Verfassung einer juristischen Person im staatlichen Rechtsbereich anzuerkennen. In solchen Staaten stehen also auch Bistümer, Pfarreien usw. vor der Frage, welche Rechtsform sie im staatlichen Rechtsbereich annehmen wollen und wie sie diese Rechtsform näher gestalten.⁴ Vor dieser Frage standen in Deutschland auch alle Ordensgemeinschaften, die vom Staat nicht als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt sind und die sich deswegen, um im staatlichen Bereich Rechtsfähigkeit zu erlangen, einen zivilen Rechtsträger geschaffen haben. Da in diesem Fall die Ordensgemeinschaft und ihr ziviler Rechtsträger nicht miteinander identisch sind, kann man die Frage stellen, wie die Beziehung zwischen beiden beschrieben werden kann. Um diese Frage geht es in dem vorliegenden Beitrag. Häufig kommt es vor, dass eine Ordensgemeinschaft ein und denselben zivilen Rechtsträger sowohl für sich selbst besitzt als auch für bestimmte Unternehmungen, z. B. für eine soziale Einrich-

tung, einen Wirtschaftsbetrieb usw. Solche „gemischten“ Rechtsträger sind von den nachstehenden Darlegungen mit erfasst, denn dabei hat die juristische Person des staatlichen Rechts zumindest unter anderem die Funktion, ziviler Rechtsträger der Ordensgemeinschaft zu sein. Nicht von den nachstehenden Darlegungen erfasst sind demgegenüber die „Ausgliederungen“ oder „Ausgründungen“ solcher Unternehmungen, d. h. diejenigen Fälle, in denen eine Ordensgemeinschaft einen zivilen Rechtsträger nicht für sich selbst, sondern ausschließlich für solche Unternehmungen gründet.⁵

2. Statistik

Da die meisten in Deutschland vertretenen Ordensgemeinschaften Mitglied im „Solidarwerk der katholischen Orden Deutschlands e. V.“ sind und bei ihrem Beitritt zum Solidarwerk um Angaben zu ihrer Rechtsform gebeten worden waren, ergibt sich aus dem Mitgliederverzeichnis des Solidarwerks ein einigermaßen zuverlässiges Bild der gegenwärtigen Situation. Demnach hatten nach dem Stand vom September 2013 von den 297 Mitgliedern des Solidarwerks 98, also etwa ein Drittel, als Rechtsform den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts angegeben. Von den übrigen 199 Mitgliedern erklärten 181, dass sie einen zivilen Rechtsträger besaßen. Dabei handelte es sich in der großen Mehrzahl, in 168 Fällen, um eingetragene Vereine, in vier Fällen um GmbHs, in einem Fall um eine Stiftung und in acht Fällen um sonstige Rechtsformen. Bei den übrigen 18 Mitgliedern des Solidarwerks lagen keine Angaben über einen Rechtsträger

vor. Im Ergebnis kann man davon ausgehen, dass in Deutschland etwas mehr als 60 Prozent der Ordensgemeinschaften einen zivilen Rechtsträger besitzen.

3. Anforderungen des kanonischen Rechts an den zivilen Rechtsträger

Im Codex des kanonischen Rechts werden die zivilen Rechtsträger kirchlicher juristischer Personen nicht ausdrücklich erwähnt.⁶ Der Sache nach kommt dieses Thema aber im kirchlichen Vermögensrecht zur Sprache. Denn bei dem Vermögen des zivilen Rechtsträgers handelt es sich aus der Sicht des kanonischen Rechts um Kirchenvermögen, auf das die betreffenden Bestimmungen des Codex Anwendung finden. Zu den Verpflichtungen aller kirchlichen Vermögensverwalter gehört nach c. 1284 § 2, 2° CIC die Aufgabe, dafür zu sorgen, „dass das Eigentum an dem Kirchenvermögen auf nach weltlichem Recht gültige Weise gesichert wird.“ Aus dieser kurzen Anforderung ergeben sich weitreichende Konsequenzen. Das soll im Folgenden im Hinblick auf die zivilen Rechtsträger von Ordensgemeinschaften entfaltet werden.

3.1 Ebenen, auf denen zivile

Rechtsträger geschaffen werden
Ordensgemeinschaften besitzen auf ihren verschiedenen Ebenen mehrere juristische Personen des kanonischen Rechts – die Gemeinschaft als ganze, die Provinz, die einzelnen Niederlassungen. Trotzdem werden die Ordensgemeinschaften vom kanonischen Recht, was die Vermögensverhältnisse angeht, als Einheit gesehen. Das zeigt sich daran, dass die Übertragung von Vermögen von einer juristischen Person des kano-

nischen Rechts auf eine andere innerhalb derselben Ordensgemeinschaft im kirchlichen Rechtsbereich nicht als Veräußerung angesehen wird. Für die Sicherung des Vermögens mit Hilfe ziviler Rechtsträger gemäß c. 1284 CIC bedeutet das: Es ist nach kanonischem Recht zulässig, dass das Vermögen einer juristischen Person des kanonischen Rechts im zivilen Rechtsbereich auf einer anderen Ebene gesichert wird. Zum Beispiel ist es zulässig, dass in einer Ordensgemeinschaft mit zentralisierter Leitungsstruktur das Vermögen mehrerer Niederlassungen ein und demselben zivilen Rechtsträger gehört, der auf der Ebene der Provinz angesiedelt ist.⁷

3.2 Wahl der Rechtsform

Für die Wahl der zivilen Rechtsform von Ordensgemeinschaften macht das kanonische Recht keine Vorgaben. In dieser Hinsicht Vorgaben zu machen, wäre auch kaum möglich, da die rechtliche Situation von Staat zu Staat verschieden ist. Im Prinzip ist also jede Rechtsform zulässig, die die in c. 1284 CIC verlangte Sicherheit gewährleisten kann. Als Rechtsform des zivilen Rechtsträgers einer Ordensgemeinschaft ist also nicht nur der eingetragene Verein zulässig, sondern auch die GmbH, die Stiftung, die Aktiengesellschaft, usw.⁸ Die oben in Abschnitt 2 angeführte Statistik zeigt, dass die meisten Ordensgemeinschaften sich unter den verschiedenen Rechtsformen, die das deutsche Recht anbietet, für die des eingetragenen Vereins entschieden haben. Auch die deutsche Fachliteratur ist sich seit langem einig, dass unter den zivilen Rechtsformen für Ordensgemeinschaften die des e. V. in der Regel die geeignetste ist.⁹

3.3 Gestaltung der Satzung

Die Satzung des zivilen Rechtsträgers ist die Schnittstelle zwischen kanonischem und staatlichem Recht.¹⁰ Nur durch die Satzung des zivilen Rechtsträgers kann sichergestellt werden, dass die Bestimmungen des kanonischen Rechts über das Vermögen einer juristischen Person des kanonischen Rechts auch im staatlichen Rechtsbereich durchsetzbar bleiben. Nach § 25 BGB wird die Verfassung eines eingetragenen Vereins durch die Vereinssatzung bestimmt. Entsprechendes gilt für die anderen zivilen Rechtsformen. Um sicherzustellen, dass die Bestimmungen des kanonischen Rechts über den Umgang mit dem Ordensvermögen auch im staatlichen Rechtsbereich durchsetzbar sind, muss man also diese Bestimmungen des kanonischen Rechts, jedenfalls was ihre wesentlichen Inhalte angeht, in die Satzung des zivilen Rechtsträgers übernehmen. Dass solche Bestimmungen in ausreichend klarer und sicherer Weise in der Satzung vorhanden sind, sollte nicht nur beim erstmaligen Abfassen der Satzung des zivilen Rechtsträgers beachtet, sondern auch anlässlich späterer Satzungsänderungen des zivilen Rechtsträgers erneut überprüft werden.

Die wichtigsten Aspekte, die bei der Gestaltung der Satzung Beachtung verdienen, sind: die Festlegung des Zweckes des Rechtsträgers, die Besetzung seiner Organe, die Verankerung von Genehmigungsvorbehalten in der Satzung sowie Bestimmungen darüber, was mit dem Vermögen geschieht, wenn der zivile Rechtsträger erlischt. Die von c. 1284 CIC geforderte Sicherung des Vermögens verlangt, dass diejenigen, die nach kanonischem Recht über das

Vermögen der Ordensgemeinschaft verfügen können, d. h. die Oberen und ggf. die Kapitel, auch über den zivilen Rechtsträger eine entsprechende Verfügungsgewalt besitzen. Umgekehrt muss sichergestellt sein, dass nicht etwa Dritte gegen den Willen der zuständigen Oberen bzw. Kapitel über das Vermögen des Rechtsträgers verfügen können.

3.4 Ausgliederungen

Die Verpflichtung zur Sicherung des Vermögens der Ordensgemeinschaft kann es nötig machen, bestimmte Unternehmungen aus dem Rechtsträger der Ordensgemeinschaft auszugliedern, um eine Haftung der Ordensgemeinschaft für diese Unternehmungen auszuschließen. Die Ausgliederung kann auf unterschiedliche Weise erfolgen¹¹: Eine Möglichkeit ist, dass der ausgegliederte Rechtsträger Teil des Vermögens der Ordensgemeinschaft bleibt, so dass es sich also weiterhin um Kirchenvermögen handelt. Die andere Möglichkeit ist, dass der ausgegliederte Rechtsträger nicht mehr zum Vermögen der Ordensgemeinschaft gehört. In diesem Fall sind, falls die Ordensgemeinschaft dafür in ihr Stammvermögen eingreifen will, auf die Ausgliederung die Bestimmungen des kanonischen Rechts über Veräußerungen bzw. veräußerungsähnliche Schlechterstellungsgeschäfte zu beachten.

3.5 Rechtsträger aussterbender Gemeinschaften

Besondere Schwierigkeiten können sich bei der Sicherung des Vermögens ergeben, falls eine Ordensgemeinschaft nur noch sehr wenige Mitglieder hat. Zu den Schwierigkeiten gehört in solchen Fällen das Fehlen von geeigneten Per-

sonen zur Besetzung der Organe des Rechtsträgers und damit das Fehlen der nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten zur Verwaltung des Rechtsträgers. Andererseits ist gerade in solchen Situationen besondere Vorsicht geboten, um einen Verlust des Vermögens der Ordensgemeinschaft zu verhindern. Gegen diese Gefahr muss rechtzeitig vorgesorgt werden, das heißt, solange die Organe des Rechtsträgers noch mit handlungsfähigen Personen besetzt sind. Die Entscheidung über die Zukunft des zivilen Rechtsträgers einer aussterbenden Gemeinschaft wird sich daran orientieren, wie überhaupt für die letzten noch lebenden Mitglieder der Gemeinschaft gesorgt werden soll. Wenn diese Mitglieder beispielsweise von einer anderen Ordensgemeinschaft mit versorgt werden, kann es sich nahelegen, einige Vertreter der aufnehmenden Gemeinschaft zu Mitgliedern des betreffenden zivilen Rechtsträgers zu machen.

4. Beispiel: Gestaltung der Satzung eines e. V.

4.1 Selbstbestimmungsrecht der Kirche als Freiraum

Bei der Gestaltung der Satzung eines e. V., der als Rechtsträger einer Ordensgemeinschaft dienen soll, wirkt sich günstig aus, dass sich ein solcher Verein auf das Selbstbestimmungsrecht der Kirche im Sinne von Art. 140 GG i. V. m. Art. 137 Abs. 3 WRV berufen kann. Der Verein ist zwar keine Religionsgemeinschaft wie die Kirche als ganze. Er kann aber als „religiöser Verein“ vom Selbstbestimmungsrecht der Kirche Gebrauch machen. Daraus folgt, dass er sich im Hinblick auf die Vereinigungsfreiheit und die Vereinsautonomie nicht

an alle Anforderungen zu halten braucht, die der deutsche Staat an gewöhnliche Vereine stellt.¹² Insbesondere kann ein solcher Verein seine Vereinsautonomie auch in der Weise verwirklichen, dass er sein Selbstverwaltungsrecht zugunsten der Einordnung in eine größere Gemeinschaft beschränkt. Was das konkret bedeutet, ist allerdings nicht näher gesetzlich festgelegt. Ungewöhnliche Abweichungen von den allgemeinen Vorgaben des Vereinsrechts sind deswegen riskant. Ob solche Abweichungen Bestand haben, hängt im Konfliktfall letztlich davon ab, wie die staatlichen Gerichte entscheiden, und das ist möglicherweise kaum vorhersehbar.

4.2 Vereinszweck

Die Satzung eines e. V., der als ziviler Rechtsträger einer Ordensgemeinschaft dienen soll, sollte diesen Zweck ausdrücklich beim Namen nennen, ggf. unter Berücksichtigung der Anforderungen, die sich aus der gewünschten Anerkennung als gemeinnützig ergeben. Es stellt eine wichtige Sicherung gegen eine Zweckentfremdung des Vermögens dar, wenn der Zweck, ziviler Rechtsträger der Ordensgemeinschaft zu sein, in der Satzung verankert ist.

4.3 Vereinsmitgliedschaft

Die Satzung des e. V. muss Auskunft darüber geben, wie man die Mitgliedschaft erwirbt und wie man sie wieder verliert. Dabei wird es vermutlich nicht möglich sein, dass sich die Mitgliedschaft einfach aus einer Verweisung auf die Mitgliedschaft in der Ordensgemeinschaft nach kanonischem Recht ableitet. Die Bestimmungen des kanonischen Rechts über Austritt und Entlas-

sung aus Ordensgemeinschaften passen nämlich nicht zu den Anforderungen des deutschen Rechts an die Freiwilligkeit der Mitgliedschaft in Vereinen. Es stellt sich also zwangsläufig die Frage, welches die Mitglieder des eingetragenen Vereins sein sollen.

Allgemein gesprochen, bieten sich zwei Lösungen an: Die eine Möglichkeit besteht darin, je nach Ebene, auf der der zivile Rechtsträger geschaffen wird, alle Mitglieder des General- oder Provinzkapitels, bzw. auf der Ebene der einzelnen Niederlassung alle Mitglieder der Hausgemeinschaft oder des Klosterkapitels zu Mitgliedern des e. V. zu machen. Die andere Möglichkeit besteht darin, die Mitgliedschaft auf bestimmte Amtsträger zu beschränken, z. B. Obere, Ökonomen und Räte. Grundsätzlich erscheint beides möglich. Bei der Entscheidung sollte die Leitungsstruktur der Ordensgemeinschaft nach kirchlichem Recht berücksichtigt werden. Bei eher demokratisch strukturierten Gemeinschaften kann es sich nahelegen, dass alle Mitglieder der Hausgemeinschaft bzw. des Kapitels auch Mitglieder des e. V. sind. Bei eher monarchisch strukturierten Gemeinschaften kann es sich eher nahelegen, dass der e. V. aus bestimmten Amtsträgern besteht. In jedem Fall sollte darauf geachtet werden, dass der e. V. nicht nur ganz wenige Mitglieder hat, um die Möglichkeit auszuschließen, dass das Vermögen der Ordensgemeinschaft in die Hände von ganz wenigen Mitgliedern gelangt, die im ungünstigsten Fall der Gemeinschaft gegenüber eines Tages nicht mehr loyal sind.

Die Mitgliedschaft von Personen, die nicht der Ordensgemeinschaft angehören, sollte ausgeschlossen sein, um zu verhindern, dass die Ordensgemein-

schaft die Verfügungsgewalt über den e. V. an Nichtmitglieder verliert.¹³ Aus diesem Grund sollte die Satzung auch vorsehen, dass die Mitgliedschaft im e. V. endet, falls ein Mitglied aus der Ordensgemeinschaft ausscheidet.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Frage der Mitgliedschaft in der Ordensgemeinschaft ist zu unterscheiden von der Frage einer Beteiligung an der Verwaltung des Vermögens. Eine solche Beteiligung, etwa von professionellen Fachleuten, kann in vielen Fällen sinnvoll und sogar notwendig sein. Für die rechtliche Gestaltung einer solchen Beteiligung von Nichtmitgliedern, eignet sich aber nicht deren Vereinsbeitritt, sondern die Erteilung von Vollmachten. Ebenso ist die Mitgliedschaft im Verein kein geeignetes Instrument, um Aufsichtsrechte übergeordneter Autoritäten in der Satzung zu verankern.

4.4 Vorstand und rechtliche Vertretung

Nach kanonischem Recht liegt die rechtliche Vertretung einer juristischen Person des kanonischen Rechts im Regelfall bei demjenigen, der diese Person unmittelbar leitet (c. 1279 § 1 CIC). Im Falle von Ordensgemeinschaften ist das der Obere. Damit er diese vom kanonischen Recht vorgesehene Rechtsstellung auch im staatlichen Rechtsbereich ausüben kann, sollte er kraft Amtes der

Vorstandsvorsitzende des e. V. sein. Das deutsche Vereinsrecht lässt diese Möglichkeit zu.¹⁴ Damit die Möglichkeit, den Verein zu vertreten, auch dann gewährleistet bleibt, wenn der Obere verhindert ist oder aus dem Amt ausscheidet, sollten außer dem Oberen noch weitere Ordensmitglieder zum Vorstand gehören.

4.5 Geschäftsführer

Viele Vereinssatzungen sehen das Amt eines Geschäftsführers vor, der nicht Mitglied des Vorstands ist. Inwieweit der Geschäftsführer eine Vertretungsmacht nach außen besitzt, kann entweder in der Satzung selbst oder in einer durch die Satzung vorgesehenen Geschäftsordnung festgelegt werden. Nicht möglich ist nach staatlichem Recht eine Generalvollmacht, durch die ein Geschäftsführer, der nicht dem Vorstand angehört, den Verein genauso umfassend vertreten könnte wie ein Vorstandsmitglied.

Die Rechtsstellung eines nicht in vollem Umfang vertretungsberechtigten Geschäftsführers passt gut zu der vom kanonischen Recht verlangten Unterscheidung zwischen ordentlicher und außerordentlicher Verwaltung (vgl. c. 638 §§ 1–2 CIC). Es legt sich also nahe, die Rechtsstellung des Geschäftsführers so zu bestimmen, dass er Handlungen der ordentlichen Verwaltung selbständig vornehmen kann und für Handlungen der außerordentlichen Verwaltung eine Bevollmächtigung seitens des Oberen benötigt.¹⁵ Dabei muss natürlich genau bestimmt werden, welche Handlungen den Bereich der ordentlichen Verwaltung übersteigen und folglich als außerordentliche Verwaltung gelten.

Ob die Funktion des Geschäftsführers dem Ökonom der Ordensgemeinschaft

übertragen werden soll oder einem Nichtordensmitglied, sollte nicht in der Satzung festgelegt werden. Indem man diese Frage in der Satzung offen lässt, bewahrt man sich eine größere Flexibilität. Klar ist jedenfalls, dass nach kanonischem Recht zumindest auf der Ebene der gesamten Ordensgemeinschaft und auf der Ebene der Provinz ein Ökonom bestellt werden muss, der vom jeweiligen Oberen verschieden ist (c. 636 § 1 CIC). Wenn sich eine Ordensgemeinschaft entscheidet, ein Nichtordensmitglied zum Geschäftsführer des zivilen Rechtsträgers zu machen, legt es sich nahe, den Ökonomen zu einem Mitglied des Vorstands zu machen, um zumindest annäherungsweise die kirchenrechtliche Situation widerzuspiegeln.

4.6 Aufsichtsrechte: Verwaltungsrat und Genehmigungsvorbehalte

Die Satzung eines e. V. eignet sich auch dazu, sicherzustellen, dass die im kirchlichen Recht vorgesehenen Aufsichtsrechte auch im staatlichen Rechtsbereich beachtet werden. Bei gewöhnlichen eingetragenen Vereinen würde die Verankerung solcher Aufsichtsrechte in der Satzung möglicherweise der vom staatlichen Recht geforderten Vereinsautonomie widersprechen. Bei religiösen Vereinen ist eine solche Selbstbeschränkung ihres Selbstverwaltungsrechts jedoch von der Rechtsprechung als zulässig anerkannt.¹⁶ Aufsichtsrechte können übergeordneten Organen innerhalb der Ordensgemeinschaft oder kirchlichen Autoritäten außerhalb der Ordensgemeinschaft zukommen. Aufsichtsrechte können sich dabei aus dem gesamt-kirchlichen Recht ergeben oder aus dem Eigenrecht der Ordensgemeinschaft. Die Verankerung von Aufsichtsrechten in

der Vereinssatzung kann dadurch geschehen, dass ein besonderes Vereinsorgan, wie ein Verwaltungsrat, geschaffen wird, ohne dessen Genehmigung bestimmte Handlungen nicht wirksam erfolgen können. Sie kann aber auch dadurch geschehen, dass die Wirksamkeit bestimmter Handlungen von der Genehmigung durch Autoritäten abhängig ist, die außerhalb des Vereins angesiedelt sind. Zu den Handlungen, für die Genehmigungsvorbehalte sinnvoll sind, gehören insbesondere Veräußerungen und vergleichbare Schlechterstellungsgeschäfte (vgl. c. 638 §§ 3–4 CIC), Änderungen der Vereinssatzung oder des Vereinszwecks sowie der Beschluss über die Auflösung des Vereins. C. 1295 CIC verlangt, die Bestimmungen über Veräußerungen und vergleichbare Schlechterstellungsgeschäfte in die Statuten der juristischen Personen aufzunehmen. Streng genommen bezieht sich diese Forderung zwar auf die kanonischen Statuten. Es liegt aber nahe, sie auch in der Satzung von zivilen Rechtsträgern umzusetzen. Die Übernahme solcher Aufsichtsrechte in die Satzung des e. V. kann nach staatlichem Recht nicht in Form einer dynamischen Verweisung geschehen, d. h. in Form einer Verweisung, die durch eine zusammenfassende Klausel die im jeweils geltenden kanonischen Recht bestehenden Erfordernisse in die Satzung einbezieht.¹⁷ Das deutsche Recht verlangt vielmehr aus Gründen der Rechtssicherheit, dass die Verfassung eines e. V. vollständig aus der bei Gericht hinterlegten Satzung hervorgehen muss. Eine zusammenfassende statische Verweisung ist zulässig, würde es aber notwendig machen, zusammen mit der Satzung auch den Wortlaut der Rege-

lungen bei Gericht zu hinterlegen, auf die verwiesen wird. Angesichts dessen wird es sich eher nahelegen, die einzelnen rechtlichen Erfordernisse für Veräußerungen ausdrücklich in die Satzung zu übernehmen.

Aufsichtsrechte, die im kanonischen Recht nicht vorgesehen sind, sollten auch in die Satzung des zivilen Rechtsträgers nicht eingefügt werden. Das gilt insbesondere für weiterreichende Aufsichtsrechte ordensexterner Autoritäten. Zu einer Aufnahme solcher weiterreichenden Aufsichtsrechte in die Satzung besteht kein Anlass; im Gegenteil: Zu der von c. 1284 CIC geforderten Sicherung des Vermögens gehört auch die Sicherung gegen einen unberechtigten Zugriff kirchlicher Autoritäten auf das Vereinsvermögen.

4.7 Auflösung des Vereins

Die Satzung muss Vorsorge treffen, wem das Vermögen des Vereins bei dessen Auflösung zufällt. Dabei ist zu bedenken, dass es – im Rahmen der Vorgaben des kanonischen Rechts – in die Zuständigkeit der Ordensgemeinschaft fällt, über den Vermögensanfall zu bestimmen. Nur wenn es um das Erlöschen der gesamten Ordensgemeinschaft geht, liegt diese Zuständigkeit beim Apostolischen Stuhl (c. 584 CIC).

5. Verlust der Verfügungsgewalt

Im ungünstigsten Fall kann ein ziviler Rechtsträger von Anfang an oder im Laufe der Zeit so gestaltet sein, dass die Ordensgemeinschaft die Verfügungsgewalt darüber verliert, d. h. dass die Oberen und Kapitel der Gemeinschaft ihre auf den Rechtsträger bezogenen Ent-

scheidungen nicht mehr durchsetzen können. Ein solcher Verlust der Verfügungsgewalt tritt streng genommen nicht erst dann ein, wenn der Zugriff auf den Rechtsträger und sein Vermögen faktisch verloren gegangen ist, sondern bereits dann, wenn die Möglichkeit dieses Zugriffs vom Wohlwollen Dritter abhängig ist, deren wohlwollendes Verhalten rechtlich nicht erzwungen werden kann. Ein solcher Verlust der Verfügungsgewalt erscheint vor allem dann möglich, wenn als Vereinsmitglieder oder als Mitglieder der Vereinsorgane Personen zugelassen werden, die nicht Mitglieder der Ordensgemeinschaft sind. Gegenüber Ordensmitgliedern haben die Oberen wegen der Verpflichtung auf den evangelischen Rat des Gehorsams weitreichende Einflussmöglichkeiten. Demgegenüber sind die Möglichkeiten, Nichtmitglieder dazu zu zwingen, entsprechend den Entscheidungen der Oberen zu handeln, sehr begrenzt. Der zivile Rechtsträger als solcher ist keine juristische Person des kanonischen Rechts, hat im kirchlichen Rechtsbereich also keine Rechte und Pflichten. Zwangsmaßnahmen, die das kanonische Recht bereit hält, können daher nicht gegen den zivilen Rechtsträger als solchen eingesetzt werden, sondern nur gegen die Personen, die für den zivilen Rechtsträger handeln. Und auch das ist nur möglich unter der Voraussetzung, dass diese Personen katholisch sind. Die Zwangsmaßnahmen, die das kanonische Recht dabei gegenüber Nichtordensmitgliedern zur Verfügung stellt, also irgendwelche Kirchenstrafen oder ähnliches, werden sich im Konfliktfall zumeist als stumpfe Schwerter herausstellen. Erst recht gibt das staatli-

che Recht keine Handhabe gegen die Personen, die für den zivilen Rechtsträger handeln, wenn man nicht in der Satzung des zivilen Rechtsträgers entsprechend Vorsorge getroffen hat. Denn im staatlichen Rechtsbereich bestimmt sich die Verfassung des zivilen Rechtsträgers, wie dargelegt, nach seiner Satzung. Es gibt keine Möglichkeit, im staatlichen Rechtsbereich sozusagen an der Satzung vorbei dem zivilen Rechtsträger Weisungen zu erteilen. Wenn eine Ordensgemeinschaft die Verfügungsgewalt über ihren zivilen Rechtsträger verloren hat und es ihr auch nicht gelingt, diese Verfügungsgewalt zurückzugewinnen, hört die betreffende juristische Person auf, ziviler Rechtsträger der Ordensgemeinschaft zu sein. Das Vermögen des zivilen Rechtsträgers ist dann kein Kirchenvermögen mehr, sondern es ist der Ordensgemeinschaft verloren gegangen – so ähnlich wie auch auf anderen Wegen Vermögen verloren gehen kann. Die Handlungen, durch die es zu dem Verlust der Verfügungsgewalt kommen konnte, stellen Schlechterstellungsgeschäfte im Sinne von c. 1295 CIC dar. Solche Schlechterstellungsgeschäfte sind genehmigungsbedürftig. Sinnvollerweise wird aber kein Oberer seine Genehmigung dazu geben, dass in dieser Weise das Ordensvermögen verloren geht. Wer ohne Genehmigung durch sein Handeln den Verlust der Verfügungsgewalt herbeiführt, handelt also rechtswidrig. Dadurch wird er im kirchlichen Rechtsbereich gemäß c. 128 CIC schadenersatzpflichtig. Möglicherweise macht er sich auch strafbar gemäß c. 1377 CIC. Derartige Sanktionen können aber den eingetretenen Vermögensverlust nicht mehr rückgängig machen.

Der mögliche Extremfall eines Verlustes der Verfügungsgewalt über das Ordensvermögen macht deutlich, wie wichtig es ist, die Verfügungsgewalt über den zivilen Rechtsträger in ausreichender Weise rechtlich abzusichern.

.....

- 1 § 25 BGB: Die Verfassung eines rechtsfähigen Vereins wird, soweit sie nicht auf den nachfolgenden Vorschriften beruht, durch die Vereinssatzung bestimmt.
- 2 Vgl. Art. 13 Reichskonkordat: „Die katholischen Kirchengemeinden, Kirchengemeindeverbände und Diözesanverbände, die Bischöflichen Stühle, Bistümer und Kapitel, die Orden und religiösen Genossenschaften sowie die unter Verwaltung kirchlicher Organe gestellten Anstalten, Stiftungen und Vermögensstücke der katholischen Kirche ... bleiben Körperschaften des öffentlichen Rechts, soweit sie solche bisher waren; den anderen können die gleichen Rechte nach Maßgabe des für alle geltenden Gesetzes gewährt werden.“
- 3 Zumindest in der Vergangenheit hat es einzelne Beispiele dafür gegeben; vgl. Karl Siepen, Vermögensrecht der klösterlichen Verbände, Paderborn 1963, 273, Anm. 28.
- 4 Vgl. im Hinblick auf die Diözesen und Pfarreien in den USA: Mark E. Chopko, Principal Civil Law Structures: A Review, in: *The Jurist* 69 (2009) 237–260; Philipp J. Brown, Square Pegs in Round Holes: Toward a Better Model of Parish Civil Law Structures, in: ebd., 261–310; John J. M. Foster, Canonical Issues Relating to the Civil Restructuring of Dioceses and Parishes, in: ebd. 311–339. Im Hinblick auf die Ordensgemeinschaften in den USA vgl.: Peter E. Campbell, The New Code of Canon Law and Religious: Some Civil Law Considerations, in: *The Jurist* 44 (1984) 81–109, bsd. 83–86.
- 5 Vgl. dazu: Pree / Primetshofer, Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung, Wien ²2010, 5–8, 153–170.
- 6 Etwas ausführlicher ist in dieser Hinsicht das Gesetzbuch für die katholischen Ostkirchen (c. 1020 CCEO).
- 7 In diesem Sinne: Hubert Socha, Rechtlicher Kommentar zum Gesetz der Gesellschaft des Katholischen Apostolats, Rom 2000, 717, Rn. 1797; kritisch: Siepen, Vermögensrecht (Anm. 3), 267.
- 8 Vgl. dazu Heimerl / Pree, Handbuch des Vermögensrechts der katholischen Kirche, Regensburg 1993, 503, Rn. 5/701.
- 9 Honorius Hanstein, Ordensrecht, Paderborn 1958, 315; Siepen, Vermögensrecht (Anm. 3), 283 f.
- 10 Helmuth Pree, Der Umgang mit Ordensvermögen und sozialen Werken aus kirchenrechtlicher Sicht, in: *OK*, 47. Jahrgang 2006, Heft 4, 448.
- 11 Vgl. ebd., 440–452.
- 12 BVerfG 83, 341 („Bahá’i-Urteil“). Vgl. Stöber / Otto, Handbuch zum Vereinsrecht, Köln ¹⁰2012, 23–25; Martin Schockenhoff, Vereinsautonomie und Autonomie kirchlicher Vereine: *NJW* 1992, 1013–1018; Werner Flume, Vereinsautonomie und kirchliche oder religiöse Vereinigungsfreiheit und das Vereinsrecht: *JZ* 1992, 238–240.
- 13 Vgl. Siepen, Vermögensrecht (Anm. 3), 284: „Darum werden Mitglieder des Vereins möglichst nur Angehörige des klösterlichen Verbandes sein.“
- 14 Reichert, Vereins- und Verbandsrecht, Köln ¹¹2007, 361, Rn. 1939.
- 15 Vgl. ebd. 431 ff.
- 16 Vgl. Stöber / Otto, Handbuch (Anm. 12), 25, Rn. 44 mit Anm. 2; 116, Rn. 228; 213, Rn. 454 mit Anm. 4; 495, Rn. 1120. Reichert, Vereins- und Verbandsrecht (Anm. 14), 1065 f., Rn. 5886d.
- 17 Vgl. Stöber / Otto, Handbuch (Anm. 12), 27, Rn. 51; Reichert, Vereins- und Verbandsrecht (Anm. 14), 91, Rn. 426.

Aus Rom und dem Vatikan

Berufungen in die Religiosenkongregation

Wie das vatikanische Presseamt am 29. März mitteilte, hat Papst Franziskus den brasilianischen Kardinal João Braz de Aviz in seinem Amt als Präfekt der Religiosenkongregation sowie den Ordensgeneral der Jesuiten, P. Adolfo Nicolás Pachón SJ, als Mitglied der Kongregation bestätigt. In den Kreis der in der Kongregation vertretenen Bischöfe wurde u.a. der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke OSB neu berufen. Seitens der Ordensoberen wurden folgende Generaloberen neu berufen: P. Bruno Marin OSB (Abtpräses der Sublazenser Kongregation), P. Bruno Cadoré OP, P. Mauro Jöhri OFMCap, P. Enrique Sánchez González MCCJ, P. Emili Turú Rofes FMS, P. Jacob Nampudakam SAC.

Papst setzt Kinderschutzkommission ein

Papst Franziskus hat eine neue Kommission zum Schutz von Minderjährigen vor sexuellem Missbrauch in der katholischen Kirche eingesetzt. Unter den Mitgliedern des achtköpfigen Gremiums sind auch ein Missbrauchsoffer aus Irland sowie der deutsche Psychologieprofessor P. Hans Zollner SJ. Vatikansprecher Federico Lombardi erklärte, der Papst mache mit diesem Schritt deutlich, dass der Schutz von Minderjährigen zu den vordringlichsten Auf-

gaben der Kirche zähle. In dem Bewusstsein, dass die Kirche auf diesem Gebiet eine entscheidende Rolle spiele, werde die Kommission Maßnahmen entwickeln. Hierbei gehe es sowohl um Vorbeugung als auch um Strafverfolgung sowie einen Verhaltenskodex, so Lombardi. (kna/dok)

Papst entschuldigt sich für Missbrauchsfälle durch Geistliche

Vor Vertretern des „Internationalen katholischen Büros für Kinder“ (BICE) hat Papst Franziskus am 11. April 2014 die Opfer pädophiler Kleriker um Vergebung gebeten. „Ich fühle mich persönlich gerufen, um Vergebung zu bitten, für das Übel und den Schaden, den einige Priester, offensichtlich nicht gleichzusetzen mit der Zahl aller Geistlichen, verursacht haben, für die Fälle von sexuellem Missbrauch an Kindern“. Die Kirche sei sich des Schadens bewusst, zitierte Radio Vatikan aus der Ansprache des Papstes. Sie werde beim Umgang mit den Missbrauchsfällen und den Strafen keinen Schritt zurück machen. Stattdessen müsse die Kirche hier noch stärker werden, so der Papst. „Denn man darf Kinder nicht sexuell belästigen.“ Einen Monat später, am 6. Mai, stellte der Vatikanbotschafter Erzbischof Silvano Tomasi in Genf bei der Erörterung eines turnusmäßigen Berichts vor dem UN-

Antifolterkomitee die Zahlen zum sexuellen Missbrauch vor. Es seien 3.420 „glaubwürdige Beschuldigungen“ von Klerikern wegen sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen in den letzten zehn Jahren an die vatikanische Glaubenskongregation gemeldet worden. Die Beschuldigungen bezögen sich auf Missbrauchsfälle, die sich in den 1950er, 60er, 70er und 80er Jahren ereignet hätten, so Tomasi. (kna/rv/dok)

Papst: Auch gegen den Strom schwimmen

Im Hinblick auf den Weltgebetstag für geistliche Berufungen hat Papst Franziskus in einer bereits im Januar veröffentlichten Botschaft angehende Priester und Ordensleute ermutigt, sich nicht durch den Zeitgeist von ihrer Berufung abbringen zu lassen. Sie müssten bisweilen auch „gegen den Strom schwimmen“, forderte er. Sie müssten ebenso wie Eheleute Denkweisen und Handlungsmuster überwinden, die dem Willen Gottes widersprächen. Jesus selbst lehre, dass Gottes Botschaft oft vom Bösen unterdrückt oder von den Sorgen und Verführungen der Welt erstickt werde, so Franziskus in der Botschaft weiter. Wer eine geistliche Berufung verspüre, dürfe sich durch solche Schwierigkeiten nicht entmutigen lassen und auf scheinbar bequemere Wege ausweichen. Die wahre Freude der Berufenen bestehe in der Erfahrung, dass Gott treu bleibe und der Glaubende sein Herz für die großen Ideale öffnen könne, erläuterte der Papst. Franziskus rief die angehenden Priester und Ordensleute dazu auf, den Glauben an große Ideale nicht aufzugeben. „Wir Christen sind vom Herrn nicht für Klei-

nigkeiten auserwählt; geht immer darüber hinaus zu den großen Dingen“, so der Papst. Zugleich forderte er Bischöfe, Priester, Familien und geistliche Bewegungen auf, Berufungen junger Menschen zu fördern. Dies erfordere eine „wahre und eigene Pädagogik der Heiligkeit“, die sich den unterschiedlichen Persönlichkeiten anpasse. (kna/dok)

Papst: Anwärter für Orden mangelhaft vorbereitet

Papst Franziskus beklagt eine mangelnde Vorbereitung von Anwärtern für katholische Ordensgemeinschaften. Bisweilen werde die Berufung zum geweihten Leben mit der Entscheidung für einen Freiwilligendienst verwechselt, sagte der Papst am 31. März vor dem Generalkapitel des Salesianerordens im Vatikan: „Dieser verzerrte Blick tut den Orden nicht gut.“ Es müsse verhindert werden, dass aufgrund unzureichender Vorbereitung Leute in die Orden einträten, deren Motivation zu schwach sei, so Franziskus. Hierzu sei eine gute Jugendseelsorge nötig. Der Papst rief die Salesianer auf, sich weiter nach dem Vorbild ihres Gründers Johannes Bosco um Jugendliche und Arme zu kümmern. Um der „aktuellen erzieherischen Notlage“ angemessen begegnen zu können, müssten sie moderne pädagogische und kulturelle Konzepte anwenden. (kna/dok)

Papst mahnt Orden zu Transparenz in Finanzangelegenheiten

Ordensgemeinschaften müssen nach Worten von Papst Franziskus ihre Ver-

waltungs- und Finanzbelange mit Umsicht und Transparenz erledigen. Das gelte umso mehr, als sie auch heute noch in den Augen von Kirche und Welt „Vorposten“ im Einsatz für die Armen und im Kampf gegen materielle, moralische und geistigen Nöte seien. Das betonte der Papst in einer Botschaft an ein Anfang März in Rom tagendes Symposium über den Umgang der Orden mit kirchlichen Gütern. Zum Treffen in der Franziskaneruniversität Antonianum waren rund 500 Ökonomen und Verwaltungsexperten katholischer Ordensgemeinschaften und religiöser Institutionen zusammengekommen.

Die Orden und Einrichtungen des gottgeweihten Lebens müssten auch heute an vorderster Front und durch ihr Leben und Zeugnis dafür eintreten, dass das „Prinzip der Unentgeltlichkeit und die Logik des Schenkens einen Platz in der Wirtschaftswelt finden“, mahnte der Papst. Sie müssten darauf achten, dass die Güter und der Besitz ihrer Einrichtungen mit Sorgfalt und Transparenz verwaltet, geschützt und bewahrt werden. Zur charismatisch-geistigen Dimension der religiösen Gemeinschaften müssten daher auch Wirtschaftlichkeit und Effizienz hinzukommen. Eine Vergeudung dieser Güter dürfe nicht toleriert werden, vielmehr müssten die Ressourcen gut genutzt werden.

Gerade die Orden seien immer eine „prophetische Stimme“ in der Kirche für Christus gewesen, „der arm geworden ist und uns mit seiner Armut bereichert hat“, führte der Papst aus. Daraus ergebe sich der Auftrag zur Solidarität, zum Teilen und zur Caritas, die sich in Nüchternheit, in der Suche nach Gerechtigkeit und in der Freude auf das Wesentliche ausdrücke. Und die auf der Hut

sein müsse vor den „materiellen Idolen, die den eigentlichen Sinn des Lebens verdunkeln“. Daher dürften die Orden sich nicht auf eine „theoretische Armut“ beschränken, sondern müssten sich der Niedrigen, der Armen, der Kranken und der Kinder unmittelbar annehmen. Es gehe darum, jeden Egoismus zu überwinden. (kna/dok)

Neuigkeiten zur US-Oberinnenkonferenz LCWR

Kardinal Gerhard Ludwig Müller, Präfekt der Glaubenskongregation, hat die in der Leadership Conference of Women Religious (LCWR) zusammengeschlossenen US-amerikanischen Ordensfrauen zu mehr Glaubenstreue aufgerufen. Er erklärte bereits getroffenen Maßnahmen gegen die Vereinigung für gerechtfertigt. Die LCWR, der größere der beiden vom Heiligen Stuhl anerkannten Zusammenschlüsse katholischer Ordensoberinnen in den USA, steht seit 2012 unter Beobachtung durch die Glaubenskongregation. Bei einem Treffen am 30. April mit führenden US-Ordensfrauen der LCWR in Rom würdigte der Kardinal nun zunächst die Fortschritte bei der Reform des Ordensoberinnen-Verbandes. Er sei sich aber bewusst, dass es bei den Schwestern von Anfang an Widerstände gegeben habe. Müller sagte weiterhin, er wünsche „bedeutendere Zeichen der Kollaboration“ von Seiten der Ordensfrauen und sprach von Widerständen bei den Ordensfrauen, die an Sabotage grenzten. Als Beispiel nannte er das Gebot, dass der Verband Sprecherinnen bei Versammlungen nur noch mit dem Einverständnis des Delegaten Sartain aufstel-

len dürfe. Erst kürzlich hätten die Ordensfrauen aber an Sartain vorbei eine Theologin öffentlich gewürdigt, deren Schriften nach Ansicht der US-Bischöfe schwere Glaubensirrtümer enthielten. Diese Maßnahme werde „wohl eher als offene Provokation gegen den Heiligen Stuhl“ wahrgenommen, sagte Müller den Oberinnen. Daneben äußerte Kardinal Müller scharfe Kritik an dem theologischen Konzept der „Bewussten Evolution“, dem der Ordensfrauenverband immer mehr Aufmerksamkeit widme. Deren grundlegende Thesen stünden „im Widerspruch zur Christlichen Offenbarung“, sagte Müller. Er frage sich, ob die Ordensfrauen überhaupt noch den Unterschied solcher Lehren von der christlichen Glaubenswahrheit „hören“. Und er Sorge sich, ob mit der unkritischen Übernahme einer solchen Theorie nicht bereits eine „de facto Bewegung jenseits der Kirche und des soliden christlichen Glaubens“ entstanden sei. Der LCWR bedauert unterdessen, dass zwei Jahre der Auseinandersetzungen

und Gespräche mit der vatikanischen Glaubenskongregation keine Früchte getragen und das „Misstrauen“ nicht ausgeräumt hätten. Trotz „maximaler Anstrengungen“ im Lauf der letzten Jahre sei „die Kommunikation zusammengebrochen“; die Versuche des LCWR, „falsche Wahrnehmungen zu klären“, hätten zu „noch tieferen Missverständnissen“ geführt. In einer Erklärung vom 8. Mai bekennt sich der Verband aber zu einer Fortsetzung des Gesprächs mit dem Vatikan.

Noch im März waren zuversichtlichere Töne zu vernehmen gewesen. Bezüglich der Visitation, die nicht die Glaubenssondern die Religiosenkongregation durchgeführt hatte, hieß es, dass die Untersuchungen der LCWR „an einem guten Punkt angelangt“ seien. Der Präsident der Religiosenkongregation, Kardinal Braz de Aviz, hatte betont, dass diese Visitation „vollständig unabhängig“ von den Reform-Anordnungen der Glaubenskongregation für die LCWR sei.

(rv/kna/dok)

Aus der Weltkirche

Großbritannien

Wegen Protesten gegen die Kriege Großbritanniens in Afghanistan und im Irak musste ein britischer Ordensmann für einen Monat ins Gefängnis. Ein Gericht in Westminster hatte die ursprüngliche Geldstrafe von umgerechnet knapp 700 Euro in 28 Tage Haft umgewandelt, da sich der 46-jährige Passionist P. Martin Newell CP geweigert hatte diese zu akzeptieren. Der Ordensmann selbst erklärte demnach, seine nicht gewalttätigen Proteste seien Ausdruck seiner Gewissensvorbehalte gegen Krieg und Kriegsvorbereitungen, und seine Weigerung, die Geldstrafe zu bezahlen, eine Verlängerung dieser Vorbehalte. Er sehe es als ein Privileg an, dem Weg Jesu zu Kreuz und Auferstehung nachfolgen zu können. (kna/dok)

Frankreich

In seinem Brief „Zögern wie nicht länger, uns unter dasselbe Dach zu begeben“ schreibt der Leiter der Gemeinschaft von Taizé, Frère Alois, im Hinblick auf eine versöhnte Verschiedenheit der Konfessionen folgende Zeilen: „Könnten nicht alle Christen die Berufung des Bischofs von Rom anerkennen, Verantwortung für die Gemeinschaft unter allen zu tragen, einer Gemeinschaft in Christus, in der auf manchen Gebieten Unterschiede im theologischen Ausdruck weiterbestehen können? Gibt Papst Franziskus nicht uns allen dadurch die Richtung vor,

dass er der Verkündigung der Barmherzigkeit Gottes die höchste Priorität einräumt? Versäumen wir diesen uns geschenkten Moment nicht!“ (cig)

Spanien

Die Spanische Bischofskonferenz will Fälle von mutmaßlichem Kindesraub in katholischen Ordenseinrichtungen während der Franco-Diktatur aufklären. Die einzelnen Bistümer würden angehalten, eine Dokumentation der Vorgänge zu ermöglichen und mit der Justiz zusammenarbeiten, sagte der Konferenzvorsitzende Erzbischof Ricardo Blazquez laut der spanischen Tageszeitung „La Razon“ vom 21. Mai. Er hatte sich den Angaben zufolge am Tag zuvor mit Vertretern der Betroffenen getroffen. Seit 2011 werden in Spanien Vorwürfe diskutiert, kirchliche Einrichtungen hätten seit dem Staatsstreich 1936 und bis zum Tod von Diktator Francisco Franco 1975 Neugeborene von ledigen und politisch oppositionellen Frauen zur Adoption vermittelt. Den Müttern wurde demnach jeweils erklärt, ihr Kind sei bei der Geburt gestorben. Das Kinderrechtskomitee der Vereinten Nationen (UNCRC) hatte bei seiner Anhörung des Vatikan im vergangenen Juli in Genf auch Auskünfte zu diesen Anschuldigungen verlangt. (kna/rv/dok)

Schweiz

Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen hat am 3. April 2014 ein neues Faksimile des

sogenannten Sankt Galler Klosterplans präsentiert. Es handele sich seit der Wiederentdeckung des Dokuments im 17. Jahrhundert erst um das vierte Faksimile, teilte die Bibliothek in Sankt Gallen mit. Die Zeichnung auf Schafspergament ist der älteste Bauplan der Welt. Er wurde zwischen 819 und 830 im Kloster Reichenau gezeichnet. Entstanden sei er im Zusammenhang mit den Planungen für das sogenannte Gozbert-Münster. Allerdings sei der Plan nicht im Detail umgesetzt worden, wie Ausgrabungen in der Kathedrale von Sankt Gallen in den 1960er Jahren zeigten.

Die Zeichnung bildet eine vollkommene Klosteranlage mit allen dafür notwendigen Gebäuden ab: Kirche, Wohngebäude, Gasthäuser, Schulen, Handwerksbetriebe, Ställe und Gärten. Seit der Wiederentdeckung des Dokuments reißt die wissenschaftliche Diskussion darüber nicht ab. Das neuste Faksimile versuche, dem Original noch näher zu kommen als die Vorgänger, schreibt die Stiftsbibliothek. Zudem werde der Klosterplan in elektronischer Form auf der Plattform www.e-codices.ch aufgeschaltet. (kna/dok)

Österreich

Bei der Generalversammlung der Vereinigung der Frauenorden Österreichs (VFÖ) in Vöcklabruck ist am 28. Februar 2014 Sr. Dr. Beatrix Mayrhofer als Präsidentin gewählt worden. Als stellvertretende Präsidentin wurde die Generaloberin der Franziskanerinnen von Amstetten Sr. Franziska Bruckner gewählt. Die Amtsdauer beträgt drei Jahre. Die Generalversammlung der VFÖ beschloss zudem neue und einfachere

Arbeitsstrukturen. Ziel war auch, sich in den gemeinsamen Themen und Werken mit der Superiorenkonferenz der Männerorden abzustimmen.

Italien

Zum offiziellen Gedenken an die Schlacht um das Kloster Montecassino im Zweiten Weltkrieg wurde auch der britische Prinz Harry erwartet. Wie die italienische Tageszeitung „Il Messaggero“ unter Berufung auf die britische Botschaft in Rom berichtete, plante der Enkel von Königin Elizabeth II., am 18. Mai an den Feiern in der Kleinstadt rund 130 Kilometer südöstlich von Rom teilzunehmen.

In der Schlacht um Montecassino versuchten die Alliierten ab Januar 1944, die deutschen Verteidigungsstellungen Richtung Norden zu durchbrechen, was ihnen am 18. Mai vor 70 Jahren schließlich gelang. Die 1.500 Jahre alte Benediktinerabtei oberhalb des Ortes wurde dabei durch einen alliierten Luftangriff völlig zerstört. Nach dem Krieg wurde die Abtei wieder aufgebaut. (kna/dok)

Bosnien-Herzegowina

Rund 600.000 Menschen auf dem Balkan sind laut der UN-Hilfsorganisation von den stärksten Niederschlägen seit 120 Jahren und den daraus folgenden Überschwemmungen betroffen. In Bosnien-Herzegowina wurden nach Angaben der Bischofskonferenz auch zahlreiche Kirchen überflutet. Zahlreiche Ordensleute und ein Bischof beteiligten sich persönlich an Rettungsmaßnahmen und füllten in mehreren Orten Sandsäcke für Hochwasserdämme. Mehrere Klöster nahmen Flutopfer auf. (kna/dok)

Ungarn

Das neue Besucherzentrum der ungarischen Benediktiner-Erzabtei Pannonhalma steht kurz vor der Fertigstellung. Wie die Tageszeitung „Magyar Kurir“ berichtete, ist die Eröffnung des ehemaligen Meierhofes der Abtei noch für diesen Sommer vorgesehen. Ab dann finden Besucher in dem Kloster nahe Győr (Raab) Informationen zum Christentum in der Region seit dem Mittelalter, über Pannoniens Weinkultur sowie mehrere hundert wertvolle Kunstobjekte der Abtei.

Pannonhalma gilt als das bedeutendste Kloster in Ungarn. Die Erzabtei der Benediktiner auf dem Martinsberg rund 100 Kilometer westlich von Budapest gehört seit 1996 zum Weltkulturerbe der UNESCO. Die Klosterkirche wurde unlängst vom britischen Stararchitekten John Pawson umgestaltet. Als Glanzstücke des Klosterschatzes werden viele noch nicht gezeigte Gemälde, Textilien und Hausaltäre ausgestellt sein. Ein Teil der Schau widmet sich der Geschichte der Benediktiner auf dem Martinsberg seit ihrer Gründung im Jahr 996 bis heute. Bereits seit ihren Anfängen betreibt die Abtei Weinbau, dem eine eigene Ausstellung im 600 Meter langen Kellersystem gewidmet ist. Die unterirdische Schau, die auch eine Weinverkostung beinhaltet wird, führt ein in viele Aspekte der Weinkultur, darunter auch in die Fassbinderei. Künftig soll der Keller zudem zur Lagerung neuer eigener Bierprodukte genutzt werden, wie die Abtei ankündigte. Besucher sollen sich via Smartphone durch die Gänge lotsen lassen können. Verbessert würden auch Gastronomie und Klosterläden. (kna/dok)

Israel

Erneut ist in Israel ein christliches Kloster mit Parolen beschmiert worden. Als Täter vermuten die israelischen Behörden radikale jüdische Siedler. Polizeiangaben zufolge wurden in der Nacht zum 1. April 2014 an dem katholische Kloster Deir Rafat auf Hebräisch Slogans wie „Maria ist eine Kuh“, „Amerika = Nazi-Deutschland“ sowie das häufig in diesem Zusammenhang verwendete „Price Tag“ (Preisschild) für „Vergeltung“ angebracht. Der 1948 gegründete Konvent liegt in einem ehemals palästinensischen Dorf rund 25 Kilometer westlich von Jerusalem, in der Nähe von Beit Schemesch. Übergriffe auf religiöse Stätten und auf Repräsentanten verschiedener Religionen haben in Israel stark zugenommen. Seit Anfang 2013 gab es mindestens 200 Graffiti-Angriffe auf christliche Orte sowie arabisch-jüdische Begegnungsstätten. Auch Synagogen und Moscheen wurden Ziel von Vandalismus, für den israelische Extremisten verantwortlich gemacht werden. (kna/dok)

Algerien

Die Untersuchung über die genauen Todesumstände der Mönche von Tibhirine bleibt erneut stecken. Vier Tage vor dem Abflug eines französischen Untersuchungsrichters Richtung Algerien zogen die dortigen Behörden ihre Genehmigung zu einer Autopsie der Köpfe der Mönche zurück. 18 Jahre nach dem Tod der sieben Ordensleute ist damit weiter ungeklärt, ob sie wirklich von Rebellen hingerichtet wurden oder bei einem Angriff der Armee ums Leben kamen. In Algerien wird die Absage mit dem derzeit-

tigen Wahlkampf begründet; außerdem sei die Autopsie nicht verboten, sondern nur verschoben worden. Die Trappisten von Tibhirine waren sechs Wochen nach der Entführung aus ihrem Kloster im Frühjahr 1996 tot aufgefunden worden.

(la croix/rv)

Uganda

Die Verantwortlichen der US-Jesuitenzeitschrift „America“ haben sich gegen das neue Anti-Homosexuellen-Gesetz in Uganda gewendet. In einem Offenen Brief kritisierten sie die Ende Februar 2014 von Präsident Yoweri Museveni unterzeichnete Verfügung, die für Homosexuelle Gefängnisstrafen vorsieht. „Als Christen sind wir besorgt über diese Angriffe auf die menschliche Würde“, so die US-Jesuiten. Sie verweisen auf den katholischen Weltkatechismus, der zu Respekt und Verständnis für Homosexuelle aufrufe. Der klare Einsatz der katholischen Kirche für die traditionelle Ehe müsse einhergehen mit einem genauso klaren Bekenntnis zu Menschenrechten von homosexuellen oder lesbischen Menschen.

(apic/rv/dok)

Syrien

Eine Gruppe Anfang Dezember in Syrien verschleppter griechisch-orthodoxen Ordensfrauen wurde zusammen mit drei ebenfalls entführten Klostermitarbeiterinnen am 9. März 2014 im Austausch gegen 153 Frauen in syrischen Gefängnissen aus der Hand ihrer Entführer entlassen, wie die libanesische Zeitung „Daily Star“ berichtete. Libanon und Katar hatten in dem Fall vermittelt. Die Nonnen erklärten, sie seien in ihrer Gefangenschaft gut behandelt worden.

„Sie waren sehr höflich und nett. Sie haben uns gut behandelt“, zitierte „Daily Star“ Mutter Aghiah. Nach Angaben der Syrischen Beobachtungsstelle für Menschenrechte mit Sitz in London stammten die Entführer von der al-Kaida-nahen Nusra-Front. Am 3. Dezember waren die syrischen und libanesischen Ordensfrauen aus dem Thekla-Kloster in dem von Rebellen und Regierungstruppen umkämpften Ort Maalula verschwunden (vgl. OK 01/2014). Wenige Tage später wurde dem arabischen Sender Al Dschasira ein Video zugespielt, das die Frauen in augenscheinlich guter Verfassung zeigte.

Unterdessen wurde bekannt, dass Anfang April der niederländische Jesuit P. Frans van der Lugt SJ, der mehrfach die Brutalität der islamistischen Rebellen offen kritisierte hatte, im zu dieser Zeit noch von den Regierungstruppen Assads belagerten Homs von zwei maskierten Bewaffneten umgebracht worden ist.

(kna/dok)

China

In China ist erstmals seit 1949 wieder ein kontemplatives Kloster gegründet worden. Nach Berichten Radio Vatikans wurde in Lintou in der nördlichen Provinz Shanxi am 1. Mai ein Kloster der Augustinerinnen geweiht. An der Eröffnungsmesse nahmen demnach 2 Bischöfe, 50 Priester und 1.700 weitere Katholiken teil. Die regionalen Verantwortlichen der Kommunistischen Partei und des Regierungsbüros für religiöse Angelegenheiten hielten Ansprachen. Finanziert wurde das Kloster in Lintou dem Bericht zufolge hauptsächlich von der britischen Nichtregierungsorganisation „Exchange with China“, die den

Dialog zwischen Katholiken in China und Großbritannien fördert. Zu dem Frauenkloster mit dem Namen „Garten des heiligen Augustinus“ gehört demnach auch ein Altenheim. Die Ordensfrauen widmen sich Gebet und Kontemplation. (kna/dok)

Thailand

Am 18. Januar 2014 wurde in Thailand das erste benediktinische Männerkloster eingeweiht. Laut „Osservatore Romano“ liegt der Gründung des Klosters „Der Himmel Thailands“ in Chiang Mai, einer Stadt in der nördlichen Thailändischen Provinz Lamphun, eine „Weigerung“ der vietnamesischen Regierung zugrunde. Diese habe die Eröffnung eines vierten Klosters in Vietnam verboten. Dort befinden sich bereits drei Benediktinerklöster, die in den letzten Jahren zu einer Blüte der Berufungen geführt hatten. Das neue Kloster in Thailand, das nun von Mönchen aus der Benediktinerabtei Thien An in Vietnam bezogen wird, besteht aus zehn Zellen für die Ordensleute, einem Gästehaus mit acht Zimmern und einer Kapelle. (zenit/dok)

Malaysia

Eine katholische Ordensfrau ist in Malaysia an ihren Verletzungen durch einen Raubüberfall gestorben. Die 68-Jährige lag seit dem Überfall durch einen unbekanntes Täter sechs Tage lang im Koma, wie das Onlinemagazin „Malaysia Insider“ am 20. Mai 2014 berichtete. Der zunächst von malaysischen Medien geäußerte Verdacht, die Tat könnte einen christenfeindlichen Hintergrund haben, bestätigte sich jedoch nicht. (kna/dok)

Brasilien

Katholische Frauenorden warnen vor einer Zunahme der Zwangsprostitution an den Spielorten der Fußballweltmeisterschaft in Brasilien. Bei den letzten beiden Weltmeisterschaften in Südafrika und Deutschland sei die sexuelle Ausbeutung um 30 bis 40 Prozent gestiegen; ähnliches drohe nun in Brasilien, sagte die Aktivistin gegen Menschenhandel, Comboni-Missionarin Sr. Gabriella Bottani, am 20. Mai 2014 im Vatikan. Betroffen seien nicht nur Frauen, sondern immer mehr Minderjährige. Bottani koordiniert für die brasilianische Ordensinitiative „Um Grito pela Vida“ eine breit angelegte Kampagne gegen den Menschenhandel rund um die WM.

Das Großereignis biete vielen Brasilianern zwar die Chance auf wirtschaftlichen Verdienst. Doch häufig gerieten die Menschen unter falschen Versprechungen auf Arbeit in die Fänge von Menschenhändlern, so Estrella Castalone, die Generalsekretärin von „Talitha Kum“, einem internationalen Netzwerk gegen Menschenhandel.

Die Kampagne gegen den Menschenhandel, an der sich landesweit 250 Ordensschwestern beteiligen, setzt den Angaben zufolge vor allem auf Aufklärung potenzieller Opfer, aber auch der Fans aus aller Welt. So soll etwa an Flughäfen und touristischen Brennpunkten Informationsmaterial verteilt werden. (kna/dok)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Die Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters Senden haben am 13. Februar Sr. *M. Fidelis Denter OSC* für eine weitere Amtszeit von drei Jahren zur Äbtissin wiedergewählt.

Auf dem ordentlichen Provinzkapitel am 7. April 2014 wurde *P. Peter Duš OSPPE* zum neuen Provinzial der deutschen Provinz der Pauliner gewählt. Er folgt in diesem Amt P. Mirko Legawiec OSPPE, der nach zwei Amtsperioden aus diesem Amt geschieden ist.

Am 1. März 2014 wurde *P. Dr. Johannes Müller OCist*, bisher Pfarrer in Manderscheid, vom Abtpräses der Mehrerauer Kongregation zum Prior-Administrator der Abtei Himmerod ernannt. Er folgt in dieser Aufgabe P. Cyrill Greiter O.Cist.

Frater Benedikt Hau OH (55) ist neuer Provinzial der Barmherzigen Brüder in Bayern. Beim 50. Provinzkapitel, das vom 9. bis 14. März im Kloster Kostenz stattfand, wurde er von seinen Mitbrüdern zum Provinzoberen gewählt. Er folgt in diesem Amt Frater Emerich Steigerwald OH. Die Amtsperiode dauert vier Jahre. Der neue Provinzial stammt aus Hofheim in Unterfranken. Er gehört seit Jahren dem Provinzdefinitorium an und war Provinzökonom der Gemeinschaft.

Peter Marzinkowski CSSP (75) aus Liegnitz/Schlesien stammender deutscher Spiritaner und seit 2005 Bischof von Alindao in der Zentralafrikanischen Republik, hat sein Amt niedergelegt. Papst Franziskus nahm seinen Rücktritt am 19. März an, die Nachfolge hat Bischof Cyr-Nestor Yapaupa (44), seit Juli 2012 Koadjutor, angetreten. P. Marzinkowski war von 2000 bis zu seiner Ernennung zum Bischof Provinzial der damaligen deutschen Spiritanerprovinz und stand in dieser Zeit seit 2003 der Kommission Weltkirche der Vereinigung Deutscher Ordensobern (VDO) vor.

Die bolivianische Franziskanerprovinz San Antonio hat *P. Reinhold Brumberger OFM*, bisher Provinzialvikar, nach der Ernennung des bisherigen Provinzials Aurelio Pesoa Ribera OFM zum Weihbischof der Erzdiözese La Paz bis zu ihrem Kapitel im Herbst zum neuen Provinzial gewählt. P. Reinhold stammt aus der Diözese Eichstätt und reiste 1979 nach Bolivien aus. Neben seiner Aufgabe als Provinzial ist er Pfarrer in Santa Cruz. (ofm/dok)

Papst Franziskus hat am 4. April 2014 *Prof. P. Dr. Stefan Oster SDB* (48) zum 85. Bischof von Passau berufen. Der Dogmatiker Oster, der nach der Einstellung des Lehrbetriebs der Philoso-

phisch-Theologischen Hochschule der Salesianer Don Boscos in Benediktbeuern im Sommer 2013 als Dozent an der Katholischen Stiftungsfachhochschule (KSFH) München, Abteilung Benediktbeuern, tätig war, tritt damit die Nachfolge von Altbischof Wilhelm Schraml (78) an, der 2012 aus Altersgründen seinen Amtsverzicht erklärt hatte. Die Bischofsweihe und Amtseinführung P. Stefan Osters war für den 24. Mai 2014 im Passauer Stephansdom geplant.

(sdb / dok)

Der Essener Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck hat *Sr. M. Diethilde Bövingloh* aus der Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz zur Generaloberin der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth in Essen ernannt. Sie löst im Amt Generaloberin Sr. Annemarie Bluhm ab. Am Palmsonntag, 13. April, wurde Sr. Diethilde in ihr Amt eingeführt.

Die Franziskusschwestern der Familienpflege haben am 25. März 2014 auf ihrem XIII. Generalkapitel *Sr. M. Judith Schmidt* als Generaloberin wiedergewählt.

Sr. Paula Bomas hat erneut die Aufgabe der Provinzkoordinatorin der Deutschen Provinz der Schwestern von der göttlichen Vorsehung übernommen. Dies teilt das Provinzkoordinationsteam der Gemeinschaft mit Schreiben vom 21. März 2014 mit.

Die Dominikanerinnen des Klosters Neusatzbeck (Bühl) haben *Sr. M. Brigitta Dorn OP* im März 2014 für eine Amtszeit von sechs Jahren als Generalpriorin wiedergewählt.

Die Klarissen-Kapuzinerinnen des Klosters Rosenheim haben am 18. Februar *Sr. M. Renate Tiefenthaler OSC Cap.* zur neuen Äbtissin gewählt. Sie löst nach zwölfjähriger Amtszeit Sr. Marietta Schmid OSC Cap. im Amt ab.

Am 26. April 2014 haben die Cellitinen nach der Regel des hl. Augustinus (Köln, Severinstraße) auf dem 29. Generalkapitel *Sr. M. Prema Packumala* aus Indien zur neuen Generaloberin gewählt. Sie löst die erste indische Generaloberin des Ordens, Sr. Celine Kizhak-evelyil ab.

Sr. M. Elisabeth Mues, Generaloberin der Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus - Trier, wurde Anfang Mai in ihrem Amt als Generaloberin wiedergewählt.

Bereits am 1. Juli 2013 wurde *Sr. M. Joicy Joseph SRA* aus Indien für vier Jahre als Provinzoberin der Missionsschwestern „Königin der Apostel“ gewählt. Die Provinz erstreckt sich auf Deutschland, Österreich und die Slowakei. Der Sitz des Provinzialats wurde von Wien nach Hallenberg im Sauerland verlegt; Sitz des Generalats der Gemeinschaft ist weiterhin Wien.

Wechsel im AGBO-Vorsitz

Nach dem Rücktritt von Br. Jeremias Bongards OFM Cap vom Vorsitz der Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (AGBO) hat der neue Vorstand der AGBO die Arenberger Dominikanerin Sr. Kerstin-Marie Berretz OP zur Vorsitzenden gewählt. Sr. Kerstin-Marie hatte bislang die Aufgabe der AGBO-Sekretärin inne.

Kapuziner verlassen Würzburger Käppele nach über 260 Jahren

Die Kapuziner werden zum Oktober 2014 den Würzburger Wallfahrtsort Käppele, den sie seit 1749 betreuen, verlassen. Dies teilten der Orden und das Bistum Würzburg am 18. März 2014 mit. Die Betreuung des Wallfahrtsorts wird in Zukunft vom Bistum übernommen. (ofmcap)

Redemptoristen verlassen ehemaligen Sitz des VDO- Generalsekretariats

Zum Ende des Jahres 2014 wird das Redemptoristenkloster „Alfonsushaus“ in Köln-Mühlheim aufgegeben. Das Kloster war seit der Erbauung 1967 bis 1990 nicht nur Sitz des Provinzialats der Kölner Ordensprovinz sondern auch Sitz des VDO-Generalsekretariats. Nach der Wahl von P. Wolfgang Schumacher O.Carm. zum VDO-Generalsekretär zog das Sekretariat nach Bamberg um. 2005 erfolgte die Zusammenlegung der Kölner Redemptoristenprovinz mit denen der Niederländer, Flamen und Schweizer zur Provinz St. Clemens mit Sitz im niederländischen Wittem. Zuletzt lebten im Alfonsushaus nur noch sieben Redemptoristen; das Klostergebäude und die Kirche sollen abgerissen werden, damit auf dem Gelände neue Wohnhäuser entstehen können. (ksta/dok)

Flüchtlinge im Kloster Weingarten

Der Rottenburg-Stuttgarter Bischof Gebhard Fürst hat am 3. April 2014 die ersten Flüchtlinge in der ehemaligen

Benediktinerabtei Weingarten auf dem Martinsberg begrüßt. Nach Umbaumaßnahmen sind die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten mit 39 Flüchtlingen aus Eritrea, Nigeria, Kamerun, Gambia und Pakistan bereits voll belegt. Bischof Fürst freute sich bei einem Besuch im Kloster am 11. April besonders darüber, dass mit den Flüchtlingen drei Schwestern der Franziskanerinnen von Reute in die ehemalige Abtei einziehen und dort leben werden. „Der Einzug der Flüchtlinge hat dem Kloster wieder einen kleinen, aber feinen Konvent beschert, der im Sinne des heiligen Martin und des heiligen Franziskus tätige Nächstenliebe übt.“ Die Flüchtlinge sind im sogenannten Lazarettbau untergebracht. Das Benediktinerkloster wurde 1056 gegründet. Nach der Wiederbesiedelung der Abtei 1922 hatten im Herbst 2010 die letzten Mönche das Kloster verlassen. (drs)

Ordensfrau wird Leiterin der Pastoralen Dienststelle im Erzbistum Hamburg

Diözesanadministrator Ansgar Thim hat für die Zeit der Sedisvakanz im Erzbistum Hamburg die Ordensfrau Sr. Gudrun Steiß zur Leiterin der Pastoralen Dienststelle berufen. Sie wird am 26. Mai 2014 die Nachfolge von Pfarrer Georg Bergner antreten, der zum Ständigen Vertreter des Diözesanadministrators ernannt wurde. Sr. Gudrun Steiß, geboren 1967, studierte seit 1987 in Freiburg Theologie und Französisch und trat 1991 in Frankreich in den Orden La Xavière ein. Nach dem Noviziat führte die Ordensfrau ihr Theologiestudium in Paris fort. Verschiedene Stellen führten sie daraufhin in Frankreich als

Pastoralreferentin in die Studentenseelsorge, Schülerseelsorge und Erwachsenenbildung. Gleichzeitig nahm sie an Projekten im interreligiösen Dialog teil und war als Seelsorgerin in einem Hospiz und in Altersheimen tätig. Später übernahm sie die Leitung der Diözesanstelle für Krankenpastoral im Erzbistum Marseille. Seit 2012 war sie Pastoralreferentin in der Hamburger Pfarrei Heilig Kreuz. (ebh)

Tausende Besucher beim ersten „Tag der offenen Klöster“

Am 10. Mai 2014 fand der erste bundesweite „Tag der offenen Klöster“ statt - über 350 Klöster in Deutschland öffneten ihre Türen. Oft wurden Einblicke in Klosterbereiche ermöglicht, die normalerweise nicht für die Öffentlichkeit zugänglich sind. In großen Ordenshäusern und Abteien nutzten vielerorts mehrere hundert Menschen die Angebote. Auch in kleinen Kommunitäten nutzten viele Besucher die Möglichkeit zur direkten Begegnung mit den Ordensfrauen oder -männern. Insgesamt haben bundesweit viele Tausend Menschen die Klöster besucht. Bei überwiegend nasskaltem Wetter war es dabei nur in Teilen Süddeutschlands möglich, auch die Klostersgärten und -innenhöfe für Begegnungen zu nutzen.

Erfreut zeigten sich die Schwestern und Ordensmänner durchweg über das große Interesse an der Lebensform als Ordensfrau oder Ordensmann. „Das Interesse an unserem Leben als Ordenschristen war sehr groß. Wir hatten viele offene Gespräche und das Angebot wurde begeistert aufgenommen“, zieht zum Beispiel Franziskanerbruder Bonifatius

Faulhaber aus Bad Kreuznach ein Fazit. „Es kamen Bekannte und Fremde, junge und alte und es war ein wunderschöner Nachmittag“, berichtet eine Ordensfrau. Unter den Besuchern waren mancherorts Menschen, aus der direkten Umgebung der Klöster, die erstmals Gelegenheit hatten, die Ordensleute in ihrer Nachbarschaft und ihr Leben kennenzulernen. Der Tag bot zudem die Gelegenheit zur Begegnung mit Menschen anderer Religionen und Konfessionen und mit Nichtglaubenden, die mit großem Interesse teilnahmen. In manch einem Kloster schaute auch der Orts- oder Weihbischof vorbei.

Die Gründe, sich die Klöster anzuschauen, waren so unterschiedlich wie die Menschen, die kamen. Manche wollten „einfach mal einen Blick hinter die Klostermauern werfen“, andere interessierten sich für das Leben der Ordensleute. Wichtiger als die schönen klösterlichen Gebäude waren vielfach die persönlichen Gespräche und die Frage nach dem Leben im Orden. Dabei konnte mit manch einem Klischee oder Vorurteil über das Ordensleben aufgeräumt werden. Auch die Gäste brachten persönliche Lebensthemen mit.

Besucher wie Ordensleute äußerten sich positiv über die neugeknüpften Kontakte. „Wie gut, dass wir Sie in unserer Stadt haben.“, so ein Gast. „In Zukunft können wir auch anklopfen, ohne dass ‚Tag des offenen Klöster‘ ist“, meinte eine andere Besucherin.

Organisiert wurde der „Tag der offenen Klöster“ durch die Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden, eine Fachgruppe innerhalb der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK), in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Berufungspastoral der Deutschen Bi-

schofskonferenz. Eine Bildergalerie mit Fotos der Begegnungen erinnert auf der Internetseite www.tag-der-offenen-klöster.de an den Tag. Die DOK plant, auch das „Jahr der Orden“, das Papst Franziskus im vergangenen November angekündigt hat, zur Begegnung mit den Menschen und der (post-)modernen Kultur zu nutzen und an die neu entstandenen Kontakte anzuknüpfen. Das „Jahr der Orden“ wird voraussichtlich am 21. November 2014 durch Papst Franziskus in Rom eröffnet. Gelegenheit zur Begegnung mit Ordensleuten wird in Deutschland zum Beispiel ein großes Ordenstreffen bieten, das vom 14. bis 17. Mai 2015 in Berlin stattfinden soll.

Religionspädagogisches Fachportal rpp-katholisch.de stellt sich neu auf

Das Religionspädagogische Fachportal www.rpp-katholisch.de wurde vollständig überarbeitet um den Service und die Zugänglichkeit des Portals für die Nutzer zu verbessern. Seit dem 27. März 2014 präsentiert es sich nun in einem neuen Design und mit neuen Funktionalitäten. Das Portal, das 2006 von der Deutschen Bischofskonferenz ins Leben gerufen wurde, richtet sich an Religionslehrer und -pädagogen und bietet Informationen und Materialien rund um alle Themen des Religionsunterrichts. Im Zuge der Überarbeitung wurde unter anderem die Suchfunktion verbessert, sodass konkrete Vorschläge für die Unterrichtsgestaltung, Unterrichtsideen und Materialien nun schneller auffindbar sind. Darüber hinaus wurde das Portal technisch überarbeitet.

(katholisch.de/dok)

... Neue Bücher

Kirsten Gläsel

Zwischen Seelenheil und Menschenwürde

Wandlungsprozesse weiblicher katholischer Ordensgemeinschaften in Deutschland. Die Schwestern vom Guten Hirten (1945 – 1985).
Münster: Aschendorff Verlag 2013. – IX+522 S.

Eine Pionierarbeit für den deutschen Sprachraum legt Kirsten Gläsel vor. Ihre Dissertation über die Schwestern vom Guten Hirten ist die erste umfassende Monographie über die Erneuerungsprozesse einer konkreten Ordensgemeinschaft in den Jahrzehnten um das Konzil. Gläsel stellt ihre Untersuchung in den Kontext der Entwicklungen der Frauenorden von ihrer Frühlingsphase im 19. Jahrhundert bis zur nachkonziliaren Krise. Dabei konstatiert sie vor allem den Wertewandel und die dadurch angemahnten Veränderungen in Lebens- und Arbeitsstil der Gemeinschaften. Die Ordensreform Pius' XII. und die vom Konzil vorgenommene Neupositionierung konnten, so Gläsel's thesenhafte Zusammenfassung, die Notwendigkeiten zur Veränderung nicht in Zaum halten.

Am Beispiel der Guthirten-Schwestern werden diese Prozesse im Einzelnen geschildert. Nach einem Überblick über die Geschichte der von Maria Euphrasia Pelletier gegründeten Kongregation setzt die Autorin bei den Ordensreformen nach dem Zweiten Weltkrieg an. Die zentralistisch geleitete Gemeinschaft kannte eine klare Einteilung der Schwestern nach Klassen und Funktionen. Das Selbstverständnis der Guthirtinnen war auf die eigene Selbsteheiligung als Voraussetzung für die Seelenrettung der ihnen anvertrauten Mädchen ausgerichtet, was durch ein viertes Gelübde noch unterstrichen wurde. Der Tagesablauf folgte einem streng monastischen Rhythmus mit fast ununterbrochenen gemeinschaftlichen und privaten Gebetszeiten. Die Praxis der evangelischen Räte war auf die Praxis der Demut und Verdemütigung ausgerichtet und wurde unterstützt durch asketische Bußübungen und klar geregelte Anweisungen für das Verhalten in allen Lebenslagen. Die Spiritualität der Schwestern orientierte sich in der Tradition des Jean Eudes an der Herz-Jesu- und Herz-Marien-Frömmigkeit. So sehr die Schwestern ihre eigene Lebenspraxis am klösterlichen Ideal der in Klausur lebenden Nonne orientierten, zeigen sich doch bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit erste Öffnungen in den Prospekten zur Nachwuchswerbung.



ISBN 978-3-402-13026-1.
€ 48.00.

Das Apostolat der Guthirtinnen konzentrierte sich auf die Heimerziehung von Mädchen in schwierigen Lebenssituationen. Dadurch geriet die Gemeinschaft seit den 1920er Jahren in die Kritik der Öffentlichkeit. Wahrheitswidrig hat sich die dadurch bewirkte Stigmatisierung bis in die letzten Jahre durchgehalten. Gläsel konzediert: „Die Pädagogik der Schwestern reagierte mit Verzögerung und in sehr geringem Umfang auf Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld und in den Erziehungswissenschaften“ (S. 277). Die Übertragung des Tagesablaufs der Schwestern auf die Zöglinge, der internen Schwesternhierarchie auf das Apostolatsgebiet sowie die Kontrolle auch der Freizeitaktivitäten ließen die Tätigkeit für die „gefallenen Mädchen“ als eine Fortsetzung des eigenen Büberinnenlebens erscheinen.

Erste Reformen wurden in den 1960er Jahren eingeführt. Bereits vor dem Konzil kam es zu einzelnen Lockerungen in Gebräuchen, Struktur und Frömmigkeitspraxis. Die Wendung von der Spiritualität des Jean Eudes hin zu der von Maria Euphrasia Pelletier betraf vor allem die Priorisierung einer positiven Weltanschauung gegenüber einer expliziten Sühnetheologie. Dadurch verlagerte sich der Schwerpunkt auf das Apostolat.

In der Phase der Reformkapitel von 1969 bis 1985 spielte die Partizipation aller Schwestern eine zentrale Rolle. Der Wandel in der Fürsorgeerziehung, verbunden mit einer größer werdenden Zahl alter Schwestern sowie vielen Austritten, bildeten die Folien, auf denen die vom Konzil geforderten Sonderkapitel und Reformkapitel abgehalten wurden. Der Paradigmenwechsel vollzog sich auf allen Ebenen. Die Ausrichtung auf das Apostolat löste die monastische Prägung weitgehend ab. Das Armutsgelübde wurde zunehmend als Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit verstanden. Das Keuschheitsgelübde zeichnete sich „durch Nähe zu anderen Menschen und nicht mehr durch Distanz“ (S. 422) aus. Gehorsam wurde zum gemeinsamen Hinhören und Suchen nach dem Willen Gottes. Das vierte Gelübde wurde in „apostolischen Eifer“ umbenannt. Diese Prozesse schlugen sich in den Neufassungen der Satzungen wieder, die jetzt nicht von der Generalebene ausgingen, sondern von der kleinen Zelle der Niederlassung aus die Gemeinschaft strukturierten. Begleitet waren die Suchbewegungen von viel Kritik, die von Seiten der älteren Schwestern ebenso artikuliert wurde wie von Seiten der Progressiven, noch verstärkt durch die Internationalität der Gemeinschaft. Am Beispiel der Fürsorgeerziehung als neuem Arbeitsschwerpunkt zeigt Gläsel die Veränderungen im Apostolat auf.

Kirsten Gläsel hat eine wichtige Arbeit vorgelegt. Sie kommt am Ende ihrer Untersuchung zu dem Schluss, „dass die Schwestern vom Guten Hirten als weibliche Ordensgemeinschaft maßgeblich durch das II. Vatikanische Konzil zu einer Beschäftigung mit den gesellschaftlichen Denkmustern der Moderne bereit waren“ (S. 474). Das macht noch einmal die Bedeutung der Weltkirche und von dorthier eröffneten Horizonte für eine Erneuerung der Orden – und der Kirche insgesamt – deutlich. Man darf auf weitere Forschungen in diesem Bereich gespannt sein.

Joachim Schmiedl

Stefan Kraus / Martin Patzek

Theresia Albers

Lehrerin und Ordensgründerin. Leitbild der Theresia-Albers-Stiftung.
Lebensbild und die Zeit des Nationalsozialismus 1933-1945.

sowie

Martin Patzek

Werkzeug unendlicher Barmherzigkeit: Mutter Theresia Albers

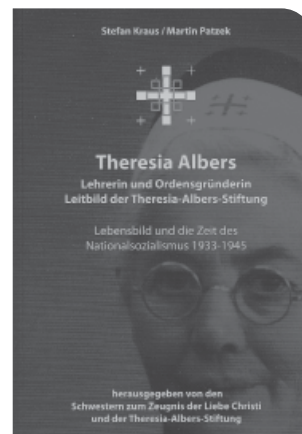
Lehrerin und Ordensgründerin. Leitbild der Theresia-Albers-Stiftung.
Verehrung 1872-2012.

Beide Titel herausgegeben von den Schwestern zum Zeugnis der Liebe Christi und der Theresia-Albers-Stiftung, Hattingen-Bredenscheid 2012 und 2013 – 104 bzw. 106 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Wer auf der Homepage „www.orden-online.de“ die Frauengemeinschaft mit dem bezeichnenden Namen „Schwestern zum Zeichen der Liebe Christi“ findet, wird auf die Internetseite der „Bredenscheider Schwestern“ und damit einer im Ruhrgebiet in dessen Blütezeit entstandenen Kongregation bischöflichen Rechts verwiesen. Dort im Internet findet man sowohl einen Unterpunkt zum Klosterleben als auch zur Gründerin Regina Theresia Albers (1872-1949), jedoch nominell keinen Unterpunkt „Ordensgeschichte“.

Doch dazu hat der seit 2010 tätige Postulator der Causa Theresia Albers, Dozent Prälat Dr. Martin Patzek, in einem ordensgeschichtlichen Forschungsprojekt mit zahlreichen Veröffentlichungen die mehr als ein biblisches Lebensalter (Psalm 90,10) währende Geschichte der Bredenscheider Schwestern erforscht und dokumentiert vor dem Hintergrund des vormals katholisch geprägten Ruhrgebiets mit seiner größten deutschen Klosterlandschaft im 19. und 20. Jahrhundert mit vordem 450 Klöstern zwischen Duisburg und Dortmund.

So bietet die reich bebilderte und sehr ansprechend gestaltete Broschüre von 2012 mit handschriftlich erkennbaren Quellenauszügen eine fundierte Biographie der aus dem katholischen Sauerland (Kirchrabach bei Schmalleben) aus dem Bauernstand zur Lehrerin in Dortmund „aufgestiegenen“ und franziskanisch-seraphisch geprägten Tertiärerin. Ab 1922 begann Theresia Albers mit einem „echten Gemeinschafts- und Gebets-Leben“ in einem vormaligen Backhaus in Bredenscheid, aus dem im Jahre 1926



mit 18 Schwestern der Verein der „Caritasschwestern vom göttlichen Kinderfreund“ erwachsen war und vom Paderborner Bischof Caspar Klein genehmigt wurde. Die Gemeinschaft wuchs bis zum Jahre 1937 auf 100 Schwestern in 15 Filialen an und erst im Jahre 1962 wandelte der frühere Paderborner Weihbischof und erste Ruhrbischof des Ruhrbistums Essen, Franz Kardinal Hengsbach (†1992), die Caritasschwestern in eine Kongregation bischöflichen Rechts mit ewigen Gelübden unter dem Namen „Schwestern zum Zeugnis der Liebe Christi“ um.

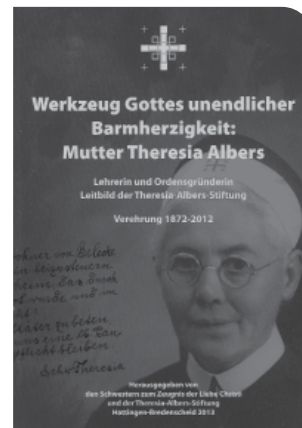
Die erste große Herausforderung der jungen Gemeinschaft waren die NS-Rassehygiene-Maßnahmen, die Stefan Kraus in einer guten quellenkritischen Darstellung

am Beispiel der weitgehend abgewehrten Zwangssterilisationen und der „im passiven Widerstand“ von Mutter Theresia verhinderten Euthanasiefällen sachlich aufgearbeitet hat. In der Zeit des Zweiten Weltkrieges kamen die Pflege von Zwangsarbeiterinnen, ein benachbartes Konzentrationslager sowie die Flüchtling aus dem Bombenkrieg im Ruhrgebiet als weitere caritative Herausforderungen hinzu. In der danach der Gründerin verbleibenden kurzen Nachkriegszeit wirkte Mutter Albers „ihr Leben, das Liebe war“ (Grabstein). Der Paderborner Erzbischof Lorenz Jäger schrieb im Kondolenzschreiben: „Die Liebe Christi ging wahrlich helfend und Wohltaten spendend“ durch sie „in diese vielfach lieblose und egoistische Welt“.

Zum 100. Geburtstag von Mutter Theresia Albers hat dann im Auftrag der nach 70 Jahren im Jahre 1996 gegründeten Theresia-Albers-Stiftung Martin Patzek eine ebenso gut bearbeitete Dokumentation der Verehrung vorgelegt. Sie ist erwachsen aus dem „Sammeln von urkundlichen Beweisen durch glaubhafte Zeuginnen und Zeugen über hervorragende Tugenden der Dienerin Gottes Theresia Albers, die im Leben, im Tod und nach dem Tod den Ruf der Heiligkeit hatte“. Denn „sie lebte den Dreiklang von Verkündigung, Sakramenten und Caritas“. Dabei sind zu sehen „das Leben und die Wundertaten einer von der Volksfrömmigkeit zur Heiligen erwählten Persönlichkeit“. Die Sammlungen der Verehrungszeugnisse beginnen mit Aussagen aus der Zeit ihres Lebens und gehen weiter über die Kondolenz-Briefe bis zu Dokumenten über die 80 Jahre der kirchlichen Anerkennung und dem 60. Todestag. Die Auszüge aus fünf Gebetsanhörungen leiten über zu der von ihrem Leitbild geprägten caritativen Sozialarbeit, die nach dem allgemeinen Absinken des Ordensnachwuchses von der Stiftung fortgesetzt wird.

Nachdem damit die Ordensgeschichte der kleinen Schwesterngemeinschaft des Ruhrgebietes vorbildlich erforscht wurde, ist den christlichen Grundssätzen der Gemeinschaft („Das Apostolat des Glaubens und der Liebe zu leben. Den Alltag aus dem Evangelium heraus zu gestalten“) eine neue Resonanz im säkularisierten-multikulturellen Ruhrgebiet zu wünschen.

Reimund Haas



Pater Peter van Meijl

Pater Jordan (* 1848 - † 1918)

Gründer der Salvatorianer und Salvatorianerinnen als Beziehungsmensch
quellenorientiert und zukunftsweisend.

Hg. von der Österreichischen Pro-Provinz der Salvatorianer.

Wien: The Best Kunstverlag 2012. – 352 S., über 180 Abbildungen.

„Glokal“ ist der „Neologismus“ bzw. das „Kofferwort“ für das vom Autor aus Anlass von 120 Jahren apostolischer Tätigkeit der Salvatorianer in Wien beschriebene Lebenswerk des Gründers der Salvatorianer (und -innen), Pater Jordan bzw. Pater Franziskus Maria vom Kreuze (1848-1918), der mit einem spirituellen Netzwerk „global denkt und lokal handelt“. Als „Wurzelbuch“ will Pater Peter van Meijl in zehn Kapiteln „die salvatorianischen Wurzeln ausgraben, um sich ihrer bewusster zu werden“. Geboren im deutschen Revolutionsjahr 1848 in Gurtweil (Großherzogtum Baden, nahe der Schweizer Grenze) wird das zweite Kapitel mit einem Jugendbild von Johann Baptist Jordan von 1860 eröffnet und führt mit „Krisen- und Wachstumsphasen“ bis zur Gründung der Apostolischen Lehrgemeinschaft im Jahr 1881. Stark vom „Sendungsbewusstsein geprägt, sich ganz für die Sache Gottes und das Wohl der Menschen“ einsetzen zu wollen, suchte Jordan „überall Kontakte. Diese Kontakte bereicherten ihn als Menschen und als zukünftigen Gründer“ (S. 112). Das dritte Kapitel führt von der Begegnung mit der Generaloberin des weiblichen Zweiges, Theresia von Wüllenweber (1833-1907), bis zu den durchaus positiven „Enthüllungen“ eines fünf Jahre nach dem ersten Generalkapitel (1902) ausgetretenen Ex-Salvatorianers. In den Kapiteln, vier, fünf und sechs werden neben den Laien ebenso seine Beziehungen – die „eines schönen Mannes, der viele Frauen fasziniert hat“ – zu den Frauen und den kirchlichen Behörden vorgestellt, wozu die erste Audienz bei Papst Leo XIII. (2.12.1878) gehörte. Das siebte Kapitel behandelt als „Beziehung zu sich selbst“ das geistliche Tagebuch, das Pater Jordan bis fünf Monate vor seinem Tod führte und das für die weltweite Gemeinschaft der Salvatorianer des 21. Jahrhunderts mehrsprachig erschlossen worden ist. Die Kapitel acht und neun beschreiben seine „Wurzelschlagen“ in Wien (in einer Mietwohnung über dem Misthaufen eines nahen Pferdestalles) und in Belgien (Hamont) sowie die dort aufblühenden Gemeinschaften, wobei natürlich der Erste Weltkrieg seine Opfer unter den jungen Klerikern forderte.

Das zehnte Kapitel stellt sich nach „Zukunftsworten“ von Pater Jordan der Zukunft der „Gesellschaft des Göttlichen Heilandes“ (SDS), denn im Jahre 1894 besuchten 101 Sal-



ISBN 978-3-3902809-21-6.
€ 15.00

vatorianer Studenten die päpstliche Universität Gregoriana in Rom, was durch Großgruppenbilder veranschaulicht ist (S. 328f.). Für die „gute Zukunft unserer Ordensgemeinschaft“, in „einer Zeit, wo Manches sich rapid und fundamental ändert“, stellt sich Pater Peter van Meijl sehr ansprechend „mit einem fiktiven (handschriftlichen) Brief aus dem Zug von Pater Jordan an seine Mutter Notburga“. Sowohl die Aktualität der Studie ist durch die Anerkennung „der heroischen Tugenden des Dieners Gottes“ Pater Jordan durch Papst Benedikt XVI. am 14.01.2011 gegeben als auch ihre „Wissenschaftlichkeit“ durch 795 Anmerkungen sowie das Personenregister, dass auch die verwandte Literatur erschließt.

Aus der aktuellen Perspektive der säkularisierten „digitalen Gesellschaft“ (Deutsches Wissenschaftsjahr 2014) ist das gut gebundene Buch als eine inhaltlich und formal rundum gelungene „quellenorientierte und zukunftsweisende“ Ordensgeschichte in Buch-Darstellung anzuerkennen, welche in der allgemeinen mittel-europäischen Krise der Ordensberufungen auch der heutigen „Gesellschaft des Göttlichen Heilandes“ und darüber hinaus helfen kann, die christliche Sendung in der Formulierung von Pater Jordan von 1886 zu leben und zu realisieren: „Durch Beispiel, Wort und Schrift, auf jede Weise und mit allen Mitteln, welche die Liebe Christi eingibt, sollen die Mitglieder mit Eifer und Weisheit im Herrn danach trachten, Gott den Vater und seinen Sohn Jesus Christus und den Heiligen Geist allen und überall zu verkünden und zu verherrlichen und so unsterbliche Seelen zu retten“.

Reimund Haas

Christoph Nebgen (Hg.)

Die Zeit ist ein Bote Gottes

Der heilige Peter Faber SJ und sein Wirken in Mainz.

(Mainzer Perspektiven. Aus der Geschichte des Bistums. Band 7).

Würzburg: Echter Verlag 2014. – 102 S.

Erst durch seine außerordentliche Heiligsprechung am 17. Dezember 2013 wurde Peter Faber einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Pierre Favre (1506-1546) stammte aus Savoyen. 1534 zum Priester geweiht, nahm er im selben Jahr am 15. August die Gelübde der ersten sieben Jesuiten entgegen. Faber wirkte besonders als Seelsorger und Begleiter von Exerzitien. An keinem seiner Wirkungsorte war ihm ein langes Verbleiben vergönnt. So kam er auch in das Rheinland, wo er in Worms, Mainz und Köln wirkte. Aus Anlass der Heiligsprechung hat die Diözese Mainz ein Bändchen herausgebracht, das den Mitbegründer der Gesellschaft Jesu vorstellen möchte. Im liturgischen Kalender dieser Diözese war Faber bereits seit 1929 als Seliger aufgeführt. So ist der Einleitungsbeitrag von Kardinal Karl Lehmann der „Versuch einer Begegnung heute“ mit einem Heiligen, über dessen „Memoriale“ wir einen guten Einblick in seine geist-

liche Entwicklung gewinnen können. Die langfristigste Wirkung seines Mainz-Aufenthalts waren die Exerzitien, die er dem jungen Peter Canis aus Nijmegen gab, der als Petrus Canisius zum bedeutendsten Jesuiten der Gegenreformation werden sollte. Faber selbst hatte „weniger Interesse an der Lehre, sondern ganz an der Reform des Lebens und der Sitten“ (S. 21). Dabei waren die Jahre von Fabers Aufenthalt in Deutschland entscheidend für den Durchbruch der Reformation. Die Religionsgespräche in Regensburg und Hagenau scheiterten, Faber war voller Skepsis über den weiteren Weg des katholischen Glaubens im Reich. Seine Antwort: den Glauben leben, das Gnadengeschenk Gottes annehmen, die fehlende Dynamik und Mutlosigkeit überwinden helfen. Doch die Reformation hatte, wie Klaus Schatz konstatiert, „ihre eigene theologische und spirituelle Kraft, die sicher von Faber und den ersten Jesuiten nicht erkannt wurde und wohl auch nicht erkannt werden konnte“ (S. 42).

Über Fabers Zeit in Mainz schreibt Christoph Nebgen. Kurz vor seiner Ankunft in der Bischofsstadt begann Faber mit dem Memoriale, einem geistlichen Tagebuch, „für uns die wichtigste Quelle über Fabers Blick auf die Geschehnisse der Zeit und sein eigenes Selbstverständnis“ (S. 48). Der Anlass für den Mainzer Aufenthalt war der Wunsch Erzbischof Albrechts von Brandenburg, Faber als seinen Theologen für das Trienter Konzil zu gewinnen. Dass sich dieser Plan dann zerschlug, war Grund für den schnellen Weiterzug nach Köln. Faber hielt Vorlesungen an der Universität, gab Exerzitien und konnte mit seinen Gefährten auch einige Erfolge in der Änderung der Lebensweise von Klerikern verzeichnen. Auch in Personalfragen suchte Kardinal Albrecht seinen Rat.

Die Spiritualität Peter Fabers war geprägt vom Kreuz. In Mainz beeinflussten ihn zwei Kreuzesdarstellungen, von denen die eine noch heute in einer Kapelle des Priesterseminars erhalten ist und die zu Fabers Zeiten Ziel einer Wallfahrt zum Stift Heilig Kreuz war. Faber interessierte sich dabei nicht für die volksfromme Legende der Entstehung der Wallfahrt, sondern der „Blick auf die geschundene Welt mit den Augen Christi“ (S. 75, Bernhard Knorn), die mystische Sicht auf die Nachfolge des Gekreuzigten und sein eigenes Kreuz.

Was macht die Bedeutung Fabers für die heutige Zeit aus? Kardinal Lehmann zitiert dazu Papst Franziskus, der an Peter Faber hervorhob: „Der Dialog mit allen, auch mit den Fernstehenden und Gegnern, die schlichte Frömmigkeit, vielleicht eine gewisse Naivität, die unmittelbare Verfügbarkeit, seine aufmerksame innere Unterscheidung, die Tatsache, dass er ein Mann großer und starker Entscheidungen und zugleich fähig war, so sanftmütig“. Im Anschluss an Peter Faber sagte Papst Franziskus: „Die Zeit ist ein Bote Gottes.“

Joachim Schmiedl



ISBN 978-3-429-03723-9.

€ 7.90

Arbeitsgemeinschaft der Ordensfrauen im Erzbistum Köln (Hg.)

Ordensfrauen im Erzbistum Köln 2013

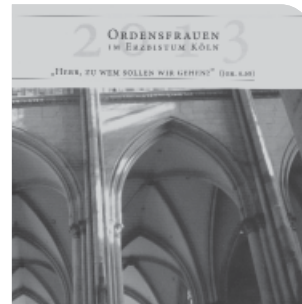
„Herr, zu wem sollen wir gehen?“ (Joh. 6,68).

Köln 2013. – 228 S. – ohne ISBN.

Eine interessante Momentaufnahme des weiblichen Ordenslebens in Deutschland gibt eine Broschüre, die anlässlich des 80. Geburtstags des inzwischen emeritierten Erzbischofs von Köln, Joachim Kardinal Meisner, herausgegeben wurde. Der Vorstand der Arbeitsgemeinschaft der Ordensfrauen im Erzbistum Köln hat alle Gemeinschaften und deren Niederlassungen eingeladen, auf zwei Seiten über ihr Leben, ihre Spiritualität und Geschichte und ihr Wirken im Erzbistum zu berichten. Das reich bebilderte Buch gibt auf diese Weise einen Einblick in die Vielfalt des Ordenslebens heute. 174 Niederlassungen weiblicher Gemeinschaften mit ca. 1300 Schwestern gibt es im Erzbistum Köln. Sie bezeugen die Weltweite des Ordenslebens. Neben Gemeinschaften, die seit Jahrhunderten existieren, stehen solche, die im Kongregationsfrühling des 19. Jahrhunderts gegründet wurden. Hinzu kommen aber immer mehr Gemeinschaften nicht-deutschen Ursprungs. Indische, vietnamesische, nigerianische, spanische und italienische Schwestern ergänzen durch ihren Dienst das, was überalterte Kommunitäten deutscher Schwestern oft nicht mehr leisten können. Typisch für Köln sind japanische Schwestern, die aufgrund der Partnerschaft zwischen den Erzbistümern Köln und Tokio nach Deutschland gekommen sind. Gerade die ausländischen Schwesterngemeinschaften haben viele jüngere und junge Schwestern, wenn sie auch weitgehend – vielleicht mit Ausnahme der italienischen Paulus-Schwestern – in traditionellen weiblichen Arbeitsgebieten verbleiben. Manche Schwesterngemeinschaften betreuen Geistliche Zentren oder bauen solche neu auf, wie etwa die monastische Gemeinschaft der Schwestern von Jerusalem in Köln. Kontemplative und aktive Schwestern leben in Konventen ganz unterschiedlicher Größe, von Mutterhäusern und Provinzialaten bis zu kleinen Niederlassungen weniger Schwestern in Pfarreien oder caritativen Institutionen. Von ihren Gründungsorten und Gründerpersönlichkeiten wird an den Kölner Schwestern die Katholizität sichtbar, die aus der missionarischen Kraft lebt. So ist etwa die „Ursuline Franciscan Congregation“ eine Gemeinschaft aus dem indischen Mangalore, gegründet 1887 von einem Kölner Jesuiten.

Ordensleben wird sich in der Zukunft sehr verändern. Dafür stehen Experimente, wie der interkongregationale Konvent in Bonn-Tannenbusch mit Schwestern aus den Gründungen der Katharina Kasper und Clara Fey. Auf jeden Fall zeigt die Zusammenstellung der Niederlassungen: Ordensleben hat, in welcher Form auch immer, Zukunft.

Joachim Schmiedl

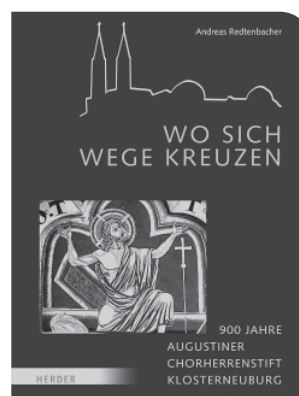


Andreas Redtenbacher

Wo sich Wege kreuzen

900 Jahre Augustiner Chorherrenstift Klosterneuburg.
Freiburg: Herder 2013. – 96 S. Mit beiliegender CD.

900 Jahre sind ein Grund zum Feiern. Zu diesem Jubiläum wurde nicht nur das Stift Klosterneuburg äußerlich renoviert und zum Glänzen gebracht. Aus Anlass der Feierlichkeiten legt der Augustiner Chorherr und Liturgiewissenschaftler Andreas Redtenbacher eine glänzend bebilderte, in den Texten knapp, aber präzise gehaltene Festschrift vor. Sechs Wegkreuzungen zeigen Geschichte und Aktualität der Chorherren-Berufung auf: Geschichte und Gegenwart, Gemeinschaft und Dienst, Gott und Menschen, Kirche und Welt, Berufung und Bereitschaft, Tiefe und Weite. Eingebettet in Email-Tafeln aus dem weltberühmten Verduner Altar und Texte aus der Augustinus-Regel und den Konstitutionen der österreichischen Augustiner Chorherren, wird ein Panorama der Geschichte und Gegenwart des Stifts geboten, das zu den kulturellen und wirtschaftlichen Schwergewichten Niederösterreichs gehört und mit 28 inkorporierten Pfarreien die ordentliche Seelsorge speziell der Erzdiözese Wien wesentlich stützt. Durch die Vorstellung einzelner Chorherren und ihrer Arbeitsgebiete bekommt das Stift zudem ein Gesicht. Durch Pius Parsch und sein Volksliturgisches Apostolat wirkte Klosterneuburg im 20. Jahrhundert auf die Liturgische Bewegung und Liturgiereform ein. Nicht nur durch Parsch ist Klosterneuburg deshalb auch Wissenschaftsstandort. Die beiliegende DVD gibt noch einmal einen visuellen Einblick in ein „Kulturkloster“ (Michael Hochschild), das zur Zeit eine interessante personelle Ausweitung in die USA und nach Norwegen erlebt.



ISBN 978-3-451-33284-5.
€ 19.99

Joachim Schmiedl

Schwester Sara

Schwester Emmanuelle

Meine Freundin und Mutter. Unser Leben für die Müllsammler von Kairo.
Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 2013. – 239 S.

2008 starb die aus Belgien stammende Ordensfrau Emmanuelle. Jahrzehntlang hatte sie sich in den Slums von Kairo um die Müllsammler gekümmert. Die Nachfolgerin der aus Belgien stammenden katholischen Ordensschwester von der Kongregation der Schwestern Unserer Lieben Frau ist die koptisch-orthodoxe Schwester Sara von der ägyptischen Kongregation der Töchter Mariens. Als Nachfolgerin Schwester Emmanuelles schreibt sie über deren Leben. Für die „herzallerliebste Sara“ war die 38 Jahre ältere Schwester ihre „Freundin und Mutter“. In einem Dialog mit Emmanuelle erzählt Sara, wie sie Teil des Projekts der Müllsammler wurde und darin die Sehnsucht der reichen ägyptischen Bürgertochter nach Armut ihre Erfüllung fand. Gemeinsam teilten sie das Leben am Rand der Großstadt. Sara erzählt engagiert vom Bemühen um Bildung, um Hygiene, von den langwierigen Prozessen der Überwindung von Alkoholismus der Männer und daraus resultierender häuslicher Gewalt gegen ihre Ehefrauen. Nur mit der Hilfe idealistischer Menschen und der Unterstützung durch Hilfsorganisationen aus Frankreich und Österreich konnte eine medizinische Versorgung aufgebaut werden. Schwester Sara, die 1993 Schwester Emmanuelle in der Leitung ablöste, ist fasziniert von der Führung der göttlichen Vorsehung, durch die Verbesserungen für die Müllsammler möglich wurden. Und sie bekennt, dass ihr Leben durch die Begegnung mit der belgischen Schwester eine unerwartete, aber entscheidende Wendung bekommen hat. Ein beeindruckendes Zeugnis des Glaubens!

Joachim Schmiedl



ISBN 978-3-7022-3284-9.
€ 19.95

Karl Josef Rivinius SVD

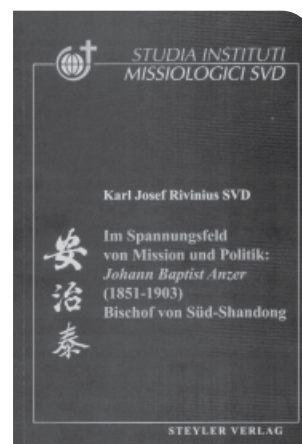
Im Spannungsfeld von Mission und Politik: Johann Baptist Anzer (1851-1903) Bischof von Süd-Shandong

(Studia Instituti Missiologici Societatis Verbi Divini, Nr. 93).
Nettetal: Steyler Verlag 2010. – XIV, 971 S.

Am Beginn der Geschichte der Steyler Missionare stehen die Spannungen zwischen dem Gründer, dem Nieder rheiner Arnold Janssen, und dem Oberpfälzer Johann Baptist Anzer über die Art der neuen Missionsgesellschaft. Mit dem Südtiroler Josef Freinademetz wurde Anzer 1879 nach China geschickt. In einer sich verändernden traditionellen Gesellschaft, die dem Christentum als ausländischer Religion feindlich gegenüberstand, bauten sie in Süd-Shandong mit seinen 12 Millionen Einwohnern ein katholisches Vikariat auf. 1885 zum Apostolischen Vikar ernannt und ein Jahr später anlässlich seines Europa-Besuchs zum ersten Generalkapitel der Steyler zum Bischof geweiht, löste er seine Mission vom französischen Protektorat und unterstellte es der deutschen Kolonialverwaltung, was ihm sowohl von deutscher wie von chinesischer Seite große Ehrungen einbrachte. Anzer legte großen Wert auf die Glaubensvermittlung durch Besuche in den Gemeinden, die Errichtung von Katechismusschulen und Druckereien zur Verbreitung religiösen Schrifttums. Die Erneuerung des Schulsystems war ihm ein zentrales Anliegen. Nach 20 Jahren Missionsarbeit zählte Anzers Apostolisches Vikariat 26000 getaufte Christen und 40000 Katechumenen.

Anzers autoritärer Charakter brachte ihn immer wieder in Konflikte mit kirchlichen und staatlichen Behörden. Vor allem aber war sein Verhältnis zu Arnold Janssen davon belastet. Die Meinungsverschiedenheiten bezogen sich auf die von Anzer, der in Personalunion Bischof und Ordensoberer war, eingeforderten Freiräume im missionarischen Ordensleben, die Janssen nicht zu konzedieren bereit war. Diese Konflikte führten bis zu Bestrebungen, Anzer seines Bischofsamts zu entheben. Zu einer Lösung der Konflikte kam es allerdings nicht. 1903 starb Anzer während eines Romaufenthalts und wurde im Campo Santo Teutonico beigesetzt.

Rivinius, emeritierter Kirchenhistoriker an der Steyler-Hochschule in Sankt Augustin, hat eine ungewöhnlich gut dokumentierte Biographie eines Mitgründers seiner Gemeinschaft vorgelegt. Auf 971 Seiten wertet er 15 kirchliche und staatliche Archive aus, ergänzt durch die relevante Sekundärliteratur und erschlossen durch ein mir Kurz-



ISBN 978-3-8050-0569-2.
€ 49.80

biogrammen versehenes Personen-, Orts- und Sachregister. Wer sich der Mühe unterzieht, Rivinius' Opus magnum bis zum Ende zu lesen, bekommt einen ausgezeichneten Einblick in die Anfänge der China-Mission in der Periode des Kolonialismus, die Methoden und Schwierigkeiten, die gemeinschaftsinternen und kirchlich-staatlichen Konflikte.

Joachim Schmiedl

Rebekka Habermas / Richard Hölzl (Hg.)

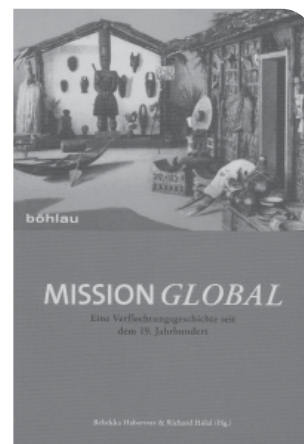
Mission global

Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert.

Köln: Böhlau Verlag 2014. – 348 S.

Missionsgeschichte ist schon lange keine Domäne konfessioneller Kirchengeschichtsschreibung mehr. Sie findet zunehmend Interesse in der Globalgeschichte, wo sie die Widersprüche der Globalisierung – „den emanzipatorischen Impetus von Zivilisierungsmissionen und deren disziplinierende Gewalt“ (S. 10) – mit den aus der „entangled history“ gewonnenen Erkenntnissen des gegenseitigen Transfers zwischen Kolonien und Mutterländern verbindet. In den Missionen entwickelten sich eigene Beziehungsräume zwischen Missionaren und den nicht-europäischen Akteuren. Der aus einer Tagung an der Universität Göttingen hervorgegangene Sammelband beleuchtet diese Prozesse an Beispielen der protestantischen und der katholischen Mission des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

In einem ersten Teil mit der Überschrift „Begegnungen – Mission vor Ort“ geht es um Personengruppen. Katja Füllberg-Stolberg nimmt die Beziehungen zwischen Afrika und Amerika in den Blick. Die Basler Mission scheiterte zwar beim Versuch, die Missionierung in Ghana mit Hilfe von freigelassenen Sklaven aus Jamaika voranzutreiben, doch wurde durch die karibischen Einwanderer die wirtschaftliche Grundlage (Kaffeeanbau) und der Aufbau einheimischer Kirchen gefördert. Zur Sklaverei gab es unterschiedliche Haltungen der Orden, wie Ulrike Schmieder aufzeigt, doch war die katholische Kirche insgesamt nicht auf die Abschaffung dieser Institution eingestellt. Am Beispiel französischer Gemeinschaften in der Karibik zeigt die Autorin die Bemühungen um Glaubensunterweisung auf, die freilich oft „eine oberflächliche Katechese der ländlichen Bevölkerung ohne Vermittlung von



ISBN 978-3-412-22203-1.

€ 39.90

Bildung“ (S. 87) war. Bildungsfragen behandelt auch Kirsten Rüther, die den Streit um Englisch als Unterrichtsfach in Südafrika analysiert. Die englische Sprache war nämlich für den sozialen Aufstieg unerlässlich. Die Berliner und die Hermannsburger Missionare hatten dazu unterschiedliche Meinungen. Die Bildungsarbeit der Steyler Missionsschwestern in Togo war auf die Verbesserung der Lebenssituation von Frauen gerichtet mit dem Ziel, sie auf die Ehe vorzubereiten. Dass einige jedoch den Wunsch nach einem ehelosen Leben äußerten, wurde, so Katharina Stornig, auch als Anspruch auf ein höherwertiges Leben und damit auf sozialen Aufstieg gedeutet.

Der zweite Teil des Sammelbandes behandelt unter der Überschrift „Übersetzung“ den Kultur- und Wissenstransfer der Missionen. Europäisches Wissen wurde in andere Länder vermittelt, etwa durch eine Mädchenschule der Kaiserswerther Diakonissen in Beirut, über die Julia Hauser schreibt. Die Autorin macht jedoch auch auf die Gratwanderung zwischen der Vermittlung von Glauben und Bildung oder der Serviceleistung für eine bestimmte Klientel aufmerksam. Andererseits war die Mitarbeit von Einheimischen unerlässlich. Gilbert Dotsé Yigbe zeigt auf, dass ohne afrikanische Mitarbeiter etwa in der deutschen Kolonie Togo keine verschriftete Kultur in der einheimischen Sprache möglich gewesen wäre. Zu diesem Zweck dienten auch Deutschlandaufenthalte afrikanischer Gehilfen. Damit ging „das Aufkommen eines ‚neuen afrikanischen Christenmenschen‘ einher, der schreib- und lesefertig war und sich selbst direkt mit der Heiligen Schrift auseinandersetzen konnte unter der unauffälligen Kontrolle des Missionars“ (S. 175). Von ähnlichen Erfahrungen mit Christen aus dem Ewe-Stamm in Togo, die in den 1880er Jahren in Württemberg ausgebildet und dann wieder in ihre Heimat zurückgeschickt wurden, berichtet Kokou Azamede. Sie formten eine hybride deutsch-togolesische Kultur. Die dichte Beschreibung Kameruns, wie sie sich in den Novellen des Missionars Heinrich Norden findet, zeugt nach Albert Gouaffo von großer interkultureller Kompetenz. Um die Erwartungen seiner Leser zu befriedigen, entsteht in seiner Schilderung Kameruns „ein polytheistischer und interkultureller Raum mit hervorragenden touristischen Naturschätzen“ (S. 212).

Im dritten Teil geht es um „Resonanzen“. Welche Botschaften gingen von den Missionen nach Europa aus, und durch welche Medien wurden sie vermittelt? Judith Becker untersucht den Heimat-Begriff bei protestantischen Missionaren des 19. Jahrhunderts, der je nach Perspektive das Herkunftsland bzw. die -region oder Afrika oder die geistliche Heimat in der religiösen Gemeinschaft meinen konnte. Dieser Austausch wurde durch Missionsausstellungen und Völkerschauen den Europäern nahegebracht, wie Linda Ratschiller illustrativ darlegt. Auf diese Weise wurden die Missionsaktivitäten zu einem wesentlichen Element der Entstehung der wissenschaftlichen Disziplin Ethnologie. Der Austausch wäre jedoch nicht ohne die Erregung von Gefühlen, vor allem von Mitleid, möglich gewesen. Richard Hölzl analysiert unter diesem Aspekt missionarische Kinder- und Jugendliteratur, „die nach dem Winnetou-Prinzip positive nicht-europäische Heldenfiguren ins Zentrum“ (S. 286) stellt.

Der Sammelband schließt mit zwei Beiträgen zur postkolonialen Zeit. „Aus Töchtern werden Schwestern“, so beschreibt Katrin Langewiesche den Weg der Emanzipation katholischer Schwestern in europäischen Gemeinschaften hin zu einheimischen Gemeinschaften. Katholische Kongregationen sind „durch ihre multikulturelle Zusam-

mensetzung und transnationalen Verbindungen“ (S. 326) besonders geeignet zur Bildung neuer Netzwerke. Missionarische Methoden, wie sie etwa die Pfingstkirchen in Tansania im 20. Jahrhundert entwickelten, werden heute, so Roman Loimeier, auch von muslimischen Predigern übernommen.

Die einzelnen Beiträge zeigen die Pluralität missionarischen Handelns auf. Sie machen sensibel für die Motivationen, die hinter den Missionen des 19. Jahrhunderts standen. Und sie lassen erkennen, welche Wege der Glaubensvermittlung in einer globalisierten Weltkultur gangbar sind.

Joachim Schmiedl

Philipp Thull (Hg.)

Mit Jesus auf dem Weg

Ermütigung zum Ordensleben.

Sankt Ottilien: EOS Verlag 2013. – 291 S.

Orden gehören, so Erzbischof Robert Zollitsch in seinem Geleitwort, „zu den tragenden Säulen spirituellen Lebens in Deutschland“ (S. 5). Die Grundlage ist das dreifache Ja der evangelischen Räte (Philipp Thull, S. 15-25). Doch in einer „Zeit des Übergangs“ braucht es eine neue Orientierung, die über das Schielen nach Zahlen hinausgeht und eine realistische Selbstwahrnehmung der Brüche und des Scheiterns benennt. Leidenschaft und Hingabe sind die beiden Grundhaltungen, die Bernhard Eckerstorfer (S. 27-40) für gelingendes Ordensleben ersehnt.

Auf dieser Folie, die natürlich nur sehr verkürzt die theologische und aktuelle Situation des Ordenslebens beschreiben kann, beschreiben 17 Autoren die Entstehungsgeschichte, das Charisma und die aktuelle Situation ihrer religiösen Gemeinschaft. Leider sind es nur männliche Gemeinschaften, die vorgestellt werden. Dadurch kommt zwar ein Großteil der Spiritualitäten zu Wort, aber nur ein kleiner Teil des aktuellen Ordenslebens.

Sehr unterschiedlich sind die Zugänge, die gewählt werden, um die eigene Gemeinschaft vorzustellen. Das kann der Name sein, der erklärt werden muss (Arnsteiner Patres). Das ist der Lernprozess, den jemand als Mitglied eines Ordens durchmachen muss (Augustiner). Das sind immer wieder die Ausbildungsschritte, die zur Mitgliedschaft führen. Das ist das Motiv der „Suche nach einem lohnenden Leben“ (Benediktiner). Das sind Begegnungen, die Mut machten, einen missi-



ISBN 978-3-8306-7604-1.

€ 19.95

onarischen Weg zu gehen (Comboni-Missionare). Das ist eine prophetische Spiritualität, die anziehend wirkt (Franziskaner). Immer wieder geht es um die Beziehung von Arbeit, Gemeinschaftsleben und Gebet (Kleine Brüder Jesu), um neue Schwerpunktsetzungen in einer reichen Geschichte (Jesuiten), um die Leidenschaft für Gott und Mensch (Karmeliten und Alexianer), um das Leben für die Nächstenliebe (Barmherzige Brüder). Die Maristen verstehen sich als „Werkzeuge der Barmherzigkeit“, während die Oblatenmissionare die Verkündigung betonen. Die Prämonstratenser betonen, als Seelsorger zu jedem guten Werk bereit zu sein, was für die Salesianer vor allem die Weggemeinschaft mit jungen Menschen ist. Auf den Spuren ihres Gründers Arnold Janssen sehen sich die Steyler Missionare, während sich die Zisterzienser über den Aufbruch der Abtei Heiligenkreuz freuen.

Die Beiträge zeigen Gemeinsames und Unterscheidendes. Gemeinsam ist die Grundstruktur der Nachfolge Jesu in Gemeinschaft. Unterscheidend ist der Bezug auf die originelle Geschichte des Ordens, die zum Paradigma für die Schwerpunktsetzung der Spiritualität wird. Auf jeden Fall ist der Sammelband eine gute Orientierung für junge Männer in der Berufsphase.

Joachim Schmiedl

Javier Melloni

Christus in mir

Der mystische Weg der Evangelien.

Freiburg: Verlag Herder 2014 (Originalausgabe 2010). – 139 S.

Der Christus vom Isenheimer Altar schaut den Leser vom Cover des Betrachtungsbuches an, geschrieben vom spanischen Jesuiten Javier Melloni, beeinflusst deutlich von seiner Arbeit als spiritueller Theologe, Kulturanthropologe und Religionswissenschaftler. Es handelt sich jedoch nicht um christologische Reflektionen (etwa im Vergleich Christentum – Buddhismus), sondern um eine aus der kontemplativen Beziehung zum universalen, allgegenwärtigen Christus geschriebene Interpretation von einzelnen Stellen des Neuen Testaments. Das Christusbild des Autors wurzelt in der mystischen Tradition des Abendlandes (Meister Eckart, Teilhard de Chardin), ist jedoch auch klar geprägt von dem eher in der Ostkirche beheimateten Grundzug der Vergöttlichung von Materie und Welt durch die Menschwerdung Gottes. Auch seine zahlreichen Aufenthalte in Indien und die dortige Berührung mit der hinduistischen Spiritualität werden spürbar. Gleichzeitig lässt er nirgends einen Zweifel an der universalen Bedeutung, die für ihn in der „Imitatio Christi“, der umgestaltenden Beziehung zu Christus liegt.

So spricht Melloni in der Einleitung vom inneren Erkenntnisprozess Christi: „Innere Christologie bedeutet keineswegs eine Anschauung Christi, die sich der (äußeren) Welt entfremdet, sondern ein Offenbarwerden dessen, was die Welt in sich birgt. Es bricht vom Inneren der Dinge und Menschen heraus... in der Weise, wie sich ein Samenkorn

entwickelt. ... Wir alle traten ins Leben, um die Selbsthingabe Gottes anzunehmen und selbst zum Quellbrunn seiner Selbstentfaltung in der Welt zu werden.“ (9) Diese Selbsthingabe, die im Ostergeheimnis kumuliert, steht denn auch im Zentrum des Bandes, der den tieferen Sinn einzelner Bibelverse mit jeweils 4-6 Seiten Text zu erschließen sucht. In Tod und Auferstehung wird Jesus selbst zur eigentlichen inneren Wirklichkeit in allem und lädt dazu ein, glaubend an diesem göttlichen Wesen teilzuhaben. Wie alle Erfahrenen rührt der Autor hier an die Grenzen des Sagbaren. Er macht deutlich, dass es ihm weder um die Trennung des gegenständlichen, begrifflichen Dualismus noch um einen un-unterschiedenen Monismus geht: „Gott so zu sehen, wie er ist, bedeutet: Wenn wir ihn sehen, dann sehen wir uns selbst, und wenn er uns anblickt, dann sieht er sich selbst.“ (123) Hilfreich ist dabei die Unterscheidung zwischen Vergöttlichung (der ostkirchlichen „theosis“) und Vergottung, einer Absolutsetzung des Ich. Vergöttlichung führt hingegen dazu, „dass sich das Ich im Du Gottes und der anderen in stets größerer Hingabe verliert“ (81).

In dieser Sinnlinie werden Verse von der ersten Jüngerberufung (bei Johannes) bis zu den Abschiedsreden ausgelegt. Oft ist es eine neue Sicht auf einzelne Worte, die anspricht und hilft, in die betende Beziehung zu Christus zu kommen. Hier zeigt sich auch die Vertrautheit des Autors mit den Geistlichen Übungen seines Ordensgründers, in denen ja ebenfalls der Weg Jesu bis zum Ostermorgen meditierend ergangen wird. Es ist klar: zunächst zielt das Buch auf die persönliche spirituelle Reifung auf dem Weg der Nachfolge, sehr geeignet als anspruchsvolle und motivierende Begleit-Lektüre für die Zeit der Stille. Immer wieder klingt jedoch auch die durch das II. Vatikanum ganz neu heraus gestellte, universale Heilsbedeutsamkeit Christi durch, die an den Grenzen der Kirche nicht Halt macht. „Kein Gefäß, kein Wort, kein Begriff oder Symbol vermag ihn gänzlich zu erfassen.“ (117) Der Autor weiß gleichzeitig um die Notwendigkeit von (stets wandelbaren) Formen auch der Kirche. An (leider nur) wenigen Stellen bricht seine Vorstellung von Gemeinschaft (die sich aus der Christus-Erfahrung ergibt und über die zu wissen sehr interessant wäre!) durch: „Die Kirche ist ein Garten voller Überraschungen. Während mächtige Bäume von einst heute zu unbeachtetem toten Holz geworden sind, treiben alte Keime, die zu ihrer Zeit nicht aufblühen konnten, neu aus.“ (11)

Der Band macht neugierig auf weitere Werke des Autors, die hoffentlich übersetzt werden. Dem Lektor sei Dank für einige Anmerkungen, die für den Autor Selbstverständliches (etwa in der Theologiegeschichte) explizit benennen und erklären. Die Titel-Übersetzung hätte sich der Rezensent wörtlicher gewünscht: „Der innere Christus“ entspricht mehr der Leitvorstellung, dass – gemäß dem Kolosserbrief – in Christus die gesamte Wirklichkeit in das „göttliche Milieu“ (Teilhard) erhoben ist.

Paul Rheinbay SAC



ISBN 978-3-451-32549-6.

€ 16.99

Michael Hochschild

Elastische Tradition

Biometrie des Klosters von heute.

(Studien zur monastischen Kultur, Band 7).

St. Ottilien: EOS Verlag 2013. – 238 S.

In mehreren Publikationen hat sich Michael Hochschild mit der Bedeutung von Orden und Bewegungen für Gegenwart und Zukunft der Kirche beschäftigt. Dabei sind es gerade die Benediktiner, die ihn faszinierten. Entstanden aus einer Sammelbewegung von Menschen, die sich um eine Regel zentrieren, geht es den Klöstern Benedikts um die „Reform des ausgewogenen Lebens“ (S. 37). Das benediktinische Ideal, Arbeit und Gebet so zu verbinden, dass Lebenskultur in Gemeinschaft entstehen und wachsen kann, ist für Hochschild ein interessantes Modell auch für außerklösterliche und außerkirchliche Lebens- und Arbeitsbereiche.

In einem zweijährigen Forschungsprojekt, das in enger Zusammenarbeit mit P. Bernhard Eckerstorfer OSB aus Kremsmünster durchgeführt wurde, untersuchte Hochschild acht Benediktinerklöster in Deutschland, Österreich und Ungarn. Die von ihm entwickelte Methode nennt er „Biometrie“. Sein Ziel ist es, den Lebensraum des Klosters in den Blick zu nehmen, Mönche, Angestellte und Sympathisanten über Interviews und Assoziationstest gleichermaßen einzubeziehen, um auf diese Weise ein Aktivitätsprofil eines Klosters zu erheben, Rollenkonflikte zu verdeutlichen und den Sozialraum zu vermessen.

Bei aller Unterschiedlichkeit für die einzelnen Klöster zeigen die Ergebnisse, dass Benediktiner nicht einem statischen Orden angehören, sondern mit einer „elastischen Tradition“ leben. Sie sind zu je spezifischen Veränderungen in den Formen aufgerufen. Dabei konstatiert Hochschild eine monastische Krise: „Es wird mehr und lieber gearbeitet, als gebetet und gelesen.“ (S. 147) Die große Gefährdung ist der Individualismus, der um ein Vielfaches höher als im gesellschaftlichen Durchschnitt ist. Um als geistliches Zentrum ausstrahlen zu können, bedarf es der Einbeziehung von Sympathisanten, vor allem aber einer optimistischen Gottesbeziehung. Die Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft lebt von der Vielfalt an Tätigkeiten im Kloster und nachhaltigen Kontakten mit der Umwelt. Ein Scharnier für die Zukunftskraft eines Klosters ist für Hochschild eine offensive und gelungene Berufungspastoral.

Einige Ergebnisse fallen auf. Zum einen ist es der hohe Stellenwert der Arbeit und die niedrige Bewertung des gemeinsamen Gebets, die im Kontrast zum benediktinischen Ideal der Verbindung beider Lebensbereiche stehen. Dann wird deutlich, dass Klöster



ISBN 978-3-8306-7632-4.

€ 19.95

komplexe Gebilde mit gestuften Graden der Zugehörigkeit sind; für das Funktionieren des Gesamtorganismus ist das Zueinander von Innen und Außen entscheidend. Freilich muss auf den Charakter eines Klosters geachtet werden: In einem „Kultkloster“ ist das gemeinsame Gebet auch für die Außenwirkung wichtiger als in einem „Kulturkloster“. Hochschild betont zudem die Wichtigkeit gelungener Projekte – ausführlich behandelt er die Jugendinitiative „Treffpunkt Benedikt“ – für die innere Identität eines Klosters, nicht ohne davor zu warnen, aus einer Notlage oder einem persönlichen Charisma übernommene Tätigkeiten verstetigen zu wollen.

Mit Hilfe seiner biometrischen Methode gelingt es Hochschild, ein Instrumentarium zur Analyse von religiösen Gemeinschaften bereit zu stellen. Er macht auf blinde Flecken aufmerksam, die es erschweren, Kloster zu einem lebendigen Organismus werden zu lassen. Viele seiner Ergebnisse lassen sich auch auf andere Typen religiöser Gemeinschaften übertragen. Interessant wäre allerdings eine Paralleluntersuchung für Frauenkommunitäten. Vermutlich käme man dort zu ähnlichen, wenn auch an entscheidenden Stellen (z.B. Individualismus) differenzierten Ergebnissen. Joachim Schmiedl

Peter Dyckhoff

Wege der Freundschaft mit Gott

Geistlich leben nach Franz von Sales.

Freiburg: Herder-Verlag 2013. – 400 S.

Die „Philothea“ des heiligen Franz von Sales (1567-1622) gehört zu den wichtigsten spirituellen Büchern der Weltliteratur. Der Autor war Bischof von Genf mit Sitz in Annecy, Nach einer inneren Krise während seiner Studienjahre in Paris wurde er Priester und Missionar im Chablais. Als Bischof lag ihm die Rekatholisierung sehr am Herzen. Franz hatte viele Menschen in geistlicher Begleitung, die er vor allem durch Briefe praktizierte. Aus solchen Briefen entstand auch die „Anleitung zum frommen Leben“, die er an eine „Philothea“ benannte Person schrieb. Es geht dem Autor darin um Lebensgestaltung aus dem Glauben für Menschen, die in Beruf und Arbeit stehen. Die „Philothea“ erlebte bis heute ungezählte Auflagen und Übersetzungen.

Peter Dyckhoff, bekannter Autor geistlicher Bücher, legt eine besondere Ausgabe vor. Er paraphrasiert das Buch des Franz von Sales und nimmt behutsame Aktualisierungen vor. Vom Inhalt her orientiert er sich an der Gliederung des ursprünglichen Buches. Die einzelnen Teile enthalten auch exakt die Kapitel und deren Themen wie bei Franz von Sales. Sie werden aber neu übersetzt. Der erste Teil heißt bei Franz von Sales: „Anweisungen und Übungen, um den ersten Wunsch nach einem frommen Leben in einen festen Entschluss umzuwandeln“; bei Dyckhoff: „Lass dich da abholen, wo du stehst,

und dich weiterführen“. „Verschiedene Ratschläge, um die Seele durch das Gebet und die Sakramente zu Gott zu erheben“ werden zu „Empfehlungen, damit Leben gelingt und sich die Seele zu Gott erhebt. Das Gebet und die Sakramente“. „Verschiedene Weisungen über die Übung der Tugenden“ interpretiert Dyckhoff als „Hinweise für ein Gott gefälliges Leben“. „Die wichtigsten Weisungen gegen die gewöhnlichen Versuchungen“ sind bei Dyckhoff „Ratschläge, um Versuchungen zu widerstehen“. Und „Übungen und Ratschläge, um die Seele zu erneuern und in der Frömmigkeit zu festigen“ übersetzt Dyckhoff als „Übungen und Hilfen zur Erneuerung des Glaubens und zur Stärkung der Seelenkräfte“. Dyckhoff verwendet eine moderne Terminologie, wie sie in der spirituellen Literatur der Gegenwart üblich ist. Dadurch vermeidet er Worte wie Todsünde, Generalbeichte (bei Dyckhoff: Sakrament der Versöhnung), Fortschritt der Seele (bei Dyckhoff: seelische Entwicklung) usw., die in der geistlichen Tradition des französischen „milieu dévot“ selbstverständlich waren, aber heute erst wieder einer neuen Plausibilisierung bedürften.

Zu seiner Entstehungszeit war die „Philothea“ eine Revolution. Sie stellte ein neues Frömmigkeitsideal vor Augen, das christliches Leben auch außerhalb der Klostermauern ermöglichen sollte. Heute, da auch für die meisten religiösen Gemeinschaften die Klausur vor allem im eigenen Herzen existiert, kann die „Philothea“ eine Hilfe sein, „Wege der Freundschaft mit Gott“ in Alltag und Beruf zu gehen.

Joachim Schmiedl



ISBN 978-3-451-32239-6.

€ 16.99

Rudolf K. Höfer (Hg.)

Kirchenfinanzierung in Europa

Modelle und Trends. – (Theologie im kulturellen Dialog. Band 25).
Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 2014. – 240 S.

Seit einigen Jahren sind die Finanzen der Kirchen wieder in der öffentlichen Diskussion. Das von Papst Benedikt XVI. in seiner Freiburger Rede verwendete Wort von der „Entweltlichung der Kirche“ hat Reflexionen über die finanzielle Macht der deutschen Ortskirchen ausgelöst. Verstärkt wurden sie durch große Bauprojekte in mehreren Diözesen, unter denen die massive Verteuerung des Limburger Bischofshauses bzw. Diözesanen Zentrums die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Durch Papst Franziskus wird die Weltkirche wieder an die nach dem Konzil in Lateinamerika getroffene „Option für die Armen“ erinnert. Die Neuordnung der vatikanischen Finanzen ist ein erstes Zeichen für eine größere Transparenz im Umgang mit Geld und hat auch in den deutschen Bistümern zu einer Welle der Veröffentlichung von Haushalten und Budgets geführt.

Wie unterschiedlich die Finanzierung der Kirchen und kirchlicher Belange in Europa geschieht, wurde auf der nun dokumentierten Tagung der Theologischen Fakultät Graz deutlich. Folgende Modelle werden im vereinten Europa praktiziert:

- Die anerkannten Religionsgemeinschaften werden vom Staat finanziert: Belgien.
 - Der Staat erhebt für die Kirche eine Steuer: Deutschland und Schweden, mit Modifikationen auch die übrigen nordischen Länder.
 - Es gibt einen von der Kirche erhobenen Kirchenbeitrag: Österreich.
 - Ein bestimmter Anteil an der Steuer kann frei gewidmet werden, z.B. an die Kirche: Italien, Spanien, Ungarn und Polen.
 - Die Kirchen finanzieren ihre Tätigkeit aus dem eigenen Vermögen und durch Beiträge: England und Schottland.
 - Die Finanzierung der Kirchen geschieht durch Spenden: Frankreich und Slowenien.
- In allen Beiträgen wird deutlich, dass die Art und Weise der Kirchenfinanzierung abhängig ist von den jeweiligen historischen Entwicklungen. Während in Belgien noch weitgehend die durch das napoleonische Konkordat von 1801 festgelegten Modalitäten gelten und sowieso eine Mentalität der allgemeinen Subventionierung vorherrscht, ist das Nachbarland Frankreich durch die Trennung von Kirche und Staat und den herrschenden Laizismus geprägt, was nicht hindert, dass gemischte Finanzierungen vorkommen, wie etwa die öffentliche Subventionierung der katholischen Privatschulen.



ISBN 978-3-7022-3250-4.
€ 19.00

Während in Österreich nach wie vor der von den Nationalsozialisten 1938 eingeführte Kirchenbeitrag gilt, der zur Schwächung der Kirchenorganisation gedacht war und dessen Modifizierung oder Abschaffung bis heute nicht gelungen ist, stärkt das Schweizer Kirchensteuersystem die örtlichen Gemeinden. Große Sympathien genießt das italienische System der Kultursteuer, die der Kirche gewidmet werden kann; dabei darf nicht vergessen werden, dass es sich dabei um acht Promille der Einkommenssteuer handelt, in Deutschland jedoch zwischen acht und neun Prozent derselben Steuer eingezogen werden.

Für Deutschland stellen sich gegenwärtig vor allem zwei Fragen. Zum einen wird immer wieder über die Rechtswirksamkeit eines Austritts aus der Körperschaft Kirche und seiner Folgen für die Mitgliedschaft in der Glaubensgemeinschaft Kirche diskutiert. Trotz des kirchlichen Verzichts auf den Terminus Exkommunikation hält die katholische Kirche am Junktum zwischen beiden Wirklichkeiten fest, wobei die eindeutigere Unterstützung von staatlicher als von kurialer Seite kommt. Zum anderen kommt in regelmäßigen Abständen die Forderung nach der Erfüllung des Verfassungsgebots (Art. 138,1 WRV / Art. 140 GG), das die Ablösung bestehender finanzieller Leistungen des Staates an die Kirchen vorsieht. Hierbei handelt es sich vor allem um Entschädigungszahlungen, die sich aus den Säkularisationen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ergeben. Da hierfür nicht nur eine gesetzliche Regelung, sondern auch eine konkordatare Einigung mit dem Heiligen Stuhl notwendig ist, kam es bisher nicht zu einer solchen Ablösung. Anzumerken bleibt freilich, dass dabei immer nur die Ablösungszahlungen für die aufgelösten Bistümer und ihre Einrichtungen berücksichtigt werden, nicht jedoch Entschädigungen für die ebenfalls säkularisierten Klöster und ihre Einrichtungen.

Eine einheitliche Form der Kirchenfinanzierung gibt es nicht. Der Vergleich zeigt die unterschiedlichen Ansätze, macht aber auch klar, wie in allen Ländern der Druck der säkularen Gesellschaft auf die Kirchen wächst. Veränderungen haben deshalb auch Rückwirkungen auf das Selbstverständnis der Kirchen. Das Resümee von Jan de Maeyer für Belgien gilt deshalb auch für andere Länder: „Dennoch gerät das jetzige System zunehmend unter Druck. [...] Aber vorläufig schieben alle betroffenen Spieler die Sache noch vor sich her. Manchmal habe ich den Eindruck, dass man so lange warten will, wie der Hase läuft, bis es zu einer einheitlichen europäischen Regelung kommt. Allein schon deswegen ist eine vergleichende Publikation wie diese so wichtig!“ (S. 28-29)

Joachim Schmiedl

Myriam Wijlens (Hg.)

Die wechselseitige Rezeption zwischen Ortskirche und Universalkirche

Das Zweite Vatikanum und die Kirche im Osten Deutschlands.

(Erfurter theologische Schriften. Band 46).

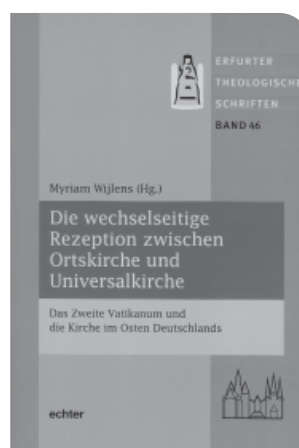
Würzburg: Echter Verlag 2014. – 177 S.

Die Kirche besteht in und aus Ortskirchen. So selbstverständlich diese Formulierung aus dem Konzilsdokument über die Kirche (LG 23) klingt, so umstritten sind die konkreten Modi in der Praxis. Denn Ortskirchen sind nicht nur die Bistümer, sondern auch die Orden als eigene Institutionen kirchlicher Organisation. Der Wechselwirkung zwischen Universal- und Ortskirche am Beispiel der Kirche im Osten Deutschlands widmete sich eine Tagung an der Universität Erfurt, deren Beiträge zusammen mit bereits veröffentlichten Wortmeldungen im vorliegenden Sammelband abgedruckt sind.

Joachim Wanke, emeritierter Bischof von Erfurt, erinnert sich sehr persönlich an den Rückenwind, den das Konzil für ihn als jungen Priester gebracht hat. Er empfand es als „Öffnung der Kirche und Freisetzung zu neuen Wegen in der Seelsorge“ (S. 13). Die Erneuerung in der Liturgie und die Verpflichtung zur Ökumene waren ihm genauso wichtig wie das Aufbrechen der Mentalität der Überwinterung in der sozialistischen Gesellschaft der DDR. Wanke gehört zu den Bischöfen, welche die Chancen des Bleibens hinter der Mauer mit Überzeugung vertraten, aber auch die Befreiung der Wende empfanden. Dennoch: „Im Osten wird sich exemplarisch entscheiden, ob es eine neue Zuversicht, einen neuen Aufbruch in der Verkündigung des Evangeliums in ganz Deutschland geben wird oder nicht.“ (S. 21)

Die doppelte Diaspora in konfessioneller und gesellschaftlicher Hinsicht ist der Hintergrund der Ausführungen von Josef Pilvousek zum Beitrag der DDR-Bischöfe und -Theologen zum Zweiten Vatikanum. Die Rezeption bzw. Nicht-Rezeption des Konzils hing entscheidend von der Stellung zu „Gaudium et spes“ ab. Im Umkreis der Meißener Diözesansynode und der Dresdener Pastoralynode zeigten sich dabei auch die Spannungen im DDR-Katholizismus zwischen der beharrenden bischöflichen Linie und kirchlichen Aktionsgruppen aus Priestern und Laien, von denen der von Sebastian Holzbrecher untersuchte „Aktionskreis Halle“ der bedeutendste war.

Dass Rezeption ein umfassender Prozess ist, der auch in der Forschung meist nur fragmentarisch untersucht wird, weist Gilles Routhier auf. Er kennt viele Akteure der Rezeption, unter denen auch die Ordensgemeinschaften sind, und warnt vor einer Redu-



ISBN 978-3-429-03698-0.

€ 16.00

zierung auf die Ebene der Bistümer, sondern lädt ein, auch Frömmigkeitspraktiken und die christliche Lebensweise mit einzubeziehen. Auch eine Diaspora-Ortskirche wie die in der DDR konnte Formen entwickeln, die weltkirchlich einmalig waren. Für den liturgischen Bereich weist Benedikt Kranemann diesbezüglich auf die Begräbnisliturgie und die Stationsgottesdienste hin. Neue christlich geprägte Feiern wie ein Weihnachtslob oder die Lebenswendefeier anstelle der Jugendweihe zeigen die Kreativität einer Ortskirche auf. Hier öffnen sich auch kirchenrechtlich viele Möglichkeiten, was im Beitrag von Rüdiger Althaus an Beispielen typisch deutscher „Sonderwege“ gezeigt wird: Kirchenaustritt, Weihbischöfe, kirchliche Vermögensverwaltung, Pfarrgemeinderat, Messdienerinnen, eucharistische Nüchternheit. Überhaupt ist es eine große Errungenschaft des Konzils, Kirche in Zeit und Raum neu denken zu können und die Chancen von „Unterbrechungen“ zu nutzen, wie Michael Quisinsky erläutert. Dazu braucht es immer wieder, so Ormond Rush, neben dem theologischen Studium den Glaubenssinn und die Rückbindung an das Lehramt. Aus einer *Communio*-Theologie könnten dann auch im Sinne des abschließenden Beitrags von Hermann-Josef Pottmeyer, neue Dialogstrukturen eine Chance bekommen. Joachim Schmiedl

Glaube im Übergang

Predigten, Geistliche Worte und Essays aus der Benediktinerabtei Gerleve.
Warendorf: Verlag Schnell Peter Salmann 2013. – 270 S.
– ISBN 978-3-87716-671-0. – € 22.00.

Das vorliegende Buch „Glaube im Übergang“ enthält Zeugnisse des geistigen und geistlichen Lebens aus dem westfälischen Benediktinerkloster Gerleve. Die sechs Kapitel – „Glaube und Kirche“, „Geschichten um Jesus“, „Das Geheimnis der Liebe“, „Geheimnis des Glaubens“ und „Essays zum Glauben und zur Zeit“ – werden eingeleitet durch eine in Frakturschrift abgedruckte Predigt aus dem Jahr 1846, deren Autor leider nicht angegeben wird. Die Predigten stammen von Gerlever Mönchen. Hauptautor ist der ehemalige Dogmatiker an der Benediktiner-Hochschule San Anselmo in Rom, P. Elmar Salmann. Die Beiträge wollen Hilfe und ein Leitfadens werden für die Alltagsgestaltung sowie Anregungen geben für die Bewältigung schwerer Belastungen und Begleiter bei seelischen und körperlichen Krankheiten sein. Die Mönche leben „nicht wie Fische in einem Aquarium, die ab und zu von oben gefüttert und von außen bestaunt werden, während die hinausschauend feststellen: Was für eine schlimme Welt“ (Abt Laurentius Schlieker), sondern versuchen für ihre Gäste und die Fragen und Nöte der Menschen da zu sein. So wollen sie Zeugen der lebendigen Gegenwart Gottes sein.

Augustin Schmied

Schlüsselworte der christlichen Botschaft

Grundthemen des Glaubens. – (Spiritualität und Seelsorge. Band 6).

Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 2013. – 128 S.

– ISBN 978-3-7022-3307-5. – € 9.95.

Die Reihe „Spiritualität und Seelsorge“ dient der Verkündigung des Evangeliums, dem Grundauftrag der Redemptoristen. Augustin Schmied, langjähriger Schriftleiter von „Theologie der Gegenwart“ buchstabiert zentrale Worte der christlichen Botschaft. Kernbegriffe wie „Evangelium“, „Vater“, „Jesus Christus, der Lebende“, „Heilszeichen Kreuz“, „Heiliger Geist“, „Zu seinem Gedächtnis“, „Taufbewusstsein“ und „Ewiges Leben“ werden aus den biblischen Texten heraus entfaltet und durch literarische Zeugnisse und Alltagsbegebenheiten erläutert. Im Vorwort weist der Autor darauf hin, dass die leitenden Gesichtspunkte für die Auswahl der Schlüsselworte nicht das klassische Glaubensbekenntnis war, dass aber die aufgegriffenen Themen nicht auf Nebenstraßen führen.

Im nächsten Heft...

Die diesjährige Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) widmet sich dem Thema „Leitung in Orden“. Heft 3/014 der Ordenskorespondenz wird Ergebnisse der Tagung dokumentieren. Darüber hinaus beleuchtet die Ordenskorespondenz die Frage nach Ordensleitung unter verschiedenen Blickwinkeln, etwa:

- Fragen von Partizipation und Leitung
- Leitung und Generationenfrage
- Mitbrüder/-schwestern im diözesanen Dienst und die Ansprüche, die die Gemeinschaft an sie stellt
- Leiten Frauen anders?
- Ist Leitung lernbar?
- Wie unterscheidet sich die Leitung einer Ordensgemeinschaft von der eines Betriebs oder einer ordensgetragenen Einrichtung? Wo können beide Welten voneinander profitieren?

55. Jahrgang 2014, Heft 3

ok

ordens
korrespondenz

2014/Heft 3

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

Vom Leiten
im Orden

Tag der offenen
Klöster: Wie war's?

Leitlinien und Rahmen-
ordnung gegen
sexuellen Missbrauch

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

55. Jahrgang 2014, Heft 3

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



„Sich richtig wichtig nehmen. Vom Leiten im Orden“ – unter dieser Überschrift – angelehnt an einen Buchtitel von Abt Johannes Eckert OSB – stand der Studienteil der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung. Eine Fülle von Gesichtspunkten kam in den Gesprächs- und Diskussionsrunden zur Sprache. Von der Vielfalt der Aspekte, die mit der Frage nach Ordensleitung verbunden sind, vermittelt die „Wortwolke“ auf Seite 270 in diesem Heft einen Eindruck. Sie wurde von den Oberinnen und Oberen auf der Tagung zusammengetragen. Der Schwerpunkt dieses Heftes setzt die Beschäftigung mit der Leitungsthematik fort. Unsere Autorinnen und Autoren zeigen Bezüge zwischen tradierten Ordensregeln und Leitungsfragen der Gegenwart auf, gehen auf die Fragen ein, ob Leiten erlernbar ist und ob es auch in Teilzeit ausgeübt werden kann. In einem durchaus streitbaren Beitrag wird erörtert, ob Frauen und Männer in unterschiedlicher Weise leiten. Was – im Unterschied zur Leitung einer Ordensgemeinschaft – beim Management eines in christlicher Verantwortung getragenen Ordenswerkes zu berücksichtigen ist und wie (Haus-)Obere damit umgehen können, dass die Mitglieder manch einer Kommunität in externen Gestaltungen tätig sind und also „zwei Herren dienen“, das sind weitere Gesichtspunkte, auf die dieses Heft eingeht.

Die Mitgliederversammlung der DOK verabschiedete auch aktualisierte Fassungen der Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch sowie einer Rahmenordnung zur Prävention gegen sexualisierte Gewalt. Beide Texte sind in diesem Heft dokumentiert.

Vielbeachtet wurde schließlich der „Tag der offenen Klöster“ am 10. Mai. Über 350 Klöster in ganz Deutschland haben sich daran beteiligt. Wie haben die Klöster selbst diesen Tag wahrgenommen? Die Ordenskorrespondenz hat fünf Ordensleute um eine Schilderung ihrer persönlichen Eindrücke und eine konstruktiv kritische Bewertung des Ereignisses gebeten. Die Antworten finden sich auf Seite 330ff.

Arnulf Salmen

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	257
--------------------------	-----

● Ordensleben

Michaela Puzicha OSB „Wie der Abt sein soll“ (RB 2)	261	Manfred Kollig SSCC Ordensleute im Dienst einer Diözese	313
Andreas Einig Was Leitung gut macht!?	271	Rudolf Knopp OH Charismatisches Management	323
Christine Rod MC Leiten lernen	277		
M. Regina Pröls Vertritt du das Volk vor Gott! (Ex 18,19)	286		
Monika Stütze-Hebel Frauen und Männer in Ordensleitung – Führen sie anders?	294		
Katharina Kluitmann OSF In Teilzeit und mit ganzem Herzen	305		

Dokumentation

Tag der offenen Klöster
Rückblickende Bewertungen aus fünf
Ordensgemeinschaften 330

Leitlinien
für den Umgang mit sexuellem Miss-
brauch Minderjähriger und erwachsener
Schutzbefohlener durch Ordenspriester,
-brüder und -schwestern von Ordens-
gemeinschaften päpstlichen Rechts im
Bereich der Deutschen Ordensobernkon-
ferenz sowie durch Mitarbeiterinnen und
Mitarbeitern in ordenseigenen
Einrichtungen 339

Rahmenordnung
Prävention gegen sexualisierte Gewalt an
Minderjährigen und erwachsenen Schutz-
befohlenen im Bereich der Deutschen
Ordensobernkonferenz 349

Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 354

Aus der Weltkirche 356

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensobernkonferenz 358

Neue Bücher

Ordensgeschichte 363

Spiritualität 372

Geschichte 379

Kurzanzeigen 382

Michaela Puzicha OSB

Sr. Dr. Michaela Puzicha OSB, ist promovierte Theologin und gehört der Abtei Varenzell bei Gütersloh an. Seit dem Jahr 2000 ist sie als Leiterin des Instituts für Benediktinische Studien in Salzburg tätig. Darüber hinaus ist sie Referentin und Autorin zahlreicher Veröffentlichungen zu Auslegung, Überlieferung und Quellen der Benediktusregel.



Michaela Puzicha OSB

„Wie der Abt sein soll“ (RB 2)

Ein Beitrag zur Benediktusregel

Die Frage: „Wie wird man Abt?“ ist nicht ganz ernst gemeint, und wird gern an einen neuen Amtsinhaber gestellt – so, als könne man sich dafür bewerben oder habe bereits seit Kindesbeinen dafür trainiert, – und die Antwort darauf fällt entsprechend amüsiert oder schlagfertig aus. Doch die Frage ist eigentlich ernst zu nehmen. Abt ist man nicht, man wird es, sicher zunächst durch die Wahl als rechtlichen Akt der Gemeinschaft. Aber erst mit und nach der Wahl setzt ein Prozess ein, in dem und durch den ein Gewählter mehr und mehr fähig wird, Menschen zu begleiten, Verantwortung zu übernehmen und selber im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe zu wachsen.

Die Benediktusregel wendet der Frage nach der Leitung einer Gemeinschaft und den Führungsqualitäten große Aufmerksamkeit zu. Wenn Benedikt dreimal innerhalb weniger Sätze den Abt eindringlich hinweist, dass er Menschen zu führen hat, dann kommt mit dem lateinischen Text „*animas regere*“ (vgl. RB 2,31.34.37) ein Fülle von Bibelstellen ins Gedächtnis, die das Verständnis bestimmen, deren einprägsamste Ps 23,1 bildet: „*Dominus regit me* – der Herr weidet mich“. Sie korrigieren zugleich eine Sichtweise des äbtlichen Dienstes, der sich über „regieren, herrschen“ definiert und führt auf die Stellen der Heiligen Schrift, die die Sorge Gottes für sein Volk betonen mit dem

Bild des Hirten, der die Herde begleitet. Die Weisungen und Kriterien der Benediktusregel für das Leitungsamt sind grundsätzlich orientiert an der Heiligen Schrift und der Weisheit der frühen Mönchsväter. Daher ist ihre Gültigkeit auch heute unbestritten und ermutigt zum Nachdenken.

Der Abt als *abbas*

Was in der Überschrift wie eine Tautologie klingt, ist bereits eine inhaltliche Aussage zum Verständnis von Leitung in der Benediktusregel. Mit der Bezeichnung „Abt“ für den Oberen des Klosters weist die Benediktusregel zurück auf die Anfänge des Mönchtums in Ägypten, wo der weise und charismatische Mönch als *abba*, als Altvater angeredet wird und durch Wort und Lebensbeispiel geistliche Führung ausübt. Für das monastische Verständnis des Abtsamtes ist diese charismatische Dimension von grundlegender Bedeutung. In der Spiritualität des Frühen Mönchtums ist der *abba* herangereift zum Vollalter Christi (Apophth. Patr. 31; 800) und kann deswegen Schüler um sich versammeln, sie anleiten und begleiten. Er ist „Geiststräger“ und gekennzeichnet durch Gebets-eifer, Unterscheidung der Geister und Herzenskenntnis, durch die Gabe der Schriftauslegung. Der *abba* ist Abbild des gütigen und verzeihenden Gottes und für seine Jünger Vorbild *typos* und kein Gesetzgeber (Apophth. Patr. 748). Über die Bezeichnung „Abt“ ist daher in der Benediktusregel ein geistliches Anforderungsprofil skizziert. Es handelt sich also nicht um einen Titel oder eine Ehrenbezeichnung, auch nicht um einen Funktionsträger, sondern um die „geistliche Gestalt“, die in die Verant-

wortung für die Gemeinschaft vor Gott eingebunden ist. Der Begriff steht für die Persönlichkeit des Abtes, „wie er sein soll“. Es handelt sich um einen erfahrenen, bewährten und im monastischen Leben gereiften Mönch. Er ist Vorbild durch eine glaubwürdige Existenz mit einer erkennbaren Lebenswidmung, mit persönlicher Autorität, lebensgeschichtlicher Reife und spirituellem Horizont. Er steht ein für die monastischen Anliegen und vertritt damit das Selbstverständnis der Gemeinschaft. Entscheidend für das Verständnis des altmonastischen *abba* ist zudem, dass dieser grundsätzlich ein Laie ist, da es im Rahmen des altkirchlichen Mönchtums zu einem pneumatisch-laikalen Selbstverständnis kommt, das unter Berufung auf die Heilige Schrift Herrenworte auf sich bezieht und sich in der Nachfolge der Apostel sieht¹. Diese Sicht vertritt auch die Benediktusregel.

vices Christi

Eine konstitutive Aussage zum Selbstverständnis des äbtlichen Dienstes ist die Rede vom Abt als *vices Christi* (RB 2,1; 63,13), vom „Stellvertreter Christi“, die Benedikt in RB 63,13 wiederholt. Ein Verständnis, das in dieser Bezeichnung eine Repräsentationsaufgabe oder ein Würdigkeitsprivileg sieht, wird der Bedeutung dieses Dienstes nicht gerecht. Der Gedanke geht zurück auf das altkirchliche Verständnis des Bischofsamtes und findet sich inhaltlich bereits bei Ignatius v. Antiochien, der davon spricht, dass „der Bischof an Gottes / Christi Stelle“ steht, und ihn „als Abbild des Vaters“ bezeichnet.² Im Verständnis der Frühen Kirche besteht der Dienst der Stellvertretung in der Bewahrung der

Einheit und Einmütigkeit der Gemeinde.³ Es geht um die gute Verwaltung dieses Auftrags Christi und das persönliche Einstehen für seine Verwirklichung. Im Bemühen des Abtes um die Eintracht in der Gemeinschaft, die nicht Einstimmigkeit meint, und in der Abwehr von Spaltungen und Parteiungen wird er seiner Stellvertretung gerecht. Wenn Christus als „Lehrer des Friedens und Erzieher zur Einheit“ bezeichnet wird⁴, beschreibt dies die Aufgabe, die „Stellvertretung“ bedeutet. Dadurch gewinnen die eher unscheinbaren Hinweise der Benediktusregel ihre Tiefendimension, wenn Benedikt mit *omnes in unum* – alle gemeinsam, in Eintracht (RB 41,3.5.7) eine Formulierung wählt, die unmittelbar an die Bitte Jesu um Einheit im Jüngerkreis anknüpft.

Sein vor Können

Welches Anforderungsprofil lässt sich ablesen für leitende Ämter und Aufgaben? Die Benediktusregel appelliert in hohem Maß an die menschliche und spirituelle Reife. Ihr Leitwort ist „esse – sein“ und nicht zuerst „posse – können“. So lautet die Überschrift zu RB 2, das das Abtsbild vorträgt: Wie der Abt sein muss – *Qualis debeat abbas esse*. Das „Sein“ steht vor dem „Können“. Damit ist die fachliche Zuständigkeit nicht unbedeutend und Kenntnisse sind nicht unwichtig, Benedikt setzt sie vielmehr voraus, ohne sie näher zu umschreiben. Deutlich wird das vor allem im Kapitel über den Cellerar⁵ des Klosters (RB 31), der für den gesamten ökonomischen Bereich und die materielle Fürsorge für die Brüder zuständig ist. In diesem Kapitel finden sich geistliche, asketische und menschliche Voraussetzungen und

Verhaltensweisen, die überschrieben sind mit der Angabe: *Qualis sit* – wie er sein soll. Sie sind zusammengefasst in der Weisung: „Vor allem habe er Demut. Kann er einem Bruder nichts geben, dann schenke er ihm wenigstens ein gutes Wort“ (RB 31,10). Auch hier gibt es nur marginale Erläuterungen zu praktischen Fragen. Die existentielle Kompetenz ist entscheidend gegenüber der sachlichen. Es lässt sich eine lange Liste mit Charakteristika erstellen, die Benedikt für die Menschenführung auf der spirituellen und der sozialen Ebene dem Abt und allen Brüdern zuweist, die mit der Verantwortung für Menschen betraut sind.⁶ Wer immer eine Arbeit, einen Dienst verrichtet, eine bestimmte Aufgabe, eine künstlerische, wissenschaftliche Tätigkeit hat, der soll sie ausüben – kompetent und auch erfolgsorientiert. Entscheidend für Benedikt sind jedoch Lebensbewahrung und Glaubwürdigkeit.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Leben und Lehre

Eng mit dieser Einschätzung verknüpft ist die Vorstellung, auf die Benedikt den Amtsträger verpflichtet mit der Wendung von der Übereinstimmung in Leben und Lehre (RB 2,11-15). Die hohe Erwartung an den Einklang von beidem, vor allem bei den Amtsträgern,

findet sich in der altkirchlichen Literatur breit gestreut und ist seit den Anfängen eines der zentralen Themen.⁷ Die Übereinstimmung von Amtsführung und Lebenswandel ist eines der entscheidenden altkirchlichen Kriterien für die Glaubwürdigkeit und Heiligkeit eines Menschen. Die Benediktusregel trägt diesen Anspruch ausdrücklich vor: „Wer also den Namen ‚Abt‘ annimmt, muss seinen Jüngern in zweifacher Weise als Lehrer vorstehen: Er mache alles Gute und Heilige mehr durch sein Leben als durch sein Reden sichtbar. In seinem Handeln zeige er, was er seine Jünger lehrt, dass man nicht tun darf, was mit dem Gebot Gottes unvereinbar ist. Sonst würde er anderen predigen und dabei selbst verworfen werden“.⁸ Der Name – *nomen abbatis* – ist mehr als ein Titel, er fordert die Verwirklichung dessen ein, was er aussagt. Die äbtliche Lehrpraxis lebt vom Wort und vom Beispiel, wobei der Akzent auf dem Beispiel liegt, was die monastische Tradition von Anfang an betont und der paulinischen Weisung entnimmt.⁹ Die Vorbildrolle der großen Mönchsväter besteht darin, dass sie in exemplarischer Weise gelebt haben, was sie ihre Jünger als Vorschrift lehren.¹⁰ So überliefert es schon die geistliche Pädagogik der Wüste, wenn sie der Bitte um ein Wort zugleich das Lebensbeispiel des Altvaters zur Seite stellt.¹¹

Der Abt als Mensch

Doch der Abt bleibt Mensch. Auch bei ihm klaffen, wie bei jedem Christen und Mönch, Anspruch und Wirklichkeit auseinander. Dem hohen Ideal des Amtes ist implizit zugleich ein Thema mitgegeben, das die Fähigkeit und Bereitschaft

zur Selbsterkenntnis als entscheidend ansieht. Für Benedikt steht immer wieder der Blick auf die eigene Gefährdung im Zentrum. Für die Leitung im Kloster greift er dieses Thema im Vergleich mit der monastischen Literatur und den Mönchsregeln überdurchschnittlich häufig und mit klarer Sprache auf:¹² „Er (der Abt) sei immer auf der Hut vor seiner eigenen Gefährdung – *fragilitas*“ (RB 64,13), d. h. er soll sich seiner Stärke nicht allzu sicher sein. Auch der Abt hat Grenzen und Schwächen, Fehler und eigene Fallen, ist verführbar und versuchbar. Benedikt geht nicht davon aus, dass all das nicht vorhanden sein darf, sondern ermutigt, sie wahrzunehmen und mit ihnen umzugehen.

Mit einem kurzen Lasterkatalog weist Benedikt auf solche Gefährdungen hin. Die besonderen Anfechtungen des Amtes formuliert er in dreimal zwei Nennungen mit gegensätzlichen charakterlichen Merkmalen, die als Extreme immer schädlich sind: Durchsetzungsdrang und Ängstlichkeit, Übertreibung und Engstirnigkeit, Eifersucht und Misstrauen zerstören das Vertrauen der Gemeinschaft. (RB 64,16) Vor allem bringen sie den Abt um die wichtigste innere Haltung, die Ruhe des Herzens – *numquam requiescit*, die den bewährten Mönch kennzeichnet. Sie meint den Frieden dessen, der innerlich ruhig geworden ist und sich ganz von der Barmherzigkeit Gottes getragen weiß.

Was für jede geistliche Begleitung gilt, ist deshalb ebenso hier gültig: Auch der Abt ist angewiesen auf Formen der Begleitung. Benedikt macht das an einem exemplarischen Fall klar und gibt in RB 61,4 ein klassisches und in der monastischen Literatur einmaliges Beispiel. Ein fremder Mönch, der als Gast in der Ge-

meinschaft ist, weist den Abt auf Schwachstellen hin. „Sollte er (der Mönch) in Demut und Liebe eine begründete Kritik äußern oder auf etwas aufmerksam machen, so erwäge der Abt klug, ob ihn der Herr nicht vielleicht gerade deshalb geschickt hat.“ (RB 61,4) Es mag Mängel geben, die von der Gemeinschaft nicht wahrgenommen, aber von einem Außenstehenden realistischer gesehen und deutlicher ausgesprochen werden können. In äußerster sprachlicher Komprimierung bringt Benedikt in einem einzigen Satz den gesamten Prozess der *correctio fraterna* bzw. geistlichen Begleitung zum Ausdruck. Der Abt nimmt die Beobachtung auf, wehrt nicht ab, ist nicht beleidigt. Er reagiert nicht mit Schweigen, sondern angemessen und realitätsbezogen. Mit dieser singulären Weisung zeigt sich die Offenheit und Demut des benediktinischen Abtsbildes. Der Abt soll im Wort des fremden Mönchs den Hinweis Gottes erkennen, dem er sich verpflichtet wissen muss, und in weiser Abwägung diesen Mönch als Werkzeug Gottes verstehen.

Exemplarische Aufgaben des Leitungsamtes

Discretio

Benedikt stellt als Grundhaltung des Abtes an zahlreichen Stellen seiner Regel die *discretio* heraus, die kluge Unterscheidung, auch wenn das Wort selber nur einmal in seiner Regel vorkommt: „Bei geistlichen wie bei weltlichen Aufträgen unterscheide er genau und halte Maß. Er denke an die maßvolle Unterscheidung des heiligen Jakob. ... Er unterscheide genau und halte Maß.“ (RB 64,17.18) Benedikt

wehrt der Überforderung, die er auch sonst vermieden wissen will, aber ebenso der Unterforderung, und fasst mit dem Wort *discretio* alle Stellen seiner Regel zusammen, die von der weisen Abwägung dem Einzelnen und der Gemeinschaft gegenüber sprechen. Biblische Leitfigur ist der Patriarch Jakob (Gen 33,13). Der Abt ist nicht dazu bestellt, um zu asketischen Höchstleistungen anzuspornen, soll aber auch aller Mittelmäßigkeit widerstehen. Überanstrengung führt zur Resignation und zum inneren und äußeren Rückzug, zuviel Nachsicht macht geistliches Leben unglaubwürdig und führt zu Beliebigkeit. Diese Gratwanderung kann er nur mit Hilfe der geistgeschenkten Unterscheidungsgabe bewältigen.¹³ Solche Unterscheidung ist eines der wichtigsten Merkmale für die Gestaltung des asketischen und spirituellen Lebens und wird von den Vätern als der „königliche Weg“ bezeichnet.¹⁴

In einer sentenzenartigen Wendung vom rechten Gespür für den Augenblick (RB 2,24) weist Benedikt auf die grundlegende geistliche und menschliche Klugheit und Weisheit hin, die situationgerecht und personengerecht unterschiedliche Verhaltensweisen erfordert. Biblisch ausgedrückt handelt es sich um die Wahrnehmung des Kairos. Die individuelle Sicht auf das Verhalten der Brüder ist der monastischen Pädagogik vertraut. Der Abt muss Ermutigung aussprechen, ohne Angst zu haben, der Bruder könne in seinem Eifer nachlassen. Er muss loben können, was als wichtiger Faktor der Menschenführung nötig ist und fähig sein, den Bruder in seiner anzuerkennen und zu würdigen. Er darf nicht aus falscher Sanftmut, aus Unfähigkeit im Umgang mit Konflikten,

aus Zaghafteit oder Angst die Konfrontation vermeiden und dadurch einen Bruder in falscher Sicherheit wiegen. „Er muss wissen, welche schwierige und mühevollere Aufgabe er auf sich nimmt: Menschen zu führen und der Eigenart vieler zu dienen. Muss er doch dem einen mit gewinnenden, dem anderen mit tadelnden, dem dritten mit überzeugenden Worten begegnen.“ (RB 2 31) Das kann nicht bedeuten, die unterschiedlichen Erwartungshaltungen zu bedienen, allem und jedem zu Willen zu sein, den Weg des geringsten Widerstandes zu wählen, ein Helfersyndrom zu entwickeln, sondern meint die Orientierung am Menschen und an den Anliegen des monastischen Lebens.

Der Dienst der Besserung

Einer der immer wiederholten und eindringlichsten Standards des Frühen Mönchtums ist die Verpflichtung der Oberen, auf Fehlverhalten zu reagieren. Sein Dienst besteht in der Wahrung der monastischen Lebensführung – der *regularis vitae custodia* (Gregor d. Gr.)¹⁵ und der Sorge für die Einhaltung und Glaubwürdigkeit der koinobitischen Standards. Dazu gehört in der ganzen monastischen Überlieferung vor allem die Pflicht der Oberen zur Zurechtweisung. Ihnen „wurde von Gott ein Gut anvertraut, nämlich der Wandel der Brüder – *conversatio[nem] fratrum*“.¹⁶ Diese Sorge spricht schon 1 Thess 5,14 aus: „Wir ermahnen euch, Brüder: Weist die zurecht, die ein unordentliches Leben führen.“

Die Benediktusregel nimmt diesen Gedanken an zahlreichen Stellen auf.¹⁷ Je eher das Fehlverhalten eines Bruders angesprochen wird, umso gründlicher kann er sich ändern. Ziel der äbtlichen

Mühe ist die Chance zu einem glaubwürdigen Leben als Mönch, ist Besserung und Umkehr, nicht die Bestrafung. Deshalb warnt die Tradition vor allzu großer Nachsicht und weist auf das Beispiel des Priesters Heli hin.¹⁸ Das kann durchaus eine Mutprobe für den Verantwortlichen sein und häufig ein Erweis von Charakterstärke. Wo es notwendig ist, muss er Tadel aussprechen und Sanktionen verhängen, ohne Angst vor dem Verlust der Beliebtheit oder dem Vorwurf mangelnder Barmherzigkeit. Er darf nicht aus falscher Sanftmut, aus Unfähigkeit im Umgang mit Konflikten, aus Zaghafteit oder Angst die Konfrontation vermeiden und dadurch einen Bruder in falscher Sicherheit wiegen. Denn alles, was nicht angesprochen und angemahnt wird, wird als nonverbales Einverständnis verstanden und gewertet.

Autorität und Macht

Auf den ersten Blick scheint die Benediktusregel einem hierarchischen, fast autoritären Amtsverständnis zu entsprechen. Aber bei Kenntnis des Textes wird schnell deutlich, dass Benedikt einen Führungsstil bevorzugt, der auf der einen Seite von der Notwendigkeit einer klaren Leitung überzeugt ist, andererseits aber weit entfernt ist von Machtgebahren, von Willkür und Tyrannei. Vor allem verhindert er, dass der Abt sich über Amt und Macht definiert. So bleibt in der Benediktusregel der eigentliche Hausherr und Hausvater des „Hauses Gottes“ Christus.

Dem entspricht ein Wort, das Benedikt zweimal unmittelbar hintereinander gebraucht, das aber meist übersehen wird: „So wird er (der Abt) an der ihm anvertrauten Herde – *gregis sibi com-*

missi – keinen Schaden erleiden. Vor allem darf er über das Heil der ihm Anvertrauten – *animarum sibi commissarum* – nicht hinwegsehen.“ (RB 2,32f.; 63,2) Die Herde, die Brüder sind dem Abt gleichsam in Kommission gegeben. Das bedeutet im Wirtschaftsleben den Auftrag, stellvertretend für den Auftraggeber bestimmte Geschäfte abzuwickeln. Der Eigentümer ist und bleibt ein anderer. Wer etwas in Kommission nimmt, muss alles behutsam und sorgfältig behandeln, da er es unter Umständen wieder zurückgeben muss, und zwar unbeschädigt. Er wird sich auch bemühen, einen Mehrwert zu erwirtschaften: das geistliche Wachstum und das Heil der Brüder (vgl. RB 41,5). Dennoch spricht Benedikt positiv von der *potestas abbatis*. Mit „Macht“ ist das Wort unzureichend übersetzt. Es kommt von *posse* und meint das Können und die Kraft, das Mögliche wirklich zu machen. Vor allem bezeichnet es in der Benediktusregel die ‚Bevollmächtigung‘ durch die Wahl der Gemeinschaft, als Abt zu handeln. Doch anders als die römische *patria potestas*, die uneingeschränkte Verfügungsgewalt des *pater familias*, bezieht sich die *potestas abbatis* auf die Verwirklichung des gemeinsamen Lebens auf der Grundlage der Heiligen Schrift und der monastischen Überlieferung. Benedikt sieht aber zugleich die Notwendigkeit, auf die Grenzen solcher Macht hinzuweisen in der Mahnung an den Abt, er „bringe jedoch die ihm anvertraute Herde nicht in Verwirrung. Er treffe keine ungerechte Verfügung, als könnte er seine Macht willkürlich gebrauchen – *quasi libera utens potestate*“ (RB 63,2). Zum Amt gehören neben der Vollmacht (*potestas*) auch Gestaltungsmöglichkei-

ten (*arbitrium*): Der Abt kann Bestimmungen treffen, und er hat dabei Spielräume des Ermessens, die ihm vorbehalten sind. Er nimmt sie wahr, wenn sich bei der Beratung der Brüder aus allem Gesagten die Entscheidung herauschält, die am besten als Konsens zu erkennen ist (RB 3,5). Benedikt weist dem Abt diesen Spielraum zu, damit er flexibel auf die individuellen Bedürfnisse der Brüder eingehen kann. So soll er Rücksicht nehmen, wenn einige Brüder durch einen Dienst stärker beansprucht sind als andere.¹⁹ Benedikt weiß, dass Menschen nicht unbegrenzt belastbar sind. Auch außergewöhnliche und belastende Situationen wie schwere Arbeit oder große Hitze können „mehr erfordern – *amplius poposcerit*“. (RB 40,5) Dann steht es im Ermessen und in der Vollmacht des Abtes, „etwas mehr zu geben – *in arbitrio et potestate abbatis erit ... aliquid augere*“. (RB 39,6) Diesen Gestaltungsraum des Abtes bestätigt Benedikt, wenn er die Gemeinschaft definiert als einen geistlichen Ort, wo „die Starken finden, wonach sie verlangen, und die Schwachen nicht davonlaufen“. (RB 64,19)

Bei aller Bedeutung des Amtes mit seiner speziellen Verantwortung bleibt die Beziehung zwischen Abt und Mönchen stets auf gleicher Augenhöhe. Das zeigt sich daran, wie Benedikt mit dem Thema der Delegation umgeht und zugleich von der Last, der Bürde des äbtlichen Amtes ausgeht. (RB 21,3; 64,7) Die Delegation ist für bestimmte Personen oder Dienste ein wichtiges, bereits biblisches Thema. Vor allem ist die Gestalt des Mose eng verknüpft mit einer Gruppe von Helfern. (Ex 18,13-26; Deut 1,13) Dabei setzt Benedikt voraus, dass der Abt willens ist, Aufgaben zu dele-

gieren. Mit *partiat* (RB 21,3) – teilen – ist die Anerkennung von Fähigkeiten und Kompetenzen der Brüder angesprochen und die Bereitschaft des Abtes, nicht alles allein machen zu wollen. Die Voraussetzung ist, dass er sich ihrer Loyalität sicher sein und sich auf ihren Einsatz für die Gemeinschaft und auf ihre Selbstlosigkeit verlassen kann. Diese Erwartungen sind in ihrer Intention nicht auf bestimmte Mönche beschränkt. Das geistliche Profil setzt den Maßstab auch für alle anderen Brüder in ihrem unterschiedlichen Dienst. Es werden Grundhaltungen ausgesprochen, die jeden Mönch kennzeichnen sollen. Es gibt unterschiedliche Delegation, aber die Verlässlichkeit muss dieselbe sein.

Den vielleicht wichtigsten Umgang mit Macht klärt Benedikt in einem Kapitel, das in der gesamten monastischen Literatur singulär ist. Auf das Kapitel 2 der Benediktusregel, das über den Abt spricht, fügt Benedikt mit RB 3 die Bedeutung des Rates aller Brüder an. Mit *consilium* bezeichnet er zum einen die Versammlung, die berät, zum anderen die Ansichten, Vorschläge und Kenntnisse der Mönche. Der Abt ist verpflichtet, einen solchen Rat einzuberufen, soll aber nicht mit einer festgelegten Meinung und mit bereits getroffener Entscheidung im Wissen um den Ausgang der Beratung kommen. „Er soll den Rat der Brüder anhören“ (RB 3,2). Das Anhören aller Brüder ist ein langwieriger Prozess, den Benedikt offensichtlich nicht abkürzen will. Wichtig ist in diesem Fall die grammatikalische Form, in der Benedikt diese Aufforderung ausdrückt. Er schreibt mit „*et audiens consilium fratrum*“ das Partizip praesens und stellt damit seine Vorstellung eines

solchen Vorgangs dar. Der Abt hört nicht nur an, er ist ein Hörender. Im Lateinischen handelt es sich nicht um eine abgeschlossene Handlung, sondern formuliert einen andauernden Vorgang als aktive Bereitschaft und bedeutet wirkliches Zuhören, die Wahrnehmung und Würdigung der Ansichten der Brüder. Aktives Zuhören ist ein interpersonales Geschehen, das die Argumente, Fragen und Wünsche der Brüder wahrnimmt, aufnimmt und ernst nimmt. Diese Bereitschaft geht so weit, dass Benedikt schreiben kann: „Dass aber alle zur Beratung zu rufen seien, haben wir deshalb gesagt, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist.“ (RB 3,3) Der Abt verschließt die Ohren nicht und stellt sie nicht „auf Durchzug“. Das gleiche gilt auch für die Brüder. Das muss keine Zustimmung bedeuten, aber der Abt muss einen Meinungsbildungs-, Gesprächs- und Entscheidungsprozess mit der ganzen Gemeinschaft ermöglichen. Es geht nicht um die Durchsetzung bestimmter Meinungen, sondern letztlich darum, gemeinsam den Willen Gottes zu tun.

Schlusswort

Der Anspruch, der mit der Führung der Gemeinschaft verbunden ist, bleibt sehr hoch. Er weist darauf hin, dass es um Menschen geht, die dem betreffenden Oberen anvertraut sind. Daher zielt Benedikt auf das eigentliche Zentrum des äbtlichen Dienstes: das Heil der Brüder – *salus animarum* (RB 2,33) und die Rechenschaft für sie. Entscheidend eignet daher dem äbtlichen Dienst die Sorge, das eschatologische Heil der Anvertrauten nicht zu gefährden. Mit *salus* verwendet Benedikt ein Wort mit ho-

hem Anspruch, das unmittelbar zurückweist auf den *salvator*, den Erlöser, als der Christus in der Theologie der Väter immer deutlicher hervortritt, vor allem bei Augustinus: „*Venit ergo salvator ad genus humanum, nullum sanum invenit, ideo magnus medicus venit.*”²⁰ Dann ist die klösterliche Gemeinschaft eingebettet in das Heils-Handeln Christi an ihr. Benedikt spricht in diesem Zusammenhang nicht von Mönchen, Brüdern oder Menschen, sondern von *animae*, ein Begriff, der nur schwer mit Seelen übersetzt werden kann, den er aber immer dann verwendet, wenn es um die ‚Seel’sorge für die Mönche geht.²¹ Mit zwei scharfen Worten – *dissimulare und parvipendere* – warnt Benedikt den Abt davor, dies absichtlich zu übersehen, zu ignorieren oder unberücksichtigt zu lassen, wie auch geringzuschätzen oder dem keine Bedeutung beizumessen. (vgl. RB 2,33) Das eschatologische Heil der Brüder ist das tiefste Anliegen Benedikts.

Damit steht der Abt ganz unter dem Gedanken der Rechenschaft vor Gott, die einen entscheidenden Platz in seiner Amtsführung hat.²² Er soll im ständigen Bewusstsein seiner Verpflichtung vor dem wiederkommenden Herrn leben. Mit dem Bild des guten Knechtes und des treuen Verwalters, das die endzeitlichen Gleichnisse Jesu herausstellen und eindringlich empfehlen, bildet die neutestamentliche Aufforderung zur Rechenschaft mit ihrem eschatologischen Ernst bei Mt 25,14–30 und Lk 16,1–8 einen starken Appell an die Verantwortung in der Menschenführung.

-
- 1 Vgl. Hors., Lib. 17: Joh 21,15–17; 1 Petr 5,21; RM 1,82–87; 1 Kor 12,28; Eph 4,11; RB 5,6.15; Lk 10,16.
 - 2 Ign., Magn. 6,1.
 - 3 Vgl. Joh 17,21–23; vgl. Ps 133,1; Cypr., Ep. 59,5,1–2.
 - 4 Cypr., Dom. orat. 8.
 - 5 Vgl. RB 31,1–2.
 - 6 Vgl. RB 21,1.4.
 - 7 Z.B. Orig., Hom. 1 Sam. 1,7; Hom. Jesu Nave 7,6; Cypr., Zel. 12; Bas., Reg. 15,1–5 = Reg.brev.tr. 98; Cassiod., Inst.divin. 1,20; RM 2,11–15; RB 2,11–15; 4,60.
 - 8 RB 2,11–13.
 - 9 Vgl. Hors., Lib. 10; 47; RB 64,2; 1 Kor 4,16; 1 Kor 11,1; Phil 3,17; 1 Tim 4,12–13.
 - 10 Vgl. Hors., Lib. 9; 46; R4P 2,2–3; RO 1,1: *abbatis conversatio*.
 - 11 Z.B. Apophth. Patr. 27; 366; 776.
 - 12 Vgl. RB 2,13–15. 33–36.39–40; 4,61; 21,5; 27,6; 31,1.6; 46,6; 61,4; 63,2.14; 64,3.13.16; 65,8.22.
 - 13 1 Kor 12,10: *alii discretio spirituum ...* einem andern die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden.
 - 14 Vgl. Apophth. Patr. 605; 906; 1108; Cass., Coll. 2,4,4.
 - 15 Dial. 2,3,3; vgl. in derselben Bedeutung RB 65,11: *propter pacis caritatisque custodiam*.
 - 16 Hors., Lib. 11.
 - 17 Z.B. RB 2,26–29.
 - 18 Vgl. 1 Sam 4,18; Pach., Inst. 18,53.
 - 19 Z.B. die Entlastung des Cellarars vom Küchendienst (RB 35,5); die Wochendiener (RB 35,12–14); der Tischleser (RB 38,10); das Prinzip der Hilfe (RB 35,6).
 - 20 Aug., Sermon. 155,10. Vgl. RB 27,1; 28,2; 30,3.
 - 21 Vgl. RB 2,31.34.37; RB 27,6; 41,5; RB 58,6; RB 66,6.
 - 22 Z. B. RB 2,34.37–39; 3,11; 63,3; 64,7; 65,22.



Zum Einstieg in das Studienthema „Vom Leiten im Orden“ bei der diesjährigen Mitgliederversammlung der DOK wurde gefragt: „Welches Stichwort fällt Ihnen spontan zum Thema ‚Leitung‘ ein?“ Die „Wortwolke“ bildet die Antworten der Ordensoberinnen- und oberen ab.

Andreas Einig

Dr. Andreas Einig ist Leiter der Personal- und Organisationsentwicklung sowie der internen Unternehmensentwicklung der Zentrale der BBT-Gruppe (Barmherzige Brüder Trier).



Andreas Einig

Was Leitung gut macht!?

DOK-Mitgliederversammlung 2014: Impulsvortrag im Rahmen des Studienteils der Tagung „Vom Leiten im Orden“

Vorbemerkung

Es ist schon interessant, dass Sie sich als Ordensleute mit dem Thema Leitung auseinandersetzen. Wirtschaft und Industrie orientieren sich an Ordensregeln, wenn es um Leitung bzw. Führung geht. Viele Führungskräfte suchen bewusst Fort- und Weiterbildungen sowie Einkehrtage von Ordensgemeinschaften. Wenn man Orden als eine der beständigsten Lebens- und Organisationsformen der Menschheit betrachtet, dann kann man sich die Frage stellen, ob dies etwas mit Leitung zu tun hat?

Begriffsklärung

Der Begriff Leitung ist nicht wirklich eindeutig. Je nach dem, vor welchem Hintergrund (z. B. einem theologischen, sozialwissenschaftlichen, betriebswirtschaftlichen etc.) bzw. in Bezug auf welchen Kontext (z. B. Kirche, Ordens-

leben, Wirtschaft, Sozialwesen, Familie, Verein etc.) jemand Leitung definiert und deutet, wird er/sie eine für sich schlüssige Definition vornehmen. Schon Konfuzius hat gesagt: „Bevor ihr euch streitet, klärt die Begrifflichkeiten!“ Wenn wir also gemeinsam mit und über Leitung in Ordensgemeinschaften in den Dialog eintreten, ist es aus meiner Sicht hilfreich, verschiedene Dimensionen von Leitung zu eröffnen, um die verschiedenen Sichtweisen und Perspektiven einzubeziehen und so den Möglichkeitsraum von Leitung bewusst offen zu halten oder ihn gar zu erweitern, um nicht in eine Diskussion zu verfallen, was richtige oder falsche bzw. gute oder schlechte Leitung ist.

Im Folgenden möchte ich daher Impulse aus verschiedenen Perspektiven zum Leitungsbegriff, zu Dimensionen von Leitung, zu den Herausforderungen und Anforderungen sowie zur Leitungskompetenz bzw. dem, was Leitung gut

macht, geben. Zu differenzieren sind sicherlich die verschiedenen Deutungen und Begriffe. Es gibt wahrscheinlich so viele Deutungen und Definitionen von Leitung wie es Wissenschaftler gab und gibt, die sich dem Thema annehmen. Allein Bernard M. Bass hat ca. 7.500 davon gesammelt. Die Wortherkunft von „leiten“ lässt sich im Begriff Regiment (aus dem lateinischen „regimentum“) ausfindig machen.¹ „Regere“ kann hierbei mit lenken, leiten, beherrschen oder regieren übersetzt werden.² Der Duden gibt für das Wort „Leitung“ folgende Bedeutung an: Führung und Betreuung³; andere Quellen listen auch Beaufsichtigung und Verwaltung auf.⁴ Hier wird schon die breite Palette der Wortbedeutung von Leitung deutlich.

Dimensionen und Aufgaben von Leitung

Im Hinblick auf die Dimensionen und Aufgaben von Leitung definiert Malik, ein bekannter Kopf im Bereich der Führungsforschung und -entwicklung, beispielsweise die Grundsätze wirksamer Führung mit:

- Resultatorientierung
- Beitrag zum ganzen
- Konzentration auf Weniges
- Stärken nutzen
- Vertrauen
- Positiv denken.

Die Aufgaben wirksamer Führung sind nach ihm:

- Für Ziele sorgen
- Organisieren
- Entscheiden
- Kontrollieren
- Menschen entwickeln und fördern.

Ob damit gelungene Führung wirklich immer sichergestellt und Leitung gut

wird, kann angefragt werden. MALIK fügt des Weiteren hinzu, dass jeder Mensch Führungskraft sei, denn Führung beginne schon mit der Selbstführung. Doch wie ist die Aussage, dass jeder Mensch führen könne, genau zu verstehen?

Schmitz und Zwierlein schreiben in ihrem Buch folgendes dazu: „In dem Moment, wo ein Mensch zu sich selbst erwacht, erwachsen wird und sein eigenes Leben führen will, wird er beginnen, seinen persönlichen Weg zu entdecken und zu gehen.“⁵ Jeder Mensch führt demnach zumindest sich selbst!

In diesem Zusammenhang sind jedoch auch folgende Aspekte zu beachten:

- Nicht jeder Mensch ist in einer Führungsfunktion!
- Nicht jeder Mensch in einer Führungsfunktion ist eine Führungspersönlichkeit!
- Nicht jede / jeder, der eine Führungsposition inne hat, füllt diese deswegen auch gut aus!

Dimensionen, Aufgaben und Herausforderungen von Leitung

Drucker macht auf drei Dimensionen des Managements und somit auch der Leitung aufmerksam:

- Die Qualität des Managements (der Leitung) wird unter anderem an den Ergebnissen gemessen. Dies macht es zu einer technischen / ökonomischen Disziplin.
- Darüber hinaus hat Management (Leitung) auch mit den Menschen zu tun, mit ihren Werten und ihrer Entfaltung. Dadurch wird es zusätzlich auch zu einer Humanwissenschaft.
- Ergänzend dazu stellen sich im Management (in Leitung) immer auch

Fragen nach richtig und falsch, nach gut und böse sowie nach Sinn. Damit wird das Management (Leitung) im traditionellen Sinn auch Geisteswissenschaft.

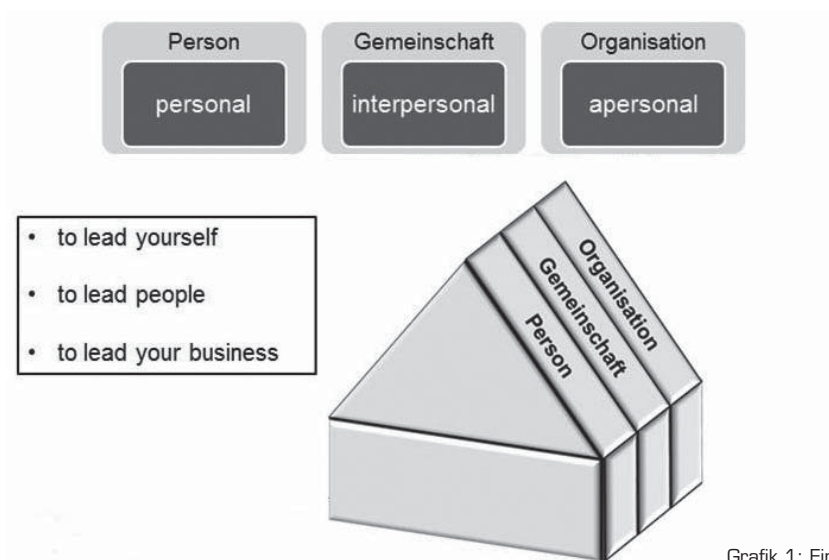
Schmitz / Zwierein stellen dar, dass sich Führung in Management und Leadership unterteilt. Die nachfolgende Abbildung entwirft eine Gegenüberstellung von Management und Leadership.

Management	vs.	Leadership
Sache		Beziehung
Organisation		Menschen
Wie – do things right		Was: do right things
Effizienz		Effektivität
Harte Faktoren		Weiche Faktoren
Zahlen und Fakten		Werte und Visionen
Strukturen und Prozesse		Interaktionen
Rational-intellektuell		Emotional-intuitiv
Kopf		Herz

Wen oder was gilt es eigentlich zu Leiten? Leitung und Führung beziehen sich systemisch betrachtet auf drei Systemelemente:

1. Person: Hier geht es um die Führung von Einzelpersonen (auch von mir selbst)
2. Gemeinschaft: Gemeint ist hierbei die Führung mehrerer Personen von
3. Organisation: Auch das Management der Dinge (Abläufe / Prozesse, Inhalte, Organisationsformen) muss berücksichtigt werden.

der Zweierbeziehung über die Teamentwicklung bis hin zu einer gesamten (Dienst-)Gemeinschaft (von der Zielausrichtung über Rollen und Werte bis hin zu Konflikten)



Grafik 1: Einig 2014

Eine Gute Leitung sollte demnach sich selbst, den Nächsten (auch als Gemeinschaft) und auch die Organisation im Blick haben. (vgl. Grafik 1).

Entzaubern der Führungsmythen

Es gibt immer noch viele Mythen in Bezug auf Führung. Eine religiös begründete und theologische Reflexion führt nach Nethöfel in Bezug auf Jürgen Weibler möglicherweise jedoch zu einer Entzauberung von Führungsmythen:

- Heldenmythos: Führende sind allmächtig.
- Abstammungsmythos: Führende besitzen ein Führungsgen.
- Geschlechtermythos: Führung ist männlich.
- Objektivitätsmythos: Führungskräfte führen.

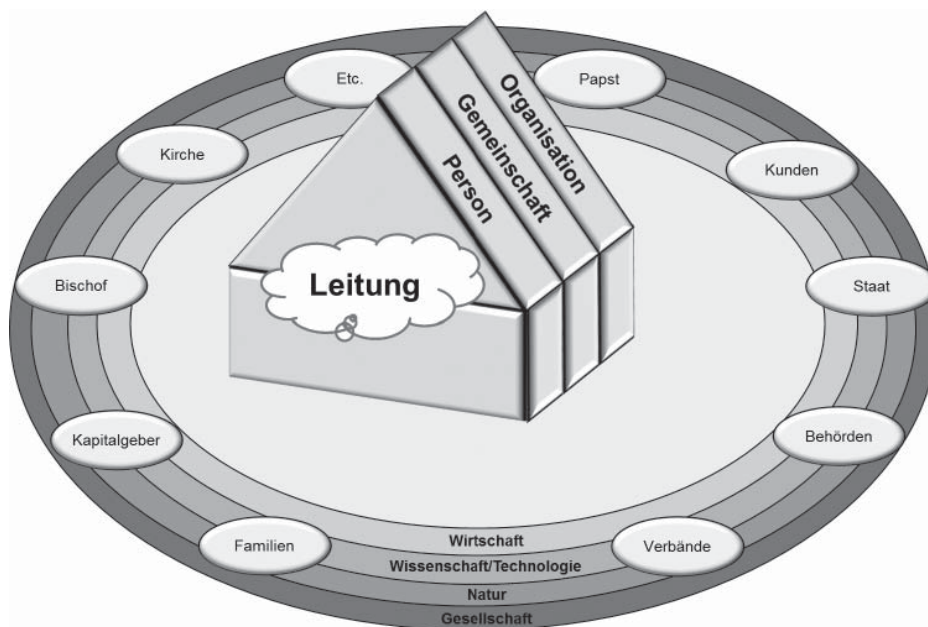
- Signifikanzmythos: Führungskräfte bewirken Erfolg.
- Machbarkeitsmythos: Führung ist planbar.
- Ethikmythos: Führung dient dem Wahren, Schönen und Guten.

Es bleibt also auch festzuhalten, dass sich eine gute Leitung nicht an Mythen orientiert.

Servant Leadership – Führung als Dienst

Schnorrenberg nennt aus seiner Perspektive Prinzipien von Führung:

- Führung verbietet nicht, sondern schafft Freiräume für eigene Erfahrungen.
- Führung herrscht nicht, sondern dient.
- Führung urteilt nicht, sondern fragt um Einsicht.



- Führung leitet nicht, sondern orientiert sich.
- Führung dirigiert nicht, sondern erläutert.
- Führung belehrt nicht, sondern teilt Erfahrungen.
- Führung unterweist nicht, sondern informiert.
- Führung beleidigt nicht, sondern respektiert die/den Einzelne/-n so, wie sie/er ist.
- Führung intrigiert nicht, sondern ist offen, fair und wahrhaft.

Diesen Prinzipien von Schnorrenberg folgend kann eine gute Leitung als dienend und nicht herrschend beschrieben werden.

Leitungskontexte

Leitung findet immer auch in einem konkreten Kontext statt: In Bezug auf die Ordensgemeinschaft sind damit die einzelnen Personen, die Gemeinschaft als solche sowie die Organisation gemeint. (vgl. Grafik 2) Bedingt wird die

Leitung dabei durch die vier Umweltsphären Wirtschaft, Wissenschaft/Technologie, Natur und Gesellschaft sowie durch die Einfluss-, Interessens- und Anspruchsgruppen (z.B. der Einfluss durch den Staat oder den Kapitalgeber usw.). Eine gute Leitung muss sich dieses Umstands bewusst sein und sowohl den internen als auch den externen Kontext berücksichtigen.

Des Weiteren sollte beachtet werden, dass sich auch die Umwelt sowie die Einflüsse, Interessen und Ansprüche ändern können. Eine gute Leitung sollte daher eine zeitgemäße Führung beinhalten.

Führung als Zustand

Dilts beschreibt in Bezug auf das Konzept der logischen Ebenen Führung als einen Zustand und nicht allein als eine Aktivität. Er spricht in diesem Zusammenhang vom „Erreichen eines ausgerichteten Zustands“.⁶

In solch einem Zustand stimmt das Verhalten mit den Fähigkeiten, Überzeugun-



Grafik 3: Einig 2014

gen und Werten sowie mit der Identität und der Mission/Berufung in einer konkreten Situation überein und ist auf die Spiritualität hin ausgerichtet. (vgl. Grafik 3) So finden zwei Bewegungen statt:

- Sinnstiftung & Begründung
- Ausrichtung & Korrektur

Ist dies der Fall, verhält sich eine Person kongruent, wirkt authentisch und entfaltet ihre volle Wirkkraft. DILTS vergleicht diese Performance mit der eines Athleten, der sich nicht nur physisch, sondern auch mental auf einen Wettkampf vorbereitet.

Wenn sich das Umfeld ändert, lautet die Aufgabe nicht: „es muss etwas passieren“, sondern „ich muss etwas tun“. Man muss sich fragen: „Auf welcher dieser Ebenen ergibt sich für mich als Leitung der Entwicklungsbedarf?“

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

-
- 1 Vgl. <http://www.wissen.de/wortherkunft/regiment> (abgerufen am 10.07.2014).
 - 2 Vgl. ebd.
 - 3 Vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Leitung> (abgerufen am 10.07.2014).
 - 4 Vgl. <http://www.wortbedeutung.info/Leitung/> (abgerufen am 10.07.2014).
 - 5 Schmitz / Zwierlein, Management und Spiritualität: Ein Erfahrungs- und Arbeitsbuch.
 - 6 Dilts 1998, S. 45.

»So hat Gott in der Kirche
die einen als Apostel eingesetzt,
die anderen als Propheten,
die dritten als Lehrer,
ferner verlieh er die Kraft,
Wunder zu tun,
sodann die Gaben Krankheiten zu heilen,
zu helfen, zu leiten,
endlich die verschiedenen Arten
von Zungenrede.«

Christine Rod MC

Sr. Christine Rod MC, Jahrgang 1959, ist Theologin und Supervisorin sowie Regionalleiterin der Missionarinnen Christi für Deutschland und Österreich. Zuvor war sie 10 Jahre lang Bereichsleiterin (Studienleiterin) für Ordensentwicklung im Kardinal König Haus in Wien.



Sr. Christine Rod MC

Leiten lernen

1. Lernen – einer Spur folgen

Wie geht es Ihnen, wenn Sie das Wort „Lernen“ hören? Ist es etwas, das für Sie attraktiv und lustvoll klingt, das Ihre Neugier weckt, das Sie lockt, mehr wissen zu wollen und sich auf den Weg zu machen? Etwas, das Ihnen Freude macht und Ihnen neue Verstehens- und

Handlungsmöglichkeiten auftut? Oder ist es eher so, dass unangenehme Gefühle und Assoziationen aufsteigen, Erinnerungen an vergangene Zeiten, von denen Sie froh sind, dass sie längst vorbei sind?

Niemand hat keine Erfahrung mit Lernen, auf der persönlichen Ebene zumindest. Die Erfahrung von Lernen ist tief in uns eingegraben, und ihre Macht ist nicht zu unterschätzen. Es gibt erstens ein Lernen, das sozusagen zum unhinterfragten biografischen Standardprogramm gehört (die Schule). Es gibt zweitens ein Lernen (auch schon zu Schulzeiten), das wir selber anstreben, das uns hilft, Neues zum schon Bekannten hinzuzufügen, den Horizont zu erweitern, unsere Neugier zu stillen. Dann gibt es drittens allerdings auch ein Lernen, das wir uns keineswegs selber gesucht haben. Ein Lernen, Umlernen, Dazulernen, das uns das Leben aufge-

Der nebenstehende Artikel knüpft an Erfahrung aus dem Lehrgang für Ordensleute „Verantwortung in religiösen Gemeinschaften“ des Kardinal König Hauses in Wien an. Der nächste Lehrgang in insgesamt sieben Kurswochen beginnt im Dezember 2014. Ein weiterer Kurs wird voraussichtlich im Frühjahr 2016 starten. Nähere Informationen: www.kardinal-koenig-haus.at.

zwungen hat. Auf jeden Fall geht es ein Leben lang immer wieder um den Versuch, sich neu in diesem Leben, in dieser Welt zurechtfinden.

Etymologisch ist der Begriff „Lernen“ mit „Geleisen“ verwandt. Daraus ist erst im 19. Jahrhundert die Festlegung auf die Bahngelise geworden, aus denen es kein Hinaus mehr gibt. Ursprünglich bedeutete Lernen: „einer (Wagen-)Spur nachgehen, nachspüren“. Lernen erwächst also aus einer „Spürigkeit“, einer besonderen Sensibilität, bzw. es führt dazu. Jemand, der gut gelernt hat – so stellt sich bei diesen etymologischen Erkundungen heraus – ist „listig“.¹ Leider hat dieser Begriff den Beigeschmack der Hinterhältigkeit angenommen, aber was davon durchaus zu lernen wäre, ist die Klugheit, ja die Weisheit und beinahe die Schlaueheit.

Es gibt also verschiedene Motivationen und verschiedene Weisen des Lernens. Schon einer der Altmeister der Lerntheorien, Jean Piaget (1896 – 1980), wusste um die verschiedenen Arten von Lernen, je nach Notwendigkeit und Kontext. Er benennt die eine Grunddimension „Lernen durch Assimilation“: Der Lernende nimmt einen Unterschied, eine Information, eine Herausforderung, einen Wissens- und Erkenntniszuwachs wahr, die zu seinen bisherigen Vergangenheits- und Zukunftsorientierungen passen bzw. zu denen er das Neue wie in ein Gerüst hinzufügen kann. Es geht um eine Systematisierung und Integration von Angesammeltem und Wahrgenommenem. „Das heißt, die aktuellen Erfahrungen werden mit bereits bekannten Vorerfahrungen identifiziert, die Wahrnehmungen werden als ‚bekannt‘ kategorisiert, und es wird mit

dem für diese bekannte Situation verfügbaren Schema reagiert.“² Dann gibt es aber auch das „Lernen durch Akkommodation“: Die bisherigen Muster, die bekannten Deutungen und die bisher tauglichen Verhaltensweisen passen nicht mehr, werden verstört und aus dem Gleichgewicht geworfen. Dabei geht es zunächst nicht mehr um eine Integration des Wahrgenommenen, sondern um eine Begegnung, ja eine Konfrontation mit etwas ganz Neuem. „Bei diesem Vorgang verändern sich die inneren Strukturen von Überzeugungen, Ideen und Einstellungen. Dieses Lernen stellt weit höhere Anforderungen. Es ist ein Erfahrungsprozess, in dessen Verlauf man sich einer veränderten Welt anpasst; man geht durch eine schwere innere Krise, an der man mit allen Fasern seines Seins, mit Kopf und Herz, beteiligt ist. Man weiß vorher nicht, wie dieser Prozess ausgehen wird, man weiß nur, dass man am Ende ein anderer Mensch sein wird. Es ist diese Wechselbeziehung mit der Umwelt, die dem einzelnen die Möglichkeit gibt zu wachsen, zu überleben und sein Potential zu entfalten.“³

Die Rede ist also von zweierlei Arten von Lernen, und bei dem, was Orden in Mitteleuropa heute an Umwälzungen und Umbrüchen widerfährt, könnte es sich lohnen, die zweite Weise des Lernens besonders ernst zu nehmen.

2. Ein anderes Leiten

„Früher gab es keine Leitungsausbildung, und ich habe auch geleitet. Und vielleicht gar nicht so schlecht!“, höre ich manchmal von Führungskräften in Orden oder im sonstigen kirchlichen Umfeld, in einer Mischung aus Kokette-

rie, Ironie und verborgener Unsicherheit. Stimmt, früher gab es keine teuren, mehrsemestrigen Leitungsausbildungen, vielleicht auch noch mit unangenehmen Aufnahme- und Auswahlverfahren. Warum nicht? Waren die Menschen klüger – die Leitenden wie auch die Zu-Leitenden? War Leiten leichter?

Ja und Nein. Leiten war sicher immer schon schwierig, weil Leitungspersonen – im Vergleich zu der Gruppe oder Gemeinschaft, die sie leiten – immer in der Minderheit und daher exponiert, manchmal sogar einsam sind. Und weil gutes Leiten immer mit Vorausschau und mit In-die-Wege-leiten von etwas zu tun hat, was noch nicht ist, und was sich daher viele der Gemeinschaftsmitglieder gar nicht vorstellen können (oft mit einem empörten „So etwas hat es bei uns noch nie gegeben!“). Leitende Menschen waren immer auch schon die Impulsgeber und –geberinnen. Woher sie selber die Impulse und die Inspiration bekamen, das war auch immer schon ihrer eigenen Kreativität überlassen, oder der Zeit, die sie sich mühsam für Lesen und Nachdenken aussparen konnten. Auch eine Form von Einsamkeit. Schließlich war Leiten auch immer schon schwierig, weil es ein wesentliches Element von Leitung ist, Entscheidungen zu treffen, d.h. Trennlinien vorzunehmen, etwas weiterzuführen oder gar erst zu ermöglichen – und anderes nicht oder nicht mehr. Und somit hat Leiten immer auch schon geheißen, Menschen zu enttäuschen, damit anderes, Neues möglich wird.

Die eben genannten Grundzüge von Leiten waren schon in Zeiten „steiler Hierarchien“ anspruchsvoll genug. Was allerdings entlastet hat, waren genau

geregelte Plätze in der Hierarchie (inklusive entsprechender Symbole wie Ringe, Schreibtische, Sitzplätze, „Frau Mutter“-Titel, Sekretärin, Chauffeur, Reisemöglichkeiten usw.), mit sehr genauer Kompetenzzuschreibung; mit sehr genauer Regelung, wer was wem anzuordnen hat, wer „über“ oder „unter“ wem steht. Und ehrlich gesagt auch: Wer welche Freiheiten hat. Die Vorteile einer solchen so genannten steilen Hierarchie waren für die Mitglieder eine hohe Sicherheit und Stabilität, für die Leitungen selber die Möglichkeit, schnell, unkompliziert und ohne lange Rückfragen Entscheidungen treffen zu können.

Eine Hilfe mit diesem Konstrukt von Leitung und Organisation war sicher auch der beinahe unerschütterliche Glaube an die Amtsgnade. Es gibt sie ja tatsächlich, die Gnade einer Leitungsaufgabe, das Vorschussvertrauen der Mitbrüder und Mitschwester, die größere Handlungsmöglichkeit aufgrund der Wahl oder der sonst zugesprochenen Leitung, den Segen Gottes.

Leiten ist heute aber nicht nur gefühlt, sondern tatsächlich schwieriger, komplexer und uneindeutiger geworden, und zwar in allen Arten von sozialen Systemen. Erst recht in Orden und anderen kirchlichen Organisationen.

Leiten ist in den letzten Jahrzehnten wesentlich schwieriger, vielleicht aber auch wesentlich spannender und kreativer geworden. Warum? Es gibt viele Gründe; ein paar davon sollen hier skizziert werden.

2.1 *Communio* – oder flache Hierarchien

Die Hierarchien sind flacher geworden. Die „Frau Mutter“ und das „Sie“ sind

weitgehend verschwunden; gleichbleibende Tischordnungen und rigide Rituale, die klar angezeigt haben, wer wann das Sagen hat, sind (zumindest zeitweilig) aufgelöst worden; Räte und Kommissionen (d.h. Kompetenzverteilungen) sind eingeführt worden. Beteiligung und Mitverantwortung sind gefragt (auch wenn das manchmal bei an Beteiligung und Mitsprache „entwöhnten“ Ordensleuten Irritation hervorruft). Mit dem Abflachen der Hierarchien haben sich auch Machtumverteilungen ergeben, und so manche Leitung weiß ein Lied davon zu singen, wie sie von Nicht-Leitungsmitgliedern ausgebremst oder beinahe lahmgelegt werden kann, weil sich diese z. B. für eine neue Aufgabe zu wenig gefragt, gewürdigt, beteiligt wissen. Die informelle Macht ist eben doch oft stärker als die formelle, offizielle...

Manch eine oder einer wird sich dann zurücksehnen in Zeiten, in denen vieles doch scheinbar einfacher war. Allerdings: Die flacheren Hierarchien waren nicht nur eine Mode der 60er- und 70er-Jahre mit dem nicht enden wollenden Ruf einer Basisdemokratie, sondern sie sind uns auch durch die nicht mehr umzukehrenden Einsichten der Kommunikations- und Sozialwissenschaften in jedes soziale System tief eingeschrieben. Verständlich, dass auch die Konzilstheologie diese neuen Wissenschaften begierig aufgesogen und sie in die „Communiotheologie“ und somit auch in die Ordenstheologie aufgenommen hat: Gemeinschaft, Zusammenleben, Miteinander von Menschen als Abbild des dreieinen Gottes, der in sich und mit den Menschen in Kommunikation ist. Es gibt also auch theologisch kein Zurück mehr in vermeintlich

selige alte Zeiten. Auch wenn diese Zeiten anscheinend mehr Humor, größere Originale und originellere Geschichten hervorgebracht haben als die heutige Praxis.

2.2 Kommunikationsbedarf – oder Entscheidungs- und Bewusstseinsprozesse gestalten

Mit den flachen Hierarchien, mit dem hohen Wert des Miteinander sind der Kommunikations-, der Kooperations-, der Koordinationsbedarf deutlich gestiegen. Gemeinsam in einen Such- oder Entscheidungsprozess zu treten über das, was jetzt zu tun ist, kann höchst inspirierend und lustvoll sein. „Kann“, wenn man derlei Prozesse in Freiheit und Kreativität „bedienen“ und gestalten kann und wenn man keine Angst davor hat – weder vor den beteiligten Personen noch vor dem größeren Zeitaufwand, den Beteiligungsprozesse nun einmal brauchen. Aber es lohnt sich.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Selbstverständlich, manchmal braucht es schnelle Lösungen, ohne lange Diskussionen und daher auch ohne Kommunikationsrituale. Wer allerdings fast immer diesen schnellsten Weg gehen will, wird bald entweder offenen Widerstand aus den eigenen Reihen zu spüren bekommen, oder aber er wird merken, dass es auch noch eine andere Art des



Widerstands gibt, nämlich Rückzug, Auszug und Resignation. Auf jeden Fall wird er oder sie merken, dass Entscheidungen nicht wirklich tragen, dass sie nur halbherzig und im Grunde unentschieden angenommen werden. Prozess, Prozedere, gemeinsames Vorgehen und deren Gestaltung sind in diesem Fall die entscheidenden Leitungstugenden.

2.3 Wandel erleben und Zukunft gestalten

Leiten ist auch deshalb schwieriger geworden, weil die äußeren und inneren Gegebenheiten der Orden so anders geworden sind. Damit wird nichts Neues verraten, aber es soll im Zusammenhang mit unserem Thema „Lernen“ in den Vordergrund geholt werden. Die äußeren Gegebenheiten: Die Orden in Mitteleuropa sind weitgehend klein und gesamtgesellschaftlich unbedeutend geworden, und fast alle ringen (laut oder leise) mit der bangen Sorge um ihr Überleben. Dieser Bedeutungsverlust wird als Kränkung erlebt, Schuldige werden gesucht, neue Aufgaben müssen entwickelt werden. Dazu kommt, dass der Betreuungsaufwand der alten und kranken Mitschwestern und Mitbrüder und die damit einhergehenden finanziellen Belastungen erschreckend hoch sind und leicht alle Kräfte in Anspruch nehmen können.

Die inneren Gegebenheiten (falls sie nicht ohnehin schon bei den äußeren mitangeklungen sind): Die Kernfrage schlechthin ist die Frage nach den Nachkommen, nach der Fruchtbarkeit und nach der Zukunft. „Hat dieses Leben einen Sinn?“ bzw. „Wird unser Leben als Ordensleute einen Sinn gehabt haben, wenn es anscheinend so unat-

traktiv ist und nur so wenige bereit sind, in ein derartiges Lebensprojekt einsteigen zu wollen?“ Jedenfalls ist eines nicht zu übersehen: So wie bisher wird und kann es nicht weitergehen. Aber wie sonst? Wandel ist unvermeidlich. Aber welcher? Und wohin geht die Reise?

Für die leitende Person heißt das, dass sie in ihrem Leiten auch inspirierender Hoffnungsbringer, kreative Perspektivenerschließerin, weitblickende Zukunftsgestalterin und unverdrossener Wandlungsexperte sein muss. Ein bisschen viel auf einmal, nicht wahr? Und doch.

Communio in flachen Hierarchien wirklich leben, Entscheidungs- und Bewusstseinsprozesse gestalten und Zukunft und Wandel entwickeln, das sind also die drei entscheidenden Leitungsaufgaben.

3. Leiten lernen konkret

Seit 10 Jahren leite ich in der Abteilung „Ordensentwicklung“ des Kardinal König Hauses in Wien Lehrgänge zum Leiten-lernen. „Verantwortung in religiösen Gemeinschaften“ heißt dieser dreisemestrige Lehrgang, der aus sieben Kurseinheiten, aus Projektarbeiten und aus Praktika besteht. Er ist also schon einmal zeitlich ganz schön aufwändig, und er kostet – wie alle Führungskräfte-Ausbildungen – einiges. Die Teilnehmenden sind Äbte, Generaloberinnen, Provinziäle, Räte und Rätinnen, Ausbildungsverantwortliche usw. aus dem ganzen deutschen Sprachraum (und darüber hinaus). Was „versprechen“ wir diesen vielbeschäftigten und weitgereisten Leuten eigentlich? Um drei Grunddimensionen geht es beim Leiten

und beim Leiten-lernen und daher auch in unserem Lehrgang: Um die Person, um die Funktion, um die Organisation.

3.1 Person

„Den persönlichen Führungsstil reflektieren und weiterentwickeln“ steht in der Ausschreibung. Gar nicht wenige Teilnehmerinnen und Teilnehmer kommen und suchen zunächst nach *dem richtigen* Führungsstil. Das ist verständlich, aber diesen gibt es leider – oder Gott sei Dank – nicht. „Das Hauptinstrument in der Führung bin ich selber“ ist ein Credo dieser Ausbildung, und wie es eben z. B. mit einem guten Musikinstrument ist: Es braucht die richtige Pflege, die richtige Stimmung, die Übung. Entscheidend sind nicht die „Tools“ und „Skills“ des Führens (die es durchaus auch braucht). Entscheidend ist, sich und seinen persönlichen Führungsstil zu kennen und zu wissen, was wann dran ist. Entlastend und zugleich aufregend ist, dass Führung immer personbezogen, kontextbezogen und situationsbezogen ist. Einer der Referenten, selber ehemaliger Provinzial und jetzt Hausoberer, hat das einmal in einer kleinen Geschichte augenzwinkernd ins Wort gebracht: „Ein Mitbruder kommt und sagt: ‚P. Rektor, ich wage es kaum zu sagen. Ich brauche Schuhe. Würden Sie mir bitte erlauben, Schuhe zu kaufen?‘ – Der Rektor geht und gibt ihm das Geld und vielleicht auch noch seinen Segen dazu. Ein weiterer Mitbruder kommt: ‚Ich glaube, ich brauche neue Schuhe. Bitte gib mir das Geld.‘ – Ein dritter Mitbruder kommt: ‚Ich gehe jetzt weg; ich muss mir etwas kaufen. Du wolltest doch noch etwas mit mir besprechen. Wenn ich wieder da bin, können wir weiterreden.“

Selbstverständlich ist diese Geschichte zugespitzt und ein wenig überzogen, aber im Grunde gar nicht fern der sehr differenzierten Führungswirklichkeit: person-, kontext- und situationsbezogen. Führen heißt, sehr individuell, sehr flexibel und sehr „maßgeschneidert“ zu kommunizieren und zu handeln; daran misst sich gleichsam die Führungsqualität. „Die Führungsperson wird auf ihre Glaubwürdigkeit und ihr Stehvermögen gecheckt“, heißt es gleichzeitig auch im Ausschreibungsflyer. Neben aller Flexibilität geht es auch um Festigkeit und Stehvermögen, um Klarheit und Glaubwürdigkeit.

Führung bewegt sich also zwischen den Polen Flexibilität und Festigkeit. Wenn das gelingt, dann ist der Führende nicht nur Leiter, Leiterin, sondern Autorität. „Autor und Autorität kommen vom lateinischen Wort ‚augere‘, d.h. ‚mehren, wachsen lassen‘. Autorität ist, wer zum Wachsen hilft.“⁴

3.2 Funktion

Niemand ist mit oder in Führung geboren, auch wenn manchen das Führen scheinbar schon in die Wiege gelegt ist. Manche Menschen waren immer schon die „Alpha-Tiere“, die Rädelführer, die Tonangebenden, die Klassensprecher oder die Gruppenleiterinnen bei den Pfadfindern oder Ministranten. Trotzdem: Leiter, Leiterin einer Ordensgemeinschaft wird man per Wahl oder Ernennung, also durch andere, und von anderswo her. „Von anderswo her“ meint, dass jemand vorher in einer anderen Aufgabe war und jetzt in diese neue Funktion kommt. Eine Führungsperson ist jetzt nicht mehr nur Person, sie ist auch Funktion. Und sie kann sich nicht mehr unbeschwert über diese Mit-

schwester ärgern oder jene halbfertige Meinung laut sagen, kann nicht mehr kundtun, dass er im Moment für den alkoholkranken Mitbruder X (und für alle, die mit ihm zusammenleben müssen) selber auch keine Lösung sieht, oder dass man doch eigentlich endlich die Niederlassung in Y aufgeben sollte. Die erfreulichen Seiten der Leitungsfunktion: Es ergeben sich Handlungsspielräume und Gestaltungsmöglichkeiten, wie sie vorher nicht zur Verfügung standen (und im Normalfall auch nachher nicht mehr zu haben sein werden). Diese sind gut zu nutzen, zu gestalten. In eine Funktion gewählt oder ernannt zu werden, heißt nun also, nicht mehr nur Privatperson, sondern immer auch öffentliche Person zu sein; heißt, gründlich umlernen zu müssen. In unserem Leitungslehrgang *darf* gelernt werden. „Sicherheit gewinnen und Raum haben für Sorgen, Hoffnungen und Experimente“, heißt es im Flyer. Es darf im geschützten Rahmen geübt, reflektiert, erprobt werden. Leiten braucht – wie Kunst oder Musik – nicht nur Naturtalent, sondern auch Übung, wenn sie nicht nur ein angestrengt-verbissenes Absolvieren sein soll, sondern selber begeistert etwas will und etwas zum Klingen bringen will. Willi Lambert wendet seine Übungs-Überlegungen zwar auf die Ignatianischen Exerzitien an, aber vielleicht hat ja auch Leitungsfunktion etwas von Exerzitien an sich...: „Musik kann nur spielen, wer von Musik begeistert ist – und übt und übt und übt. [...] In der Formulierung ‚Wer übt, hofft‘ (Alex Lefranc) zeigt sich die Haltung der Demut, die aus Versuch und Irrtum [...] lernt und darin Hoffnung zum Ausdruck bringt. Wer lebt, übt, und wer übt, exerziert, d.h. macht

Übungen. Exerzieren kommt von *exercitus*, d.h. Heer; gemeint ist damit: *ex arce*“, d.h. ‚raus aus der Burg!‘ Vielleicht könnte man sagen: „Heraus aus deiner Ich-Burg in die Weite des Lebens!“⁵ Üben heißt also, aus den gut bekannten Sicherheiten herauszutreten, aber nicht nur ins Ungewisse hinein stolpern, sondern gleichsam mit einer Verheißung gehen: Ein noch genauerer, etymologischer Blick auf das deutsche Wort „üben“⁶ verrät, dass das Wort „*uoban*“ im Althochdeutschen eigentlich die Bedeutung „Landbau betreiben“ hatte. Später wurde daraus „bebauen, pflegen, ins Werk setzen“.

Ja, das beste und schönste an der Leitung ist die Verheißung dieser Funktion: bebauen und pflegen können, ins Werk setzen, wachsen lassen.

3.3 Organisation

Leitungspersonen *haben* Funktionen und sie *sind* Funktion. Darüber hinaus haben sie den Blick auf das Ganze einer Organisation, einer Gruppe, einer Ordensgemeinschaft. Sie brauchen so genanntes „Systemdenken“, d.h. einen Blick auf das Ganze, ein hellwachtes Gespür für Raum und Zeit. Die Raumdimension meint hier die Klugheit, nicht nur Einzelteile wahrzunehmen, sondern größere Räume, Zusammenhänge und Grundmuster zu erkennen (und daher auch nicht nur für das eine oder andere Partei zu ergreifen). Sie meint einen Blick auf Auswirkungen und Dynamiken innerhalb des Ordens, aber auch auf Aus- und Außenwirkungen über den Orden hinaus (v. a. in Zeiten des in 2.3 skizzierten radikalen gesellschaftlichen und kirchlichen Bedeutungswandels). Die Zeitdimension bedeutet, dass Leitung einer Organisation, eines Ordens

eine hohe Sensibilität für Entwicklungen hat. In anderen Worten: Sie muss spüren und wissen, was wann dran ist. Orden sind diesbezüglich ein wenig gefährdet, weil sie ein so starkes Traditions- und Geschichtsbewusstsein haben, Tugenden, die nicht gerade nach Veränderungen „schreien“. Mit diesem geschärften Sensorium für Raum und Zeit tun sich entscheidende Fragen auf: Wie können die Orden alters- und zeitgemäß leben, wozu braucht man heute (und nicht nur in Afrika oder Asien, sondern auch in Europa) ihre Aufmerksamkeit für die Gegenwart Gottes, ihre prophetische Stimme und ihr mutiges Eintreten für das Leben? Was ist zu tun, um nicht in „Noch-Lösungen“ (was halt gerade alles – vielleicht noch ein paar Jahre – so irgendwie dahingeht) gefangen zu sein? Was ist mit Sinn, Zukunft, Wandel der Orden? Wozu brauchen uns die Menschen, wozu brauchen wir einander, wozu braucht uns Gott hier und heute?

Wie können Leitende in Orden ihren Mitschwestern und Mitbrüdern etwas von der Dringlichkeit, von der Krisenhaftigkeit vermitteln, ohne Panikmache und ohne ihnen die Krise erst einreden zu müssen, aber doch mit einer deutlichen Ernsthaftigkeit und mit einem festen Glauben daran, dass es zwar im Moment nicht gerade gemütlich ist, aber dass Gott im Spiel ist.

Ob Peter Senge, der „Erfinder“ der „Lernenden Organisation“ explizit Christ ist, ist meiner Kenntnis entzogen. Aber bemerkenswert ist, dass er mit einem der zentralen Begriffe des christlichen Glaubens hantiert, wenn er in seinem Konzept der Lernenden Organisation von „Metanoia“ spricht und dabei „Metanoia“ zu einem der zentralen Begriffe

einer lernenden, lebendigen Organisation macht. „Metanoia“ hat eine lange und reiche Geschichte. Die Griechen verstanden darunter einen fundamentalen Wandel oder Wechsel oder im wörtlichen Sinn die Transzendenz („meta“ – ‚über‘ oder ‚jenseits‘) von Sinn („noia“ von ‚nous‘, der Sinn).

Die Bedeutung von ‚Metanoia‘ ist identisch mit der tieferen Bedeutung von ‚Lernen‘, denn auch zum Lernen gehört ein fundamentales Umdenken oder eine tiefgreifende Sinnesänderung. In der Alltagssprache ist ‚Lernen‘ zu einem Synonym für das ‚Aufnehmen von Information‘ geworden. Aber das Aufnehmen von Information ist nur entfernt mit echtem Lernen verwandt. Es wäre unsinnig zu sagen: ‚Ich habe gerade Radfahren gelernt, denn ich habe ein phantastisches Buch darüber gelesen.‘

Echtes Lernen berührt den Kern unserer menschlichen Existenz. Lernen heißt, dass wir uns selbst neu erschaffen. Lernen heißt, dass wir neue Fähigkeiten erwerben, die uns vorher fremd waren. Eine solche Organisation gibt sich nicht damit zufrieden, einfach zu überleben.“⁷ In unserem Lehrgangs-Flyer heißt es u. a. ganz knapp „Wandel verstehen und Zukunft gestalten“. Als ob es so einfach wäre! Leiter und Leiterinnen sind neben und hinter allen alltäglichen praktischen Anforderungen mit fundamentalen theologischen und spirituellen Fragen konfrontiert. Ein solches Geschehen eines Ordens nicht zu vertrösten oder zu beschönigen, sondern gemeinsam auf diese größere Wirklichkeit hin transparent zu machen, nach vergleichbaren biblischen Erfahrungen zu forschen und diese zu „verkosten“, in all dem nach den Spuren Gottes suchen, das kann Trost, Bestärkung, Ermuti-



gung, Perspektive und Hoffnung bringen. Und das zu ermöglichen, das ist Leitungsaufgabe. Vielleicht macht gerade das das Leiten so spannend.

Auch Papst Franziskus spricht zwar in seinem Lehrschreiben „Evangelii Gaudium“ nicht vom Leiten-lernen und schon gar nicht vom Wiener Leitungslehrgang für Ordensleute, aber er spricht durchaus einige Male von Wachstum (was vielleicht ein anderes Wort für geglücktes Lernen ist), und er bringt es auf den Punkt: „Der Bischof [die Generaloberin, der Provinzial] wird sich bisweilen an die Spitze stellen, um den Weg anzuzeigen und die Hoffnung des Volkes aufrecht zu erhalten, andere Male wird er einfach inmitten aller sein mit einer schlichten und barmherzigen Nähe, und bei einigen Gelegenheiten wird er hinter dem Volk hergehen, um denen zu helfen, die zurückgeblieben sind, und – vor allem – weil die Herde selbst ihren Spürsinn besitzt, um neue Wege zu finden.“⁸

Vielleicht ist gerade das die schönste Dimension der Leitung und des Leitens: Der „Herde“ zu vertrauen, dass sie selber den entscheidenden Spürsinn für das Wesentliche in sich hat – und dabei frei und gelassen werden.

.....

- 1 Duden-Herkunftswörterbuch. 1989, 416.
- 2 Fritz Simon, Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus, 2007, 69.
- 3 Arie de Geus, Jenseits der Ökonomie. Die Verantwortung der Unternehmen, 1997, 103.
- 4 Willi Lambert, Das siebenfache Ja. Exerzitien – ein Weg zum Leben, Würzburg 2004, 11.
- 5 Ebd., 23.
- 6 Duden, Herkunftswörterbuch, 1989, 766.
- 7 Peter Senge, Die fünfte Disziplin. Kunst und Praxis der lernenden Organisation. 2003, 18.
- 8 Papst Franziskus, Evangelii Gaudium. Über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, 2013, Nr. 31.

Sr. M. Regina Pröls

Sr. M. Regina Pröls, geboren 1962, ist Medizinisch-technische Laborassistentin und hat in diesem Beruf 14 Jahre als Laborleiterin im kongregationseigenen Waldkrankenhaus St. Marien in Erlangen gearbeitet. Sie war 12 Jahre Generalvikarin und Generalsekretärin ihrer Gemeinschaft der St. Franziskus-schwwestern von Vierzehnheiligen. Im Jahr 2012 wurde sie zur Generaloberin gewählt. Seit 2013 ist sie stellvertretende Vorsitzende der DOK.



Sr. M. Regina Pröls

Vertritt du das Volk vor Gott! (Ex 18, 19)

Generationenvielfalt als Herausforderung für die Leitung

Sr. M. Regina Pröls geht der Frage nach, wie Schwestern in der Ordensleitung für gelingendes Leben in generationsübergreifenden Gemeinschaften sorgen können. Grundlage ihrer Überlegungen sind Erfahrungen aus der eigenen Gemeinschaft. Unberücksichtigt bleiben länderspezifische Gesichtspunkte. Die Ausführungen basieren auf Selbsterfahrung, Reflexion und dem Wunsch, individuell, generationsübergreifend und gemeinschaftlich „Menschwerdung“ zu ermöglichen. In der Kongregation der St. Franziskus-schwwestern von Vierzehnheiligen ist die gesamte Altersbandbreite von 16 (Indien) bis 94 Jahren (Deutschland) vertreten.

Führungskräfte in Ordensgemeinschaften dienen in der Regel einer Gruppe, die sich aus drei Generationen zusammensetzt. Die Wahrnehmung dessen als Herausforderung ist im Umfeld eines Klosters eher niedrig. Ein Mangel an jungen Schwestern/jungen Brüdern wird in erster Linie als ein „Leistungsverlust des Klosters“ registriert. Dass für die Versorgung der pflegebedürftigen Schwestern gut gesorgt wird, nehmen Außenstehende sehr wohl wahr, leiten daran aber kaum Generationskonflikte ab. Analog zur Struktur in Familien ist ein Drei-Generationen-Haushalt durchaus denkbar. Für die Leitungsverantwortlichen ist das Vorhandensein einer nicht ausgeglichenen Altersstruktur Alltag. In meiner Gemeinschaft gibt es in Europa einen Überhang an Schwestern, die über 70 Jahre alt sind, in Indien liegt der Altersdurchschnitt bei ca.

30 Jahren und in Lateinamerika sind die meisten Schwestern zwischen 30 und 50 Jahren. Wie gelingt es einer Ordensleitung, die Schwestern/Brüder altersentsprechend in ihrer Berufung und Sendung zu begleiten?

Verschiedene Generationen

Soziologen beschreiben Generationen. Die Geburtsjahrgänge 1940 bis 1950 werden als „68er-Generation“ bezeichnet. Vorher Geborene werden volkstümlich der „Kriegskindergeneration“ zugeordnet und könnte noch aufgliedert werden. Die Generation Y gilt als Nachfolgegeneration der „Baby-Boomer“ (In Deutschland werden die im Zeitraum von 1955 bis 1969 Geborenen von Statistikern als geburtenstarke Jahrgänge bezeichnet) und der „Generation X“ (die in den 1960er und 1970er-Jahren geborene Generation). Es folgt nach der Generation Y die Generation Z, welche etwa mit dem Geburtsjahr 1998 beginnt.

Mich interessiert die soziologische Charakterisierung der Generation, die derzeit zu den potentiellen Interessierten gehören, bzw. schon in unseren Gemeinschaften eingegliedert ist: der Generation Y.

Wikipedia schreibt: „Die Generation Y gilt als vergleichsweise gut ausgebildet, oft mit Fachhochschul- oder Universitätsabschluss. Sie zeichnet sich durch eine technologieaffine Lebensweise aus, da es sich um die erste Generation handelt, die größtenteils in einem Umfeld von Internet und mobiler Kommunikation aufgewachsen ist. Sie arbeitet lieber in virtuellen Teams als in tiefen Hierarchien. Anstelle von Status und Prestige rücken die Freude an der Arbeit

sowie die Sinnsuche ins Zentrum. Mehr Freiräume, die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung sowie mehr Zeit für Familie und Freizeit sind zentrale Forderungen der Generation Y: Sie will nicht mehr dem Beruf alles unterordnen, sondern fordert eine Balance zwischen Beruf und Freizeit. Nicht erst nach der Arbeit beginnt für die Generation Y der Spaß, sondern sie möchte schon während der Arbeit glücklich sein – durch einen Job, der ihnen einen Sinn bietet. Sie verkörpert einen Wertewandel, der auf gesellschaftlicher Ebene bereits stattfindet, den die jungen Beschäftigten nun aber auch in die Berufswelt tragen“¹.

In diesem Spannungsfeld zwischen „Kriegskindergeneration“ und „Generation Y“ bewegen wir uns. Zuerst möchte ich mit Ihnen auf Vorbilder bzw. Modelle schauen und im zweiten Teil stelle ich exemplarisch einige Herausforderungen vor.

Beispiel: Mose

In den Schriften des Alten Testaments wird uns Mose als die zentrale Leitungspersönlichkeit vorgestellt. Ausführlich und facettenreich erleben wir einen Berufenen, der zaghaft in seine Rolle hineinflindet. Die Herausforderung ist von Anfang an groß. Gegen den Widerstand des Pharao gelingt es ihm, das Volk aus der Unterdrückung zu befreien und die Größe Gottes zu feiern. In Ex 10,8-9 heißt es: „Pharao sagte zu ihnen: Geht, verehrt Jahwe, euren Gott! Wer von euch will denn mitgehen? Mose antwortete: wir gehen mit jung und alt, mit unseren Söhnen und Töchtern, auch die Schafe, Ziegen und Rinder nehmen wir mit. Denn wir feiern ein Jahwe-

Fest.“ Mose will alle mitnehmen. Er sortiert nicht aus. Alle folgen derselben Vision, alle dienen dem gleichen Ziel. Allen Hindernissen zum Trotz steht das Feiern eines großen Jahwe-Festes im Mittelpunkt.

Im Feiern von Festen spielen Generationsunterschiede eine nachgeordnete Rolle. Alle, die sich mit ganz individuellen Beiträgen beim Fest einbringen, erleben Wertschätzung. Die Teilhabe wird gewürdigt, die Freude der Zusammengehörigkeit festigt die Beziehungen. Wechselseitig ist man stolz aufeinander, Beziehungen führen neu zusammen, vertiefen sich und außergewöhnliche Leistungen dürfen zutage treten. Sehr wichtig ist es, dass der Grund des Festes, die Motivation für alle im Vordergrund steht. Banalisiert sich die Gestaltung eines Festes auf die Ebene einer „Leistungsschau“, dann treten die generationsrelevanten Bewertungen ein, ein Türöffner für demotivierende Kritik.

Mose will ein „Jahwe-Fest“ feiern, der Pharao hatte gesagt: Geht, verehrt Jahwe, euren Gott! Schauen wir auf unsere Gestaltung von Liturgien in generationsverschiedenen Konventen. Gibt es die Liturgie, die für alle passt? Ich wage, dies zu bezweifeln. Genau genommen ist ja sogar meine Tagesverfassung einflussgebend, wie ich eine Liturgie erlebe. Es wundert nicht, dass eine Liturgie von einer 80-jährigen Schwester anders mitvollzogen wird als von einer 30-jährigen Schwester. Die Auseinandersetzung mit der Gestaltung einzelner Elemente soll dahin führen, dass alle den tiefen Sinn der Liturgie als gemeinsamen Nenner neu erkennen. Nehmen wir als Beispiel die Zeit der Anbetung. Es würde nicht weiter führen

und es würde eventuell sogar religiöse Gefühle verletzen, wenn es nur darum ginge, dass man im Zeichen unseres gegenwärtigen Gottes bestimmte Gebete oder Rituale ein- oder ausschließt. Besonders brisant wird es, wenn z. B. das Rosenkranzgebet als Maria-orientiertes Gebet bewertet wird oder das Anzünden von Weihrauch als „Mode-Gag“ degradiert würde. Derartige Diskussionen führen nicht in eine kollektive Gebetshaltung.

Wo ist mein Handlungsspielraum? Als Leitungsverantwortliche kann ich immer neu anregen, den generationsübergreifenden Konsens bewusst zu machen, diesen immer wieder neu zu artikulieren und der bewertenden Diskussion um äußere Gestaltung nur einen sekundären Stellenwert einzuräumen. Gott schenkt sich uns im Zeichen des Brotes und wir dürfen IHM begegnen. Jede Zeit, in der wir uns für diese Begegnung öffnen, ist ein Geschenk.

Gemeinschaftliches Gebet und persönliches Gebet ergänzen sich und sind elementarer Teil unseres Lebens. Junge Leute nähern sich mit großem Interesse dem gemeinschaftlichen Chorgebet und schwingen ein in den Lobgesang auf Gott. Mit einer guten Mentorin an der Seite gelingt es, die Tiefe und Weite des Psalmenliedes zu erfahren. Gleichzeitig ist die Zeit der Ausbildung auch die Zeit, Erfahrungen zu sammeln. Schwestern schreiben z. B. den Psalm mit ihren eigenen Worten und teilen diesen in der Gemeinschaft. Bei den traditionellen Gebeten erlebe ich eine große Weite. Je reflektierter das eigene Gebetsleben ist, umso wichtiger ist es, anderen auch ein erfülltes Gebetsleben zu wünschen und dafür auch Sorge zu tragen. Form und Häufigkeit sind nachgeordnet.

In meiner Gemeinschaft gibt es einen Konvent, der sich zusammensetzt aus drei Schwestern im Alter zwischen 30 – 43 Jahren. Alle drei sind berufstätig und haben unterschiedliche Dienstzeiten. Das tägliche zentrale gemeinsame Gebet ist die Vesper am Abend. Die Gestaltung der Vesper hat ihre Aktualität nicht in der Einhaltung der vierwöchigen Psalmenordnung und des Direktoriums, sondern das Gebet hat seine Aktualität dadurch, dass die vorbereitende Schwester das „Erlebte des Tages“ zum Gebet werden lässt. Ganz wichtig ist dabei auch die Zeit des gemeinsamen Schweigens im Dasein Gottes. Die Schwestern des Konvents erfüllen sich ein Bedürfnis des geistlichen Lebens in dieser Form genauso wie jene Schwestern anderer Generationen, die im Chor wechselseitig die Psalmen singen und von deren erbaulichem Klang Außenstehende angezogen werden, diesem Lob Gottes zu lauschen. Als Mitschwester und Leitungsverantwortliche unterstütze ich es, den Wert der verschiedenen Gebetsformen nicht nur im Gespräch auszutauschen. Ich suche vielmehr für Schwestern Möglichkeiten, an diesen Erfahrungen Anteil zu nehmen.

Beispiel: Chor

Unter einem Chor versteht man in der Musik eine Gemeinschaft von Singenden, der Chor als Ganzer hat Bedeutung als Klangkörper². Diesem Modell folgend kann eine Gruppe unterschiedlichen Alters einen „Klangkörper“ abbilden. In jedem Menschen liegt ein „Grundton“. Es gilt, diesen zu entdecken, diesen auszubilden und diesen zur Entfaltung zu bringen. In der Musik lässt sich die Gleichzeitigkeit von Sehnsucht

nach Gemeinschaft und Sehnsucht nach individuellem, authentischem Leben herstellen. Der schwedische Film „Wie im Himmel“ von Kay Pollak aus dem Jahr 2004 hat viele Menschen tief berührt. Auch wir singen täglich liturgische Gesänge. Es tut gut, sich der Bedeutung des Singens im Blick auf Leitungsverantwortung bewusst zu sein: Singen führt in die Freude, Singen bewirkt, dass sich die Stimme entfaltet, dass sich der Mensch entfaltet. Wo das „Einsingen“ gepflegt wird, weiß man: Im geschützten Raum der Gruppe kann und darf jede frei singen, „tönen“. Anders als in vielen anderen Lebensbereichen wird der ganz persönliche „Grundton“ voll und ganz respektiert und es gibt weder richtig noch falsch, es ist Raum für laut und leise, langsam und schnell. Eine Gruppe, die sich einstimmt, hört aufeinander und bleibt doch ganz bei sich. Es entsteht ein Klang, die Summe vieler Töne. Beim Einsetzen von vorgegebenen Melodien sind alle Chor-Teilnehmer bereits „gestimmt“. Übertragen auf Gemeinschaften, die sich aus verschiedenen Generationen zusammensetzen, kann abgeleitet werden: Es kann gelingen, dass Menschen unterschiedlichen Alters ausdrucksstark und harmonisch zusammenwirken können. Die Leitung hat die Aufgabe, die je einzelnen Talente zu entdecken und ihnen zur richtigen Zeit am richtigen Platz ungehindert Raum zu geben. Darüber hinaus trägt sie Sorge und Verantwortung, jede Einzelne in ihrer Persönlichkeitsentwicklung zu fördern. Selbsterkenntnis ist der Schlüssel zum Verständnis für andere. „Sich auf etwas einzustimmen“ berührt die ganz persönliche Haltung und ermöglichte Übereinstimmung von Wunsch und

Wirklichkeit. Ganz bei sich sein, sich klar zu sein über die eigenen Möglichkeiten und Grenzen und diese auch voll anzuerkennen, das gehört zum „gestimmt sein“. Es setzt Energie frei, braucht keine ständigen Vergleiche mit anderen und schafft Sicherheit, Offenheit und Selbstbewusstsein.

Als „Dirigent eines Chores“ sind Leitungsverantwortliche gehalten, zunächst ihre einzelnen „Chormitglieder“ bestens zu kennen. Das braucht Zeit, das braucht eine hörende Haltung, das braucht Empathie. Des Weiteren bedarf es einer klugen Zusammensetzung des Chores. Hier ist strategisches Denken ein guter Helfer. An dieser Stelle darf auch schon die „Phase des Versuchs und Irrtums“ aktiviert werden, am besten noch im geschützten Raum, sozusagen beim „Proben“. Ein Dirigent bringt meistens eine größere Auswahl an Liedern mit als dann zur Erprobung und Durchführung kommen. Er trifft eine Vorauswahl auf ein bestimmtes Ziel hin, trifft aber die letzte Entscheidung gemeinsam mit seinen Ausführenden, den Sängerinnen und Sängern. Diese Beteiligung ist ein hoher Motivationsfaktor. In der Vorbereitungsphase eines Auftritts folgt auf das erstmalige Einüben eine aufwändige Zeit des Übens mit ständig steigenden Ansprüchen, Herausarbeiten von feinen Nuancen und individuellen Interventionen. Das gleiche geschieht in generationsverschiedenen Konventen: die Leitungsverantwortliche gibt Impulse und bezieht die betroffenen Mitglieder aktiv ein, den Ablaufplan zu gestalten. Wenn wir in einer Sache immer besser werden, überfordern wir uns manchmal in unseren Erwartungen. „Freisetzung der Leistungsreserven heißt nicht mehr,

sondern wirksamer arbeiten, heißt, sich selbst und andere besser und vor allem richtig zu managen ... Was es braucht, sind die richtigen Erkenntnisse, richtiges Wissen und richtige Informationen, die Einsicht, dass es nötig ist, und den Willen es zu tun.“³ Kommt es zu einer Vorführung, dann sind alle Rollen klar. Das Bild der Einheit zwingt sich auf, obgleich es die Summe einer großen Vielfalt ist. Zum Ende der Vorführung aber beginnt bereits wieder eine Differenzierung: stellvertretend für alle erhalten ausgewählte Personen Geschenke. Eine Führungspersönlichkeit achtet in einem generationsverschiedenen Konvent auf ausgewogene Würdigungen.

Zahlreiche andere Gruppierungen leben ebenfalls aus dem Reichtum der verschiedenen Gaben und Talente und werden damit erfolgreich, zuletzt auch unsere Deutschen Nationalfußballspieler. Der viel zitierte „Teamgeist“ tut auch den klösterlichen Gemeinschaften gut. Im Folgenden möchte ich auf einige Herausforderungen eingehen.

Demokratische Grundsätze können behindernd wirken

Es ist ein allumfassendes Bedürfnis, Entscheidungen unter Beteiligung aller zu treffen. Besteht eine Gemeinschaft aber zum größten Teil aus Schwestern, die bereits das 70. Lebensjahr erreicht haben, dann wünsche ich manchmal eine andere Entscheidungsfindung. Zukunftsorientierte Entscheidungen brauchen eine Stärkung der Stimmen, die von diesen Entscheidungen direkt betroffen sein werden. Es braucht eine gute Kommunikation, für diese Stärkung der „jungen Stimmen“ allgemeine

Zustimmung zu erhalten. Und es braucht ein gutes Fingerspitzengefühl, dass Gewichtungen nicht als Ausgrenzung erlebt werden. Leitungspersönlichkeiten kommunizieren auf Augenhöhe mit jenen, denen die Entscheidungen die meisten Konsequenzen bereiten. Als in meiner Kongregation zur Überarbeitung der Konstitutionen eingeladen wurde, gab es eine große Einigkeit, dass dies doch in den Händen der jüngeren Schwestern am besten aufgehoben sei. Bei anderen Abstimmungen z. B. über eine Freizeitgestaltung, zählen meistens Mehrheitsverhältnisse. Jenen, die sich für das Programm nicht erwärmen können, kann ja eine Alternative angeboten werden. In den Bereichen Musik, Lektüre, Essen, Kleidung usw. können die Bedürfnisse schon weit auseinander liegen. Es muss nicht für alle das Gleiche das Richtige sein. Mehr und mehr erkennen Führungskräfte, dass individuelle Lösungen zielführend sind und die Fähigkeit, dies anzuerkennen in der Gruppe in dem Maße wächst, in dem persönliche Bedürfnisse individuell erfüllt wurden.

Generationengerechtigkeit

Sensibilität ist notwendig für das Thema „Generationengerechtigkeit“. Wie gerne werden Komfortwünsche der älteren Schwestern damit begründet, dass sie ja ein Leben lang schwer gearbeitet hätten. Damit kommunizieren sie unausgesprochen eine Erwartungshaltung bis hin zu einem Rechtsanspruch. Schwierig wird es, wenn z. B. die Erwartung, gepflegt zu werden mit konkreten Personen und Örtlichkeiten verbunden ist. Wie schwer ist es auch, nach vielen Jahren engagierten Auf-

baus zu sehen, dass ordenseigene Einrichtungen abgegeben und zurückgebaut werden. Sollen die wenigen jungen Schwestern wirklich die ordenseigene Institution „über Wasser“ halten, ggf. sogar mit Unterstützung aus dem Ausland? Was übergeben wir den Schwestern, die nach uns für die Verlebendigung des Ordens-Charismas tätig sind? Große Häuser mit hohen Fixkosten oder dynamische, lebendige Gemeinschaften, die frei und flexibel sind, um auf die Nöte der jeweiligen Zeit reagieren können? Bei derartigen Entscheidungsprozessen braucht es große Souveränität, Weitblick und vor allem ein „weites Herz“, um alle mitzunehmen und ihnen Verständnis zeigen zu können. „Die Wesenseigenschaft der Berufung zum Führen ist aus biblischer Sicht, dass sie niemals selbstdienlich ist, sondern immer menschen dienlich und gleichzeitig zielorientiert ... und das Ziel ist nicht ein selbstgemachtes, sondern ein vorgegebenes, empfangenes“.⁴

„Virtuelle Mitspieler“ in der Leitungsebene

Als Leitungsverantwortliche bin ich mir bewusst, dass es – trotz gleichgebliebener hierarchischer Ordensstruktur – etliche „Mitspieler“ auf der Leitungsebene gibt. Vor allem die „virtuelle Welt“ leitet kräftig mit. Diese „virtuellen Mitspieler“ möchte ich als Partner verstehen. „Biblische Führungsberufung ist Berufung in ein Netzwerk, in dem Führungsprozesse geteilt werden dürfen und sollen“⁵. Wie gut kennen wie unsere „virtuellen Teamkollegen in der Leitung unserer Gemeinschaft“? Vertraue ich der Selbstverantwortung einer jeden Einzelnen, wie sie ihr Netzwerk gestal-

tet? Mit zunehmender Geschwindigkeit vervielfachen sich die Netzwerke, in denen wir auch zu Hause sind. Sie klopfen bei uns an, selbst wenn das Smartphone stumm geschaltet ist. Je nach Selbstdisziplin kontrollieren wir in kürzeren oder langen Abständen den Eingang neuer SMS, E-Mails, Nachrichten, etc. ... Bin ich jederzeit gleich im Bilde, ob eine Botschaft für mich förderlich ist oder ob es sie kritisch zu betrachten gilt? Es kommt zu einer Zerstreuung, Konzentration ist erschwert, ständiges Online-Sein wirkt zunächst förderlich für eine gute Vernetzung, langfristig aber bewirkt es Stress, Unfreiheit und Fremdbestimmung. Mit der Verringerung der Abstände verändert sich Beziehungsstruktur. Ich begrüße, dass auch bei großen Auslandsreisen meine Erreichbarkeit gewährleistet ist und akzeptiere, dass wir nahezu „Tag und Nacht“ ungefiltert mit Sorgenpaketen bedient werden. Es ist gut, rechtzeitig Grenzen zu setzen, um sich selbst zu schützen. In der Ausbildungssituation der jungen Schwestern werden Wege gesucht, verantwortlich den Einsatz der neuen Medien zu gestalten. Die Instrumente dieser virtuellen Welt setzen wir unterstützend in unseren Aufgaben ein, in der Pastoral und Verkündigung und in unserer Beziehungspflege. Wo sich Mitglieder nicht regelmäßig treffen können, bewirkt ein regelmäßig von allen Teilnehmerinnen eingebrachter spiritueller Impuls das Gefühl der Zugehörigkeit. Von Ordensinteressierten, die ohnehin in einer starken Suchbewegung sind, erfahre ich große Zustimmung für diesen geistlichen Austausch. Rechtzeitig lässt sich kommunizieren, dass ein Kloster nicht

die heile Welt abbildet. Die Exklusivität der spirituellen Orte wird heruntergebrochen. Mitten in der Welt stehend wird erfahrbar, dass Gott mit uns geht. Der Umgang mit den Geräten der mobilen Kommunikation teilt Gemeinschaften: die einen haben die Geräte und verstehen den Umgang damit, die anderen stehen mit leeren Händen daneben. Mit der einladenden Haltung, diese „technischen Wunder“ kennen zu lernen, können neue Brücken entstehen.

Schlussfolgerung

Bill Hybels sagte: Die größte Herausforderung für jeden Leiter ist die Kunst, sich selbst zu führen. Ungeachtet aller Herausforderungen durch die Generationenvielfalt ist Führungsaufgabe in erster Linie eine „Hausaufgabe“ für die Leitungsverantwortliche ganz persönlich. Auch Mose musste lernen, sich in seiner Führungsberufung auf die Kraft Gottes zu verlassen, der das Volk und ihn selber führt.⁶ „Führungsspiritualität ist daher ebenso wichtig wie Führungskompetenz.“⁷ Das Geheimnis der biblischen Führungsberufung ist es, dass „der Berufene im Auftrag Gottes zum Dienst gesandt ist“.⁸ „Der Führende ist selbst ein Geführter. Er tritt zurück hinter seiner Aufgabe. Der Herr selbst führt in das Gelobte Land.“⁹ Als Leitungsverantwortliche Sorge ich für einen guten Selbststand. Dieser beinhaltet eine lebendige Gottesbeziehung. Weil mir die Anliegen der Schwestern aller Generationen sehr nahe sind, kann ich die Bitte, die der Schwiegervater Jitro an Mose gerichtet hat, erfüllen: Vertritt du das Volk vor Gott!

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

-
- 1 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Generation_Y (abgerufen am 15.07.2014).
 - 2 Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Chor_\(Musik\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Chor_(Musik)) (abgerufen am 15.07.2014).
 - 3 Fredmund Malik, Führen. Leisten. Leben, Frankfurt am Main 2006, 388.
 - 4 Christoph Jacobs, Moses – Führen als Berufung, in: Uto Meier, Bernhard Sill, Führung. Macht. Sinn, Regensburg 2010, 549-559, hier: 555.
 - 5 Ebd., 556.
 - 6 Vgl. ebd., 556.
 - 7 Ebd., 558.
 - 8 Ebd., 555.
 - 9 Ebd., 558.



Monika Stützle-Hebel

Dr. Monika Stützle-Hebel ist Diplompsychologin, Trainerin für Gruppendynamik (DAGG), Gestalttherapeutin (DVG), Supervisorin (BDP, DVG), und Psychologische Psychotherapeutin sowie Teamentwicklerin. Gemeinsam mit P. Bertram Dickertshof entwickelte sie das Konzept einer Fortbildung für Führungskräfte in Orden, Kirche und deren Einrichtungen, das im Februar 2015 zum 8. Mal startet: „Leiten und Beraten in Christlichen Organisationen“.



Monika Stützle-Hebel

Frauen und Männer in Ordensleitung – Führen sie anders?

Zur Frage, wie unterschiedlich Frauen und Männer führen, gibt es viel Forschung, wenig substanzielle und meines Wissens keine im Ordenskonzext. Deshalb werde ich im Folgenden von den Ergebnissen der Gender-Führungsforschung ausgehend aus dem gruppendynamischen Verständnis der Führungssituation und der Sozialisation im Ordenskonzext Überlegungen zur Situation von Männern und Frauen in der Führung von Ordensgemeinschaften ableiten.

Vorbemerkungen

Bevor ich dies tue, möchte ich einige Vorbemerkungen machen:

1. Sowohl statistisch signifikante Unterschiede als auch Ableitungen aus prototypischen Konstellationen sind

immer allgemeine Aussagen und zeigen Tendenzen an, die im Einzelfall mal mehr, mal weniger zutreffen.

2. Unterschiede zwischen Männern und Frauen sind durch ein Zusammenwirken ihrer unterschiedlichen genetischen Dispositionen mit ihren unterschiedlichen (psycho-)sozialen Entwicklungsbedingungen begründet. Eine informative Darstellung findet sich z.B. bei Pinker (2008).
3. Geschlechter-Stereotype sind tief in der Kultur verwurzelte Vorstellungen von „Frau“ und „Mann“. Sie prägen die Erwartungen an sich selbst und aneinander und formen die geschlechts-„spezifischen“ Unterschiede.
4. Sozialisation ist in gemischtgeschlechtlichen Sozialräumen anders als in gleichgeschlechtlichen. Sie ist

in gemischtgeschlechtlichen Gruppen stärker an den Geschlechter-Stereotypen orientiert als in gleichgeschlechtlichen.

Ergebnisse aus der Gender-Führungsforschung

Ein großer Teil der Untersuchungen zur Frage des Geschlechterunterschieds in Führung erhebt im Grunde nur die durch Geschlechter- und Führungsstereotype geprägten Bilder und Erwartungen und bestätigt damit das sog. „Think-manager-think-male“-Phänomen. Zwei Untersuchungen gehen einen anderen Weg: Ibarra und Obudaru (2009) erfassten konkretes Verhalten mit einem vielfach validierten 360°-Feedback-Instrument. Henn (Henn, 2008) untersuchte die Selektionskriterien für Männer und Frauen.

Die kompetenteren Frauen werden für Führung ausgewählt

In der Untersuchung von Ibarra & Obudaru mit dem Global Executive Leadership Inventory (GELI) (de Vries, Vrignaud, & Florent-Tracy) schneiden die weiblichen Führungskräfte in 9 der 12 erfassten für als führungsrelevant geltenden Dimensionen besser ab: sie konnten besser

- für die Zielerreichung motivieren,
- organisatorische Strukturen und Kontrollsysteme entwickeln und so das Verhalten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit den Werten und Zielen des Unternehmens in Einklang bringen,
- angemessene Vergütungsstrukturen etablieren und konstruktives Feedback geben,
- Teamgeist vermitteln und auf effektive Teamarbeit achten, durch kolle-

giale Arbeitsatmosphäre, Anreize für enge Zusammenarbeit und Ermutigung zum (konstruktiven) Austragen von Konflikten,

- die Interessen von Gruppen außerhalb des Unternehmens, die von Unternehmensentscheidungen betroffen sind, bewusst machen,
- Mut und Beharrlichkeit und die Bereitschaft für angemessene Risiken fördern,
- eine Atmosphäre des Vertrauens im Unternehmen pflegen, indem sie auf eine emotional intelligente Belegschaft achten.

Keine Unterschiede fanden die beurteilenden Mitarbeiter/innen, Kolleg/innen und Vorgesetzten beim

- Befähigen zu Eigenverantwortung durch Delegieren und Informieren,
- Vermitteln von Werten, die alle (regionalen, sozialen ...) Kulturen innerhalb des Unternehmens verbinden, und einer globalen Sichtweise,
- Formulieren einer überzeugenden Vision, Aufgaben und Strategie.

Diese erstaunliche Diskrepanz zur landläufigen Meinung erklärt sich daraus, dass Stereotype weniger stark wirken, wenn konkretes Verhalten erfragt wird. Assig (2001) berichtete über drei andere Studien mit sehr ähnlichen Ergebnissen.

Monika Henn (2008) untersuchte mit dem Bochumer Inventar zur berufsbezogenen Persönlichkeitsbeschreibung (BIP) in welcher Hinsicht sich männliche und weibliche Führungskräfte von gleich qualifizierten Männern bzw. Frauen unterschieden, die keine Führungskraft waren. Nur auf 5 der 17 Skalen, die die Bereiche (1) Berufliche Orientierung, (2) Arbeitsverhalten, (3) soziale Kompetenzen und (4) psychi-

sche Konstitution abbilden, unterscheiden sie sich: Die Führungskräfte haben mehr Führungsmotivation, Gestaltungsmotivation und Selbstbewusstsein. Während die Chefinnen aber mehr Flexibilität und Teamorientierung zeigen als die Mitarbeiterinnen, zeigen die Chefs mehr Durchsetzungsstärke und Belastbarkeit als die Mitarbeiter.

Die zentrale Aussage dieser beiden Ergebnisse zusammengefasst ist: Bei der Auswahl von Führungskräften werden bei den Frauen – nicht aber bei den Männern! – mehr jene bevorzugt, die über die für Führen heute notwendigen Kompetenzen verfügen. Für die obersten Hierarchieebenen werden aber weiterhin vor allem Durchsetzungsstärke bzw. Dominanz und Härte gefordert (Dostert, 2007/2010) (Wippermann, 2010), weshalb diese Frauen (und Männer mit einem ähnlichen Kompetenzprofil!) nach wie vor über eine mittlere Hierarchie-Ebene meist nicht hinauskommen.

Relevante Unterschiede

Der Vergleich von weiblichen und männlichen Führungskräften sagt also mehr über das Selektionsverhalten von Unternehmen als über führungsrelevante Unterschiede zwischen Männern und Frauen an sich aus. Einige davon will ich hier aufführen:

Lernbereitschaft

Frauen haben eine größere Tendenz, sich zu hinterfragen und die eigene Person und das eigene Verhalten zu reflektieren, weshalb sie auf Feedback zur Wirkung ihres Verhaltens schneller und stärker reagieren (Mayo, Kakarika, & Pastor, 2013). Dadurch lernen sie schneller, werden aber auch leichter

zum Spielball anderer. Diese Haltung ist unweigerlich mit geringerer Selbstgewissheit verbunden. Vor allem Männer deuten dies als geringeres Selbstbewusstsein und Führungsschwäche und reagieren darauf so, dass Frauen dann tatsächlich verunsichert sind.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Risikobereitschaft

Diese unterschiedliche Haltung den eigenen Fähigkeiten gegenüber wirkt sich auch in der Bereitschaft von Männern aus, eine Aufgabe zu übernehmen, selbst wenn sie sich nur zu 70 % sicher sind, dass sie alle dafür notwendigen Fähigkeiten haben, während Frauen sich zu 100 und mehr Prozent sicher sein müssen. Männer erwarten, dass sie mit der Aufgabe wachsen werden – was oft auch zutrifft – und rufen deshalb beim Verteilen interessanter Aufgaben schneller „hier“.

Klares Delegieren

Männer delegieren direkter und klarer und haben weniger Probleme, die Erledigung einzufordern. Frauen formulieren Aufträge gern indirekt, worauf andere Frauen in der Regel auch reagieren, was bei Männern aber oft nicht ankommt. Werden delegierte Aufgaben nicht zufriedenstellend erledigt oder zeigt sich die / der Mitarbeiter/in hilflos, dann nehmen Frauen die Aufgabe leicht wieder an sich (Topf & Gawrich,

2005) und überlasten sich durch diese „kalte Rückdelegation“ mit operativem Geschäft.

Informieren

Andererseits informieren Frauen transparenter – umfassender und detaillierter – was den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Orientierung erleichtert und Vermutungen über Machtspiele ihrer Führungskraft verringert.

Macht und Hierarchie sind männlich

Männer und Frauen messen den Aspekten Macht, Hierarchie und Konkurrenz aufgrund ihrer Sozialisation sehr unterschiedliche Bedeutungen bei. In Führungskulturen, die stark hierarchisch sind, gilt das mehr aggressive, autokratische, kraftvolle und konkurrierende Verhalten als erfolgreicher.

Bedeutung von Hierarchie

Im Verlaufe unserer Kulturgeschichte hat sich Hierarchie als vorherrschende Form der Organisation sozialer Prozesse und eine Affinität von Männern zu hierarchischem Denken und Handeln herauskristallisiert (Schwarz, 2007). Beobachten kann man dies bereits bei Jungen-Gruppen. Sie etablieren über Imponiergehabe, Einschüchterung und Kräftemessen eine zeitlich stabile Rangordnung, die auch von den Rangniedrigen akzeptiert und über einen längeren Zeitraum beibehalten wird. Frauen bevorzugen dagegen eine im Prinzip egalitäre Struktur, in der die Führung bei situativer Veränderung schnell wechselt (Schwarz, 2007). So stellen Mädchen durch Koalieren, Ausgrenzen und Anerkennen eine Geltungshierarchie auf, die auf subtile Weise immer im Fluss bleibt und in der sich keine auf Dauer hervortut.

Attraktivität von Status-Macht

Damit korrespondiert, dass für Frauen Macht als Voraussetzung für die positive Gestaltung der Verhältnisse attraktiv ist, weshalb es ihnen auch darum geht, andere mit Macht auszustatten, während für Männer Position, Statussymbole und Titel als Zeichen von Macht eine größere Bedeutung haben, durch die sie sich von den ihnen hierarchisch unterstellten distanzieren. Hierarchische Positionsmacht verstehen Frauen mehr als Verantwortung und legen größeren Wert auf partnerschaftliche soziale Beziehungen am Arbeitsplatz (Macha, 2000).

Konkurrenz-Lust

Die unterschiedliche Bedeutung der Hierarchie hat Folgen für die (Un-)Lust am Konkurrieren: Bereits in den Jungen-Gruppen eingeübt, haben Männer einen spielerischen Umgang mit Konkurrenz. Sie wählen selbst dann die „Konkurrenz-Variante“, wenn sie das Geld kostet. So etablieren sie eine Rangordnung, die für eine Weile Orientierung in der Unübersichtlichkeit der sozialen Beziehungen gibt. Insofern machen es die Männer im Vorstand nicht anders als die Jungs auf dem Bolzplatz: erst wird die Rangordnung geklärt und dann gearbeitet. Frauen hingegen scheuen den Wettbewerb, selbst wenn die „Kooperations-Variante“ Geld kostet (Henn, 2008). Diese Orientierung prädestiniert sie in Hierarchien für die unteren Ränge.

Bindung und Beziehung sind weiblich

Die Bindungstheorie geht von der Frage aus, welche Beziehungsprobleme ein Kind lösen muss, um eine eigene Identität zu entwickeln. Sein eigenes Ge-

schlecht spielt dabei eine zentrale Rolle: Damit ein Junge eine männliche Identität entwickeln kann, muss er sich von der – andersgeschlechtlichen – Mutter ablösen und mit dem Vater identifizieren. Das Mädchen dagegen kann und muss in der Identifikation mit der Mutter bleiben, um eine weibliche Identität entwickeln zu können.

Beziehungsgestaltung durch Bindungsangst und Trennungsangst

Dieser Entwicklungsschritt erfolgt im Alter zwischen einem und zwei Jahren, der Junge muss also schon früh eine erste Trennung (von der Mutter) vollziehen, will er ein Mann werden, und eine zu starke Bindung an die Mutter bedroht seine Identitätsentwicklung. Abhängig davon, wie diese Ablösung gelingt, entsteht eine mehr oder weniger große Bindungsangst, die fortan die Beziehungsgestaltung des Mannes prägt. Mädchen hingegen können – ja müssen – für ihre Identitätsentwicklung zunächst in der Identifikation und Bindung mit der Mutter bleiben. Das erspart ihnen den frühen Trennungsschmerz, wodurch sie den emotionalen Umgang mit Trennung nicht lernen, mit der Folge, dass das Beziehungsverhalten von Frauen durch Trennungsangst geprägt ist.

Trennungsangst schwächt in Hierarchien

Aufstieg in der Hierarchie geht mit Distanzierung einher. Ihr Bindungsverhalten macht es Männern leichter, sich in Hierarchien machtvoll zu distanzieren und so Klarheit zu schaffen, wer das Sagen hat. Frauen hingegen erleben diese Distanzierung als Trennung und suchen auch als Führungskraft die be-

ziehungsorientierte Zusammenarbeit – ein Nachteil im hierarchischen Mächte-Spiel.

Dominanz und Normierung als Machtstrategien

Daraus folgen verschiedene Macht- und Einfluss-Strategien: ohne Angst vor Trennung gehen Männer den vertrauten Weg der Dominanz: der oben bestimmt, der unten folgt – die hierarchische Distanzierung fürchtend, versuchen Frauen, das Verhalten anderer über Normen zu beeinflussen und zu steuern. Ihre stärkere Ausrichtung auf ein unterstützendes Miteinander und eine Konsens-Kultur interpretieren Männer allerdings vor ihrem eigenen Erfahrungshintergrund als Schwäche.

Besonderheiten in Orden

Ordensmännern und -frauen sind in der gleichen Kultur aufgewachsen – viele dieser Unterschiede werden auch bei ihnen zu finden sein. Welche Besonderheiten wirken darüber hinaus in Ordenskulturen? Dazu will ich durch einige Überlegungen, die ich aus meinem (sozial)psychologischen Wissen und meiner langjährigen Erfahrung in der Ausbildung und Beratung von Leiterinnen und Leitern und Führungsgremien von Ordensgemeinschaften ableite, zum Hinschauen und Nachdenken anregen.

Männliche Führung für Mutter Kirche

Ein Unterschied zwischen Männer- und Frauenorden fällt ziemlich schnell ins Auge: nur bei den Männerorden ist die Führungshierarchie geschlechtshomogen – männlich.

Bei den Frauenorden ist die letztendliche Führungsspitze ebenfalls männlich

– an der Spitze steht immer ein Mann, wenn nicht ein Bischof, dann der Papst selbst. Auch in ihrer Gründungsgeschichte findet sich am Anfang fast immer ein Mann: als entscheidungsrelevanter Fürsprecher und Unterstützer oder gar als Initiator. (Männliche!) Spirituelle wirken oft stark in das Führungsgeschehen „ihrer“ Frauengemeinschaft hinein, auch wenn ihre Rolle formal nicht so definiert ist. So mancher Frauenorden wurde von einem Bischof gegründet, der auf diese Weise die – caritativen – Dienste der Frauen anregte und organisierte, beschützte aber auch beherrschte und so verlässliche Ausführende für seine apostolische Idee fand. Frauen eignen sich dafür: sie legen wenig bis keinen Wert auf Status und erfüllen die ihnen übertragenen Aufgaben gründlich.

Überdies sind alle Orden in die – männliche – Führungskultur und -struktur der Katholischen Kirche eingebettet. Es geht also um den Unterschied in der Führung einer Männer-Gemeinschaft in einer Männerkultur und einer Frauen-Gemeinschaft in einer Männerkultur. Daraus ist zu schließen, dass genau da, wo Führung durch Frauen anders ist, Frauenführung in einem Spannungsverhältnis mit der Männerkultur steht.

Hierarchie

– die „heilige Ordnung der Männer“

In einem evolutionären Prozess, den Gerhard Schwarz als „Die heilige Ordnung der Männer“ beschrieben hat, hat sich Hierarchie als eine effektive und sich selbst stabilisierende Form der Organisation von Macht durchgesetzt – von Männern für Männer gemacht. In der Katholischen Kirche quasi in Reinform erhalten, folgen auch fast alle Or-

ganisationen der Wirtschaft diesem Prinzip (Schwarz, 2007). Das Think-manger-think-male-Phänomen ist eine zwangsläufige Folge davon: mit Führung werden männlich konnotierte Attribute assoziiert: von einer Führungskraft werden Eigenschaften und Verhaltensweisen erwartet, die gemeinhin Männern zugeschrieben und von Männern häufiger oder ausgeprägter gezeigt werden. Frauen wiederum können in einer hierarchischen Kultur ihre spezifischen, bindungsorientierten Führungsqualitäten schwer entfalten.

In Frauen-Orden beobachte ich oft eine hohe Wertigkeit der Männer, insbesondere der geweihten, gepaart mit (Selbst-)Entwertung der Frauen. Obwohl es viele weibliche Heilige gibt, die wirklich eigenständige, frauliche Führungspersonen waren, blieb das männliche Führungsverhalten das Vorbild, an dem man sich orientiert. Die vielen Bemühungen von Frauenorden, sich gegenüber der Dominanz von Männern aus der unmittelbaren Umgebung zu emanzipieren, führten bestenfalls in die Unterordnung unter die hierarchisch-männliche Kultur Roms.

Mutter Kirche

– wo bleibt das weibliche?

Doch Kirche ist nicht ausschließlich männlich und das Weibliche ist auch nicht nur in der „Gottesmutter Maria“ präsent. Das mütterliche Prinzip – selbstlos und aufopferungsvoll alle ver- und umsorgen, die Gemeinschaft fördern und zusammenhalten, immer verzeihen, und anderen zu Macht und Einfluss verhelfen – bietet „Mutter Kirche“ ihren „Kindern“ tatsächlich durch die Pflege der Gemeinden, der Gemeinschaft der Gläubigen, und durch die

apostolischen Werke: die caritativen und pflegenden sorgen sich um die Hilfsbedürftigen, die pädagogischen fördern und entwickeln hin zu individueller Stärke. Die Ordensgemeinschaften hatten und haben dabei eine tragende Rolle.

Diese „Mutter Kirche“ wird nun aber von Männern hierarchisch organisiert. Den Frauen bleibt hier nur die Unterordnung – sie haben ihre Rolle anzunehmen wie einst Maria als Empfängerin des Göttlichen und Gebärerin des Gottessohnes (so die übliche Lesart der Verkündigungs-Geschichte). Denn Frauen können in einer männlichen Kultur schwer Akzeptanz finden. Die Soziologin Rosabeth Kanter beschreibt drei Wege, die Frauen einschlagen können, wenn sie in männlichen Runden auffallen (Edding, 1983, S. 103), der eine hat viele Parallelen im Auftreten von Ordensfrauen: sich unsichtbar machen als Frau, indem sie alle fraulichen Attribute ablegt, die eigenen Erfolge unter den Scheffel stellt und den Lohn dafür anderen zufallen lässt. So dient(e) diese mütterliche Seite der Kirche der Macht und dem Einfluss der Hierarchen.

Dazu passt, dass das Weibliche nur als jungfräuliche Mütterlichkeit Platz hat. Die Tabuisierung von Sexualität und Erotik bzw. ihre Verbannung dient meist der Stabilisierung der hierarchischen Machtverhältnisse – nicht nur in Kirche. Eine Quelle des Widerstands vieler Top-Manager gegen den Einzug von Frauen in ihre Gremien ist die Furcht vor der Unkontrollierbarkeit der Prozesse, wenn mit den Frauen Erotik und Sexualität einziehen. Karrierebewusste Businessfrauen tragen deshalb eine geschlechtsneutrale Kleidung. Auch wenn in der kirchlichen Tradition

Eva als die Verführerin gilt – es ist nicht die Frau, sondern die sexuelle Anziehung zwischen den Geschlechtern, die in die Gemeinschaftsprozesse ihre ganz eigene, von oben kaum kontrollierbare Dynamik bringt. Die Trennung der Geschlechter ist eine Antwort der Orden darauf.

Orden als Gegenentwurf zur kirchlichen Hierarchie

In ihren Konstitutionen und Regelwerken begegnet uns in Orden eine Führungskultur, die nicht der Logik der kirchlichen Hierarchie sondern vielmehr einem egalitär-demokratischen Prinzip folgt:

- Alle Konstitutionen sehen ein Leitungsgremium vor, das in die Entscheidungsfindung zumindest einzu beziehen ist – Führung erfolgt also durch ein Team.
- Die Kapitel als letztendliche Entscheidungsträger verkörpern ein zutiefst basisdemokratisches Prinzip.
- Führung ist nicht fest an eine Person gekoppelt, Personen wechseln zwischen der Führungsrolle und Mitgliedsrolle in der gleichen Gruppe hin und her.

Von ihrer Idee her sind Orden also ein Gegenentwurf zur hierarchischen Führungskultur der Kirche. Das Teamprinzip aber ist der Feind der Organisation (Pesendorfer, 1993), das der hierarchischen Organisation von Macht entsprechende Führungstereotyp, kennt Teamorientierung nicht als Qualität und Führungskompetenz. Für Ordensgemeinschaften entsteht aus ihren Ordensregeln einerseits und ihrer Einbettung in eine hierarchische Kirchenkultur und der Sozialisation ihrer Mitglieder darin andererseits, ein Paradox – Or-

den Führung ist also prinzipiell konfliktär, was den Bedarf an Beziehungskompetenz, Ambiguitätstoleranz und Konfliktfähigkeit erheblich erhöht.

Übertragungen und Regression

Das Leben in einer Gruppe reaktiviert immer auch die unbewussten Beziehungsmuster, die in der ersten Gruppe eines Menschen, der Familie erworben wurden. Die Beziehung zu Führungspersonen wird ähnlich der zu Vater und Mutter empfunden und einst natürlicherweise an Vater und Mutter gerichtete Bedürfnisse werden auf die Führungspersonen übertragen. So wird die Führungsbeziehung durch Regression auf psychisch frühere Entwicklungsstufen, kindliche oder jugendliche, geprägt. Entsprechendes Verhalten der Führungsperson fördert dies, so dass Bedürfnisse nach Umsorgt-Werden, nach Abhängigkeit und Sich-führen lassen – aber auch trotzige Widerständigkeit und pubertäres Aufbegehren wieder erwachen. Das Bild von der „Mutter Kirche“ und noch mehr ein seine Mitglieder rundum versorgender Orden werden so eine Einladung zur Regression, was die Führungskräfte mit entsprechendem, oft widersprüchlichem Verhalten konfrontiert: Unselbstständigkeit und Forderung von Aufmerksamkeit und Umsorgen bei oft gleichzeitiger, meist passiver Widerständigkeit oder übermäßige Unabhängigkeitsbestrebungen.

Mutter-Tochter- und Vater-Sohn-Dynamiken

Auch bei Erwachsenen reaktiviert die gleichgeschlechtliche Führungsperson eine zunächst innere Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsiden-

tität über Identifikation und Differenzierung (s. 0): bei der Oberin die Mutter-Tochter-Dynamik, beim Oberen die Vater-Sohn-Dynamik, deren Grundmuster natürlich durch viele weitere Entwicklungsbedingungen modelliert werden.

Natürliche Trennungsangst hält die Tochter zunächst in der notwendigen, tendenziell symbiotischen Mutter-Beziehung und fördert abhängiges Verhalten. Konflikthaft wird die Mutter-Tochter-Dynamik durch die für die Individuation nötige Ablösung, was nur über für beide Seiten schmerzhaftes Auseinandersetzen geht. Dafür muss die Trennungsangst bewältigt werden. Vom Gelingen dieser Individuationsschritte hängt es ab, wie sehr ihre Grundthemen in neue Beziehungen, insbesondere zu Frauen, übertragen werden.

Für die notwendige Zuwendung zum Vater muss dagegen der Junge die Trennung von der Mutter riskieren. Die Bindungsangst hilft ihm dabei. Die Beziehung zum Vater wird aber nie von derselben emotionalen Nähe wie ursprünglich zur Mutter geprägt, sondern sachlicher, kameradschaftlicher und spielerisch konkurrierend. Gelingt die Hinwendung zum Vater nicht, bleiben Sehnsucht aber auch Distanz und Angst vor emotionaler Vereinnahmung (durch die Frau) zurück. Die kriegsbedingt vaterlosen Generationen in Deutschland haben diese Hinwendung zum Vater vielfach nicht vollziehen können.

Für „Mann“ ist somit das Grundthema, wie er trotz Autonomie in Beziehung gehen kann; für „Frau“ ist die Grundfrage, wie sie in Beziehungen Autonomie gewinnen kann.

Die Mutterübertragungen, denen Oberinnen begegnen, sind dabei tendenziell

konflikthafter: die emotionalen Zuwendungsbedürfnisse gehen oft mit einer Empfindlichkeit gegenüber Vorschriften einher. Das überfordert sie schnell, wenn Oberinnen darauf eingehen. Die Herausforderung in Männerorden ist es dagegen, die Gemeinschaft über das Funktionieren als Arbeitsgemeinschaft hinaus zu entwickeln, so dass sie auch die emotionalen Bindungsbedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigen kann. Werden ihre regressiven Zuwendungsbedürfnisse nicht befriedigt, reagieren weibliche Mitglieder oft mit Klammern, die männlichen meist mit Rückzug. Dies aufzulösen ist für Leitung in beiden Fällen eine Herausforderung.

Hierarchie und Übertragungsdynamik

Die hierarchie-immanente soziale Distanz ebenso wie das darin begründete Machtgefälle korrespondieren mit den emotional distanzierteren Vater-Übertragungen der Männer und kollidieren mit den beziehungsbedürftigen Mutter-Übertragungen der Frauen. „Mutter Oberin“ ist per se ein Paradox, das ein Schlingern der Oberin zwischen beziehungsorientierter (Über-)Erfüllung der Mutter-Übertragungen und autoritär-hierarchischem Durchgreifen bedingt. „Mutter“ ist man ein Leben lang – vielleicht regieren ehemalige Oberinnen deshalb oft mittels Beziehungsmacht weiter. Zugleich dürften die Vater-Übertragungen der Ordensfrauen die Attraktivität und Höherwertigkeit der meist ranghöheren Kirchenmänner bedingen.

Führung als gegenseitiges Geschehen

Fälschlicherweise wird oft ausschließlich die Persönlichkeit als Ursache von Führungsverhalten gesehen. Doch Füh-

rung ist ein Geschehen, das zwischen Personen stattfindet und unbewusst von den (vermuteten) Erwartungen der Beteiligten an sich selbst und untereinander gesteuert wird. Der Führungsperson entgegengebrachte Erwartungen haben einen starken Einfluss auf ihr Führungshandeln, oder bringen sie in Konflikt mit ihren eigenen Vorstellungen. So verleiten mit Mutter-Übertragungen verbundene Versorgungswünsche evtl. zu entmündigendem Versorgungsverhalten. Umgekehrt beeinflussen die Bilder, die eine Führungsperson (unbewusst) von den Geführten hat, auch deren Verhalten: Hat die Führungsperson von ihren Mitgliedern das Bild von unmündigen Kindern, dann werden sich diese auch so verhalten: hilflos aber vielleicht dennoch trotzig.

Neben den Übertragungsprozessen prägen die tradierten Stereotype – über Geschlechter und (patriarchal-hierarchische) Führung – die Erwartungen. Bei Frauenorden ist oft ein Führungsverhalten zu beobachten, das dem weiblichen Stereotyp entspricht und Führung erschwert: eine ausgeprägte Tendenz, sich um jede einzelne zu kümmern (Führung durch Bemutterung); frau traut sich nicht, den Geführten Entscheidungen zuzumuten, und wartet so lange, bis es nicht mehr anders geht und der Prozess nicht mehr organisch gestaltet werden kann; aus Angst, klar in Führung zu gehen, werden für Zusammenkünfte keine klaren Strukturen gesetzt. Das Mann-Stereotyp erschwert die produktive Einbeziehung der Mitglieder in Entscheidungsprozesse und Entscheidungen sind wenig an die Gemeinschaft angebunden, und die Geführten verhungern emotional.

Vermutlich wird auch die Wahl der Or-

densleitungen durch diese verschiedenen Geschlechter-Stereotype beeinflusst und Ordensmänner und -frauen wählen unterschiedliche Persönlichkeiten als Leitung, was die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Führungsgeschehen noch verstärkt.

Unterschiedlicher Entwicklungsbedarf von männlichen und weiblichen Führungskräften?

Brauchen Männer und Frauen in Orden aufgrund der beschriebenen Unterschiede eine verschiedene Vorbereitung auf ihre Führungsaufgabe? Für die Antwort greife ich auf meine Beschreibung der Fähigkeiten von Ordensleitungen heute, in Zeiten des Wandels zurück (Stütze-Hebel, 2010). Schauen und prüfen Sie selbst, ob Sie bei den weiblichen und männlichen Ordensleitungen einen verschiedenen Bedarf erkennen: Ordensleitungen brauchen in Zeiten des Wandels ...

- einen eigenen Standpunkt
- Mut zur Klarheit und zur Desillusionierung
- einen kritischen Blick und Mut zum Hinterfragen
- die Kraft, Widerstände auszuhalten
- den Mut, Spannungen auszuhalten
- Selbstkontakt und Gottvertrauen
- Mut zum Experimentieren mit Neuem
- die Fähigkeit, Prozesse ergebnisorientiert gestalten zu können
- Metakommunikation und Feedback
- die Bereitschaft, andere am eigenen Erleben teilhaben zu lassen
- Kontakt mit sich und anderen
- Mut und Fähigkeit, sich klar abzugrenzen

- Verständnis der eigenen Führungsrolle und der Rollen der anderen
- Versöhnung mit den eigenen Begrenztheiten
- ein Verständnis von Gemeinschaft als Ort der Gegenwart Gottes
- Aufgrund der Überlegungen zur hierarchischen Kultur möchte ich noch anfügen: das gruppenspezifische Geschick, um die Selbstorganisationskraft einer Gruppe zu wecken.

Diese Kompetenzen sind nach meinen langjährigen Erfahrungen in Kursen für Leitungspersonen auch in Orden und Kirche durchaus unterschiedlich verteilt, aber kaum geschlechtsspezifisch. Wer über sie verfügt, ist im Führungshandeln weniger abhängig von stereotypen Erwartungen, kann mit Übertragungsprozessen umgehen und bekommt einen differenzierteren Umgang mit den Wirkungen von Hierarchie.

Letztlich ist gute Führung ein ständiger Balance-Akt zwischen Kontakt und Abgrenzung, der eine gute Bekanntschaft mit sich selber und ein hohes Maß an Bewusstheit und Selbstreflexion erfordert. In einem darauf ausgerichteten Kurs bieten der wachsende Kontakt untereinander und der tiefergehende Austausch die Chance, sich über das Erkennen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden mit den eigenen Verhaltensmustern auseinanderzusetzen. Dadurch gewinnt man/frau eine klare Position sich selbst gegenüber und einen inneren Kompass, um den eigenen Stil und eigene Vorstellungen zu entwickeln, und erfährt eine Stärkung ihrer Autorität gegenüber Dritten, die Achtung einbringt.

Literaturverzeichnis

- Assig, D. (2001). Frauen in Führungspositionen. Die besten Erfolgsrezepte aus der Praxis. München: Beck Wirtschaftsberater im dtv.
- de Vries, K., Vrignaud, & Florent-Tracy. (kein Datum). Global Executive Leadership Inventory.
- Dostert, E. (2007/2010). „In Deutschland heißt Führen, hart zu sein.“ Der Wirtschaftspsychologe Felix Brodbeck über Führung Made in Germany und die Sehnsucht nach neuen Managern. Süddeutsche Zeitung, Wirtschaft, 6. Juli 2007 / online 17. Mai 2010.
- Edding, C. (1983). Einbruch in den Herrenclub – Von den Erfahrungen, die Frauen auf Männerposten machen. Reinbek: Rowohlt.
- Henn, M. (2008). Die Kunst des Aufstiegs. Was Frauen in Führungspositionen kennzeichnet. Campus Verlag.
- Henn, M. (03 2009). Frauen können alles – außer Karriere. Harvard Business Manager, S. 56-61.
- Ibarra, H., & Obudaru, O. (03 2009). Visionärinnen gesucht. Harvard Business Manager, S. 62-75.
- Macha, H. (2000). Erfolgreiche Frauen. Wie sie wurden, was sie sind. Frankfurt: Campus.
- Mayo, M., Kakarika, M., & Pastor, J. C. (12. Februar 2013). Frauen passen ihr Führungsselbstbild stärker der Wirklichkeit an. Wirtschaftspsychologie aktuell.
- Pesendorfer, B. (1993). Organisationsdynamik. In G. Schwarz, Gruppendynamik – Geschichte und Zukunft (Festschrift für Traugott Lindner) (S. S. 196 – 230). Wien: WUV.
- Pinker, S. (2008). Das Geschlechter-Paradox – Über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen. München: DVA.
- Schwarz, G. (2007). Die „heilige Ordnung“ der Männer. Hierarchie, Gruppendynamik und die neue Rolle der Frauen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stützle-Hebel, M. (Heft 2 2010). Führen Lernen in Zeiten des Wandels – Was Ordensleitungen heute dringend brauchen und wie Sie es erwerben können. Ordenskorrespondenz, S. 177-191.
- Stützle-Hebel, M., & Althoff, J. (2015-2016). Leiten und Beraten in Christlichen Organisationen – Die Kunst, Organisationen und Gemeinschaften zu leiten, zu. Institut für Fort- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung der Katholischen Stiftungsfachhochschule München, München.
- Topf, C., & Gawrich, R. (2005). Das Führungsbuch für freche Frauen . Frankfurt/Main: Redline Wirtschaft: Women Business.
- Wippermann, C. (2010). Frauen in Führungspositionen. Barrieren und Brücken . Heidelberg: Sinus Sociovision GmbH, hg. vom BMFSFJ.

Katharina Kluitmann OSF

Sr. Dr. Katharina Kluitmann OSF trat nach dem Theologiestudium 1990 bei den „Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe“ in Lüdinghausen ein. Nach Pastoral­tätigkeit studierte und promovierte sie am Institut für Psychologie der Gregoriana. Seit 2004 arbeitet sie im „CENTRO – Psychologische Begleitung für Menschen im Dienst der Kirche“ des Bistums Münster. Sie setzt diese Tätigkeit in Teilzeit auch nach ihrer Wahl zur Provinzoberin im Herbst 2011 fort.



Katharina Kluitmann OSF

In Teilzeit und mit ganzem Herzen

Wie Leitung – auch – gehen kann

„Ja, *geht* das denn?“ – oder etwas züversichtlicher „Wie geht *das* denn?“, so werde ich häufiger gefragt, wenn ich erzähle, wie sich mein Leben gerade gestaltet. Ich bin Provinzoberin, wohne in einer kleinen Kommunität 30 Kilometer vom Provinzhaus entfernt und bin in Teilzeit berufstätig.

Ehrlich gesagt, frage ich mich manchmal auch, *ob* das geht, vor allem, wenn es gerade mal nicht geht, alles zu viel ist, die Dinge sich knubbeln und ich kurzzeitig die Balance verliere. Das aber hält bisher glücklicherweise nie lange an. Die Frage dagegen, *wie* es gehen kann, wie es sogar *gut* gehen kann, für mich und meine Mitschwestern, die

stelle ich mir immer wieder und halte sie für unerlässlich. Nur so können meine und unsere Erlebnisse durch Reflexion zu Erfahrungen werden, die sich auch später oder anderswo vielleicht umsetzen und anpassen lassen.

In diesem Artikel möchte ich meine Erfahrungen teilen:

- Dazu werde ich zunächst ein wenig erzählen, wie ich lebe und wie es dazu kam, dass ich so lebe, wie ich es gerade tue.
- Anschließend folgen einige grundsätzliche Überlegungen.
- Diese Überlegungen schließen als Fazit mit einem Plädoyer für den Mut, Neues auszuprobieren.
- Der Artikel endet dann mit einer Reihe von Fragen, die das eigene Nachdenken herausfordern wollen und als

Kriterienkatalog für eventuell gerade anstehende Entscheidungen dienen können.

Wie ich gerade lebe

Die „Franziskanerinnen von der Buße und der christlichen Liebe“ sind eine weltweite Gemeinschaft mit etwa 1500 Schwestern auf allen Kontinenten, mit derzeit zwei Provinzen in Deutschland. Als ich vor zweieinhalb Jahren zur Provinzoberin der Lüdinghauser Christus-König-Provinz gewählt wurde, war ich 46 und damit (abgesehen von einer Novizin) die jüngste Schwester einer Provinz mit 75 Schwestern. Meine Vorvorgängerin hatte, als sie 30 Jahre vor mir die Aufgabe übernahm, genau viermal so viele Schwestern in der Provinz, der sie von da an dienen sollte, also 300. Macht man einen weiteren Zeitsprung noch einmal gut 30 Jahre zurück, so sieht man bei der Gründung der Provinz 600 Schwestern in 18 Konventen. Bei meiner Wahl, gut 60 Jahre später, gab es nur noch in Lüdinghausen, Mönchengladbach, Münster und Recklinghausen Kommunitäten, bzw. Schwestern der Provinz.

Nach meiner Wahl wurden mir, zusammen mit dem neu gewählten Rat, drei Monate Übergangszeit gewährt, da ich damals vollzeitig berufstätig in der psychologischen Begleitung von Menschen im Dienst der Kirche in der Diözese Münster war. Zudem hatte ich gerade ein halbes Jahr vor meiner Wahl zusammen mit zwei anderen Schwestern in der Innenstadt von Münster einen kleinen gemischten Konvent von Franziskanerinnen von Münster, Mauritz, und meiner eigenen Gemeinschaft begonnen.

Da wir zur Vorbereitung der Wahl einen intensiven offenen Prozess geführt hatten, war allen, die mich gewählt haben, klar, dass ich in der neuen Kommunität in Münster wohnen bleiben und auch versuchen würde, in Teilzeit weiter meiner Berufstätigkeit nachzugehen. Der Mut der Schwestern, mich unter diesen Bedingungen zu wählen, beeindruckt mich bis heute nachhaltig.

Aber nicht nur die Schwestern, die als Kapitularinnen die Wahl getätigt hatten, auch die anderen Schwestern haben mich offenen Herzens aufgenommen in dieser neuen Form von Leitung. Es gab durchaus Bedenken, ob ich genug Zeit für die Schwestern haben würde. Nachdem äußere Umstände die Provinzleitung zwangen, im ersten Jahr der Amtszeit mehrere Umstrukturierungen vorzunehmen, ist bei den Schwestern der Eindruck gewachsen, dass es nicht zu Stagnation kommt, dass Prozesse auch von einer „Teilzeitleitung“ angegangen werden. Formen der Kontaktpflege helfen, den einzelnen Schwestern zu zeigen, dass ich sie wahrnehme und, wo nötig, zur Verfügung stehe. Ich mache aber auch immer wieder klar, dass ich als Provinzoberin auf die Kompetenzen und Tätigkeiten der Verantwortlichen in den Konventen vertraue. Das Subsidiaritätsprinzip, das besagt, dass die übergeordnete Ebene nicht tun soll, was die untergeordnete tun kann, hat bei uns in der Gemeinschaft gute Tradition.

Wie sieht nun konkret mein Leben aus? Ich wohne in der kleinen Kommunität in Münster und nehme normalerweise dort am gemeinschaftlichen und geistlichen Leben teil. Ich arbeite gewöhnlich montags und donnerstags in der psychologischen Begleitung. Diese Stelle

ist nur zwei Minuten von meinem Wohnort entfernt und lässt sich meist gut begrenzen und strukturieren. Zunächst hatte ich nach meiner Wahl noch eine 50%-Stelle, die ich vor einigen Monaten auf eine 40%-Stelle gekürzt habe (also genau zwei Arbeitstage), um freier zu sein für Gremienarbeit im Bereich der Orden. Dienstags und freitags fahre ich ins Provinzialat. Ich benutze fast immer öffentliche Verkehrsmittel. Die Entfernungen zwischen den Kommunitäten sind sehr moderat, an meinem Wohnort bin ich verkehrstechnisch gut angebunden, besser als im Provinzhaus. Im Bus nach Lüdinghausen kann ich mich auf den Tag einstellen, kleine Arbeiten erledigen – oder schlafen. Mittwochs und samstags erledige ich, was ansteht, sonntags habe ich frei. Natürlich ist das nur eine Annäherung. Immer wieder gibt es Ausnahmen, weil Termine anderes nahe legen. Ich lebe auf der einen Seite eine hohe Flexibilität, aber eine Verlässlichkeit meinen regelmäßig zum Gespräch kommenden Klientinnen und Klienten gegenüber ist mir durchaus auch wichtig.

Was ich zu der Leitungskonstruktion denke, die ich gerade lebe

Ich empfinde die derzeitige Situation als befriedigend, weil sie für mich gut lebbar ist und ich den Eindruck habe, dass dies auch für meine Mitschwestern gilt.

Dazu trägt bei, dass seit dem Bestehen der Provinz immer wieder mutige, zukunftsweisende Entscheidungen getroffen und so vermittelt wurden, dass die Schwestern sie insgesamt gut mitgetragen haben. Wenn mir alte Mitschwes-

tern spontan sagen, dass sie es gut finden, dass ich noch eine andere Arbeit habe, weil ich damit Wind von außen in die Gemeinschaft einbringe (obwohl ich ja von meiner Arbeit nicht sprechen kann), dann bewegt und freut mich diese Offenheit. Ich selbst habe den Eindruck, dass mir die Arbeit mit Menschen, die mir in der Begleitung ihr Leben anvertrauen, hilft, mich nicht in manchmal selbstgemachte Binnenprobleme zu verstricken, Schwierigkeiten und Konflikte in der rechten Relation zu sehen, den Blick für echte Not nicht zu verlieren.

Außer zu einer Veränderungsbereitschaft der Schwestern haben die in der Vergangenheit durchgeführten Änderungen auch dazu geführt, dass unser Verwaltungsaufwand auf ein Minimum heruntergefahren worden ist. Wir haben keine Institutionen mehr in Trägerschaft, fast keine Immobilien, selbst das Provinzhaus ist formal nicht mehr unseres, obwohl wir darin, so lange wir wollen, wie im Eigenen leben dürfen.

In der unmittelbaren Vorbereitung des Kapitels, das unseren Provinzrat gewählt hat, waren die Schwestern durch meine Vorgängerin gut darauf vorbereitet worden, dass es – gleich wer gewählt werden wird – wohl zu Änderungen, vergleichbar denen, die wir jetzt tatsächlich leben, kommen könnte. Das hat den Start sehr erleichtert.

Wenn es auch Tage gibt, an denen der Balanceakt zwischen Konvent, Arbeit und Leitung mich etwas kostet, so wäre ich doch voraussichtlich auf Dauer mit ausschließlich der Leitungsaufgabe in meiner derzeitigen Lebensphase nicht ausgelastet. Hilfreich, ja, vielleicht unerlässlich, ist für solch eine Konstruktion allerdings die Fähigkeit zu struktu-

riertem Arbeiten, gelegentlicher Mut zur Lücke (aber wo braucht man den nicht?), und die Kraft, da, wo ich bin und arbeite, ganz da zu sein. Mich abgrenzen zu können ist etwas, wofür ich dankbar und worin ich zugleich dauerhaft Lernende bin. Die therapeutische Arbeit ist für mich einfacher zu organisieren als Referententätigkeiten, die ich bis zu meiner Wahl viel und gern ausgeübt habe. Im Ernstfall mute ich ganz gelegentlich einem Klienten zu, eine Sitzung kurzfristig zu verschieben. Aber die Vorstellung, einen Saal voller Leute auf dem Trockenen sitzen lassen zu müssen, weil ich ein Seminar nicht halten kann – das ich zudem noch mindestens ein Jahr vorher zusagen muss – macht mich nervös.

Ich kann so leben und arbeiten, wie ich es tue, weil ich nicht alleine arbeite. Auf die Mitarbeiterinnen in der Provinzverwaltung und auf den Provinzrat kann ich mich verlassen. Zusammenarbeit mit externen Kräften, auch in Leitungsfunktionen, beispielsweise eine Hausleitung und eine Stationsleitung im Provinzhaus, ist in der Gemeinschaft akzeptiert und bringt uns neue Ideen und Kräfte. Je kleiner wir werden, umso wichtiger scheint mir die Vernetzung, in der eigenen Ordensgemeinschaft, in der franziskanischen Familie, in der regionalen Ordenslandschaft oder auch auf Ebene der DOK. Selbstverständlich nutze ich Formen der Weiterbildung und Begleitung für mich selbst, sei es geistliche Begleitung, sei es der empfehlenswerte Kurs „Führen und Leiten“ der Frauenarbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz. Ich mache ausreichend Urlaub, Exerzitien, nehme meine Stillen Tage. Sonst geht es für mich nicht. Ich bin nicht unersetzbar, schon

gar nicht für ein paar Tage oder die Dauer des Jahresurlaubs.

Technische Möglichkeiten nutze ich ohne Enthusiasmus, aber froh um Erleichterungen. Ich kann meinen Anrufbeantworter von überall abhören, so dass meine Schwestern sich nur eine Telefonnummer merken müssen und, um mich zu erreichen, nicht wissen müssen, wo ich mich gerade aufhalte. Eine Cloud erleichtert mir die Büroarbeit. Handy und Notebook sind auf Reisen Begleiter. Ich glaube aber nicht, dass ich immer erreichbar sein muss.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Von außen erlebe ich viel Interesse daran, wie ich lebe und arbeite. Rollenklischees, wie eine Ordensfrau, zumal eine Oberin, zu sein hat, werden aufgebrochen. Ich werde als berufstätige Frau wahrgenommen, die kompetent arbeitet und „trotzdem“ im Orden ihren Weg geht und Leitung wahrnimmt. Das Leben in der Kommunität mit den normalen Alltagsvollzügen im Haushalt, der Gemeinschaft und mit einem für andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer offenen Gebetsleben, hilft mir gegen Tendenzen zur Überidentifizierung mit meiner Aufgabe. Ich tue einen Dienst für meine Schwestern, ich bemühe mich, ihn gut zu tun – aber das führt nicht zu einer Wesensveränderung, ich bleibe ich, begrenzt und fragend. Wenn

ich in Münster bin, „bin“ ich zwar auch Provinzoberin, es zählt aber nicht. Das ist gut so – und ich mache die Erfahrung, dass mir der Abstand hilft, abzuschalten, um dann, wenn ich Aufgaben als Provinzoberin wahrnehme, bewusst ganz da zu sein und anderes zurückzustellen.

Diese Art, Leitung zu leben, entlastet auch andere (in meiner Gemeinschaft und darüber hinaus), die sich so leichter vorstellen können, solch eine Aufgabe wahrzunehmen, als wenn sie damit rechnen müssten, langfristig (und dadurch in vielen Berufen dauerhaft!), ihren Beruf aufgeben zu müssen. Auch für mich gilt, dass, wenn meine Zeit als Provinzoberin vorbei ist, ich leicht wieder meine Stelle werde aufstocken können.

Wir erwarten von unseren Schwestern viel Bereitschaft zur Veränderung. Von daher halte ich es für unumgänglich, dass gerade die Leitung vormacht, dass sich Dinge ändern können und dass man das sogar lustvoll erleben kann. Wenn nicht wir den Mut haben, etwas anders zu machen als bisher, werden wir auch als Gemeinschaften nicht in die Zukunft gehen können. Leitung ist Dienst an der Gemeinschaft, nicht Herrschaft oder Selbstzweck. Sie muss vormachen, dass genau das auch Orden sind: Menschen, die versuchen, anderen zu dienen, in aller Gebrochenheit und Unvollkommenheit, aber mit ganzem Herzen.

Wofür ich plädiere

Als Fazit kann ich sagen: Ich halte die Form von Leitung, die wir gefunden haben für lebbar, hilfreich und verantwortbar, für mich und für die Gemein-

schaft. Jetzt ist sie gut für uns. Was in Zukunft sein wird, wird sich zeigen. Ich traue unserer Gemeinschaft zu, weiter veränderungsbereit zu sein und den jeweils nötigen Schritt zu tun, wenn er dran ist. Denn wir glauben, dass Gott etwas vorhat mit uns. Als Modell verstehe ich unsere derzeitige Form nicht. Zu unterschiedlich sind die Gegebenheiten und Situationen. Zur Reflexion der je eigenen Situation der jeweiligen Ordensgemeinschaften habe ich Fragen und Kriterien zusammengestellt. Denn wenn ich unsere Lösung auch nicht für ein Modell halte, so plädiere ich doch entschieden dafür, nicht vorschnell Lösungen auszuschließen, nur weil sie neu und ungewohnt sind. Die Lage unserer Welt, der Gesellschaft und der Kirche – und der Orden in ihr – ist so anders als alles, was bisher war, dass es eher wahrscheinlich als überraschend ist, wenn diese neue Situation auch neue Formen von Leitung erfordert und hervorruft. Je besser solch neue Formen durchdacht sind, um so leichter können sie von allen Seiten mit ganzem Herzen gelebt werden – und vielleicht auch der Großkirche zeigen, dass nicht alles bleiben muss, wie es war, auch nicht in Fragen der Leitungsverantwortung.

Was ich anbieten kann: Ein Fragen- und Kriterienkatalog

- Wie groß ist die Gemeinschaft, für die die Leitungsperson zuständig ist oder sein wird? Handelt es sich um eine Gesamtgemeinschaft oder um den Teil einer größeren Gemeinschaft (also beispielsweise eine Provinz in einem Verbund mehrerer Provinzen)? Wächst oder schrumpft die Gemeinschaft? Oder ist die Gemeinschaft

fast am Ende eines Schrumpfungsprozesses angekommen?

- Wie weit sind die Entfernungen zwischen den Konventen im Zuständigkeitsbereich?
- Wie viele Hierarchiestufen gibt es (Hausleitung, Provinzleitung, Generalleitung) und auf welcher Stufe wird gerade über Leitung nachgedacht?
- Wie viel externe Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter gibt es – vor allem auch in leitenden Funktionen? Wie sind diese externen Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter von den Schwestern/Brüdern angenommen – gerade auch die in Leitungsfunktion?
- Für wie viele Institutionen und Immobilien ist Sorge zu tragen?
- Gibt es außer den älteren und alten Schwestern/Brüdern auch junge oder jüngere? Wie viele? Weisen diese jungen Schwestern / Brüder Leitungsqualifikationen auf und können sie im Team arbeiten? Gehen sie außerhalb der Gemeinschaft einer Tätigkeit nach?
- Hat die Gemeinschaft eine Option getroffen, ob sie als Gemeinschaft (oder Provinz) auf das Sterben zugeht? Nimmt sie noch neue Mitglieder auf? Hat die Gemeinschaft oder einzelne in ihr eine Vision für die Zukunft? Wie passt die anvisierte Leitungsform dazu?
- Welche spirituellen Fundamente liegen der Entscheidung für die Leitungsform zugrunde, bei der Leitungsperson und in der Gemeinschaft? Welche Haltungen und welche konkreten Vorschriften sehen die jeweiligen Regeln und Konstitutionen vor? Was ist grundlegend, was zeitbedingt? Welche Konsequenzen hat

die Entscheidung für eine bestimmte Leitungsform für das geistliche Leben der Leitungsperson? Wie beeinflusst die Leitungsform das geistliche und kommunitäre Leben der Gemeinschaft? Wer braucht wofür welche Form von Begleitung?

- Wie hoch ist das „Leitungsamt“ in der Gemeinschaft spirituell aufgeladen oder gar überhöht? Welche Erwartungen bestehen seitens der Schwestern und Brüder – welche davon sind gerechtfertigt und welche übertrieben, welche sind Ausdruck gesunder Spiritualität der Gemeinschaft und welche sind dem Alter oder der besonderen Situation einer kleinen, alt gewordenen Gemeinschaft geschuldet?

Bezüglich der Schwester oder des Bruders, die in Leitungsfunktion sind oder kommen sollen:

- Können sie sich eine Kombination aus Leitung und anderer Tätigkeit vorstellen? Welche Tätigkeit wäre das? Wie ist die Tätigkeit strukturiert, eher „am Block“ oder bestimmte Tage pro Woche oder bestimmte Stunden am Tag, regelmäßig oder variabel? Gleicht die andere Tätigkeit der Leitungstätigkeit, so dass es Synergieeffekte geben kann? Oder ist die Tätigkeit zu ähnlich? Ist die Tätigkeit so anders, dass sich die Leitungsperson sozusagen bei der einen Tätigkeit von der anderen erholen kann? Ist die Leitungsperson schon in der anderen Tätigkeit und würde diese nur reduzieren oder müsste sie sich dort einarbeiten? Muss sie sich in Leitung einarbeiten? Gehen zwei Einarbeitungsphasen parallel? Handelt es sich um eine Tätigkeit bei einem ex-

ternen Arbeitgeber, innerhalb oder außerhalb der Kirche? Welche Ausnahmeregelungen sind möglich bei Notwendigkeiten im Orden (Generalkapitel etc.)? Wie ist für die Leitungsperson das Verhältnis von ihrem Wohnort, dem Arbeitsort der anderen Tätigkeit und der Leitungszentrale im Orden?

- Welche Informationstechnologien zur Erleichterung der angestrebten Leitungsform sind technisch und für die jeweilige Person möglich und praktikabel?
- Wo gibt es realistische Bedenken gegen eine veränderte Leitungsform? Wo verhindert eine „Schere im Kopf“, neue Möglichkeiten zu denken indem Pseudoargumente wie „Das haben wir aber noch nie gemacht“, „Das hat der heilige NN aber nicht so vorgesehen“, „Wo soll das hinführen“ benutzt werden? Welche einfühlsamen und kreativen Möglichkeiten gibt es, mit realistischen wie vorgeschobenen Argumenten umzugehen, sie ernst zu nehmen, die Ängste dahinter zu hören, sich nicht mehr als nötig davon blockieren zu lassen?
- Welche Vor- und Nachteile sieht die betroffene Leitungsperson – und welche sehen die Schwestern? Welches Bild wird durch die angestrebte Lösung nach außen vermittelt?

»Leitung ist Dienst
an der Gemeinschaft,
nicht Herrschaft
oder Selbstzweck.«

Katharina Kluitmann OSF

»Wir als Bischöfe
müssen verstehen,
dass Menschen geweihten Lebens
kein ‚Hilfsmittel‘ sind,
sondern Charismen,
die die Diözese bereichern.

Die Einbeziehung
des diözesanen Lebens
in die Ordensgemeinschaften
ist wichtig.«

Papst Franziskus im November 2013 zu 120 Generalobern der Männerorden.

Manfred Kollig SSCC

P. Manfred Kollig SSCC ist Mitglied der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der Ewigen Anbetung (Picpus, Arnsteiner Patres). Er war von 1994 - 2000 in der Generalleitung tätig und ist seit 2004 Provinzökonom der Deutschen Provinz. Er war für mehrere Bistümer in Schule, Pastoral und in der pastoralen Ausbildung tätig. Seit 2011 ist P. Kollig Leiter der Hauptabteilung Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat Münster.



Manfred Kollig SSCC

Ordensleute im Dienst einer Diözese

Destruktive oder konstruktive Spannung?

Im Folgenden geht es um den Dienst von Ordenschristen innerhalb der verfassten Kirche. Es wird der Frage nachgegangen, was es braucht – beim betroffenen Ordensmitglied und in der Gemeinschaft, beim Höheren Obern oder der Höheren Oberin, bei der Hausoberin oder dem Hausobern –, damit sich die Ordensberufung in der Gemeinschaft und der übernommene Dienst in einem Bistum gegenseitig positiv-konstruktiv beeinflussen. Vorrangig werden der Dienst des einzelnen Ordensmitglieds, der Dienst der (Haus-) Oberinnen und –obern und die Konsequenzen für die Hausgemeinschaft in den Blick genommen. Soweit diese Hausebene von der Berufung, dem Charisma und der Sendung des Instituts und von den Kontakten und Vereinbarungen der Höheren Oberinnen und Obern mit den Ortsbischöfen abhängt, wird auch auf diese Aspekte eingegangen.

Viele Ordensleute arbeiten nicht in einer Diözese, sondern in kirchlichen Verbänden oder Einrichtungen, deren Träger kirchliche Stiftungen, eingetragene Vereine (e.V.) oder gemeinnützige Gesellschaften mit beschränkter Haftung (gGmbH) sind. Was hier zum Dienst in einem Bistum gesagt wird, gilt meist auch analog für den Dienst innerhalb anderer kirchlicher Rechtsträger. Erinnerung sei daran, dass vor 50 Jahren erstmals auf der Ebene der Deutschen Bischofskonferenz ein Gespräch mit Vertretern der Höheren Ordensobern stattfand.¹ 2005 gab es im Rahmen der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz einen Studientag zum Thema „Entwicklung und Sendung der Gemeinschaft des geweihten Lebens“.² In weiterführenden Gesprächen zwischen Bischöfen und den Gemeinschaften des geweihten Lebens sind Anregungen und Vereinbarungen

für die Kontaktgespräche auf diözesaner und überdiözesaner Ebene entstanden.³

Die Sorge um den unverwechselbaren Dienst

Den eingangs beschriebenen Fragen nachzugehen, lohnt sich nur, wenn die Spannung reflektiert wird, einerseits das Ordensleben als unverwechselbaren Dienst zu denken, es andererseits des Öfteren als austauschbare Dienstleistung zu erleben. Die Verantwortlichen müssen alles tun, damit die Schwester oder der Bruder den unverwechselbaren Dienst innerhalb der Aufgabe, die in einem Bistum übernommen wird, ausüben kann.

unverwechselbar?

Dass der Dienst der Ordensleute mancherorts austauschbar zu sein scheint und durch andere ersetzt wird, hat mehrere Gründe, von denen hier nur zwei genannt werden:

- Wo die Verantwortlichen in den Bistümern die Arbeitsleistung einzelner Ordensleute abrufen und gleichzeitig deren Lebenszeugnis mit Skepsis betrachten, es eher als unangenehme Anfrage wahrnehmen oder ihm gegenüber uninteressiert sind, werden Ordensleute austauschbar, da man den Bedarf an Arbeitskräften selbstverständlich auch anderweitig abdecken kann.
- Wo die Leitungen der Ordensgemeinschaften zu sehr mit sich beschäftigt sind und / oder die Mitglieder dieser Gemeinschaften ihre Arbeit in einer Diözese losgelöst von ihrer Lebensgestaltung und von dem Charisma ihrer Gemeinschaft sehen; wo die

ausgeliehene Arbeitskraft losgelöst wird von dem Verständnis, dass es im Ordensleben um die Beziehung zu Christus geht mit dem Ziel, ihn immer deutlicher in der gegenwärtigen Realität zu betrachten und ihn und seinen Lebensstil in dieser Wirklichkeit mit den eigenen Gaben darzustellen⁴, indem sein Umgang mit Beziehung, Macht und Besitz zum Maßstab des eigenen Handelns wird („Evangelische Räte“). Dort geben Ordensleute nicht ihr Eigentliches, sondern nur ihre Arbeitsleistung, die auch von anderen erbracht werden kann.

unverwechselbar!

Wo sich diese Wirklichkeit zeigt, mag man kaum denken wollen, was der ehemalige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Karl Kardinal Lehmann, im Vorwort zu dem Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ schrieb: „Ohne eine solche Gegenwärtigsetzung der Lebensgestalt Jesu Christi in unserer Zeit durch die Frauen und Männer des geweihten Lebens kann eine missionarische Kirche nicht missionarisch wirksam sein.“⁵

Diese These lädt ein, in Kürze zu skizzieren, was die deutschen Bischöfe als „unverwechselbaren Dienst der Ordensleute“ anerkennen: „Wer sich auf dem Weg der evangelischen Räte die *Gabe* der Heiligkeit zur *Lebensaufgabe* macht, hält damit zugleich in der Kirche und für alle in der Kirche wach, dass die geschenkte Teilhabe am ‚Heiligen Geist‘ zur beständigen Umkehr und einer personal gelebten Heiligkeit führen will. Dabei bleibt zu betonen, dass die Christliche Heiligkeit nicht in bestimm-

ten Werken oder in besonderen asketischen und spirituellen Hochleistungen aufgeht, sondern mit der Liebe identisch ist, die nach dem Doppelgebot Jesu darin besteht, „den Herrn, deinen Gott, zu lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mt 22,37-39; vgl. LG 40,42). Das ist es, was wir als Kirche heute brauchen: Menschen, die inmitten aller gegenwärtigen Umbruchserfahrungen nicht nur mit sich selbst beschäftigt sind, sondern in aller menschlichen Gebrochenheit das Vertrauen in die Größe und Weite der christlichen Berufung zur Heiligkeit und der Sendung zum Heil aller wach halten.“⁶

kontemplativ

Unabhängig davon, ob die Ordensfrau oder der Ordensmann in einem Orden oder in einer Apostolischen Ordensgemeinschaft lebt, gehört die Kontemplation zum Wesen des Ordenslebens. So sind Ordenschristen Vorbilder, wenn es darum geht, die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und in ihr zu entdecken, dass Alfred Delp SJ Recht hatte: „Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen.“⁷ Wer Ordensschwestern und -brüder in den Dienst eines Bistums übernimmt, muss wissen, dass es ihnen um das Leben in der Gegenwart Gottes geht. Sie können provozierend wirken, wenn Bischöfliche Behörden, Einrichtungen und Gremien eher den Eindruck erwecken, man könne Gottes Gegenwart herstellen, brauche hierzu lediglich die richtigen Projekte, die geeignete Sprache und die zeitgemäßen Methoden. Der

Ordenschrist würde seine Sendung verleugnen, wenn er nicht gemäß Meister Eckhardts Wort bezeugte: Wir müssen nicht für den Wein im Keller sorgen, sondern dieser ist bereits da, muss aber gefunden und getrunken werden. Papst Franziskus erinnert, auf Papst Benedikt XVI verweisend, in „Evangelii gaudium“ an das allem Tun in der Evangelisierung vorausgehende Geschenk der Gnade.⁸ Ordenschristen müssen vor allem „kapillare Missionarinnen und Missionare“⁹ sein, d.h. weniger organisierte, umso mehr praktische und durch das Leben überzeugende Verkünderinnen und Verkünder.

Diese Art der Kontemplation, das heißt der Betrachtung der Gegenwart Gottes in der Vielfalt der Menschen und der aufgrund von genetischen Voraussetzungen, Kultur, Biografie, Lebens- und Sozialraum pluralen Lebensformen, ist wesentlicher Dienst der Ordenschristen und – mancherorts auch zwangsläufig kontrastierender – Beitrag zur Evangelisierung.¹⁰

eschatologisch

Das Ordensleben soll in der Kirche besonders die eschatologische Dimension wach halten: Gott lebt in unserer Mitte; er ist da, und zwar für die Menschen und nicht gegen sie. Gleichzeitig ist der Himmel auf Erden weder zu finden noch zu errichten. Formen von Beheimatung, an denen wir zum Wohl der Menschen mitwirken, sind wichtig; zugleich sind sie vorläufig. Dies bezeugend werden Ordensleute für die Menschen in einem Bistum anstößig, die Nähe und Beheimatung nur von Strukturen abhängig machen und dabei übersehen, dass sich Nähe nicht automatisch aus der Überschaubarkeit einer

Gruppe ergibt. Menschen können auch in kleinen Gemeinschaften und in Familien einsam sein.

Der Einzelne wie die Kirche und die ganze Welt bedürfen der Erlösung. Deswegen gehört auch die Erkenntnis der Sünde im Licht der Vergebung zur Berufung und zum Dienst des Ordenschristen. Zeugnis vom barmherzigen Gott zu geben, bedeutet nicht, auf das Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit verzichten zu können, sondern an der eigenen Sünde nicht zerbrechen zu müssen und „aufrecht“ gehen zu dürfen.¹¹

wandlungsbereit

Zu der von solcher Eschatologie geprägten Sendung der Ordensleute gehört auch das Zeugnis, dass Veränderungen im einzelnen Menschen, in der Kirche und in der ganzen Welt nicht automatisch schlecht sind. Vielmehr können sie als gut oder schlecht gedeutet werden. Auf jeden Fall sind sie normal und notwendig. Wo eine Ordensgemeinschaft diese Perspektiven aufgibt, verliert sie ihre Berechtigung. Ob sie zu dieser Perspektive steht, muss sich im Umgang mit den Veränderungen innerhalb der eigenen Gemeinschaft bewähren und bewahrheiten. Wo Ordensleute beispielsweise aufgrund von mangelndem Nachwuchs „die Lichter ausmachen“, dürfen sie nicht vergessen, dass es nur „ihre Lichter“ sind; ihr Dienst, zu bezeugen, dass Jesus Christus als das Licht dabei nicht erlischt, gehört zu einem vom Glauben getragenen Abschied.

An dieser Stelle wird offenkundig: Angesichts der in allen deutschen Diözesen anstehenden Veränderungsprozesse kann das Zeugnis der Ordenschristen befremden. Dies ist besonders dort der Fall, wo in einem Bistum die Vergan-

genheit glorifiziert und die Gegenwart nur noch als schlechtes Verlustgeschäft angesehen wird; oder wo man durch äußeres Tun messbare Erfolge erzielen will, die Ergebnis eigener Wünsche sind, nicht aber eines vom Vertrauen auf Gottes Wirken und damit von innerer Freiheit getragenen Dienstes. In solchen Räumen der verfassten Kirche können Ordensleute entweder als prophetischer Kontrastpunkt leben oder aber sich der in einem Bistum verbreiteten Deutung der Wirklichkeit anschließen und darüber die eigene Sendung verlieren.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Neben dieser gemeinsamen Berufung der Ordensleute macht auch das je eigene Charisma der Gemeinschaft den Dienst unverwechselbar. Zwei Beispiele, die mit mir persönlich zu tun haben, sollen einladen, sich der Leitworte zu erinnern, die das eigene Ordensleben prägen und für einen Dienst in einem Bistum relevant sein können.

- Wer in einer von Ignatius von Loyola geprägten Gemeinschaft lebt, wird sich nicht in ein System begeben, das jede Aussage eines anderen zuerst auf seine Defizite hin untersucht und unter den Verdacht stellt, „die Wahrheit zu verdunkeln“. Denn er fühlt

sich dem ignatianischen Grundsatz verpflichtet, eher „die Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verurteilen.“¹²

- Wer in meiner Gemeinschaft lebt, bezeugt die Bedeutung des irdischen Lebens Jesu als Orientierung für das eigene Leben. Denn unser Gründer hat uns gleich zu Beginn der Konstitutionen ins Stammbuch geschrieben: „In Jesus finden wir alles: Seine Geburt, sein Leben und sein Sterben, das ist unsere Regel.“¹³

Der klare Blick der Ordensgemeinschaften auf das Bistum und des Bistums auf die Ordensgemeinschaften sind Voraussetzung dafür, dass der Dienst einer Ordensfrau oder eines Ordensmannes nicht zu einem Verlust oder zu einer Entstellung der Berufung und Sendung des Ordenschristen führt, sondern für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft und das Bistum fruchtbar werden kann.

Vielfältige Situation

Wie sich die Situation von Mitgliedern einer Ordensgemeinschaft im Dienst einer Diözese darstellt, lässt sich schwer beschreiben. Die Situation ist vielfältig und damit müssen es auch die Konsequenzen sein, die diese Dienste für das Leben in der Kommunität haben. So wirken sich der Dienst als Pfarrer einer Pfarrei, als Pastoralreferentin in einem Krankenhaus, als Küster und Organist, als Bildungsreferentin oder Geschäftsführerin in einem Bischöflichen Bildungshaus oder als Mitarbeiter in einem Bischöflichen Ordinariat unterschiedlich auf das persönliche Leben und auf das Kommunitätsleben aus. Im einen Fall gehört es zum Dienst, den Gottesdienst mit der Gemeinde zu fei-

ern, in der das Ordensmitglied wirkt. Im anderen Fall gibt es feste Dienstzeiten, die für Ordensleute wie für alle Angestellten gelten.

Nicht selten führen Tätigkeiten dazu, dass es konkurrierende Erwartungen an das Ordensmitglied gibt: Die Eucharistie ist sowohl die Mitte des Pfarrei- als auch des Kommunitätslebens. Es gibt Fortbildungsveranstaltungen der Ordensgemeinschaft und des Teams, in dem die Ordensschwester oder der Ordensbruder arbeitet. Auch kann es sein, dass eine Ordensgemeinschaft den Diskurs über pastorale Themen anders führt als ein Bistum und im Einzelfall vielleicht zu anderen – eventuell sogar kirchenrechtlich fundierten – Ergebnissen kommt als eine Diözese, was zu inneren Spannungen und im Extremfall zu Konflikten zwischen der Ordensleitung und dem Ortsbischof führen kann. In diesem Zusammenhang seien die Nr. 49 und 50 des Apostolischen Schreibens „Vita consecrata“ (VC) empfohlen.

Perspektiven für den Blick auf die Situation

In kirchlichen Institutionen ist es weit verbreitet, auftretende Probleme als Einzelfälle zu deklarieren und die Schuld an Konflikten Einzelnen zuzuweisen sowie deren Lösung der Initiative Einzelner zu überlassen. Gering ist der Wille, hinter einzelnen Problemen Gründe zu erkennen, die im System Kirche (Bistum, Orden etc.) liegen und in geschwisterlicher Solidarität nach Lösungen zu suchen. Dieser Geist der Geschwisterlichkeit aber ist die Grundlage dafür, dass es dem Einzelnen Mitglied einer Gemeinschaft gelingen kann, den Dienst in einem Bistum mit

dem Leben in einer Kommunität in Einklang zu bringen.¹⁴

Hierzu müssen alle im System handelnden Personen und deren Verantwortung reflektiert werden. Das heißt, dass die Rolle und die Aufgabe folgender Personen und Gruppen in den Blick genommen werden muss:

- der Einzelne, der in den Dienst eines Bistums gestellt wird;
- die Hausgemeinschaft und die Hausoberin bzw. der Hausobere;
- die Ordensgemeinschaft und deren Höhere Oberin bzw. Höherer Oberer;
- das Bistum und der Bischof.

Die Verantwortung des Einzelnen

Die Initiative für den Dienst eines Ordensmitglieds in einer Diözese kann von verschiedenen Personen ausgehen: Mal mag eine Ordensleitung erkennen, dass es innerhalb der Gemeinschaft keinen dem Charisma entsprechenden Dienst gibt, dieser aber in einem Bistum angeboten wird. Mal geht die Initiative von einem Bischof aus, der auf die besonderen Gaben einer Ordensfrau oder eines Ordensmannes aufmerksam (gemacht) wurde und diese Gaben gut einsetzen könnte. Mal geht der Wunsch, in einem Bistum zu arbeiten, von dem Ordensmitglied selbst aus. In allen Fällen können die Motive „lauter“ sein; es können sich aber auch immer falsche Anhänglichkeiten und unlautere Absichten hinter der Initiative verbergen. Dies zu prüfen und zu erkennen, ist zunächst Aufgabe der betroffenen Person; des Weiteren aber auch der Verantwortlichen in der Gemeinschaft und im Bistum.

So muss sich der Einzelne fragen, ob er sich zum Dienst in einem Bistum hinge-

zogen fühlt, um auf eine konkrete Not zu antworten; inwiefern die Antwort seinen Gaben und dem Charisma der Gemeinschaft entspricht; ob es sich um einen (inneren) Auszug aus der Gemeinschaft handelt. Eine – etwa im Rahmen Geistlicher Begleitung ange stellte – gute Analyse des „Für und Gegen“, die in jeder Entscheidung stecken, gibt Aufschluss über die „Lauterkeit“ der Absichten und die Echtheit der Entscheidung.

In Abstimmung mit den zuständigen Oberinnen und Oberrn müssen die Prioritäten geklärt und vereinbart werden, was der Einzelne tun soll, wenn im Alltag beispielsweise ein Termin des Bistums mit einem Termin der Gemeinschaft kollidiert.

Auch hierzu ein konkretes Beispiel: In diesem Jahr fiel das Herz-Jesu-Fest, das zu den zentralen Festtagen meiner Gemeinschaft gehört, mit der konstituierenden Sitzung des Diözesanrates zusammen. Im Bistum Münster ist dies das höchste synodale Gremium, in dem unter dem Vorsitz des Bischofs Vertreterinnen und Vertreter der Berufs räte, der Gremien und der Verbände den Bischof beraten. Unter der Federführung des Diözesanrates ist u.a. der Pastoralplan entstanden und wird der Prozess, in jeder Pfarrei einen lokalen Pastoralplan zu entwickeln, beobachtet. Meine Ordensgemeinschaft, zu deren Charisma seit den Gründungsjahren im 18. Jahrhundert das Miteinander von Ordensschwestern und -brüdern und von Laien und Klerikern gehört, hat sich die Förderung des gemeinsamen Priestertums zu eigen gemacht. In meiner Kommunität haben wir auf diesem Hintergrund dem Ausdruck der Wertschätzung für den Diözesanrat Vorrang gegeben ge-

genüber meiner Präsenz bei der feierlichen Vesper. Dass ich anschließend nicht zum monatlichen Doppelkopfspiel gehe, sondern mit meinen Mitbrüdern und den Gästen das Herz-Jesu-Fest feiere, ist selbstverständlich.

Die generell oder im Einzelfall auf der Basis von Prioritäten abgestimmten Entscheidungen müssen der Hausgemeinschaft mitgeteilt werden, um Spekulationen oder falsche Urteile zu verhindern sowie die Unterscheidungsgabe und die Entscheidungsfähigkeit für vergleichbare Fälle zu fördern.

Zwei weitere Anmerkungen zur Verantwortung des Einzelnen: Wenn es aufgrund von vorrangigen Diensten einmal nicht möglich ist, mit der Gemeinschaft zu beten, bedeutet das nicht, nicht zu beten. Wer ab und an darauf verzichten muss, dass die Gemeinschaft sein Gebetsleben unterstützt, muss umso mehr von der Bedeutung des Gebetes überzeugt sein.

Eine weitere Herausforderung für Ordensleute im Bistumsdienst besteht darin, sowohl der eigenen Gemeinschaft und deren Autoritäten als auch dem Bistum und dessen Bischof gegenüber loyal sein zu müssen. Hier kann es zu Loyalitätskonflikten kommen, wo die Zeichen der Zeit unterschiedlich gesehen und gedeutet werden und die Antworten darauf in der Gemeinschaft und im Bistum unterschiedlich, ja vielleicht sogar widersprüchlich ausfallen. In den letzten Jahrzehnten zeigen sich solche Konflikte u.a. auf sehr grundsätzliche Weise in den Diözesen, in denen Bischöfe die Sorge haben, dass das Zeugnis der Wahrheit verdunkelt werden könne, in einigen Gemeinschaften Höhere Oberinnen und Obern eher die Sorge ausdrücken, dass das Zeugnis der

Liebe durch das Verhalten der verfassten Kirche verdunkelt werde. Dieser sehr grundsätzliche Dissens kann in konkreten pastoralen Fragen den einzelnen Ordenschristen in Gewissenskonflikte bringen. An dieser Stelle sei der Auftrag erinnert, der in VC so formuliert wird: „Es bedarf solcher Menschen, die das väterliche Antlitz Gottes und das mütterliche Antlitz der Kirche zeigen...“¹⁵ Ich wünschte mir, dass vor allem diejenigen, die eine besondere Leitungs- und Führungsverantwortung in der Kirche haben, offen und ehrlich um Liebe und Wahrheit ringen; stets mit der Haltung der Liebe und Achtung vor dem anderen und in der Überzeugung, dass Liebe ohne Wahrheit in die Beliebigkeit führt und Wahrheit ohne Liebe Gott entstellt und grausam sein kann.

Die Verantwortung der Ordensgemeinschaft

Die exemplarische Darstellung der Herausforderungen und der Verantwortung des einzelnen Mitglieds einer Ordensgemeinschaft im Dienst eines Bistums verdeutlicht, dass der Ordenschrist hier ein Recht auf Unterstützung durch die Ordensgemeinschaft hat, das heißt durch die Höhere Oberin bzw. den Höheren Obern, durch die Hausoberin bzw. den Hausobern und durch die Hausgemeinschaft.

Die Höhere Oberin / der Höhere Obere
Höhere Oberinnen und Obern dürfen nicht der Gefahr erliegen, aus Sorge, der Fürsorgepflicht für die alten Schwestern und Brüder wegen fehlender finanzieller Ressourcen nicht mehr nachkommen zu können, einen Gestel-

lungsvertrag abzuschließen ohne Prüfung der Leitlinien eines Bistums, der Grundeinstellung des Ortsordinarius und der Möglichkeiten des konkreten Bruders bzw. der Schwester. Der Bedarf eines Bistums, das Charisma der Gemeinschaft und das Charisma sowie die Kompetenzen des Ordensmitglieds müssen auf Kompatibilität hin geprüft werden. Für Klarheit über die Anforderungen an die Tätigkeit, die geforderten Kompetenzen, die Zuständigkeiten und die konkreten Rahmenbedingungen müssen die zuständigen Höheren Oberinnen und Obern sorgen, damit der Dienst des Ordenschristen in der Diözese gelingen kann. Hierzu gehört es u.a. zu klären, was die Bistumsleitung erwartet, wenn sie Ordensleute um ihren Dienst bittet. Spielt für das Bistum die Lebensform des Ordenschristen eine Rolle? Ist die Bistumsleitung ausreichend über die Spiritualität und die Optionen innerhalb der Ordensgemeinschaft informiert, aus der ein Mitglied kommt, damit entsprechende Vereinbarungen getroffen werden können, auf deren Basis auch die Vorgesetzten des Mitglieds im Bistum angemessen entscheiden können? Was gibt es in den Bistümern analog zu „Beruf und Familie“ im Sinne von „Beruf und Ordensgemeinschaft“?

Die Hausoberin / der Hausobere

Eine besondere Verantwortung kommt der jeweiligen Hausoberin bzw. dem Hausobern zu. Zum einen muss die Hausleitung die Vereinbarungen kennen, die mit dem Bischof abgeschlossen wurden: Wurde zum Beispiel ein monatlicher Wüstentag oder eine Recollectio, wurden Exerzitien, Kapitel oder besondere Regelungen bzgl. des Ar-

mutsgelübdes in die Absprachen aufgenommen? Wurden diese, um später Konflikte des Ordensmitglieds mit den Vorgesetzten oder mit Kolleginnen und Kollegen im Bistum zu vermeiden und um das Verständnis für die Lebensform zu fördern, auch entsprechend in das Generalvikariat, in das Ordinariat oder die diözesane Einrichtung hinein kommuniziert?

Des Weiteren tragen Hausoberinnen und -obere die Verantwortung, sich für den Dienst der Mitschwester oder des Mitbruders zu interessieren. Interesse meint hier nicht eine professionell vorgetragene Frage nach dem Wohlbefinden, sondern echte Empathie. Beim Verteilen von Aufgaben innerhalb der Hausgemeinschaft muss die Oberin oder der Obere die Belastungen der einzelnen Mitglieder der Kommunität im Blick behalten. Wer was innerhalb des Konventes übernehmen kann, hängt auch von den Verpflichtungen im Rahmen eines Gestellungsvertrags ab. Zwei Extreme müssen um der Einheit, der Solidarität und der Gerechtigkeit willen in einer Hausgemeinschaft vermieden werden: Alle müssen sich im Haus im selben Maß engagieren, unabhängig davon, ob sie im Rahmen eines Gestellungsvertrags tätig ist oder nicht; oder: wer außerhalb arbeitet, braucht im Haus nichts zu tun. Stattdessen müssen die Dienste in der Kommunität nicht gleich, aber gerecht verteilt werden.

Wie zwischen Bistum und Ordensgemeinschaft muss auch in der Hausgemeinschaft Verbindlichkeit hergestellt werden: Es müssen Entscheidungen getroffen werden, die transparent kommuniziert und verbindlich umgesetzt werden.¹⁶ Wo es zu Konflikten kommt, müssen die Höheren Oberinnen und

Obern für entsprechende Unterstützung sorgen (Gespräche mit der Provinzleitung, Mediation, Supervision etc.).

Damit in der Hausgemeinschaft die Vielfalt fruchtbar werden kann, die sich u.a. durch den Dienst von Kommunitätsmitgliedern in einem Bistum ergibt, sind regelmäßige strukturierte Gespräche über die Dienste notwendig. Die Vielfalt der Charismen, der Kompetenzen und der Erfahrungsräume müssen so genutzt werden und dürfen nicht als Konkurrenz angesehen werden. Damit dies gelingen kann, muss Diskretion gewahrt und zugesichert werden (ähnlich wie bei Eheleuten, die sich über ihre Erfahrungen am Arbeitsplatz austauschen).

Was für die Oberinnen und Obern gilt, ist auch für alle Mitschwestern und -brüder in einer Kommunität gültig; dazu wieder meine eigene Erfahrung: Ich bin Mitglied einer Gemeinschaft, die wegen ihrer Spiritualität auch die Bedeutung der Emotionen und der affektiven Ebene betont. Von daher weiß ich um die Gefahr, es bei einer professionell geäußerten gefühlten Betroffenheit zu belassen, die nicht dauerhaft trägt. Sie ersetzt nämlich nicht jene wahre Empathie, zu deren Voraussetzungen das Wissen um die Situation des Bruders bzw. der Schwester gehört, die erst eine ernsthafte Auseinandersetzung, Sorge um den anderen und echte Fürsorge ermöglicht. Aus dieser Haltung war Ignatius von Loyola die (leibliche und seelische) Gesundheit jedes Mitbruders sehr wertvoll.¹⁷

Bei aller Sorge um Empathie und Teilhabe, Nähe in der Beziehung und Tiefe in der Teilnahme am Leben des Anderen muss der Ordenschrist sich auch der Realität stellen, die für alle Gemein-

schaftsformen gilt: Die Möglichkeit, sich tatsächlich in den Bruder und in die Schwester einzufühlen, hat ihre Grenzen und kann die Verantwortung des Einzelnen für sich selbst nicht ersetzen.

Vorbilder

Der Dienst als Ordenschrist in der verfassten Kirche bedeutet für mich eine Herausforderung und ist zugleich eine Bereicherung. Wo ich dabei an Grenzen stoße und die Spannung destruktiv zu werden droht, orientiere ich mich an Vorbildern: Beispielsweise am tiefen Glauben und großartigen Humor des hl. Philipp Neri, die seinen Umgang mit der verfassten Kirche prägten. An Mary Ward und ihrer Langmut trotz ungerechter Verfolgungen durch die verfasste Kirche; ihre Warnung, die Tiefe des Glaubens (auch in der Liturgie) nicht an Gefühlen zu messen sowie ihre Ermutigung zum Dienst am Nächsten, selbst in der eigenen Niedergeschlagenheit.¹⁸ Und am hl. Damian De Veuster, der zu meiner Gemeinschaft gehört. Er hat auf einmalige Weise zugepackt, ist vor den Eiterbeulen der Aussätzigen und oft auch seelisch verbeulten Leprakranken nicht weggelaufen und hat bei alledem täglich viel (an-)gebetet. Wie sagt Papst Franziskus in EG: „Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist.“¹⁹ Vorbilder können Ordenschristen helfen, in der verfassten Kirche ihr Charisma einzubringen, ohne ihre Berufung und Sendung zu verdunkeln.

-
- 1 Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaft des gottgeweihten Lebens der Kirche (Die deutschen Bischöfe 86), hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007, 51.
 - 2 Veröffentlicht in: Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute – Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“. Arbeitshilfen Nr. 211, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007.
 - 3 Gemeinsam dem Evangelium dienen, 47f.
 - 4 Joh 6,69, LG Nr. 44 und 46, VC Nr. 32.
 - 5 Gemeinsam dem Evangelium dienen, 6.
 - 6 Ebd., 15f.
 - 7 Alfred Delp, Meditation vom 17.11.1944.
 - 8 EG Nr. 111 und 112.
 - 9 Vgl. Michael Sievernich, Die Christliche Mission, Geschichte und Gegenwart, Darmstadt 2009, 37.
 - 10 Hierzu seien vor allem die beiden Artikel von Hans Waldenfels empfohlen: Hans Waldenfels, Von der Mission zur Neuevangelisierung, in: OK 53 (2012), 395-411; Hans Waldenfels, Neuevangelisierung unter Papst Franziskus, in: OK 54 (2013), 402-419.
 - 11 Auch diesen Aspekt sprach Papst Franziskus bei seinem Treffen mit den Generalobern der Männerorden im November 2013 an. Lesenswert zu diesem Zusammenhang zwischen Sündenbewusstsein und Erlösungsglauben sind die Überlegungen von Kurt Flasch, Warum ich kein Christ bin, München 2013, 198.
 - 12 Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen 22.
 - 13 Règlement, Lettres et Ecrits du Bon Père, Nr. 2197.
 - 14 VC Nr. 41 und 42.
 - 15 Ebd., Nr. 105.
 - 16 Ebd., Nr. 82.
 - 17 Vgl. Ignatius von Loyola, Cartas, 2, 155, 20; Ignatius von Loyola: Gründungstexte der Gesellschaft Jesu, übersetzt von Peter Knauer, Würzburg 1998: Hier finden sich im Sachverweis zu Examen und Satzungen der Gesellschaft Jesu auf S. 945 insgesamt 32 Hinweise zu „Gesundheit“; in den Satzungen wird in vier Nummern an die Verantwortung des Obern für die Gesundheit der Brüder erinnert.
 - 18 Vgl. Ursula Dirmeier, Das Bessere zuerst, Mary Ward und der Exerzitienweg, Würzburg 2013, 59-61.
 - 19 EG Nr. 49.

Rudolf Knopp OH

Fr. Rudolf Knopp OH, ausgebildeter Heilerziehungspfleger, war Prior in verschiedenen Einrichtungen der Bayerischen Provinz der Barmherzigen Brüder und leitete diese von 2001 bis 2006 als Provinzial. Seit 2006 gehört er der Generalleitung des Hospitalordens an. Sein regionaler Schwerpunkt ist Europa. Er verantwortet auch die Tätigkeit des Europabüros seines Ordens in Brüssel. Zu seinem Aufgabenbereich gehören Verwaltung, Statistik und Management.



Rudolf Knopp OH

Charismatisches Management

Professionelles Management und Ordenscharisma

Die Dominanz von Ordensleuten in der Leitung ihrer Einrichtungen und ihre quasi damit verbundene Omnipräsenz gehören der Vergangenheit an. Viele bedauern diesen Umstand. Man erlebt die Tatsache nur als Mangel und Verlust. Ist das wirklich so? Die Zeichen der Zeit gilt es nicht nur zu erkennen und zu deuten, vielmehr gilt es auch entsprechend zu handeln.

Es gibt nur wenige geistliche Berufungen für uns in Europa. Also welche Konsequenzen ziehen wir? Es wird kein Zurück zum „business as usual“ mehr geben. Unser Orden hält wenig von einer „Wagenburgmentalität“, darüber bin ich sehr froh. Die „Charta der Hospitalität“¹, eine Standortbestimmung für uns, unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sagt: „Prophetische Kraft

äußert sich nämlich nicht nur in der Fähigkeit die Zeichen der Zeit zu erkennen, sondern auch und vor allem in dem Vermögen, über die Gegenwart hinauszugehen und die Zukunft mit den Augen Gottes zu sehen“.² Von diesem Geist getragen, haben wir den Neuaufbruch mit unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gewagt. Dies begann schon in der Zeit des Generaloberen Frater Pierluigi Marchesi (1976 bis 1988). Bei diesem neuen Miteinander – als Johannes-von-Gott-Familie – kann es nicht nur darum gehen, Kirchlichkeit von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einzufordern, sondern wir müssen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dazu befähigen.

Papst Benedikt XVI fordert in seiner Enzyklika *Deus caritas est* die Herzens-

bildung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den karitativen Organisationen der Kirche.³ Dies ist sicher ein ganz wichtiger Aspekt. Aber wenn es dann um das Einbringen der sozialen wie fachlichen Kompetenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geht, ist meines Erachtens weitaus stärker ihre Ermächtigung, weniger ihre Befähigung notwendig.

Im Orden der Barmherzigen Brüder hat man für die Verbindung der Themenbereiche Dienstgemeinschaft, Kirchlichkeit der Einrichtung und Management den Begriff Charismatisches Management gewählt. Wir haben dazu eine Strategie und ein Evaluierungsprogramm entwickelt.

Wir Barmherzigen Brüder sind nicht die einzige Ordensgemeinschaft die sich um eine Verlebendigung des Begriffes „Dienstgemeinschaft“ aus der MAVO bemühen. Wenn ich also von unserer Gemeinschaft schreibe, erhebe ich damit aber nicht den Anspruch, dass wir etwas Einmaliges, noch nie Dagewesenes tun. Ich beschreibe unseren Weg, bei dem wir auch von anderen Organisationen und Orden gelernt haben.

Barmherzige Brüder und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Papst Benedikt XVI. hat mit prägenden Worten den veränderten Blick auf Laien beschrieben. Die Laien dürfen „nicht mehr nur als Helfer des Klerus betrachtet werden, sondern als wirklich mitverantwortlich für das Sein und Handeln der Kirche anerkannt werden.“⁴ Papst Franziskus unterstreicht ebenfalls die Bedeutung der Laien. Wir Ordenschristen, Laien wie Kleriker, sollten hierzu

nicht nur Beifall klatschen und warten, dass sich „in der Kirche“ endlich etwas tut. Ich denke, wir müssen Vorreiter sein in der Ermächtigung der Laien für ihre Mitverantwortung „für das Sein und Handeln der Kirche“.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In den Generalstatuten widmen wir unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein eigenes Kapitel. Dieses beschreibt weniger was die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen, sondern vielmehr, was unsere Verantwortung als Brüder ist. „Wir müssen unseren Mitarbeitern helfen, ihr fachliches Können mit den menschlichen und christlichen Qualitäten zu bereichern, die zur Betreuung der Kranken und der Hilfebedürftigen erforderlich sind.

Deshalb soll jede Provinzkurie und jedes apostolische Werk Kriterien und Richtlinien festlegen, damit bei der Auswahl, Einstellung, Aus- und Weiterbildung und Begleitung der Mitarbeiter, besonders bei denen in leitender Position, die Werte der Hospitalität⁵ Beachtung finden.“⁶

Um gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern den Ordensauftrag heute zu verlebendigen, müssen wir auch unsere Vorstellungen vermitteln. Dazu haben wir ein Ausbildungs-

buch⁷ entwickelt, das sich auf das Spezielle unseres Ordensauftrags bezieht. Dies bedeutet aber nicht, dass wir Brüder vorgeben was zu tun ist, nein, dieses Ausbildungsbuch wurde gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern entwickelt. Es braucht die Wertschätzung, dass jedes Mitglied der Dienstgemeinschaft einen wichtig Beitrag zum Gelingen des Ganzen einbringt. In diesem Zusammenhang gefällt mir das Bild des Polyeders⁸, das Papst Franziskus für die Kirche verwendet. Dieses Bild passt auch hervorragend für Ordenseinrichtung. Für den Papst ist die Kugel nicht das Modell für die Kirche, wo jeder Punkt gleich weit vom Zentrum entfernt ist. Es gibt keine Unterschiede. Das Modell ist der Polyeder: alles ist auf das Zentrum hin geordnet, aber die Teile behalten ihre Eigenart.⁹ Alles ist auf eine Mitte hin geordnet, ohne sein Spezifikum aufzugeben.

Die Frage, wann eine Einrichtung eine katholische Einrichtung ist, kann nicht nur an der Kirchlichkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gemessen werden. Diese Sichtweise greift zu kurz. Vielmehr muss auch nach der Organisationsethik einer Einrichtung, eines Dienstes gefragt werden.¹⁰ Letzteres bildet einen besonderen Schwerpunkt im Charismatischen Management.

Wir sind uns bewusst, dass wir nicht von allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die gleiche Identifikation mit dem Orden, der Kirche und der Sozialeinrichtung erwarten können. Das wird sich trotz aller Schulungsprogramme nicht verändern lassen. Als Orden müssen wir unsere missionarische Dimension auch in Deutschland leben und nicht nur in Afrika, Asien, Lateinamerika. So

formulieren unsere Generalstatuten bezüglich der Identifikation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit dem Charisma der Hospitalität:

„Die Mitarbeiterinnen / Mitarbeiter können das Charisma, die Spiritualität und die Sendung des Ordens auf einer oder auf mehreren der drei folgenden Ebenen mittragen:

- auf der Ebene guter professioneller Zusammenarbeit;
- auf der Ebene der Identifikation mit der Sendung des Ordens, getragen von ihren menschlichen Werten und / oder ihren religiösen Überzeugungen;
- auf der Ebene eines vom katholischen Glauben getragenen Engagements.“¹¹

Auch wenn diese Aussage etwas sperrig ist für das Verständnis der deutschen Kirche von Mitgliedern der Dienstgemeinschaft (MAVO), so beschreibt sie die Realität und nicht die Wunschvorstellung von Mitgliedern.

Brüder sind keine Mitarbeiter und Mitarbeiter keine Brüder

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nehmen uns Ordenschristen nichts weg, sie bereichern vielmehr den Ordensauftrag, nicht indem sie uns kopieren, sondern indem sie sich mit ihrer Lebenswirklichkeit einbringen. Jedes Mitglied der Dienstgemeinschaft sollte idealtypisch alle die Faktoren von Fachlichkeit, Menschlichkeit und Religiosität in sich vereinen, aber wie gesagt idealtypisch. In der Regel wird das so nicht der Fall sein. Es gilt die einzelnen Talente der Mitglieder einer Dienstgemeinschaft zu wecken und zu fördern, welche die Leitungsverantwortlichen zu einem Ganzen bündeln müssen. Es geht nicht

um die „Alleskönner“, sondern um das Einnehmen von spezifischen Rollen und Qualifikationen. Hierzu möchte ich an das bereits beschriebene Symbol des Polyeders erinnern.

Natürlich besteht in diesem neuen Miteinander auch die Gefahr, dass Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter und Brüder zu einer indifferenten Masse werden. Dem gilt es entgegenzuwirken. Wir dürfen aus Mitbrüdern keine Mitarbeiter machen und aus Mitarbeitern keine Brüder. Jeder muss seine eigene Identität erkennbar leben, nicht als trennende Barriere, sondern als Vielfalt in der Einheit. Selbstkritisch dürfen wir von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht mehr Engagement und Identifikation erwarten, als unsere eigenen Mitbrüder einbringen. Als Ordenschristen haben wir eine Vorbildfunktion.

Charismatisches Management als Maxime

Bringen wir es auf den Punkt. Um was geht es beim Charismatischen Management? Der Begriff Charismatisches Management wirkt zunächst fremd und unvereinbar: Charisma, der so deutliche spirituelle, religiöse Ausdruck, und Management, das rationale, ja kühle Wort aus der Wirtschaftswelt.

Was will der Orden der Barmherzigen Brüder mit diesem Begriff ausdrücken? Er sieht die Notwendigkeit, dass die Leitung der einzelnen Einrichtungen und Dienste sich durch einen qualifizierten Managementstil ausweist, aber nicht nur das, sondern in Verbindung mit den Werten des Ordens. Um Missverständnissen vorzubeugen, soll klargestellt werden, dass es sich beim Charismatischen Management nicht um eine eige-

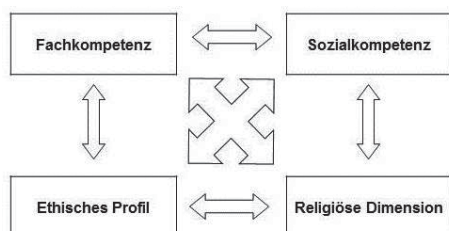
ne Managementtheorie im Sinne der Betriebswirtschaft handelt, sondern es ist der Managementstil des Hospitalordens. Charismatisches Management setzt in jedem Fall ein funktionierendes, professionelles Management voraus.

Konsequentes Management steht oft in dem negativen Ruf, nur auf Gewinn und nicht auf die Menschen zu sehen. Das kann und ist leider bisweilen der Fall. Im Anblick dieser Tatsache sollte man aber nicht „das Kind mit dem Bad ausschütten“ und alle Managementtheorien verteufeln.

Ein biblisches Beispiel kann uns weiterhelfen und zwar das vom ungerechten Verwalter. Dort heißt es sinngemäß, dass die Christen durchaus von den Verhaltensweisen der Geschäftswelt lernen können, um sie in den Dienst der guten Sache zu stellen. Für uns bedeutet dies, das Management in den Dienst der Hospitalität zu stellen. Konsequentes Management mag bisweilen unbequem sein, es ist aber nicht unmoralisch, wenn das Ziel stimmt, sprich, wenn es dem Kranken und Betreuten dient. Ein weiterer Aspekt ist zu berücksichtigen: die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Unsere Einrichtungen und Dienste müssen sich die Kultur, den Charme eines Familienunternehmens bewahren, jedoch dabei in Managementstrukturen der Wirtschaft arbeiten.

Das ist durchaus ein anspruchsvolles Ziel. Dieses lässt sich nur gemeinsam und interdisziplinär realisieren, denn Management bedeutet auch ein Geflecht von Aufgaben, Rollen und Erwartungen. Management muss auch die Gesamtentwicklung einer Einrichtung, eines Dienstes durch einen ständigen Soll-Ist-Abgleich auf Zielerreichung hin überprüfen, so dass ein möglichst

hoher Erfüllungsgrad des Ideals des heiligen Johannes von Gott erreicht wird. In der Entwicklung des Charismatischen Managements erschienen uns vier Begriffe als Grundlegend: Fachkompetenz, Sozialkompetenz, ethisches Profil und religiöse Dimension. Diese Begriffe stehen in einem inneren Verhältnis. Dieses lässt sich mit Hilfe einer Matrix gut darstellen:



Wenn man die vier Begriffe näher analysiert, dann sind Fachwissen und ethisches Profil wohl den harten Kriterien zuzuordnen und Sozialkompetenz und religiöse Dimension den weichen Kriterien. Diese einfache Feststellung macht schon deutlich, dass sie sich gegenseitig ergänzen müssen.

Schauen wir uns die Begriffe in der Waagerechten an: Fachkompetenz und Sozialkompetenz. Qualität lässt sich nicht alleine über Fachkompetenz definieren, sie braucht darüber hinaus die Komponente Sozialkompetenz. Erst die durch Sozialkompetenz ergänzte Fachkompetenz stellt eine wirkliche Qualität dar. Ebenso die Begriffe ethisches Profil und religiöse Dimension. Das von staatlicher Seite vorgegebene Profil der ethischen Richtlinien eines Landes reichen uns als katholischer Orden letztendlich oft nicht aus. Das staatliche Profil ist meist der kleinste gesellschaftlich mögliche Nenner. Wir gehen über das allgemeine ethische Profil in der Regel hin-

aus, um unserer Verantwortung aus der Hospitalität gerecht zu werden (religiöse Dimension). Hierzu sind als Standardbeispiele aktive Sterbehilfe und Abtreibung zu nennen. Beim ethischen Profil geht es aber nicht nur um die großen Themen, dem Orden ist die Alltagsethik wichtig. Auch hierzu zwei Beispiele: Verteilungsgerechtigkeit und Menschenwürde in Gruppen- oder Stationsalltag. Dazu könnte man auch christliche Nächstenliebe sagen (religiöse Dimension).

Gehen wir in die Senkrechte: Fachkompetenz und ethisches Profil. Reine Fachkompetenz ohne Ethik kann auch ein Irrweg sein. Ethik darf auf der anderen Seite nicht zu einem „Bauchgefühl“ verkommen, sondern sie braucht eine eigens entwickelte Fachkompetenz. Ebenso verhält es sich mit der Sozialkompetenz, ein für das Selbstverständnis eines Dienstes oder einer Einrichtung der Barmherzigen Brüder wichtiges Kriterium. Es kann dabei aber nicht nur um die „Kuschelatmosphäre“ gehen, sondern die Sozialkompetenz gründet in der religiösen Dimension des Menschen als Geschöpf Gottes und seiner Ebenbildlichkeit. Eine isoliert betrachtete religiöse Dimension, die man auch zugespitzt als Frömmerei bezeichnen könnte, braucht den Verweis auf die Sozialkompetenz, auf den Mitmenschen, auf das Du hin. Biblisch spricht man vom Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe.¹²

Das Betrachten in der Diagonale bringt weitere Impulse. Die Fachkompetenz erfährt ihre Ergänzung in der religiösen Dimension bzw. umgekehrt, so z. B. durch die Einbringung des Wertes der Würde des Menschen. Die Sozialkompetenz und das ethischen Profil ergänzen

sich ebenso gegenseitig. Mit dem zuvor Ausgeführten können sie dazu selbst Schlussfolgerungen ziehen.

Wenn in dieser Matrix einzelne Komponenten überbewertet werden oder andere ganz fehlen, dann ist das Charismatische Management aus dem Gleichgewicht. Man kann daher in diesen Fällen nicht von einem Charismatischen Management sprechen. Nur in der Ausgewogenheit dieser sich gegenseitig ergänzenden und bedingenden vier Begriffe kann man von einem guten Charismatischen Management sprechen. Nicht alle Komponenten sind gleichgewichtig. Auch bekommen sie je nach der Fragestellung andere Akzente, aber alle Komponenten müssen immer vorhanden sein; aber nicht nur in homöopathischer Dosierung.

Die Matrix können sie auf alle Situationen in einer Sozialeinrichtung anwenden. Wie sieht es aus in der Direktorumssitzung? Sind da alle Elemente des Charismatischen Managements ein Thema? Bei einem Neu- oder Umbau? Bei der Budgeterstellung? Bei der Seelsorgebesprechung? Ich bin mutig und ergänze um die Fragestellung: Bei unseren offiziellen Konventgesprächen / Kapiteln?

Vom „Mehrwert“ nicht nur reden, sondern auch belegen

Das Thema der Organisationsidentität beschäftigt letztlich alle etablierten Unternehmen, unabhängig von ihrer religiös – weltanschaulichen Ausrichtung. Zahlreiche Publikationen belegen, dass katholische Sozial- und Gesundheitseinrichtungen davon besonders betroffen sind, da sie nach außen und innen in einem pluralistischen Kontext agieren.¹³ Gerne sprechen wir vom Mehrwert, vom

Spezifikum kirchlicher Einrichtungen, ohne diesen zu definieren. „Ich weiß nicht was ein katholisches Krankenhaus ist, aber wenn ich es sehe erkenne ich es.“ Dieser Slogan greift zu kurz. Wir leben in einer Zeit in der nur existiert was gewogen, gemessen, berechnet und gezählt werden kann. Wir sollten uns dieser Aufgabe stellen. Nicht nur um darzulegen was uns wichtig ist, sondern auch zur Selbstvergewisserung, ob wir auch das umsetzen von dem wir reden. Allgemein für kirchliche Einrichtungen hat das bereits die Zertifizierungsgesellschaft proCum Cert¹⁴ im Portfolio. Uns als Barmherzige Brüder hat dieser Ansatz nicht gereicht, zumal wir als weltweiter Orden nicht nur Instrumentarien des deutschen Sprachraums einsetzen können. Wir haben ein eigenes Dokument zur Evaluierung¹⁵ des Charismatischen Managements entwickelt. Die Erprobungsphase haben wir hinter uns, nun sind alle Provinzen zur ersten Selbstevaluierung aufgefordert. Unter vier Themenbereich wird evaluiert:

- Identität der Johann von Gott Familie und ihre Verantwortung
- Praktische Umsetzung – der Alltag in unseren Einrichtungen (Medizin, Pflege, Verwaltung, Pädagogik, ...)
- Führung und Leitung der Einrichtungen und Dienste
- Beziehung zur Gesellschaft und Umwelt.

In dieser Welt, aber nicht von dieser Welt

Es kann nicht um das Entweder-Oder gehen. Wir leben in dieser Welt und unser Auftrag ist es „Sauerteig“ zu sein. Wir müssen einen Spagat wagen, auch wenn es Kräfte, viel Kraft kostet. Wir

sind zur Gratwanderung zwischen Glaubwürdigkeit und Konkurrenzfähigkeit gezwungen, um gleichermaßen unser professionelles, marktfähiges und kirchliches Profil zu sichern.¹⁶

Ein Krankenhaus ist keine fixierte Struktur, gerade weil es eine Formbarkeit besitzt, kann es verschiedene Formen annehmen. Diese Beweglichkeit ermöglichte und ermöglicht den Barmherzigen Brüder ihre missionarische Dimension zu leben. Dies geschieht nicht automatisch. Dazu braucht es engagierte und wagnisbereite Barmherzige Brüder, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Kurzum, es braucht eine engagierte und wagnisbereite Dienstgemeinschaft. Was exemplarisch für das Krankenhaus gesagt wird, gilt meines Erachtens für alle Bildungs- und Sozialeinrichtungen.

„Ein innerkatholischer, theologischer Blick zeigt, dass mit der Herkunft des Christentums immer die Aufgabe verbunden war, die eigene Identität so zu verstehen, dass sie in einer pluralistischen Gesellschaft Zukunft hat. Dies erfordert einen umsichtigen Weg, der zwischen den Extremen des Nur-nichts-Verändern und zeitgeistiger Beliebigkeit hindurchführt.“¹⁷

.....

1 Online: <http://www.ohsjd.org/Objects/Pagina.asp?ID=2564> (abgerufen am 30.07.2014).
 Siehe auch: Knopp Frater Rudolf, Ethische Orientierung für Mitarbeiter – Charta der Hospitalität, in Ordenskorrespondenz, 43. Jahrgang 2002, Heft 2, 151 – 155.

2 Generalkurie der Barmherzige Brüder, Charta der Hospitalität, Rom 2000, 8.2. Die prophetische Kraft der Hospitalität.

3 Papst Benedikt XVI, Deus caritas est, Nummer 31, „Für alle, die in den karitativen Organisationen der Kirche tätig sind,

muss es kennzeichnend sein, dass sie nicht bloß auf gekonnte Weise das jetzt Anstehende tun, sondern sich dem andern mit dem Herzen zuwenden, so dass dieser ihre menschliche Güte zu spüren bekommt. Deswegen brauchen diese Helfer neben und mit der beruflichen Bildung vor allem Herzensbildung.“

4 Papst Benedikt XVI am 8. März 2010 in Rom bei dem Besuch der Pfarrei „San Giovanni della Croce“.

5 Wir Barmherzigen Brüder legen neben den klassischen Gelübden ein Viertes, das der Hospitalität ab. Dieses umschreibt unseren Ordensauftrag, der tätigen Nächstenliebe.

6 Generalstatuten der Barmherzigen Brüder, Rom 2010, Artikel 23.

7 Online: http://www.ohsjd.org/Resource/BildungsarbeitTED_protetto_1.pdf (abgerufen am 30.07.2014).

8 Vgl. Papst Franziskus I, Evangelii Gaudium, Rom 2013, Kapitel 236.

9 Vgl. Papst Franziskus I, Evangelii Gaudium, Rom 2013, Kapitel 236.

10 Vgl. Thomas Schmidt, in Management und Theologie Herausgeben Norbert Schuster, Freiburg 2008, 13.

11 Generalstatuten der Barmherzigen Brüder, Rom 2010, Artikel 22.

12 Matthäus 22, 34–40.

13 Vgl. Erzbistum Paderborn. Projekt German-CIM. <http://www.german-cim.de/> (28.9.2013).

14 <http://www.procum-cert.de>.

15 Online: <http://www.ohsjd.org/Objects/Pagina.asp?ID=4831> (abgerufen am 30.07.2014).

16 Vgl. Thomas Schmidt, in Management und Theologie Herausgeben Norbert Schuster, Freiburg 2008, Seite 9

17 Dr. Jürgen Wallner, Organisationsethik, Wann ist eine Gesundheitseinrichtung katholisch, Newsletter für Ethik & Recht, 2013/3, Österreichische Ordensprovinz der Barmherzigen Brüder.

... Dokumentation

Tag der offenen Klöster

Rückblickende Bewertungen aus fünf Ordensgemeinschaften

Zum ersten Mal fand am 10. Mai 2014 ein bundesweiter „Tag der offenen Klöster“ statt. Über 350 Klöster in Deutschland haben an diesem Tag ihre Türen geöffnet. Oft wurden Einblicke in Klosterbereiche ermöglicht, die normalerweise nicht für die Öffentlichkeit zugänglich sind. In großen Ordenshäusern und Abteien nutzten vielerorts mehrere hundert Menschen die Angebote. Auch in kleinen Kommunitäten nahmen viele Besucher die Möglichkeit zur direkten Begegnung mit den Ordensfrauen oder -männern wahr. Wie haben die Klöster selbst diesen Tag wahrgenommen? Die Redaktion der Ordenskorrespondenz hat fünf Ordensleute um eine Schilderung ihrer persönlichen Eindrücke und eine konstruktiv kritische Bewertung des Ereignisses gebeten.

**Sr. Lucia Solcher OSB,
Benediktinerinnenabtei vom
Hl. Kreuz in Herstelle**

„Tag der offenen Klöster“ – die Ankündigung und Einladung, sich daran zu beteiligen, fand in unserer Gemeinschaft zunächst noch ein eher verhaltenes Echo. Am Abend des 10. Mai waren sich dann aber alle Beteiligten einig: dieser Tag hat sich in jeder Hinsicht gelohnt.

Was hat sich nun so alles in den 6 Monaten der Vorbereitung bewegt und ge-

tan? Zunächst ein paar Worte zu unserer Gemeinschaft und unserem Kloster: die Benediktinerinnenabtei vom Heiligen Kreuz liegt in Herstelle, einem kleinen Ort im Landkreis Höxter, im Dreiländereck von Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Hessen. Präsent sind wir in diesem ländlichen, dünnbesiedelten Raum für die Menschen der Umgebung zunächst einmal durch unseren Klosterladen (der ersten pastoralen „Anlaufstelle“ auf dem Gelände) und die Klosterkirche, die ganztägig geöffnet ist und in der wir zur Mitfeier von Eucharistiefeier und Stundengebet einladen. Daneben steht unser großes Gästehaus den unterschiedlichsten Gruppen aus nah und fern offen. Einerseits sind wir seit Jahrzehnten in unserer Region sehr geschätzt, andererseits machen wir auch immer wieder die Erfahrung, dass unser Haus selbst im nahen Umkreis manchmal wenig bekannt ist. „Tag der offenen Klöster“ – wie können wir als monastische Gemeinschaft diesen Tag wohl gestalten? Schnell kristallisierte sich in dem ersten Vorgespräch heraus, dass wir den Klausurbereich nur in relativ begrenzter Weise zugänglich machen wollen, nämlich im Bereich der Kirche und eines umgrenzten Gartenareals (dafür gibt es recht unterschiedliche Gründe). Uns ging es in erster Linie darum, in Begegnung und Gespräch offen zu sein für alle, die kommen – im Grunde also das in konzentrierter Form

**Lucia
Solcher OSB**



Sr. Lucia Solcher OSB studierte Pharmazie und Theologie. Sie ist in ihrer Abtei u.a. in der Öffentlichkeitsarbeit, der Berufungspastoral und der Begleitung von Gästen und Gruppen tätig.

anzubieten, was auch sonst Schwerpunkt unserer pastoralen Arbeit ist. Auch die Gottesdienste wollten wir in der gewohnten Weise feiern. Die Besucher sollten auch am 10.5. das bei uns vorfinden, was unser Leben Tag für Tag prägt.

Um eine offene und ungezwungene Begegnung zu erleichtern, setzten wir den Beginn des Programms bewusst auf 11.00 Uhr an und konnten so auch zum Mittagessen im Gästehaus einladen. Dies erforderte zwar noch etwas mehr Flexibilität bei der Planung (denn eine Bitte um Voranmeldung erschien uns wenig praktikabel), erwies sich aber dann als ein großer Anziehungsmagnet und Ort lebendigen Austauschs.

Konkret umfasste unser Angebot dann Führungen, verschiedene Gesprächsangebote und eine Power-Point-Präsentation, die durch Fotos und kurze Zitate aus der Benediktsregel wesentliche Elemente unseres klösterlichen Lebens den Zuschauern nahebrachte. Hinzu kam dann die durchgehende Präsenz von

Schwestern auf dem Gelände, die in den unterschiedlichsten Anliegen einfach angesprochen werden konnten. So fanden sowohl diejenigen Besucher etwas, die nur kurz vorbeischaun wollten oder eher zufällig dazu stießen, als auch diejenigen, die den ganzen Tag blieben. Darüber hinaus lud die Kirche durch kleine zusätzliche Anregungen zum Gebet und zum stillen Verweilen ein – eine Möglichkeit, von der auch immer wieder gerne Gebrauch gemacht wurde. Die große Unsicherheit, die bis zum 10. Mai dann bestand: würden die Gäste unter dem Titel „offenes Kloster“ anderes oder mehr erwarten? Um es gleich an dieser Stelle vorwegzunehmen: unsere diesbezüglichen Befürchtungen erwiesen sich als vollkommen grundlos. Die Menschen, die kamen, suchten Begegnung und Gespräch – sie rechneten nicht damit, an diesem Tag nun einmal das Innerste der Klausur erkunden zu können.

Auch im Rückblick ist es eine sehr positive Erfahrung, dass vor allen Aktionen, bei denen wir schnell auch an Grenzen unserer Möglichkeiten gestoßen wären, unser Da-Sein das eigentlich Entscheidende war – etwas, was wir uns auch in anderen Situationen als Ermutigung sagen können.

Was dann im weiteren Verlauf der Vorbereitung die Öffentlichkeitsarbeit betraf, erlebten wir die Unterstützung durch die DOK als überaus hilfreich. In unseren Vorüberlegungen hatten wir mit einer Besucherzahl von vielleicht 100 Menschen gerechnet gehabt – dass dann tatsächlich mehr als 300 kamen, übertraf jede Prognose. Erstaunlich war das weite Einzugsgebiet der Interessierten – nicht wenige hatten Anfahrtswege von über 100 km in Kauf genommen,

um den ganzen Tag mitzuerleben. Viele der Besucher kannten unser Kloster noch nicht und waren erstmals hier. Immer wieder hörten wir: „Wie gut, dass es diese Möglichkeit gibt, mit den Schwestern hier einmal ins Gespräch zu kommen.“ Auf unsere Nachfragen, woher sie denn von diesem Tag gehört hatten, kam meist der Verweis auf Internet oder überregionale Presse. Hier wird deutlich, dass die bundesweite Ausrichtung des Tages Möglichkeiten eröffnet hat, die weit über das hinausgingen, was wir als einzelne Gemeinschaft hätten leisten können. Auch erstaunte uns die bunte Mischung von Besuchern quer durch alle Generationen – auffallend war besonders die große Zahl junger Menschen. Es ist schon bemerkenswert, dass die Einladung in dieser Form so weite Kreise anzusprechen vermochte. Wohltuend fanden wir, dass bei aller gemeinsamen Ausrichtung durch die DOK doch jeder Gemeinschaft genügend Spielraum blieb, das Programm gemäß ihren Möglichkeiten und ihrer Spiritualität zu gestalten. Dies begann schon mit den Programmvorschlägen, die Anregungen vermittelten ohne einzuengen. Und auch, als uns die Plakatvorlagen nicht so recht zu überzeugen vermochten, gab es ja die Möglichkeit, einen eigenen Entwurf mit dem gemeinsamen Logo zu verbinden. Alles in allem: ein gelungener Versuch, einer breiteren Öffentlichkeit Zugang zu dem zu eröffnen, was uns kostbar ist. Die breite Resonanz zeigt, dass dieses Angebot sinnvoll war. Immer wieder werden wir auf diesen Tag hin angesprochen. Dem vielgeäußerten Wunsch der Besucher nach einer Wiederholung dieses Tages können wir uns so nur anschließen (mit der einzigen Bitte, dass

die Ankündigung rechtzeitig erfolgen sollte – das würde die Planung um einiges erleichtern).

Dass es bei diesem Wunsch nicht darum geht, auf uns hinweisen zu wollen, sondern eine Begegnung mit dem zu ermöglichen, worauf klösterliches Leben verweisen will, erübrigt sich wohl...

P. Markus Emmanuel Fischer OP, Dominikanerkloster St. Martin (Freiburg)

Mitten drin liegt das Dominikanerkloster St. Martin in der Freiburger Innenstadt am Rathausplatz. So war am „Tag der offenen Klöster“ nicht nur im Kloster einiges los. Die Hebammen streikten zu Hunderten für bessere Arbeitsbedingungen – direkt auf dem Rathausplatz, den Kloster und Kirche auf zwei Seiten begrenzen. Gegenüber, unter den Rathausarkaden, war nicht nur das eben auf dem Standesamt getraute Brautpaar wie im siebten Himmel. Um 14.00 Uhr begannen wir diesen Tag. Meine Anmerkungen zu ihm möchte ich anhand der Stichworte „Wieder einmal: die Immer-Gleichen?“, „Klosterleben – öffentlich?“, und „Wozu das Ganze?“ strukturieren.

Wieder einmal – die Immer-Gleichen?
Sind es immer die gleichen Leute, die zu einer solchen Veranstaltung kommen? Und wenn ja: Hängt das nur mit dem Programm zusammen, das eine Gemeinschaft anbietet?

Angeboten haben wir um 14.00 Uhr eine Einführung in die Arbeitsbereiche der Dominikaner in Freiburg mit einem Blick in das Heimatland unseres kolumbianischen Mitbruders P. Hernán, um 15.00 Uhr einen Vortrag samt Gespräch zum Thema „Albert der Große – Theolo-

ge und Naturwissenschaftler: eine Einführung in sein Leben und Denken“, um 16.00 Uhr Kaffee und Kuchen, um 17.00 Uhr eine Einführung in die dominikanische Weise der Kontemplation und um 18.00 Uhr beteten wir mit den interessierten Gästen die Erste Vesper vom Sonntag.

Bei uns waren an diesem Nachmittag insgesamt etwa 200 Leute, genauso viele, wie in einer gut besuchten Sonntagspötmesse. Mehrheitlich waren sie aus dem binnenkirchlichen Milieu oder standen der Kirche zumindest nahe. Etwa die Hölfte kannte ich aus anderen Veranstaltungen und aus den Gottesdiensten.

Am Tag zuvor stand in der Badischen Zeitung ein großer, ganzseitiger Artikel über das bevorstehende Ereignis. Es fand gleichzeitig mit vielen anderen Veranstaltungen in der Stadt Freiburg statt.

Für mich stellen sich folgende Fragen: Welches gesellschaftliche Milieu interessiert sich für eine derartige Veranstaltung wie den „Tag der offenen Klöster“? Sind es die gleichen, wenigen Milieus, die wir eh schon an unseren pastoralen Orten – verzeihen Sie mir die Wortwahl – „bedienen“? Haben wir die gewünschten Zielgruppen erreicht? Haben wir sie überhaupt definiert – unsere Zielgruppen? Oder sind wir mit den absoluten Zahlen zufrieden, auch wenn es im Endeffekt ein weiteres pastorales Angebot für die Immer-Gleichen war? Sicherlich, auch für die Immer-Gleichen können sich an einem solchen Tag neue Welten erschließen, aber sind sie wirklich unsere primäre Zielgruppe an diesem Tag gewesen?

Klosterleben – öffentlich?

Im Vorfeld des Tages gab es im Konvent die Diskussion, was wir, die wir in ei-

**Markus
Emmanuel
Fischer OP**



P. Markus Emmanuel Fischer OP ist Kooperator in der Pfarrei St. Martin, Freiburg.

nem eher untypischen Kloster, nämlich in einem ausgebauten, ehemaligen Pfarrhaus leben, überhaupt zeigen können, wie tief hinein wir unsere Gäste schauen lassen wollen, d.h. konkret, ob die Klausur geöffnet wird, und ob wir die Wünsche, die die Gäste haben, u.a. einmal einen Blick hinter die „dicken“ Klostermauern werfen zu können, überhaupt erfüllen können. Wir haben uns schließlich dazu entschieden, nur die Kapelle zeitweise zu öffnen. Manche Enttäuschung war vorprogrammiert. Mit Bildern im ersten Vortrag versuchten wir dennoch einen konkreten Einblick zu geben. Ein untypisches Kloster, ein typisches Stadtkloster ist es eben, dort, wo wir leben.

Wozu das Ganze?

Vielleicht so formuliert: Es gibt sie noch! Ordensleute in Deutschland. Ordensleute in Freiburg. Ordensleute mitten in der Stadt. Ordensleute am Rathausplatz. Auch wenn nicht alle, die den großen Artikel in der Badischen Zeitung gelesen haben, gekommen sind – aus welchen Gründen auch immer –, gilt in Bezug auf den „Tag der offenen

Klöster“ sicherlich nicht nur in Freiburg: Katholische Kirche ist positiv in der (medialen) Öffentlichkeit präsent gewesen. Das tut gut. Ein bescheidener Beitrag von Seiten der Ordensleute zur Zukunft der Kirche.

Sr. Monika Amlinger OSB, Abtei Venio

Als im Herbst 2013 die Einladung zu einem deutschlandweiten „Tag der offenen Klöster“ bei uns eintraf, schlossen wir uns diesem Vorhaben sehr gerne an. Wir freuten uns über die Möglichkeit, gerade auch in unserer direkten Umgebung – in der die Menschen oft gar nicht wissen, dass es hier ein Kloster gibt – ein wenig bekannter zu werden. Wir beschlossen, primär einfach die „Türen aufzumachen“, für Begegnungen und Gespräche bereit zu sein und zum gemeinsamen Gebet einzuladen. Möglichst alle Schwestern sollten sich nach ihren Möglichkeiten einbringen können.

Die inhaltlichen „Kernpunkte“ des Tages bildeten zwei offene Gesprächsrunden „Über uns“ am Vormittag und am Nachmittag, bei denen die Gäste an zwei Schwestern Fragen richten konnten. Diese waren jeweils eine ältere (Äbtissin Sr. Carmen Tatschmurat/Altpriorin Sr. Lucia Wagner) und eine jüngere Schwester (Sr. Monika Amlinger/Sr. Edith Lhotová), so dass ganz verschiedene Perspektiven und Erfahrungen zur Sprache kommen konnten. Es wurden viele Kernthemen und -fragen des Gemeinschaftslebens und der Geschichte der Abtei angeschnitten. Die Gäste – am Vormittag ca. 30, am Nachmittag etwa 50 Personen – zeigten große Aufmerksamkeit und ein lebendiges

**Monika
Amlinger OSB**



Sr. Monika Amlinger OSB hat im Jahr 2013 in der Abtei Venio die Ewige Profess abgelegt. Sie promoviert an der KU Eichstätt zum Thema Schöpfungsbewahrung (in ökumenischer Perspektive).

Interesse. Diese Gespräche waren nicht nur für die BesucherInnen, sondern auch für die Schwestern bereichernd, die in ihrer Mehrzahl mit anwesend waren. Es war wichtig, wieder einmal die großen Linien und die eigenen wesentlichen Anliegen in den Blick zunehmen, wo man sich im Alltag doch häufig leicht in Kleinigkeiten verliert.

Das Tagesprogramm sollte auch kulturell vielfältig geprägt sein. So war es schön, dass Sr. Marianne Rottner kurz zuvor die Ausstellung ihrer Aquarelle mit Nordsee-Motiven (mit dem Thema „Du führst mich hinaus ins Weite“, Ps 18,20) im Saal eröffnet hatte. Sie konnte somit ihre Bilder einem großen Publikum zeigen und dabei Anteil geben an den Erfahrungen, die sie mit ihnen verbindet. Sr. Perpetua Hartmann lud gemeinsam mit Sr. Dorothee Lent zu einem sehr gut besuchten Konzert am Nachmittag (Cembalo/Klavier und Querflöte) ein.

Ein breites Spektrum von Menschen kam an diesem Tag in die Abtei: Fami-

lien mit Kindern, auch – wie erhofft! – aus der direkten Nachbarschaft, Ehepaare, ältere Menschen, zwei Schülerinnen, die sich im Rahmen einer Hausaufgabe mit der Abtei beschäftigten. Für die Kinder war gesorgt, als am Nachmittag parallel zur Gesprächsrunde zwei der jüngeren Schwestern mit ihnen Szenen aus dem Leben des Heiligen Benedikt einübten und sie diese später in einer lebendigen Aufführung im Garten darboten.

Für BesucherInnen, die ein weitergehendes Interesse hatten, gab es am späten Nachmittag noch „Vertiefungsangebote“: in der Kapelle versammelten sich etwa 10 Gäste, um von unserer Kantordin Sr. Barbara Florian in den Gregorianischen Choral eingeführt zu werden. Eine kleine Gruppe von Frauen fand sich zusammen, um gemeinsam mit zwei Schwestern über das Thema Berufung – nicht nur Ordensberufung! – nachzudenken.

Die Gebetszeiten während des Tages – Mittagshore und Vesper – beteten wir zu den gewohnten Zeiten in der Kapelle und luden die Gäste mit dazu ein, was sie gerne wahrnahmen. Vor der Vesper nahmen viele Schwestern und BesucherInnen unsere gewohnte tägliche Meditationszeit wahr, indem sie eine stille Zeit in der Kapelle verbrachten. Mit der gemeinsam gesungenen Vesper endete das Programm dieses Tages.

Im Anschluss an den Tag zogen wir Schwestern ein positives Resumée: die Begegnungen mit den BesucherInnen waren für beide Seiten bereichernd, manche alten Bekannten waren plötzlich aufgetaucht, und die gute Zusammenarbeit und Koordination unter den Schwestern und den FreundInnen unserer Gemeinschaft, die uns tatkräftig

unterstützten, hatte viel Freude gemacht. Spontan wurde mehrmals die Idee geäußert, wieder einmal einen solchen Tag zu gestalten.

Was zieht die Menschen an einem solchen Tag an? Es scheint für viele hilfreich zu sein, dass einfach die „Türen offen“ sind, und sie selbst entscheiden können, wann sie kommen, wie sehr und auf was sie sich einlassen wollen. Sie müssen sich nicht irgendeine Form einpassen oder ein bestimmtes Thema vertiefen, sondern können einfach umhergehen, schauen, und bei Gelegenheit mit jemandem ins Gespräch kommen. Sie können ihre Kinder mitbringen. Für andere, die schon länger einmal kommen wollten, kann ein solcher Tag auch ausschlaggebend sein, ihr Vorhaben endlich zu verwirklichen. Das Wichtigste, was die Menschen anzieht, ist wohl die Gelegenheit zum freien Austausch und Gespräch mit den Schwestern.

P. Hans-Peter Becker SAC, Pallotiner Schloss Hersberg / Bodenseeklöster

Am Bodensee haben sich einige Ordensgemeinschaften (Pallottiner, Franziskanerinnen, Hegener Schwestern, Styler, Kreuzschwestern, Zisterzienser, Dominikanerinnen) zusammengeschlossen, um ein gemeinsames Programm für den „Tag der offenen Klöster“ zu erstellen.

So haben wir am 10. Mai, vormittags von 10.-12.00 Uhr auf den Hersberg, St. Josef eingeladen. In einer „Zeitreise Ordensleben“ ging es um die unterschiedlichen Ordensgründer, die Hintergründe der Zeit und der Kirche, warum sie einen Orden bzw. eine religiöse Gemeinschaft gründeten, und wie sie so der

Kirche in ihrer Zeit dienen und helfen wollten. Dabei ging es nicht um die Vergangenheit, sondern auch darum, wie Orden heute erlebt werden, welche Aufgaben und Antworten sie aus ihrem Charisma heraus heute in die kirchliche Situation und Pastoral einbringen sollten, ja müssten.

Zwei Schülerinnen der Elisabethschule aus Friedrichshafen moderierten diese Zeitreise und die Fragen der ca. 30 Teilnehmer an diesem Vormittag. Aus ganz unterschiedlichen Motivationen und Hintergründen kamen die Teilnehmer. So waren auch die Fragen teilweise grundsätzlicher Art, wie Orden und Kirche in der Pastoral zu sehen sind, aber auch ganz spezifisch auf das je eigene Ordenscharisma und die zeitgemässe Übersetzung bzw. Antwort in die heutige Zeit.

In einem anschliessenden Wortgottesdienst „Atempause – Berufung“ wurde deutlich, wie verschieden und vielfältig die Berufung Gottes sein kann.

Der Vormittag war mit einem Kennen- und Schätzenlernen der einzelnen Ordensgemeinschaften und ihres Charismas verbunden.

Am Nachmittag haben die einzelnen Ordenseinsichten in ihren eigenen Häusern und Klöstern die Türen zu Gespräch, Austausch, Kennenlernen und Gebet geöffnet. Auch wir Pallottiner auf dem Hersberg St. Josef hatten unterschiedliche Teilnehmer, die die pallottinische Spiritualität kennenlernen wollten. Eine Hausführung und eine gemeinsame Vesper beendeten diesen Teil.

Persönliche Einschätzung: Der Tag der offenen Klöster hat sicher gezeigt, dass es neben der territorialen bzw. Pfarrpastoral auch eine kategoriale Seelsorge

gibt, die von ihrem Charisma her ganz bestimmte Menschen und deren Lebensweg im Blick hat. Sowohl die diözesan strukturierte Kirche als auch die Ordensgemeinschaften verkünden das Evangelium und betreiben eine Pastoral, die dem Menschen dient. Dies kann nur im Miteinander gelingen. Das zeigt auch das Heft „Anders-Orte“, das die Erzdiözese Freiburg im Januar 2014 herausgegeben hat. Die derzeitige Pastoral muss Neuzugänge schaffen; dazu ist sie auf „Anders-Orte“, und damit meine ich Ordensgemeinschaften, religiöse Zentren, religiöse Gemeinschaften... eben auf andere Orte in der Pastoral, angewiesen.

Klöster haben immer wieder neu einen Impuls in die Kirche gesetzt und jede Ordensgemeinschaft, die auch in Zukunft lebendig sein will, muss darauf hin ihr Charisma überprüfen, es im guten Sinne verheutigen (siehe II. Vatikanum) und die aktuelle Antwort in die Kirche und Pastoral hineingeben und -leben. Dass auch die Ordensgründer bereits dieses Anliegen hatten, wurde in

**Hans-Peter
Becker SAC**



P. Hans-Peter Becker SAC war von 2005 bis 2013 Provinzial der Herz-Jesu-Provinz der Pallottiner. Seit 2014 arbeitet er als Familienseelsorger im Dekanat Linzgau am Bodensee.

unserer Zeitreise zu den Anfängen der Gemeinschaften deutlich.

Kirche als eine lebendige Gemeinschaft muss offen sein für den Geist Gottes und die Verlebendigung des Glaubens, sowie die Verlebendigung der je eigenen Ordensspiritualität. Die Ordensgemeinschaften – auch wir Pallottiner – wurden angefragt, ob für uns Gott und der Mensch wirklich im Mittelpunkt der Pastoral steht oder ob uns Strukturen und Traditionen gerade in Deutschland und Europa weg von einem lebendigen Glauben, bzw. einer lebendigen Kirche geführt haben. Orden als Erneuerungsbewegung des Glaubens haben nun mal die zentrale Aufgabe, den Glauben zu erneuern, die Liebe zu entzünden und Jesus Christus präsent werden lassen in unserer Zeit, in unserer Gesellschaft und in unserer Kirche. In diesem Sinne hat der „Tag der offenen Klöster“ unsere derzeitige Pastoral kritisch und bereichernd hinterfragt und Wege in eine zukunftsweisende Gestalt der Kirche von heute und morgen aufgezeigt.

Sr. Dr. M. Alexandra Völzke, Mutterhaus der Franziskanerinnen Salzkotten

Tage zuvor herrschte schon ausgelassene Stimmung und frohe Erwartung, wer und wie viele Menschen wohl kommen würden, wenn wir zum bundesweiten ersten „Tag der offenen Klöster“ am Samstag, den 10. Mai 2014, unsere Pforten öffneten. Verbunden mit über 300 Gemeinschaften, die an diesem Tag ebenfalls Einblick hinter Klostermauern geben würden, machten wir uns an die Vorbereitung. Dabei wurden wir tatkräftig durch unsere Mitarbeiter, aber auch mit vielen Ideen durch unsere

**M. Alexandra
Völzke FCJM**



Die Salzkottener Franziskanerin Sr. Dr. M. Alexandra Völzke FCJM arbeitet als Fachärztin für Allgemeinmedizin in einer Hausarztpraxis.

Laiengemeinschaft „Koinonia“, durch Frauen aus dem „Franziskanischen Kreis“ und durch unsere Missionarinnen und Missionare auf Zeit (MaZ) unterstützt.

Von Anfang an war es ein schönes und lebendiges Miteinander, das allen Helfern gut tat und unseren Gästen eine Atmosphäre des Wohlfühlens und Willkommens gab. Letztere gesellten sich ab 10 Uhr zu uns und waren vor allem an den Hausführungen interessiert, die wir alle 30 Minuten anboten. Dort erhielten sie nicht nur ausführliche Informationen über unser geistliches Alltagsleben, sondern auch zu den Lebenswegen des hl. Franziskus und unserer Ordensgründerin Mutter M. Clara Pfänder. Über die Nachfragen unserer aufmerksamen Zuhörer haben wir Schwestern sehr gestaunt. Zudem erfreute sich das in den Refektorien eingerichtete „Erzähl-Café“ großer Beliebtheit, wo unsere Gäste nicht nur Suppe, Waffeln und Getränke genießen konnten, sondern auch unseren älteren Schwestern begegneten. Hier und in der gemütlichen Handarbeitsecke herrschte reger Austausch zwischen Jung und Alt

über „Gott und die Welt“. Zwischen dem Pieptönen der Waffeleisen war oftmals schallendes Gelächter zu hören.

Sehr gut angenommen wurde auch das Singen und Musizieren am Nachmittag und in der Stundenschlagliturgie, die jeweils zur vollen Stunde zehn Minuten vor dem Allerheiligsten stattfand. Es war erhebend und beglückend zugleich, wie die Menschen aus verschiedenen Orten und Generationen sich zum Lobe Gottes zusammenfanden. Kurzerhand wurde bei einer Anbetung zwischen Vorbeter und Vorsänger eine Brille solidarisch geteilt, da die eigene vor lauter Aufregung absolut nicht mehr zu finden war.

Als der Dauerregen sich eine kurze Pause an diesem Tag gönnte, konnte doch noch pünktlich um 15 Uhr der meditative Sonnengesang in unserem Klostergarten starten. – „Gelobt seist du, mein Herr, durch jegliches Wetter“. Verschiedene Impulsgedanken zu den Elementen des Sonnengesangs und zur Bewahrung der Schöpfung ließen die Teilnehmer nachdenklich werden.

Andere blieben lieber im Haus und reisten gedanklich von Kontinent zu Kontinent, indem sie sich eine Power Point Präsentation über das „Ora et labora“ in der internationalen Gemeinschaft ansahen.

Außerdem gab es Informationstafeln und Gespräche über verschiedene Möglichkeiten, die franziskanische Spiritualität zu leben – als Ordensfrau, Koinonia-Mitglied oder MissionarIn auf Zeit. Für Stille-Suchende bot sich ganztägig die Gelegenheit zur Anbetung, zur Formulierung von persönlichen Gebetsbiten in einem Anliegenbuch und zu einem Schreibgespräch über spirituelle Zitate.

Den Abschluss dieses wunderbaren Tages krönte eine feierliche Vesper mit sakramentalem Segen, in der in einem Anspiel Franziskus und Mutter M. Clara Pfänder uns „predigten“, unserer jeweiligen Berufung treu zu sein.

Insgesamt fühlen wir uns durch den anregenden Austausch und die erlebte Gemeinschaft reich beschenkt. Wir wissen uns mit den Menschen um uns herum auf verschiedenen Wegen in dem einen Glauben unterwegs und hoffen, dass so ein Tag der offenen Tür noch oft Wiederholung findet.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Leitlinien

für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und erwachsener Schutzbefohlener durch Ordenspriester, -brüder und -schwestern von Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts im Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz sowie durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in ordenseigenen Einrichtungen*

A. Einführung

Grundsätzliches

1. In ihrer Verantwortung für den Schutz der Würde und Integrität junger Menschen und erwachsener Schutzbefohlener haben sich die deutschen Bischöfe am 26.8.2013 auf Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und erwachsener Schutzbefohlener im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz verständigt. Diese Leitlinien wurden vom Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz im Hinblick auf die Anwendung in den Ordensgemeinschaften adaptiert und in der vorliegenden Fassung verabschiedet. Sie schreiben damit die Leitlinien von 2002 und 2010 fort und berücksichtigen die Vorgaben, die die Kongregation für die Glaubenslehre in ihrem Rundschreiben an die Bischofskonferenzen vom 3. Mai 2011 gemacht hat.¹

Opfer sexuellen Missbrauchs bedürfen besonderer Achtsamkeit. Sie müssen vor weiterer sexueller Gewalt geschützt werden. Ihnen und ihren Angehörigen müssen bei der Aufarbeitung von Missbrauchserfahrungen Unterstützung und Begleitung angeboten werden. Sexueller Missbrauch, vor allem an Kindern und Jugendlichen sowie an erwachsenen Schutzbefohlenen ist eine verabscheuungswürdige Tat. Gerade wenn Kleriker, Ordensangehörige² oder sonstige Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeiter der Kirche solche begehen³, erschüttert dies nicht selten bei den Opfern und ihren Angehörigen – neben den möglichen schweren psychischen Schädigungen – zugleich auch das Grundvertrauen in Gott und die Menschen. Die Täter fügen der Glaubwürdigkeit der Kirche und ihrer Sendung schweren Schaden zu.⁴ Es ist ihre Pflicht, sich ihrer Verantwortung zu stellen.⁵

Die Leitlinien sollen eine abgestimmte Vorgehensweise im Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz im Zusammenwirken mit der Deutschen Bischofskonferenz gewährleisten. Sie sind Grundlage für die von den Höheren Oberen⁶ für ihren jeweiligen Jurisdiktionsbereich zu erlassenden Regelungen. Die Leitlinien gelten auch für solche ordensgetragenen eigenständigen Rechtsträger, die in den Jurisdiktions- oder Einwirkungsbereich des Höheren Oberen fallen und für die er Verantwortung besitzt.

Die Regelungen des weltlichen und kirchlichen Arbeits- und Datenschutzrechts bleiben unberührt.

Soweit die Leitlinien datenschutzrechtlich nichts anderes regeln, gilt die Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO). Nähere Regelungen zum Umgang mit personenbezogenen Daten in Protokollen und sonstigen Unterlagen erlässt der Höhere Obere.

Der Begriff des „sexuellen Missbrauchs“ im Sinne der Leitlinien

2. Diese Leitlinien berücksichtigen die Bestimmungen sowohl des kirchlichen wie auch des weltlichen Rechts. Der Begriff sexueller Missbrauch im Sinne dieser Leitlinien umfasst strafbare sexualbezogene Handlungen. Die Leitlinien beziehen sich somit

- sowohl auf Handlungen nach dem 13. Abschnitt sowie weitere sexualbezogene Straftaten des Strafgesetzbuchs (StGB)
- als auch auf solche nach can. 1395 § 2 CIC in Verbindung mit Art. 6 § 1 SST⁷, nach can. 1387 CIC in Verbindung mit Art. 4 § 1 n.4 SST wie auch nach can. 1378 § 1 CIC in Verbindung mit Art. 4 § 1 n.1 SST, soweit

sie an Minderjährigen oder Personen begangen werden, deren Vernunftgebrauch habituell eingeschränkt ist (Art. 6 § 1 n.1 SST).

Zusätzlich finden sie unter Berücksichtigung der Besonderheiten des Einzelfalls Anwendung bei Handlungen unterhalb der Schwelle der Strafbarkeit, die im pastoralen oder erzieherischen sowie im betreuenden oder pflegerischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen und erwachsenen Schutzbefohlenen eine Grenzverletzung oder einen sonstigen sexuellen Übergriff darstellen.

Sie betreffen alle Verhaltens- und Umgangsweisen mit sexuellem Bezug gegenüber Minderjährigen und erwachsenen Schutzbefohlenen, die mit vermeintlicher Einwilligung, ohne Einwilligung oder gegen den ausdrücklichen Willen erfolgen. Dies umfasst auch alle Handlungen zur Vorbereitung, Durchführung und Geheimhaltung sexualisierter Gewalt.

Den seitens der Kirche Handelnden muss daher stets bewusst sein, dass es bezüglich der hier zu berücksichtigenden strafbaren Handlungen in den beiden Rechtsbereichen unterschiedliche Betrachtungsweisen geben kann (zum Beispiel bzgl. des Kreises der betroffenen Personen, des Alters des Opfers, der Verjährungsfrist). Den Bestimmungen beider Rechtsbereiche ist zu entsprechen. Maßgeblich für das kirchliche Vorgehen sind die zum Zeitpunkt des Untersuchungsbeginns geltenden Verfahrensregeln, unabhängig davon, wie lange der sexuelle Missbrauch zurückliegt.

3. Erwachsene Schutzbefohlene im Sinne dieser Leitlinien sind behinderte, gebrechliche oder kranke Personen gegen-

über denen die Ordensangehörigen und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine besondere Sorgspflicht haben, weil sie ihrer Fürsorge oder Obhut anvertraut sind und bei denen aufgrund ihrer Schutz- und Hilfebedürftigkeit eine besondere Gefährdung gemäß Nr. 2 besteht.

B. Zuständigkeiten

Ernennung von Ansprechpersonen und Einrichtung eines Beraterstabs

4. Der Höhere Obere beauftragt mindestens eine⁸ geeignete Person als Ansprechperson für Hinweise auf tatsächliche Anhaltspunkte für den Verdacht eines sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen sowie an erwachsenen Schutzbefohlenen durch Ordensangehörige oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Ordensgemeinschaft oder in ordensgetragenen Einrichtungen.

Werden mehr als eine Ansprechperson bestellt, empfiehlt es sich, darauf zu achten, dass sowohl eine Frau als auch ein Mann benannt werden.

5. Die beauftragte Ansprechperson soll kein Ordensangehöriger derselben Ordensgemeinschaft und auch keine Mitarbeiterin oder Mitarbeiter in deren aktiven Dienst sein.

6. Name und Anschrift der beauftragten Ansprechperson wird auf geeignete Weise durch die Ordensgemeinschaft bekannt gemacht⁹ und auf den Internetseiten der Deutschen Ordensobernkongferenz veröffentlicht.

7. Der Höhere Obere verschafft sich in Fragen des Umgangs mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und erwachsenen Schutzbefohlenen Zugang zu einem ständigen Beraterstab. Diesem gehören neben den beauftragten An-

sprechpersonen insbesondere Frauen und Männer mit psychiatrisch-psychotherapeutischem, pastoralem sowie juristischem¹⁰ und kirchenrechtlichem Sachverstand und fundierter fachlicher Erfahrung und Kompetenz in der Arbeit mit Opfern sexuellen Missbrauchs an. Dem Beraterstab können auch Personen angehören, die im kirchlichen Dienst beschäftigt sind. Im Einzelfall können weitere fachlich geeignete Personen hinzugezogen werden.

8. Ein Zugriff auf einen Beraterstab kann in folgender Weise geschehen:

Errichtung eines gemeinsam Beraterstabs durch mehrere Höhere Obere, Kooperation mit einer Ordensgemeinschaft, die bereits über einen Beraterstab verfügt, Kooperation mit dem Beraterstab der jeweiligen Diözese oder Inanspruchnahme des Beraterstabes der Deutschen Ordensobernkongferenz.

9. Die Verantwortung des Höheren Oberen bleibt unberührt.

Entgegennahme von Hinweisen und Information des Höheren Oberen

10. Die beauftragte Ansprechperson nimmt Hinweise auf sexuellen Missbrauch an Minderjährigen und erwachsenen Schutzbefohlenen durch Ordensangehörige oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Ordensgemeinschaft oder ordensgetragenen Einrichtung entgegen und nimmt eine erste Bewertung der Hinweise auf ihre Plausibilität und im Hinblick auf das weitere Vorgehen vor.

11. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben schnellstmöglich die zuständige Person der Leitungsebene der Institution, bei der sie beschäftigt sind, über diesbezügliche Sachverhalte und Hinweise, die ihnen zur Kenntnis gelangt

sind, zu informieren. Sie können sich aber auch direkt an die beauftragte Ansprechperson wenden.

Unter Wahrung der Bestimmungen über das Beichtgeheimnis (vgl. can. 983 und 984 CIC¹¹) besteht im Rahmen von seelsorglichen Gesprächen die Pflicht zur Weiterleitung an die beauftragte Ansprechperson immer dann, wenn Gefahr für Leib und Leben droht sowie wenn weitere mutmaßliche Opfer betroffen sein könnten. Hierbei sind die Bestimmungen des § 203 StGB zu beachten. Etwaige gesetzliche Verschwiegenheitspflichten oder Mitteilungspflichten gegenüber staatlichen Stellen (zum Beispiel Jugendamt, Schulaufsicht) sowie gegenüber Dienstvorgesetzten bleiben hiervon unberührt.

12. Anonyme Hinweise sind dann zu beachten, wenn sie tatsächliche Anhaltspunkte für Ermittlungen beinhalten.

13. Der Höhere Obere wird unabhängig von den Plausibilitätsabwägungen von der beauftragten Ansprechperson unverzüglich informiert (vgl. Leitlinie Nr. 10). Dies gilt auch für die zuständige Person der Leitungsebene (vgl. Leitlinie Nr. 11). Der Höhere Obere hat dafür Sorge zu tragen, dass andere informiert werden, die für die beschuldigte Person eine besondere Verantwortung tragen. Dazu zählt bei Ordensangehörigen, die im bischöflichen Auftrag tätig sind, insbesondere der Diözesanbischof.

Zuständigkeiten im weiteren Verlauf

14. Falls für einen Ordensangehörigen mehrere Höhere Obere derselben Ordensgemeinschaft zuständig sind, trägt derjenige, der als erster informiert wurde, dafür Sorge, dass zeitnah eine Entscheidung über die Zuständigkeit für

das weitere Verfahren getroffen wird. Gleiches gilt für den Fall, dass Unklarheiten zwischen der Zuständigkeit des Höheren Oberen und eines Diözesanbischofs oder anderen Ortsordinarius bestehen.

15. Für Ordensangehörige, die im bischöflichen Auftrag tätig sind, ist der Diözesanbischof zuständig, der diesen Auftrag erteilt hat, unbeschadet der Verantwortung des Höheren Ordensoberen. Der gegenseitige Informationsfluss ist zu gewährleisten.

16. Für einen Diözesankleriker oder einen Angehörigen einer fremden Ordensgemeinschaft, der in der Einrichtung einer Ordensgemeinschaft tätig ist, liegt die Zuständigkeit beim Inkardinationsordinarius bzw. dem eigenen Höheren Oberen des Ordensangehörigen. Soweit ein Höherer Oberer Verantwortung für eigenständige Rechtsträger besitzt, liegt bei ihm auch die Zuständigkeit für die dort angestellten Mitarbeiter.

C. Vorgehen nach Kenntnisnahme eines Hinweises

Gespräch mit dem mutmaßlichen Opfer

17. Wenn ein mutmaßliches Opfer (ggf. seine Eltern oder Personensorgeberechtigten) über einen Verdacht des sexuellen Missbrauchs informieren möchte, vereinbart die beauftragte Ansprechperson ein Gespräch. In Abstimmung mit dem Höheren Oberen kann die beauftragte Ansprechperson eine weitere Person hinzuziehen. Das mutmaßliche Opfer (ggf. seine Eltern oder Personensorgeberechtigten) kann zu dem Gespräch eine Person des Vertrauens hin-

zuziehen. Auf die Verpflichtung, einen Missbrauchsverdacht nach den Vorschriften der Leitlinien Nrn. 29 und 30 den Strafverfolgungs- und anderen zuständigen Behörden weiterzuleiten, ist zu Beginn des Gesprächs hinzuweisen. Ebenso ist in geeigneter Weise auf die Tragweite der Beschuldigung hinzuweisen.

18. Dem Schutz des mutmaßlichen Opfers und dem Schutz vor öffentlicher Preisgabe von Informationen, die vertraulich gegeben werden, wird besondere Beachtung beigemessen.

19. Das Gespräch, bei dem auch die Personalien möglichst vollständig aufzunehmen sind, wird protokolliert. Das Protokoll ist von allen Anwesenden zu unterzeichnen.

20. Das mutmaßliche Opfer (ggf. seine Eltern bzw. Personensorgeberechtigten) wird zu einer eigenen Anzeige bei den Strafverfolgungsbehörden ermutigt.

21. Der Höhere Obere wird über das Ergebnis des Gesprächs informiert.

Anhörung der beschuldigten Person

22. Sofern dadurch die Aufklärung des Sachverhalts nicht gefährdet und die Ermittlungsarbeit der Strafverfolgungsbehörden nicht behindert werden, hört ein Vertreter des Höheren Oberen bzw. des Dienstgebers unter Hinzuziehung eines Juristen – eventuell in Anwesenheit der beauftragten Ansprechperson – die beschuldigte Person zu den Vorwürfen an. Der Schutz des mutmaßlichen Opfers muss in jedem Fall sichergestellt sein, bevor das Gespräch stattfindet. In den Fällen, bei denen sexueller Missbrauch mit einer Straftat gegen die Heiligkeit des Bußsakramentes (vgl. Art. 4 SST) verbunden ist, darf der Name des mutmaßlichen Opfers nur

mit dessen ausdrücklicher Zustimmung der beschuldigten Person genannt werden (vgl. Art. 24 §1 SST).

23. Die beschuldigte Person kann eine Person ihres Vertrauens hinzuziehen.

24. Die beschuldigte Person wird über die Möglichkeit der Aussageverweigerung informiert (vgl. can. 1728 §2 CIC). Wenn Priester beschuldigt werden, sind sie darauf hinzuweisen, dass sie unter allen Umständen verpflichtet sind, das Beichtgeheimnis zu wahren (vgl. cann. 983 und 984 CIC¹²).

25. Auf die Verpflichtung, einen Missbrauchsverdacht nach den Vorschriften der Leitlinien Nr. 29 den Strafverfolgungs- und anderen zuständigen Behörden weiterzuleiten, ist hinzuweisen. Die beschuldigte Person wird über die Möglichkeit zur Selbstanzeige bei den Strafverfolgungsbehörden informiert.

26. Das Gespräch wird protokolliert. Das Protokoll ist von allen Anwesenden zu unterzeichnen.

27. Der Höhere Obere wird über das Ergebnis des Gesprächs informiert.

28. Auch der beschuldigten Person gegenüber besteht die Pflicht zur Fürsorge. Sie steht – unbeschadet erforderlicher unmittelbarer Maßnahmen – bis zum Erweis des Gegenteils unter Unschuldsvermutung.

Zusammenarbeit mit den staatlichen Strafverfolgungs- und anderen zuständigen Behörden

29. Sobald tatsächliche Anhaltspunkte für den Verdacht einer Straftat nach dem 13. Abschnitt oder weiterer sexualbezogener Straftaten des Strafgesetzbuchs (StGB) an Minderjährigen oder erwachsenen Schutzbefohlenen vorliegen, leitet ein Vertreter des Höheren Oberen die Informationen an die staat-

liche Strafverfolgungsbehörde und – soweit rechtlich geboten – an andere zuständige Behörden (z. B. Jugendamt, Schulaufsicht) weiter. Rechtliche Verpflichtungen anderer kirchlicher Organe bleiben unberührt.

30. Die Pflicht zur Weiterleitung der Informationen an die Strafverfolgungsbehörde entfällt nur ausnahmsweise, wenn dies dem ausdrücklichen Willen des mutmaßlichen Opfers (bzw. dessen Eltern oder Personensorgeberechtigten) entspricht und der Verzicht auf eine Mitteilung rechtlich zulässig ist. In jedem Fall sind die Strafverfolgungsbehörden einzuschalten, wenn weitere Gefährdungen zu befürchten sind oder weitere mutmaßliche Opfer ein Interesse an der strafrechtlichen Verfolgung der Taten haben könnten.

31. Die Gründe für den Verzicht auf eine Mitteilung bedürfen einer genauen Dokumentation, die von dem mutmaßlichen Opfer (ggf. seinen Eltern beziehungsweise Personensorgeberechtigten) zu unterzeichnen ist.

Kirchenrechtliche Voruntersuchung gemäß can. 1717 § 1 CIC

32. Im Falle, dass wenigstens wahrscheinlich eine Straftat eines Klerikers vorliegt, leitet der Ordinarius gemäß can. 1717 § 1 CIC per Dekret eine kirchenrechtliche Voruntersuchung ein und benennt den Voruntersuchungsführer. Der Voruntersuchungsführer führt die Anhörung der beschuldigten Person unter Beachtung der Leitlinien Nrn. 22 bis 29. Besteht die Gefahr, dass die Ermittlungsarbeit der Strafverfolgungsbehörden behindert wird, muss die kirchenrechtliche Voruntersuchung ausgesetzt werden.

33. Das Ergebnis der kirchenrechtlichen Voruntersuchung fasst der Voruntersu-

chungsführer in einem Bericht an den Höheren Oberen zusammen. Die Voruntersuchungsakten sind gemäß can. 1719 CIC zu verwahren.

34. Bestätigt die kirchenrechtliche Voruntersuchung den Verdacht sexuellen Missbrauchs, informiert der Ordinarius gemäß Art. 16 SST die Kongregation für die Glaubenslehre, und zwar in allen Fällen, die nach dem 30. April 2001 zur Anzeige gebracht worden sind, und insofern der Beschuldigte noch am Leben ist, unabhängig davon, ob die kanonische Strafklage durch Verjährung erloschen ist oder nicht. Diese Information geschieht unter Verwendung eines Formblattes der Kongregation, unter Übersendung einer Kopie der Voruntersuchungsakten und unter Beifügung eines Votums des Ordinarius sowie einer Stellungnahme des Beschuldigten. Allein Sache der Kongregation ist es zu entscheiden, wie weiter vorzugehen ist: ob sie gegebenenfalls die Verjährung aufhebt (Art. 7 § 1 SST), ob sie die Sache an sich zieht (vgl. Art. 21 § 2 n.2 SST), ob die Entscheidung mittels eines gerichtlichen (Art. 21 § 1 SST) oder eines außergerichtlichen Strafverfahrens auf dem Verwaltungswege (Art. 21 § 2 n.1 SST) getroffen werden soll.

35. Wenn im Falle eines Ordensangehörigen der zuständige Obere der Auffassung ist, dass gemäß can. 695 § 1 CIC eine Entlassung aus der Ordensgemeinschaft erforderlich sein kann, geht er gemäß can. 695 § 2 CIC vor.

Maßnahmen bis zur Aufklärung des Falls

36. Liegen tatsächliche Anhaltspunkte für den Verdacht eines sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen oder erwachsenen Schutzbefohlenen vor, entscheidet

der Höhere Obere über das weitere Vorgehen unter Berücksichtigung der kirchen- und arbeitsrechtlichen Bestimmungen. Im Falle von Klerikern kann der Ordinarius gemäß Art. 19 SST konkrete, in can. 1722 CIC aufgeführte Maßnahmen verfügen (zum Beispiel Freistellung vom Dienst; Fernhalten vom Dienstort bzw. Arbeitsplatz; Fernhalten von Tätigkeiten, bei denen Minderjährige gefährdet werden könnten).

37. Soweit der Höhere Obere nicht eine andere geeignete Person benennt, unterrichtet er die beauftragte Ansprechperson über die beschlossenen Maßnahmen und den jeweiligen Stand der Umsetzung, damit diese das mutmaßliche Opfer (ggf. seine Eltern bzw. Personensorgeberechtigten) davon in Kenntnis setzen kann.

38. Soweit für den staatlichen Bereich darüber hinausgehende Regelungen gelten, finden diese entsprechende Anwendung.

Vorgehen bei nach staatlichem Recht nicht aufgeklärten Fällen

39. Wenn der Verdacht des sexuellen Missbrauchs nach staatlichem Recht nicht aufgeklärt wird, zum Beispiel weil Verjährung eingetreten ist, jedoch tatsächliche Anhaltspunkte bestehen, die die Annahme eines sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen oder erwachsenen Schutzbefohlenen rechtfertigen, sollen sich die zuständigen kirchlichen Stellen im Rahmen ihrer Möglichkeiten selbst um Aufklärung bemühen. Die Leitlinien Nrn. 36 und 37 gelten entsprechend; bei Klerikern bis zu einer Entscheidung der Kongregation für die Glaubenslehre.

40. Dabei können auch ein forensisch-psychiatrisches Gutachten zur beschul-

digten Person und ggf. auch ein Glaubhaftigkeitsgutachten zur Aussage des mutmaßlichen Opfers eingeholt werden.

Maßnahmen im Falle einer fälschlichen Beschuldigung

41. Erweist sich eine Beschuldigung oder ein Verdacht als unbegründet, ist dies durch den Ordinarius im Abschlussdekret der kirchenrechtlichen Voruntersuchung festzuhalten. Dieses Dekret ist zusammen mit den Untersuchungsakten gemäß can. 1719 CIC zu verwahren.

42. Es ist Aufgabe des Höheren Oberen, den guten Ruf einer fälschlich beschuldigten oder verdächtigten Person durch geeignete Maßnahmen wiederherzustellen (vgl. can. 1717 § 2 CIC bzw. can. 220 CIC).

D. Hilfen

Hilfen für das Opfer

43. Dem Opfer und seinen Angehörigen werden Hilfen angeboten oder vermittelt. Die Hilfsangebote orientieren sich an dem jeweiligen Einzelfall. Zu den Hilfsangeboten gehören seelsorgliche und therapeutische Hilfen. Das Opfer kann Hilfe nichtkirchlicher Einrichtungen in Anspruch nehmen. Diese Möglichkeit besteht auch, wenn der Fall verjährt oder die beschuldigte Person verstorben ist. Unabhängig davon können Opfer „Leistungen in Anerkennung des Leids, das Opfern sexuellen Missbrauchs zugefügt wurde“ über die beauftragte Ansprechperson beantragen.

44. Für die Entscheidung über die Gewährung von konkreten Hilfen ist der Höhere Obere zuständig; für selbständige kirchliche Einrichtungen der Träger.

45. Bei der Gewährung von Hilfen für

ein Missbrauchsoffer ist ggf. eng mit dem zuständigen Jugendamt oder anderen Fachstellen zusammenzuarbeiten.

Hilfen für betroffene kirchliche Einrichtungen, Dekanate und Pfarreien

46. Die zuständigen Personen der betroffenen kirchlichen Einrichtungen, Dekanate und Pfarreien werden von dem Höheren Oberen über den Stand eines laufenden Verfahrens informiert. Sie und ihre Einrichtungen bzw. Dekanate und Pfarreien können Unterstützung erhalten, um die mit dem Verfahren und der Aufarbeitung zusammenhängenden Belastungen bewältigen zu können.

E. Konsequenzen für den Täter

47. Gegen im kirchlichen Dienst Tätige, die Minderjährige oder erwachsene Schutzbefohlene sexuell missbraucht haben, wird im Einklang mit den jeweiligen staatlichen und kirchlichen dienst- oder arbeitsrechtlichen Regelungen vorgegangen.

48. Die betreffende Person wird nicht in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und erwachsenen Schutzbefohlenen im kirchlichen Bereich eingesetzt.

49. Über die betreffende Person wird ein forensisch-psychiatrisches Gutachten zur Risikoabschätzung eingeholt. Täter, bei denen eine behandelbare psychische Störung vorliegt, sollen sich einer Therapie unterziehen.

50. Die Rückkehr eines Klerikers in den Seelsorgedienst ist – unter Beachtung der gegen ihn verhängten Strafen – auszuschließen, wenn dieser Dienst eine Gefahr für Minderjährige oder erwachsene Schutzbefohlene darstellt oder ein Ärgernis hervorruft.¹³ Diese Maßnahme

kann auch dann ergriffen werden, wenn die Tat verjährt ist.

51. Es obliegt dem Höheren Oberen, dafür Sorge zu tragen, dass die von ihm verfügbaren Beschränkungen oder Auflagen eingehalten werden. Das gilt bei Klerikern auch für die Zeit des Ruhestands.

52. Bei einem des sexuellen Missbrauchs gemäß can. 1395 § 2 CIC überführten Mitglieds einer Ordensgemeinschaft ist gemäß can. 695 § 1 CIC vorzugehen.

53. Wird ein Ordensangehöriger, der strafbare sexualbezogene Handlungen im Sinne dieser Leitlinien (vgl. Leitlinie Nr. 2) begangen hat, versetzt und erhält er einen neuen Dienstvorgesetzten bzw. neuen Oberen, wird dieser über die besondere Problematik und eventuelle Auflagen unter Beachtung der gesetzlichen Vorschriften schriftlich informiert. Gleiches gilt gegenüber einem neuen kirchlichen Dienstvorgesetzten und auch dann, wenn der sexuelle Missbrauch nach Versetzung sowie nach dem Eintritt in den Ruhestand bekannt wird. Bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im kirchlichen Dienst, die ihren Arbeitsbereich beim selben Rechtsträger wechseln, ist der neue Fachvorgesetzte unter Beachtung der gesetzlichen Vorschriften in geeigneter Weise zu informieren. Diese Informationspflicht gilt auch für die nicht strafbaren sexualbezogenen Handlungen, die in Leitlinie Nr. 2 genannt sind.

F. Öffentlichkeit

54. Die Öffentlichkeit wird unter Wahrung des Persönlichkeitsschutzes der Betroffenen in angemessener Weise informiert.

G. Spezielle präventive Maßnahmen

55. Wenn Anlass zur Sorge besteht, dass bei einer Person Tendenzen zu sexuellem Fehlverhalten vorliegen, wird eine forensisch-psychiatrische Begutachtung dringend angeraten. Im Übrigen erfolgt die Prävention im Sinne der von dem Höheren Oberen erlassenen Rahmenordnung Prävention in der jeweils geltenden Fassung.

H. Vorgehen bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger oder erwachsener Schutzbefohleener durch ehrenamtlich tätige Personen

56. In der Arbeit von ehrenamtlichen Personen mit Kindern- und Jugendlichen gelten die Vorschriften des Bundeskinderschutzgesetzes. Personen, die sich des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger schuldig gemacht haben, werden in der ehrenamtlichen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im kirchlichen Bereich nicht eingesetzt (§ 72a Abs. 4 SGB VIII).

57. Bei Hinweisen auf sexuellen Missbrauch Minderjähriger oder erwachsener Schutzbefohleener durch ehrenamtlich tätige Personen im kirchlichen Bereich gelten diese Leitlinien bezüglich der notwendigen Verfahrensschritte und Hilfsangebote entsprechend.

I. Geltungsdauer

58. Die vorstehenden Leitlinien gelten fünf Jahre und werden vor Verlängerung ihrer Geltungsdauer nochmals einer Überprüfung unterzogen.

Vallendar, den 2. Juni 2014

.....

* Auf der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) am 2. Juni 2014 beschlossen und den Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts zur Inkraftsetzung empfohlen.

1 Die Kongregation für die Glaubenslehre hat am 5. April 2013 mitgeteilt, dass Papst Franziskus der Kongregation aufgetragen hat, den von Papst Benedikt XVI. eingeschlagenen Kurs weiterzuverfolgen und im Hinblick auf die Fälle von sexuellem Missbrauch entschlossen vorzugehen; das heißt vor allem die Maßnahmen zum Schutz der Minderjährigen, die Hilfe für die, die in der Vergangenheit Opfer derartiger Übergriffe geworden sind und das angemessene Vorgehen gegen die Schuldigen.

2 Unter Ordensangehörige werden im weiteren Verlauf die Mitglieder der Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens verstanden (vgl. cann. 573 bis 746 CIC).

3 Vgl. Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz bei ihrer Frühjahrs-Vollversammlung in Freiburg vom 22. bis 25. Februar 2010 anlässlich der Aufdeckung von Fällen sexuellen Missbrauchs an Minderjährigen im kirchlichen Bereich.

4 Vgl. Papst Benedikt XVI., Ansprache an die Bischöfe von Irland anlässlich ihres „Ad-limina“-Besuches, 28. Oktober 2006, 4. Absatz; ders. im Gespräch mit Peter Seewald im Interview-Buch „Licht der Welt“ vom Oktober 2010: „Es ist eine besonders schwere Sünde, wenn jemand, der eigentlich den Menschen zu Gott helfen soll, dem sich ein Kind, ein junger Mensch anvertraut, um den Herrn zu finden, ihn stattdessen missbraucht und vom Herrn wegführt. Dadurch wird der Glaube als solcher unglaubwürdig, kann sich die Kirche nicht mehr glaubhaft als Verkünderin des Herrn darstellen.“ (S. 42).

5 Vgl. Papst Benedikt XVI., Hirtenbrief des Heiligen Vaters an die Katholiken in Irland vom 19. März 2010, Nr. 7: „Ihr [die Ihr Kinder missbraucht habt] habt das Vertrauen, das von unschuldigen jungen

Menschen und ihren Familien in Euch gesetzt wurde, verraten und Ihr müsst Euch vor dem allmächtigen Gott und vor den zuständigen Gerichten dafür verantworten. ... Ich mahne Euch, Euer Gewissen zu erforschen, Verantwortung für die begangenen Sünden zu übernehmen und demütig Euer Bedauern auszudrücken. ... Gottes Gerechtigkeit ruft uns dazu auf, Rechenschaft über unsere Taten abzulegen und nichts zu verheimlichen. Erkennt Eure Schuld öffentlich an, unterwerft Euch der Rechtsprechung, aber verzweifelt nicht an der Barmherzigkeit Gottes.“

- 6 „Höhere Obere“ (Superiores maiores) sind laut CIC, can. 620 „jene, die ein ganzes Institut oder eine Provinz oder einen ihr gleichgestellten Teil desselben oder eine rechtlich selbständige Niederlassung leiten; desgleichen deren Stellvertreter. Dazu kommen der Abtprimas und der Obere einer monastischen Kongregation, die jedoch nicht die ganze Vollmacht haben, die das allgemeine Recht den höheren Oberen zuteilt.“ Zur besseren Lesbarkeit umfasst die substantivisch männliche Form im gesamten nachfolgenden Text auch die weibliche Form.
- 7 Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *motu proprio datae Sacramentorum sanctitatis tutela* [SST] vom 30. April 2001. Der in diesem Schreiben angekündigte normative Teil liegt in seiner geltenden Form als *Normae de delictis Congregationi pro Doctrina Fidei reservatis seu Normae de delictis contra fidem necnon de gravioribus delictis* vom 21. Mai 2010 vor. [Diese Normen werden zitiert unter Nennung des entsprechenden Artikels und unter Zufügung des Kürzels für das Bezugsdokument: SST.]
- 8 Für größere Ordensgemeinschaften empfiehlt sich die Bestellung von zwei geeigneten Ansprechpersonen.
- 9 Hierzu kommt beispielsweise eine Veröffentlichung im Verlautbarungsorgan der Ordensgemeinschaft, auf deren Internetseiten oder im Amtsblatt des Belegenheitsbistums in Betracht.
- 10 Für den Fall, dass eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter im kirchlichen Dienst betroffen ist, ist arbeitsrechtlicher Sachverstand zu gewährleisten.
- 11 Vgl. auch can. 1388 § 1 CIC in Verbindung mit Art. 4 § 1 n.5 SST.
- 12 Vgl. auch Art. 24 § 3 SST; can. 1388 CIC in Verbindung mit Art. 4 § 1 n. 5 SST.
- 13 Siehe Rundschreiben der Kongregation für die Glaubenslehre an die Bischofskonferenzen für die Erstellung von Leitlinien (3. Mai 2011).

Rahmenordnung

Prävention gegen sexualisierte Gewalt an Minderjährigen und erwachsenen Schutzbefohlenen im Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz*

A. Einführung

I. Grundsätzliches

Die Prävention gegen sexualisierte Gewalt ist integraler Bestandteil der kirchlichen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sowie erwachsenen Schutzbefohlenen. Im Geiste des Evangeliums will die katholische Kirche allen Kindern und Jugendlichen sowie erwachsenen Schutzbefohlenen einen sicheren Lern- und Lebensraum bieten. In diesem wird ihre menschliche und geistliche Entwicklung gefördert sowie ihre Würde und Integrität geachtet. Psychische und physische Grenzverletzungen sind zu vermeiden.

Prävention als Grundprinzip pädagogischen Handelns trägt bei Mädchen und Jungen, jungen Frauen und Männer dazu bei, dass sie in ihrer Entwicklung zu eigenverantwortlichen, glaubens- und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten gestärkt werden. Unterschiede ihrer Bedarfs- und Gefährdungslagen verlangen bei allen Präventionsmaßnahmen eine angemessene Berücksichtigung.

Ziel von Prävention in Diözesen, Ordensgemeinschaften, kirchlichen Insti-

tutionen und Verbänden ist es, eine neue Kultur des achtsamen Miteinanders zu entwickeln. Dafür muss es transparente, nachvollziehbare, kontrollierbare und evaluierbare Strukturen und Prozesse zur Prävention sexualisierter Gewalt geben.

Diese Rahmenordnung richtet sich an alle, die im Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz für das Wohl und den Schutz von Kindern und Jugendlichen sowie erwachsenen Schutzbefohlenen Verantwortung und Sorge tragen. Die Rahmenordnung soll eine abgestimmte Vorgehensweise im Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz gewährleisten. Sie ist Grundlage für die von den Höheren Oberinnen und Oberen für ihr jeweiliges Institut des geweihten Lebens bzw. Gesellschaft des Apostolischen Lebens zu erlassenden Regelungen.

II. Begriffsbestimmungen

1. Diese Rahmenordnung berücksichtigt die Bestimmungen sowohl des kirchlichen wie auch des weltlichen Rechts.
2. Der Begriff sexualisierte Gewalt im Sinne dieser Rahmenordnung umfasst neben strafbaren sexualbezogenen

Handlungen auch Grenzverletzungen und sonstige sexuelle Übergriffe. Die Rahmenordnung bezieht sich somit

- sowohl auf Handlungen nach dem 13. Abschnitt sowie weitere sexualbezogene Straftaten des Strafgesetzbuches (StGB)
- als auch auf solche nach can. 1395 § 2 CIC in Verbindung mit Art. 6 § 1 SST¹, nach can. 1387 CIC in Verbindung mit Art. 4 § 1 n. 4 SST wie auch nach can. 1378 § 1 CIC in Verbindung mit Art. 4 § 1 n. 1 SST, soweit sie an Minderjährigen oder Personen begangen werden, deren Vernunftgebrauch habituell eingeschränkt ist (Art. 6 § 1 n. 1 SST).
- Zusätzlich findet sie unter Berücksichtigung der Besonderheiten des Einzelfalls Anwendung bei Handlungen unterhalb der Schwelle der Strafbarkeit, die im pastoralen oder erzieherischen sowie im betreuenden oder pflegerischen Umgang mit Kindern und Jugendlichen und erwachsenen Schutzbefohlenen eine Grenzverletzung oder einen sonstigen sexuellen Übergriff darstellen.

Sie betreffen alle Verhaltens- und Umgangsweisen mit sexuellem Bezug gegenüber Minderjährigen und erwachsenen Schutzbefohlenen, die mit vermeintlicher Einwilligung, ohne Einwilligung oder gegen den ausdrücklichen Willen der Schutzbefohlenen erfolgen. Dies umfasst alle Handlungen zur Vorbereitung, Durchführung und Geheimhaltung sexualisierter Gewalt.

3. Erwachsene Schutzbefohlene im Sinne dieser Rahmenordnung sind behinderte, gebrechliche oder kranke Personen gegenüber denen Kleriker, Ordensangehörige² und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Ordensgemein-

schaft bzw. ordenseigenen Einrichtungen eine besondere Sorgspflicht haben, weil sie ihrer Fürsorge oder Obhut anvertraut sind und bei denen aufgrund ihrer Schutz- und Hilfebedürftigkeit eine besondere Gefährdung gemäß Nr. 2 besteht.

4. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie ehrenamtlich Tätige im Sinne dieser Ordnung sind alle Personen, die im Rahmen ihrer haupt-, neben- oder ehrenamtlichen Tätigkeit Kinder, Jugendliche oder andere Schutzbefohlene beaufsichtigen, betreuen, erziehen, ausbilden oder vergleichbaren Kontakt zu ihnen haben.

B. Inhaltliche und strukturelle Anforderungen an Diözesen, Ordensgemeinschaften, kirchliche Institutionen und Verbände

Die Strukturen und Prozesse zur Prävention gegen sexualisierte Gewalt in den Diözesen, Ordensgemeinschaften, kirchlichen Institutionen und Verbänden müssen transparent, nachvollziehbar, kontrollierbar und evaluierbar sein. Die Entwicklung und Verwirklichung von Maßnahmen zur Prävention erfolgen partizipativ in Zusammenarbeit mit allen hierfür relevanten Personen und Gruppen. Dazu gehören auch die Kinder und Jugendlichen und erwachsenen Schutzbefohlenen selbst. Der Träger von Einrichtungen und Diensten erstellt im Hinblick auf den jeweiligen Arbeitsbereich ein institutionelles Schutzkonzept.

I. Institutionelles Schutzkonzept

1. Personalauswahl und -entwicklung

Die zuständigen Personalverantwortlichen thematisieren die Prävention ge-

gen sexualisierte Gewalt mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Vorstellungsgespräch, während der Einarbeitungszeit sowie in weiterführenden Mitarbeitergesprächen. In der Aus- und Fortbildung ist sie Pflichtthema. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen, entsprechend den gesetzlichen und arbeitsrechtlichen Regelungen, ein erweitertes Führungszeugnis vorlegen. Eine Pflicht zur Vorlage eines erweiterten Führungszeugnisses für ehrenamtlich Tätige besteht, soweit es die gesetzlichen Regelungen des jeweiligen Bundeslandes bestimmen. Je nach Art, Intensität und Dauer des Kontakts mit Kindern und Jugendlichen bzw. nach Aufgabe und Einsatz im Einzelfall wird von den Verantwortlichen geprüft, ob eine Selbstauskunftserklärung vorgelegt werden muss. Hinsichtlich den Ordensangehörigen, Novizen und Postulanten der eigenen Ordensgemeinschaft ist der Höhere Obere³ zuständig, sofern er diese Aufgabe nicht auf eine andere Person (z.B. Noviziats-/Postulats-/Formationsleitung) der Ordensgemeinschaft übertragen hat. Sofern gesetzliche Regelungen die Vorlage eines erweiterten Führungszeugnisses vorsehen, ist dieses auch von Postulanten, Novizen und Ordensangehörigen einzuholen, im Übrigen ist eine Selbstauskunftserklärung vorzulegen.

2. Verhaltenskodex und Verpflichtungserklärung

Klare Verhaltensregeln stellen im Hinblick auf den jeweiligen Arbeitsbereich ein fachlich adäquates Nähe-Distanz-Verhältnis und einen respektvollen Umgang und eine offene Kommunikationskultur gegenüber den Kindern und Jugendlichen sowie gegenüber den er-

wachsenen Schutzbefohlenen sicher. Ein Verhaltenskodex ist im jeweiligen Arbeitsbereich partizipativ zu erstellen. Kinder, Jugendliche und erwachsene Schutzbefohlene sollen angemessen in die Entwicklung des Verhaltenskodex eingebunden werden. Der Verhaltenskodex wird von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Postulanten, Novizen, Ordensangehörigen sowie ehrenamtlich Tätigen durch Unterzeichnung anerkannt. Die Unterzeichnung des Verhaltenskodex bzw. einer Verpflichtungserklärung ist verbindliche Voraussetzung für eine An- und Einstellung, für eine Weiterbeschäftigung sowie auch für eine Beauftragung zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit. Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sind die Sanktionen bei Nichteinhaltung bekannt zu machen. Darüber hinaus ist der Verhaltenskodex vom Träger in geeigneter Weise zu veröffentlichen.

3. Dienstanweisungen und hausinterne Regelungen

Um das Wohl und den Schutz der Kinder und Jugendlichen sowie der erwachsenen Schutzbefohlenen zu sichern, kann der Träger über den Verhaltenskodex hinaus Dienstanweisungen und hausinterne Regelungen erlassen, die arbeitsrechtliche Verbindlichkeit haben; die Regelungen der Mitarbeitervertretungsordnung (MAVO) bleiben unberührt.

4. Beratungs- und Beschwerdewege

Im Rahmen des institutionellen Schutzkonzepts beschreibt der Träger interne und externe Beratungs- und Beschwerdewege für die Kinder und Jugendlichen sowie die erwachsenen Schutzbefohlenen, für die Eltern bzw.

Personensorgeberechtigten, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Postulanten, Novizen und Ordensangehörige.

5. Nachhaltige Aufarbeitung

Begleitende Maßnahmen sowie Nachsorge in einem irritierten System bei einem aufgetretenen Vorfall sind Teil einer nachhaltigen Präventionsarbeit. Im institutionellen Schutzkonzept sind entsprechende Maßnahmen zu beschreiben.

6. Qualitätsmanagement

Der Höhere Obere hat die Verantwortung dafür, dass Maßnahmen zur Prävention nachhaltig Beachtung finden und fester Bestandteil einer ordensspezifischen Lebenskultur sind.

In ordensgetragenen Einrichtungen sind diese in das Qualitätsmanagement aufzunehmen. Verantwortlich ist hierbei der jeweilige Leitungsverantwortliche der Einrichtung. Für jede Einrichtung sowie ggf. für den Zusammenschluss mehrerer kleiner Einrichtungen muss eine für Präventionsfragen geschulte Person zur Verfügung stehen, die den Träger bei der Umsetzung des institutionellen Schutzkonzepts beraten und unterstützen kann. Personen mit Opferkontakt oder mit Kontakt zu Beschuldigten bzw. Täterinnen oder Tätern erhalten kontinuierlich Supervision.

7. Aus- und Fortbildung

Prävention gegen sexualisierte Gewalt erfordert Schulungen insbesondere zu Fragen von

- angemessener Nähe und Distanz,
- Strategien von Täterinnen und Tätern,
- Psychodynamiken der Opfer,

- Dynamiken in Institutionen sowie begünstigenden institutionellen Strukturen,
- Straftatbeständen und weiteren einschlägigen rechtlichen Bestimmungen,
- eigener emotionaler und sozialer Kompetenz,
- Kommunikations- und Konfliktfähigkeit,
- notwendigen und angemessenen Hilfen für Betroffene, ihre Angehörigen und die betroffenen Institutionen,
- sexualisierter Gewalt von Kindern und Jugendlichen und erwachsenen Schutzbefohlenen an anderen Minderjährigen oder erwachsenen Schutzbefohlenen.

Alle in leitender Verantwortung haupt-, neben- oder ehrenamtlich tätigen Personen in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen oder erwachsenen Schutzbefohlenen sowie alle weiteren in diesen Bereichen leitend Verantwortlichen werden zu Fragen der Prävention gegen sexualisierte Gewalt geschult. Dabei bilden die Möglichkeiten zur Verbesserung des Wohls und des Schutzes von Kindern, Jugendlichen sowie erwachsenen Schutzbefohlenen einerseits und Vorkehrungen zur Erschwerung von Straftaten andererseits einen Schwerpunkt.

Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Postulanten, Novizen, Ordensangehörige sowie ehrenamtlich Tätige in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen oder erwachsenen Schutzbefohlenen werden je nach Art, Dauer und Intensität im Umgang mit Kindern und Jugendlichen sowie mit erwachsenen Schutzbefohlenen zum Thema Prävention gegen sexualisierte Gewalt gründlich geschult beziehungsweise informiert.

Im Sinne einer Erziehungspartnerschaft wird das Thema Prävention gegen sexualisierte Gewalt auch mit Eltern bzw. Personensorgeberechtigten besprochen. Im Hinblick auf erwachsene Schutzbefohlene sollen diese Gespräche mit den Angehörigen und gesetzlichen Betreuern geführt werden.

II. Koordinationsstelle zur Prävention gegen sexualisierte Gewalt

1. Der Höhere Obere kann einen eigenen Präventionsbeauftragten benennen. Dieser hat insbesondere folgende Aufgaben:

- Beratung und Abstimmung bei der Entwicklung und Umsetzung von institutionellen Schutzkonzepten,
- Organisation von Schulungen für Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, Ordensangehörigen, Postulanten, Novizen sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (gem. B. I. Nr. 7),
- Sicherstellung der Qualifizierung und Information der für Präventionsfragen geschulten Personen (gem. B. I. 6.),
- Vernetzung der Präventionsarbeit inner- und außerhalb der Ordensgemeinschaft,
- Vernetzung mit kirchlichen und nicht-kirchlichen Fachberatungsstellen gegen sexualisierte Gewalt,
- Evaluation und Weiterentwicklung von verbindlichen Qualitätsstandards,
- Beratung von Aus- und Weiterbildungseinrichtungen,
- Fachberatung bei der Planung und Durchführung von Präventionsprojekten,
- Vermittlung von Fachreferentinnen und Fachreferenten,
- Entwicklung und Information von Präventionsmaterialien und -projekten,

- Öffentlichkeitsarbeit in Kooperation mit der jeweiligen Pressestelle.
2. Mehrere Höhere Obere verschiedener Ordensgemeinschaften können auch einen gemeinsamen Präventionsbeauftragten bestellen.

Vallendar, den 2. Juni 2014

.....

* Auf der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) am 2. Juni 2014 beschlossen und den Ordensgemeinschaften zur Inkraftsetzung empfohlen.

- 1 Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben *motu proprio* *datae Sacramentorum sanctitatis tutela* [SST] vom 30. April 2001. Der in diesem Schreiben angekündigte normative Teil liegt in seiner geltenden Form als *Normae de gravioribus delictis* vom 21. Mai 2010 vor. [Diese Normen werden zitiert unter Nennung des entsprechenden Artikels und unter Zufügung des Kürzels für das Bezugsdokument: SST.]
- 2 Unter Ordensangehörige werden im weiteren Verlauf die Mitglieder der Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens verstanden (vgl. can. 573 bis 746 CIC).
- 3 „Höhere Obere“ (*Superiores maiores*) sind laut CIC, can. 620 „jene, die ein ganzes Institut oder eine Provinz oder einen ihr gleichgestellten Teil desselben oder eine rechtlich selbständige Niederlassung leiten; desgleichen deren Stellvertreter. Dazu kommen der Abtprimas und der Obere einer monastischen Kongregation, die jedoch nicht die ganze Vollmacht haben, die das allgemeine Recht den höheren Oberen zuteilt.“ Zur besseren Lesbarkeit umfasst die substantivisch männliche Form im gesamten nachfolgenden Text auch die weibliche Form.



Aus Rom und dem Vatikan

Kardinal Müller in Religiosenkongregation berufen

Der deutsche Präfekt der vatikanischen Glaubenskongregation, Gerhard Müller, ist vom Papst als weiteres Mitglied in die Religiosenkongregation berufen worden. Das teilte der Vatikan am 22. Mai 2014 mit.

P. Graulich SDB wird Untersekretär im Rat für die Gesetzestexte

Der deutsche Ordensmann P. Prof. Dr. Markus Graulich SDB wird Untersekretär im Päpstlichen Rat für die Interpretation von Gesetzestexten. Der Heilige Stuhl gab die Ernennung am 22. Mai 2014 bekannt. (rv/dok)

Erstmals leitet Ordensfrau Universität Antonianum

Erstmals wird eine Ordensfrau Rektorin einer päpstlichen Universität in Rom: Die italienische Franziskanerin Mary Melone, Jahrgang 1964, ist die neue Leiterin des Lehrbetriebs an der Franziskaneruniversität Antonianum; sie wurde für den Zeitraum 2014 bis 2017 berufen. Melone ist Dogmatikerin und leitete bisher ein Institut für Religionswissenschaften der Hochschule. Kurz nach ihrer Ernennung zur Hochschulrektorin wurde sie am 15. Juli 2014 zu-

dem von Papst Franziskus neben zwölf weiteren Personen zur Konsultorin der Religiosenkongregation berufen. Von 2005 bis 2011 war der deutsche Franziskaner Johannes-Baptist Freyer OFM Rektor der Hochschule. (rv/dok)

Vatikan verpflichtet Orden auf nachhaltiges Wirtschaften

Katholische Orden sollen sich nach dem Willen des Vatikan künftig stärker an der kirchlichen Soziallehre orientieren und kapitalistische Auswüchse in ihrer Güterverwaltung vermeiden. Das geht nach Informationen der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA) aus neuen Richtlinien hervor, die von der Religiosenkongregation veröffentlicht wurden. Laut KNA fordern die neuen Richtlinien die Orden zu einem transparenteren Finanzgebaren sowie zu nachhaltigem Wirtschaften auf. Dazu gebe es detaillierte Vorgaben.

Um des Evangeliums willen müssten Orden ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten „mit vollständiger Transparenz, unter Beachtung der weltlichen und kirchlichen Gesetze und im Dienst für die vielen Formen der Armut“ regeln. Die Prinzipien der Unentgeltlichkeit, der Brüderlichkeit und der Gerechtigkeit bildeten die Grundlage für eine evangeliumsgemäße Wirtschaft im Dienst der Gemeinschaft, wird das Vorwort von Kardinal Joao Braz de Aviz, Präfekt der Ordenskongregation, zitiert. Weiter heiße

es in den Richtlinien, nicht alle Techniken der Verwaltung stünden im Einklang mit der Soziallehre der katholischen Kirche. Das Dokument sehe vor, dass jeder Orden Haushaltspläne nach internationalen Standards erstellt und von auswärtigen Fachleuten prüfen lässt. Andernfalls könne die Ordenskongregation ihre Zustimmung für Finanztransaktionen verweigern. Für größere Projekte müssten Kostenvoranschläge erstellt und wirksame Kontrollmechanismen eingeführt werden. Weiter mahnt die Vatikanbehörde die Ordensgemeinschaften, keine Ressourcen zu verschwenden und im Fall von Verlusten nicht einfach Löcher zu stopfen, sondern die zugrundeliegenden Probleme zu lösen.

Das Jahr der Orden – römische Termine

Die Religiösenkongregation hat die zentralen römischen Termine für das von Papst Franziskus angekündigte Jahr der Orden mitgeteilt:

Eröffnung: 1. Advent, 30. November 2014 (Am Vorabend, 29. November: Gebetswache)

Abschluss: Welttag des geweihten Lebens, 2. Februar 2016 (Am Vorabend, 1. Februar, Gebetswache)

Auf weltweiter Ebene plant die Religiösenkongregation in Rom:

- 22. bis 24. Januar 2015: Ein Ökumenisches Treffen der Ordensleute
- 8. bis 11. April 2015: Seminar für Formationsleiter und Formationsleiterinnen
- 23. bis 26. September 2015: Workshop für junge Ordensleute
- 27. bis 30. Januar 2016: Internationales Symposium zur „evangelischen Nachfolge“

Neben verschiedenen regionalen Angeboten ist außerdem eine weltweite Gebetskette zwischen den Klöstern geplant.

P. Balleis SJ gibt die Leitung des Jesuitenflüchtlingsdienstes ab

P. Peter Balleis SJ gibt die Leitung des Jesuitenflüchtlingsdienstes (JRS) ab. Nachfolger als Internationaler Direktor der Hilfsorganisation soll am 1. November 2015 P. Tom Smolich SJ werden, bislang Präsident der Jesuiten-Oberen in den USA. Balleis leitet den JRS, der seinen Hauptsitz in der römischen Ordenszentrale der Jesuiten hat, seit November 2007; zuvor stand er der Jesuitenmission in Nürnberg vor. (kna/dok)

Kardinal Braz de Aviz: Strikte Geschlechtertrennung in Orden überdenken

Kardinal Joao Braz de Aviz hält die strikte Trennung zwischen Frauen und Männern in katholischen Ordensgemeinschaften in ihrer derzeitigen Form für reformbedürftig. In den Orden finde eine Trennung zwischen Frauen und Männern statt, die „in dieser Weise nicht richtig ist, weil wir die Werte der jeweils anderen Seite nicht mehr kennen und einbeziehen“, sagte der Präfekt der Religiösenkongregation dem „Osservatore Romano“. Männer und Frauen lebten in „vollkommen getrennten Welten“. Die Orden müssten einen Weg finden, damit sich Frauen und Männer im Einklang mit der kirchlichen Lehre gegenseitig „in die Augen schauen“ könnten. (kna)

Aus der Weltkirche

Irland

Der irische Minister für Kinder, Charlie Flanagan, hat die Schaffung einer staatlichen Kommission zur Untersuchung der Kindersterblichkeit, der Beisetzungspraktiken, der rechtlichen Lage von Adoptionen sowie medizinischer Versuche in irischen Mutter-und-Kind-Heimen angekündigt. Zuvor waren in einem Massengrab bei einem von den Bon-Secours-Schwestern im irischen Tuam 800 geführten Heim für ledige Mütter und deren uneheliche Kinder Kinderleichen entdeckt worden. (kna)

Frankreich

Ein neuer auf Stelzen gelagerter Fußgängersteg zum französischen Klosterberg Mont Saint-Michel ist Ende Juli 2014 für die Besucher freigegeben worden. Der über 760 Meter lange Weg ersetzt einen massiven steinernen Damm, der die Insel seit 1879 mit dem Festland verband. Durch Ablagerungen am alten Übergang versandeten über Jahrzehnte jährlich 200 Hektar der Bucht. Seit 1995 wird deshalb daran gearbeitet den Inselcharakter des UNESCO-Weltkulturerbes wiederherzustellen. (kna)

Schweiz

P. Peter von Sury OSB, Abt des Benediktinerklosters Mariastein/Kanton Solothurn und Kirchenrechtler, ist neuer Präsident der Vereinigung der Höheren

Ordensobern der Schweiz (VOS/USM). Er wurde zum Nachfolger von P. Ephrem Bucher OFM Cap. gewählt.

Österreich

Beim jüngsten Forschungskongress der „Internationalen Gesellschaft für katholische Theologie“ in Brasilien ist der Tiroler Ordensmann, P. Martin Lintner OSM, von Delegierten aus 21 Ländern für die kommenden drei Jahre zum neuen Präsidenten gewählt worden. Das „International Network of Societies for Catholic Theology (INSeCT)“ ist ein weltweiter Zusammenschluss von 35 Gesellschaften für Katholische Theologie. Lintner ist neben seiner Tätigkeit als Professor für Moralthologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Brixen Provinzial der Tiroler Servitenprovinz, zu der auch die deutsche Serviten-Delegatur in Gelsenkirchen-Buer gehört. (kap/dok)

Israel

Die Bundesregierung hat einen Brandanschlag auf die deutsche Dormitio-Abtei in Jerusalem verurteilt und rasche Aufklärung verlangt. Unmittelbar nach dem Papstbesuch auf dem Jerusalemer Zionsberg entzündeten unbekannte Täter am 26. Mai 2014 ein Fürbittbuch hinter der kleinen Chororgel. Das Buch und in der Nähe liegende Kreuze fingen Feuer. Die deutsche Botschaft in Tel Aviv erklärte einen Tag später: „Es muss sichergestellt

sein, dass religiöse Einrichtungen in Israel ausreichend geschützt werden, so dass sich ein solcher Vorfall in Zukunft nicht wiederholen kann.“ (kna/dok)

Liberia

Fr. Patrick Nshamdze OH, Direktor des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder in Monrovia (Liberia), ist am 2. August im Alter von 52 Jahren an Ebola verstorben. Die beiden Krankenhäuser der Barmherzigen Brüder in Monrovia und Lunsar (Sierra Leone) behandeln mit dem Ebolavirus infizierte Patienten. Ein ebenfalls in Monrovia an Ebola erkrankter spanischer Ordensmann der Gemeinschaft wurde offenbar mit einem Sonderflug nach Spanien zur Behandlung gebracht. (oh)

Südafrika / Tansania

Die Missionsschwester vom Kostbaren Blut trauern um ihre in Mthata, Südafrika, ermordete Mitschwester Sr. Mary Paule Tacke CPS. Die 82-jährige Ordensfrau wurde am 16. Juni auf dem Weg zu einem ihrer Hilfsprojekte von zwei jungen Männern entführt. Noch am selben Abend wurde die Leiche der gebürtigen Amerikanerin in einem Fluß ca. 60 Kilometer von Mthata entfernt gefunden. Sr. Mary Paule war seit den 1950er Jahren in Südafrika tätig und setzte sich, obwohl schon lange in Rente, vor allem für Kinder in Not ein. Fast zeitgleich wurde in Tansania eine 50-jährige tansanische Ordensschwester ermordet. Clecensia Kapuli von der Kongregation „Our Lady Queen of Apostols“ kam bei einem Raubüberfall in Dar es Salaam ums Leben. (cps/fides)

Indien

Im Bundesstaat Orissa ist die erste Universität der Jesuiten in Indien eröffnet worden. Sie ist die erste digitale und vierte katholische Universität des Landes. Orissa war seit 2008 mehrmals Schauplatz von Christenverfolgung mit Vertreibungen und Mord. Über 54.000 Menschen mussten fliehen. (asianews)

Bangladesch

Nach einer brutalen Attacke auf zwei katholische Ordensfrauen Anfang Juli 2014 ist es in mehreren Teilen Bangladeschs zu Demonstrationen gekommen. Über 2.500 Menschen - darunter auch etliche Muslime und Hindus - gingen allein in Rangpur auf die Straße, wo eine Missionsstation verwüstet und ausgeraubt worden war. (kipa)

Philippinen

Die Redemptoristen im philippinischen Cebu entschuldigen sich für das grobe Verhalten eines Mitbruders gegenüber einer ledigen Mutter. Der Ordensmann hatte die 17-Jährige wegen ihrer unehelichen Schwangerschaft bei der Taufe des Kindes beschimpft. Der Vorfall wurde mit einem Handy gefilmt und sorgte auf den Philippinen später für großes Aufsehen. Ein solches Verhalten sei „nicht zu akzeptieren“ und stehe im Gegensatz zu den Grundlagen des Ordens, dessen „Mission insbesondere den Armen und den am meisten Ausgegrenzten“ gelte, hieß es in einer Anfang Juli veröffentlichten Erklärung der Redemptoristen. Das „tiefe Mitgefühl“ des Ordens gelte der Familie; „wir entschuldigen uns von Herzen“. (kna/dok)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 1. August 2014 hat *Sr. M. Agnesita Dobler OSF* als Nachfolgerin von *Sr. Walburga M. Scheibel OSF* das Amt der DOK-Generalsekretärin angetreten. Sie war im Rahmen der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung für eine Amtszeit von fünf Jahren gewählt worden. *Sr. Agnesita* ist Mitglied der Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Reute. Die diplomierte Betriebswirtin war viele Jahre lang in der Leitung sozial-caritativer Einrichtungen ihrer Gemeinschaft tätig. Daneben war sie von 1996 bis 2001 Mitglied der Generalleitung ihrer Ordensgemeinschaft. Seit 2008 arbeitete sie als Referentin der Diözese Rottenburg-Stuttgart für Flughafen und Messe.

Der Konvent der Benediktinerabtei Tholey hat 22. Juli 2014 *P. Mauritius Choriot OSB* zum neuen Abt gewählt. Nach der Resignation von Abt Makarios Hebler hatte *P. Mauritius* die Abtei bereits seit 2008 als Prior-Administrator geleitet. Seit 1998 übte er das Amt des Cellerars und seit 2007 das des Priors aus.

Im Rahmen des Wahlkapitels der Dominikanerinnen in Landsberg wurde am 23. Juli 2014 *Sr. Antonia Müller OP* zur neuen Priorin gewählt. Sie löst nach achtjähriger Amtszeit *Sr. Michaela Kohler OP* in diesem Amt ab.

Die Karmelitinnen des Klosters Himmelpforten in Würzburg haben am 22. Juli 2014 *Sr. Mirjam Gosepath OCD* für die nächsten drei Jahre zur Priorin gewählt. Sie folgt in diesem Amt *Sr. Immaculata Grüter OCD* nach.

Die Ursulinenkongregation Düsseldorf hat *Sr. Monika Rybak OSU* am 5. Juli 2014 zur neuen Generaloberin gewählt. Sie folgt *Sr. Ursula Klautky OSU* in diesem Amt.

Die Benediktinerinnen des Priorats Marienrode haben am 27. Juni *Sr. Mirjam Zimmermann OSB*, bislang Cellerarin der Gemeinschaft, zu ihrer neuen Priorin gewählt. Sie folgt in diesem Amt *Sr. Maria Elisabeth Bucker OSB*.

Das Provinzkapitel des Teresianischen Karmels der Unbeschulten Karmeliten hat am 10. Juni 2014 *P. Dr. Ulrich Dobhan OCD* für eine dritte Amtszeit von drei Jahren als Provinzial wiedergewählt.

Sr. Maria Salesia Heinen OVM ist am 2. Juni 2014 als Oberin des Salesianerinnenklosters Uedem wiedergewählt worden.

Sr. M. Lucilla Hauser ist am 31. Mai 2014 für eine weitere Periode im Amt der Provinzoberin der Schulschwestern von Unserer Lieben Frau in Auerbach bestätigt worden.

Das Generalkapitel der Barmherzigen Schwestern nach der Regel des hl. Augustinus hat am 20. Mai 2014 *Sr. M. Praxedis Gerhards OSA* als Generaloberin wiedergewählt.

Die Steyler Missionarinnen haben am 16. Mai 2014 die bisherige Generaloberin *Sr. Maria Theresia Hörnemann SSpS* für weitere sechs Jahre wiedergewählt. Die gelernte Krankenschwester war unter anderem von 1998 bis 2002 Provinzoberin der damaligen Norddeutschen Provinz ihrer Gemeinschaft sowie von 2002 bis 2008 Mitglied des Leitungsteams der Kongregation; 2008 wurde sie zur Generaloberin gewählt. Die ehemalige stellvertretende Vorsitzende der DOK, *Sr. Miriam Altenhofen SSpS*, wurde in den Generalrat der Gemeinschaft gewählt. Sitz des Generalats ist Rom.

Die neue Provinzoberin der mitteleuropäischen Provinz der Kongregation der Helferinnen, *Sr. Stefanie Strobel SA* hat *Sr. Claudia Valk SA* (Leipzig) in ihrem Amt als Delegierte für Deutschland bestätigt. Sitz des Provinzialats ist Wien.

Die Gemeinschaft der Immakulata-schwwestern vom Seraphischen Apostolat Kloster Brandenburg/Iller hat am 1. Mai 2014 *Sr. M. Angelika Hinderberger ISA* zur neuen Generaloberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt *Sr. M. Raphaela Bacher ISA* nach.

Bereits am 31. Januar 2014 wurde *Sr. Rafaela Lorkowska OSC* zur neuen Oberin des Klarissenklosters St. Klara in Dingolfing gewählt. Sie folgt im Amt *Sr. Wiktorija Golska OSC*.

Großes Ordenstreffen in Berlin zum Jahr der Orden

Als zentrale Veranstaltung der Orden in Deutschland plant die DOK für den 14. bis 17. Mai 2015 (rund um Christi Himmelfahrt) in Berlin Aktionstage, zu denen alle Ordensleute eingeladen sind. Unter dem Motto „weltgewandt und himmelwärts – Orden im Dialog“ ist für diese Tage ein doppelter Dialog geplant: Zum einen geht es um die Begegnung möglichst vieler Ordensleute untereinander, zum anderen sollen die Ordenschristen mit zahlreichen Menschen der Großstadt ins Gespräch kommen. Dabei geht es um einen intensiven Austausch und ein gegenseitiges Lernen. Dazu sollen „Anders-Orte“ in Berlin aufgesucht werden, an denen Ordenschristen an den Rändern der Gesellschaft tätig sind. Zum zentralen Abschlussgottesdienst werden die Christen Berlins eingeladen. Namhafte Persönlichkeiten aus Politik, Gesellschaft, Kunst und Kirche werden Impulse setzen. So haben *João Kardinal Braz de Aviz*, Präfekt der Religiösenkongregation, und der ehemalige Präsident des Deutschen Bundestages, *Wolfgang Thierse*, ihre Teilnahme zugesagt.

Veranstaltungskalender zum Jahr der Orden

Auf der Internetseite www.jahrderorden.de können Ordensgemeinschaften ihre Aktivitäten und Veranstaltungen während des Jahrs der Orden in einen öffentlichen Veranstaltungskalender eintragen. Es wird gebeten, diese Möglichkeit zu nutzen. Je besser und vielfältiger der Kalender mit Terminen gefüllt wird, desto intensiver und lebendiger wird das Jahr der Orden wahrgenommen. Auch Diözesen und Verbände wird





die DOK einladen, ihre Veranstaltungen zum Jahr der Orden in diesen Kalender einzutragen. Mit dem Relaunch des neuen orden.de im Herbst soll er deutlich prominenter als in der Vorlaufphase platziert werden.

Logo zum Jahr der Orden

Die DOK hat ein Logo entwickelt, das zum Erkennungszeichen für das Jahr der Orden werden soll. Der Claim „Für Gott. Für die Menschen. – Die Ordensgemeinschaften in Deutschland“ verweist auf zwei Dimensionen der Berufung des Ordenslebens: Ordensleute fühlen sich in besondere Weise zu einem Leben für und mit Gott berufen. Darüber hinaus beinhaltet die konkrete Entscheidung zu einem Leben für Gott immer auch die Entscheidung für und an der Seite der Menschen zu leben. Das ist dem Geheimnis des christlichen Glaubens geschuldet, dass Gott in Jesus Christus selber Mensch geworden ist.

Das Kreuz im Markenzeichen verweist auf diese vertikale und horizontale Dimension des Ordenslebens.

Malteser übernehmen drittes Ordens-Gymnasium

Die Malteser-Werke weiten ihr Engagement im Bildungssektor aus. Nach zweijähriger Planung wollten sie ab August von den Salesianern Don Boscos die Trägerschaft über das Gymnasium Antoniuskolleg in Neunkirchen-Seelscheid übernehmen, wie beide Seiten am 17. Juli 2014 in München und Köln mitteilten. Die Malteser-Werke sind damit Träger von drei zuvor ordensgetragenen Gymnasien. Seit 2007 führen sie bereits das Sankt Bernhard-Gymnasium in Willich bei Aachen (zuvor: Oblatenmissionare OMI). 2012 ging auch die Trägerschaft für das Liebfrauegymnasium in Büren (zuvor: Schwestern Unserer Lieben Frau) auf sie über. (kna/dok)

Jahrestagung Weltkirche und Mission 2014: Entwicklung in Nord und Süd

Wie soll es nach 2015 weitergehen, wenn die „Zielmarke“ der Millenniums-Entwicklungsziele der Vereinten Nationen überschritten wird? Was wurde eigentlich bisher erreicht? Fragen, denen sich die Jahrestagung Weltkirche und Mission in diesem Jahr stellte. Vom 16. bis 18. Juni 2014 trafen sich über hundert Vertreter der weltkirchlichen und missionarischen Organisationen in Würzburg, darunter auch viele Ordensleute. Methodisch war die Veranstaltung als Dreischritt von „Sehen – Urteilen – Handeln“ aufgebaut. Deutlich wurde dabei, dass neben den großen weltumspannenden Handlungsfeldern und Zielen auch das Umdenken und Umsteuern „im Kleinen“ vor Ort notwendig ist.

Sr. Elisabeth Biela WS, Regionaloberin der Weißen Schwestern und stellvertretende Vorsitzende der Konferenz missionierender Orden (KMO), brachte diese Erkenntnis so auf den Punkt: „Während globale Ziele in der Entwicklungspolitik Vielen als zu abgehoben erscheinen, sind die Teilnehmer und Teilnehmerinnen sich einig, dass lokale Ziele – und sei es nur in kleinen Schritten der Solidarität, der Bewusstseinsbildung und Zeichen – für viele Menschen umsetzbar sind.“ Am Beispiel des Hungers machte sie das deutlich: Wen schockiert es nicht, „dass unsere Lebensmittel tonnenweise im Abfall verschwinden, während Millionen Menschen den Hungertod sterben?“ Wem gebe es nicht zu denken, wenn anstelle von Nahrungsmitteln für die Menschen Felder bebaut werden, aus deren Produkten Biosprit

hergestellt werde, während die Bevölkerung enteignet werde und hungere?

„Wir brauchen weniger Konzeptpapiere, sondern: Wir müssen anfangen – aufbrechen – loslassen: eintreten in einen Prozess der Leben fördert, wagen, neue Wege zu gehen, und auch in Kauf nehmen, dass wir umkehren müssen, wenn denn der Weg sich als falsch erweist, aber wir müssen aufbrechen“, so das Fazit der langjährigen Afrikamissionarin.

Pallottinerkommunität in neuer Hamburger Großpfarre

Nach drei Jahren der Neustrukturierung und Vorbereitung wurde am 29. Juni 2014 in Hamburg die neue Großpfarre Seliger Johannes Prassek gegründet. Vor Ort befindet sich eine fünfköpfige Pallottinerkommunität; neben Pfarrer P. Hans-Joachim Winkens sind auch die Mitbrüder in der Gemeindegemeinschaft tätig. Die neue Pfarrei mit rund 24.000 Katholiken setzt sich aus den ehemaligen Gemeinden Poppenbüttel, Volksdorf, Rahlstedt, Framen und Bramfeld zusammen. (sac/dok)

Kloster Wessobrunn an Naturkosmetik-Unternehmen verkauft

Das Kloster Wessobrunn in Oberbayern ist an ein Naturkosmetik-Unternehmen verkauft worden. In der seit 1913 den Tutzinger Missionsbenediktinerinnen gehörenden Klosteranlage werden künftig Produktionsstätten untergebracht, wobei die historisch bedeutsamen Räume weiterhin der Öffentlichkeit zugänglich sein sollen. Der Kongregation der Missionsbenediktinerinnen mit



Sitz in Tutzing hatte sich 2012 entschieden, nach 99 Jahren das Kloster Wessobrunn aufzugeben. Priorin Sr. Hildegard Jansing OSB betonte, ihrer Gemeinschaft sei wichtig gewesen, dass die historisch bedeutsame Anlage mit der künftigen Nutzung harmoniere. „Spiritualität und Naturheilverfahren“ passten zusammen, wie schon die heilige Hildegard von Bingen gezeigt habe.
(kna/dok)

Ordensgemeinschaften der Schwestern vom guten Hirten wieder vereint

Die Schwestern des heiligen Johannes Eudes und der heiligen Schwester Maria Euphrasia Pelletier haben nach fast 180 Jahren der Trennung am 27. Juni 2014 in Rom die Wiedervereinigung der beiden Ordensgemeinschaften vollzogen und gefeiert. In Deutschland haben die Schwestern vom guten Hirten am 5. Juli in München die Wiedervereinigung begangen. Schon seit Jahren regte sich in beiden Gemeinschaften der Wunsch, das Nebeneinander wieder in ein Miteinander zu verwandeln.

Dominikanerinnen von Bethanien von Venlo werden 100 Jahre alt

Am 14. September 2014 begehen die Dominikanerinnen von Bethanien von Venlo ihr 100jähriges Bestehen. Die Wurzeln der Gemeinschaft liegen in Frankreich, in Montferrand. Dort hatte der 2012 selig gesprochene Dominikaner Jean Joseph Lataste 1866 Bethanien gegründet. Der erste Weltkrieg zwang 22 deutsche Schwestern 1914 zur Flucht. Am 14. September (Fest Kreuz-

erhöhung) bezogen sie ein kleines Haus in Venlo, später kam es dann zur Trennung vom französischen Mutterhaus. Heute gibt es in den Niederlanden, in Deutschland, Lettland und Italien etwa 120 Dominikanerinnen von Bethanien (Venloer Zweig).

Erfurter Augustiner künftig in der Sankt Crucis-Kirche

Der neue Erfurter Augustiner-Konvent hat eine Wirkungsstätte gefunden: Ab 1. September nutzen die Mönche die Sankt Crucis Innenstadtkirche für ihre Angebote. Das teilte der Konvent am 23. Juli in Erfurt mit. Das ehemalige Augustinerinnenkloster gehört heute zur Pfarrgemeinde St. Crucis/St. Wigbert, die den Augustinern die Kirche samt Nebenräumen zur Mitnutzung überlässt. Die Deutsche Augustinerprovinz gründete Ende vergangenen Jahres in Erfurt den neuen Konvent. Bislang hatten die Brüder keine Kirche für eigene geistliche Angebote. Das ehemalige Augustinerkloster, in das Martin Luther 1505 eintrat, ist heute ein Zentrum der evangelischen Kirche.
(kna/dok)

Neues Teilstück des Rad-Pilgerwegs eröffnet

Ein neues Teilstück des Rad-Pilgerwegs „Mönchsweg“ wurde am 9. Mai 2014 offiziell eröffnet. Es führt von Bremen über diverse Zwischenstationen in Richtung Elbe. Insgesamt umfasst der „Mönchsweg“ jetzt rund 1.000 Kilometer. Eine Exkursroute von ungefähr 60 Kilometern führt zum Kloster Nütschau, Deutschlands nördlichstem Benediktinerkloster.
(kna/dok)

... Neue Bücher

Klaus Schatz

Geschichte der deutschen Jesuiten

(1814-1983), Bd. 1-5.

Münster: Aschendorff Verlag 2013. – Bd. I XXX+247 S., Bd. II 321 S.,
Bd. III 451 S., Bd. IV 534 S., Bd. V 490 S.

Das 200. Jubiläumsjahr der Wiederbegründung der Gesellschaft Jesu 2014 ist Anlass für das Erscheinen der fünfbändigen Geschichte der deutschen Jesuiten. Ziel von Klaus Schatz war, eine zusammenfassende Geschichte der deutschen Jesuiten im 19. und 20. Jahrhundert vorzulegen. Er begann damit 1998. Der Autor konnte nur auf punktuelle Vorstudien zurückgreifen und hat sein umfangreiches Werk hauptsächlich aus archivischen Quellen erarbeitet. Für die Gegenwart wurden Interviews mit Zeitzeugen miteinbezogen.

Gegenstand sind nicht, wie beim Vorgängerwerk von Bernhard Duhr, die Jesuiten „in den Ländern deutscher Zunge“, sondern die Geschichte der deutschen Provinzen, die 2004 zu einer Provinz vereinigt wurden. Dazu gehörten bis 1947 (Errichtung einer eigenen Schweizer Vizeprovinz) auch die Schweiz und vor allem die Missionsgebiete, die jeweils zu den Provinzen gehören. Dazu gehören die nordischen Missionen in Dänemark und Schweden, sowie die überseeischen Missionsgebiete wie Indien, USA, Brasilien, Japan und Afrika. Die Missionsgebiete werden schon vor ihrer ordensrechtlichen Zugehörigkeit zur Provinz berücksichtigt, weil sonst Zusammenhänge nicht erkennbar werden. Von den zentralen Ausbildungsstätten erfährt das Collegium Germanicum et Hungaricum eine besondere Aufmerksamkeit. Bei jeder Ordensgeschichte ist neben der geographischen Abgrenzung auch die zeitliche Abgrenzung von großer Bedeutung für die Darstellung. Schatz gibt, um die Wiederbegründung der Gesellschaft Jesu einordnen zu können, einen kurzen Überblick über die Aufhebung von 1773 mit ihren



Band I:
ISBN 978-3402-12964-7.
€ 48.00.

Band II:
ISBN 978-3402-12964-4.
€ 52.00.

Band III:
ISBN 978-3402-12966-1.
€ 72.00.

Band IV:
ISBN 978-3-402-12967-8.
€ 85.00.

Band V:
ISBN 978-3-402-12968-5.
€ 78.00.

Auswirkungen auf die deutschen Länder und setzt dann 1810 bzw. 1814 ein. Ursprünglich sollte der Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils 1965 sowie die 31. Generalkongregation des Ordens 1965/66 die zeitliche Zäsur bilden, weil bis dahin auch die Archive in Rom und München zugänglich sind. Schatz entschloss sich aber, die Geschichte bis in die erste Nachkonzilszeit, d.h. bis zum Ende des Generalates von P. Peter-Hans Kolvenbach 1983 weiter zu führen, um aktuellen Entwicklungen Rechnung zu tragen.

Die Gliederung des Gesamtwerkes orientiert sich an der Chronologie der Ereignisse. Im kürzesten ersten Teil gibt es einen Rückblick auf die Auflösung des Ordens 1773 durch den Franziskanerpapst Clemens XIV. und auf das Schicksal der Exjesuiten, die – je nach der Intensität der Durchführung des Auflösungsbriefes „Dominus ac redemptor“ vom 21. Juli 1773 – ihrer Tätigkeit weiter nachgehen konnten. Laut Aussagen des Briefes war es unmöglich, bei einem Fortbestand der Gesellschaft Jesu den Frieden in der Kirche wiederherzustellen. Die Jesuitenpatres konnten sich Bischöfen als Weltpriester zur Verfügung stellen und ihnen sollte aus den Einkünften der aufgehobenen Kollegien ein angemessenes Gehalt zugewiesen werden. Das Vermögen des Ordens wurde den Bischöfen zugesprochen. Die Mehrzahl der Bischöfe war bestürzt über die Auflösung des Ordens, der nicht nur in der Seelsorge, sondern vor allem im höheren Schul- und Bildungswesen wirkte. Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu war der Wille des Papstes, dem die Jesuiten zum Gehorsam verpflichtet waren und gegen dessen Willen man verstieß, wenn man das Auflösungsbriefe missachtete. Letztlich überlebte der Jesuitenorden in Preußen, da Friedrich II. die schlesischen Jesuiten als billige Lehrkräfte brauchte, und in Russland. Der Ostteil des polnischen Königreiches war 1772 durch die erste polnische Teilung unter russische Herrschaft gelangt und Zarin Katharina verweigerte ebenfalls die Durchführung des Aufhebungsbriefes, weil sie die Jesuiten für die Aufrechterhaltung des katholischen Schulwesens benötigte. Die Gewissensprobleme der Jesuiten waren damit nicht gelöst, aber von päpstlicher Seite aus duldeten man die Fortexistenz der Gesellschaft Jesu. Die Auflösung wurde in Rom mehr und mehr als Fehlentscheidung angesehen. Französische Revolution und Säkularisation führten zum Abbruch jesuitischer Traditionen. Nur in der Schweiz existierten noch die alten Jesuitenkollegien als katholische Anstalten und boten einen Anknüpfungspunkt. Erst Papst Pius VII. (1800-1823) wollte die Weiterexistenz des Ordens und stellte den Orden am 7. August 1814 mit der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ gesamt kirchlich wieder her. Die ersten Anfänge in Deutschland waren schon 1805 in Düsseldorf an der Andreas-Kirche, doch für die Wiederherstellung des Ordens wurde die Russische Provinz ausschlaggebend und für den deutschen Sprachraum die Schweiz und eine Gruppe, die sich „Väter des Glaubens“ (Paccanaristen) nannte. Die Wiederherstellung des Ordens war mit den Erwartungen verbunden, dass die Jesuiten sich gegen die Grundsätze der Revolution wandten. Die neue Gesellschaft Jesu wurde 1820 aus Russland vertrieben und ausgeschlossen. Erst 1992 konnten die Jesuiten dorthin zurückkehren. Mit Ausnahme der „Ratio studiorum“, die modifiziert werden musste, machte die neue Gesellschaft Jesu dort weiter, wo sie 1773 aufgehört hatte. Erst General Philipp Roothaan (1829-1853) brachte Exerzitien, Studienordnung und Missionsarbeit in eine zukunftsweisende Bahn, indem er ganz an den Ordensgründer Ignatius anknüpfte, Be-

währtes übernahm und insbesondere bei den Missionen, die jetzt einzelnen Provinzen zugeordnet wurden, neue Wege ging. Dabei mussten auch Abstriche am Ordenskonzepth gemacht werden, da die Jesuiten, entgegen ihrem Zusatzgelübde, auch Bischofsämter übernehmen mussten. Die Festigung der neuen Gesellschaft Jesu war ein Auf und Ab und wiederholte Vertreibungen, nicht aus Brasilien und aus den angelsächsischen Ländern, waren die Folgen wechselnder politischer Regime.

Es folgt im zweiten Teil die sogenannte Schweizer Periode und die Zerstreung der Jesuiten nach dem Sonderbundskrieg (1814-1849). Die Bundesverfassung verbot den Jesuiten ein Wirken in Kirche und Schule. Der dritte Teil umfasst die erste deutsche Periode von 1849-1872. Angespornet durch den Erfolg von Volksmissionen wagte die Gesellschaft Jesu durch Vermittlung von Graf Josef von Stolberg wieder eine stabile Präsenz in Preußen und ab 1852 wurde der Provinzname in „Germania Superior et Inferior“ geändert und ein Jahr später einfach in „Provincia Germania“ (bis zur ersten Teilung 1921). Ab der deutschen Zeit geht Schatz ausführlicher auf die Entwicklung der einzelnen Niederlassungen ein. Die 1853 gegründete Kölner Niederlassung war der Mittelpunkt der Provinz, Scholastikat war von 1863 bis 1872 Maria Laach.

Auch das Collegium Germanicum wurde 1824 wiederbegründet und seit 1826 trugen die Germaniker wieder den traditionellen roten Talar, der erst in der Konzilszeit über Bord geworfen wurde. Die Kleiderfrage war auch in der deutschen Provinz virulent: Römischer Talar oder Soutanelle bzw. Weltpriesterkleidung? Die deutschen Jesuiten übernahmen zunehmend Ämter am Germanicum, an der Universität Gregoriana und an der Generalkurie in Rom.

Die Gesellschaft Jesu, die im Mainstream päpstlicher Lehrmeinungen schwamm und sich vielfach auf eine antilibérale Richtung festlegte, hatte großen Einfluss auf das Erste Vatikanische Konzil und das Infallibilitätsdogma. Der preußisch-deutsche Kulturkampf bescherte den Jesuiten durch das Jesuitengesetz von 1872 das Verbot des Ordens in Deutschland. Sie wurden als Feinde der Moderne und daher als staatsgefährlich angesehen, mussten Deutschland verlassen und gingen in das benachbarte holländisch-belgische-luxemburgische Grenzgebiet, wohin ihnen 1875 andere Orden folgen sollten. Auch das Zentralarchiv des Ordens befand sich – da Rom ab 1893 nicht als sicher erschien (Furcht vor dem Zugriff der italienischen Regierung) – zeitweilig in Exaten (das Ordensarchiv war von 1927 bis 1939 in Valkenburg und wurde dann erst wegen der Kriegsgefahr nach Rom gebracht). P. Franz Ehrle begründete u.a. die Serie der „Monumenta Historica Societatis Jesu“, die ignatianische Quellen erstmals einem breiten Leserkreis zugänglich machte und zu einer Beschäftigung der Jesuiten mit ihrer eigenen Geschichte anregte und sich in den folgenden Jahren prägend auf die Ordensspiritualität auswirkte. Diese Zeit der Verbannung aufgrund des Kulturkampfes von 1872-1917 behandelt der vierte Teil. Im Kulturkampffexil, dessen Dauer ja 1872 nicht abzusehen war, festigte sich die Provinz bezüglich der Mitgliederzahlen sowie auch in den Ausbildungsgängen. Zum Markenzeichen der Jesuiten wurden deren schriftstellerische und wissenschaftliche Tätigkeit, die ihren Niederschlag in vielen Werken und Zeitschriften fand. Erwähnt seien hier stellvertretend die „Stimmen aus Maria Laach“, die seit 1871 erschienen und deren Name die Jesuiten im Exil immer mit Deutschland verband, die aber – als Benediktiner das Kloster 1893 übernahmen – obsolet wurde; man änderte 1914 den Namen in „Stimmen der Zeit“. Und – auch aus dieser Ordensgeschichte geht dies deutlich hervor – die deutschen Behörden sahen über eine Verfol-

gung jesuitischer seelsorglicher Aktivitäten, insbesondere bei der Volksmission auf deutschen Gebiet, teilweise großzügig hinweg und wandten die Kulturkampfgesetze nur sehr abgemildert an. Im März 1904 fiel der zweite Paragraph des Jesuitengesetzes weg und es konnten wieder Stationen errichtet werden. Im April 1917 – im 400. Jubiläumsjahr der Reformation, was viele Protestanten als Affront sahen – wurde die Gesellschaft Jesu in Deutschland wieder zugelassen, die man jetzt nicht mehr als Reichsfeinde ansah, nachdem sie sich national auf vielen Gebieten bewährt hatten.

Wie für andere Ordensgemeinschaften, war die Zeit bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs eine Periode des Wachstums. Es entstanden durch Teilungen drei deutsche Jesuitenprovinzen. 1921 wurde die Oberdeutsche Provinz gegründet (Provinzialat München) und 1931 die Ostdeutsche Provinz (Provinzialat Berlin/Oppeln). Die Niederdeutsche Provinz verlegte 1921 ihr Provinzialat nach Köln.

Die Stationen wurden zu Residenzen ausgebaut und neben Volksmission, Exerzitien und den Kongregationen rückten die Gymnasiastenseelsorge (Bund Neudeutschland), die Studentenseelsorge sowie die Priester- und Lehrerseelsorge in den Mittelpunkt. Sehr gefragt waren die Jesuiten auch als Spirituale an den Theologenkonvikten. Die Jesuiten waren am Puls der Zeit. Schatz gibt einen Überblick über die Tätigkeiten der einzelnen Häuser. Dazwischen sind Biographien von Jesuiten aufgeführt, die sowohl für die Provinz als auch für den Gesamtorden von großer Bedeutung waren, wie beispielsweise der spätere Kardinal Augustin Bea. Die Zeit des Nationalsozialismus bildet den fünften Teil von 1917-1945. Die Denkweise und die vom Nationalsozialismus ausgehende Gefahr wurde von einigen Jesuiten frühzeitig analysiert; bei anderen – auch beim Ordensgeneral Wlodimir Ledóchowski – stand die Abwehr von Kommunismus und Bolschewismus im Mittelpunkt. Mit der Zulassung der Jesuiten im Deutschen Reich war der Antijesuitismus nicht verschwunden und vielfach bei der völkischen Rechten zu finden. Das Werk des Exjesuiten Paul Graf von Hoensbroech über den Jesuitenorden diente als Quelle für eine angebliche jesuitische Weltverschwörung.

Für die NS-Zeit schreibt Schatz erstmals eine Ordensgeschichte, die sich nicht nur dem Aspekt des „Widerstandes“ widmet, der bereits gut erforscht ist. Bis 1936 glaubte man noch zu einem Arrangement mit den neuen Machthabern zu kommen, befürchtete aber auch eine erneute Vertreibung. In den Schulen, im Buch als Beispiel die daraus entstehenden Konflikte in St. Blasien, wurde die Hitler-Jugend neben ND und MC zugelassen. Durch das Kolleg in Valkenburg kam die Provinz zwangsläufig mit der Devisengesetzgebung in Konflikt. Bis 1940 musste man erleben, dass alle großen Werke wie Schulen, Jugendorganisationen, Zeitschriften aufgelöst und die Jesuiten somit aus der Öffentlichkeit verdrängt wurden und ab 1941 verschärfte sich die Verfolgung durch die Gestapo, die sich allgemein gegen Kirchen und Orden richtete. Der Schriftverkehr mit dem Generalat konnte nur noch in verschlüsselter Sprache geführt werden. Ein Beispiel ist im Bd. 3 aufgeführt. Die Jesuitenniederlassungen wurden – bis auf Bayern – zielgerichtet aufgelöst. Viele Patres wurden verhört, mit Predigtverbot belegt, inhaftiert, hingerichtet und in Konzentrationslagern festgehalten. In Dachau gab es eine eigene Jesuitenkommunität. Die Häuser wurden beschlagnahmt und anderen Verwendungszwecken zugeführt. Schatz kommt zu der Feststellung, dass der Anti-Jesuitismus der Nationalsozialisten einheitlicher war, als der Anti-Nationalsozialismus der Jesuiten.

Die Zeit von Kriegsende bis Konzilsende von 1945-1965 wird im sechsten Teil behandelt. Zunächst geht es um den Neuaufbau der drei Provinzen nach dem Kriege und um die Aufarbeitung der NS-Zeit. Nach dem Krieg und noch vor dem Konzil fielen einige der althergebrachten Lebensweisen und Gebräuche weg, weil die innere Ordensdisziplin von einer jüngeren Generation hinterfragt wurde. Gegen das Tragen des Talars wurde rebelliert und vielfach wurde Zivilkleidung üblich. Nicht mehr zeitgemäßen Regelungen aus Rom, wie etwa der Festlegung der Anzahl der Kleidungsstücke, begegnete man mit einer Flut von Anträgen an den Provinzial auf Dispens. Ab 1959 war untereinander auch das „Du“ erlaubt. Obsolet wurde auch das Lateinsprechen außerhalb der Rekreation. Beim Zweiten Vatikanischen Konzil waren auch deutsche Jesuiten vertreten, so u.a. P. Karl Rahner. In den Provinzen nahm man die Arbeit in den traditionellen Seelsorgsbereichen wieder auf, entwickelte aber mit P. Johannes Leppich neue Formen der missionarischen Seelsorge, die im Orden nicht unumstritten waren. Auch die Schulen wurden wiedereröffnet. Die Umbrüche nach dem Konzil entwickelten eine Eigendynamik innerhalb der Gesellschaft Jesu und führten zu verschiedenen Haltungen der Patres und Brüder gegenüber der neuen Offenheit. Dies führte auch zu Krisen und zu gehäuften Ordensaustritten und Entlassungen. Allmählich ging auch die Zahl der Mitglieder zurück. 1978 wurden die West- und Ostprovinz zur Nordprovinz fusioniert. Seit 2004 gibt es nur noch die Deutsche Provinz der Jesuiten mit Sitz in München.

Mit dem Konzil wurde vom Autor im Werk erstmals eine kirchenhistorische Zäsur gesetzt. Im siebten Teil von 1965-1983 werden die Umbrüche nach Konzil und Synode geschildert. Der achte und letzte Teil von 1982 bis 2010 greift die gegenwärtigen Probleme der Gesellschaft Jesu auf und gibt dem Bestreben nach, Provinzgeschichten immer bis in die Gegenwart zu führen, obwohl diese Aussagen nur subjektiv beobachtend sein können. Das Werk endet mit zwei „heiklen Exkursen“ und lässt den Leser eher nachdenklich zurück. Es geht um die Entlassung von Patres und Brüdern aus dem Orden (freiwillig und gezwungen) und um verschiedene Fälle von sexuellem Mißbrauch, die von Angehörigen des Jesuitenordens seit den 1950er Jahren begangen wurden.

Innerhalb der acht Großkapitel wählte Klaus Schatz eine dynamische Gliederung, die sich den jeweiligen Eigenheiten der geschilderten Epoche anpasst. Den Rahmen bildet immer die Gesamtentwicklung des Ordens. Eingegangen wird dann auf die Geschichte der einzelnen Provinzhäuser, ihre Veränderungen, auf Lebensformen, Spiritualität, Mentalität und inner-jesuitische Kontroversen, ordensorganisatorische Eigenheiten und Prioritäten. Dort, wo es bereits ausführliche Vorarbeiten gibt, wie etwa zur Gründung der Hochschule von St. Georgen oder zum Widerstand in der NS-Zeit, verweist Schatz auf die Literatur und fast nur das Wesentliche zusammen. Das Werk verliert sich nie in Einzelheiten. Wenn Kleinigkeiten referiert werden, dann nur um sie wertend zu deuten oder einen Jesuiten zu charakterisieren. Schatz charakterisiert Obere, wie beispielsweise die Provinziäle, mit ihren Stärken und Schwächen sehr einfühlsam und vermittelt dem Leser ein Bild von höchst unterschiedlichen Charakteren, was aufgrund akribischer Lektüre der zahlreichen Quellen und der reichhaltigen Überlieferung möglich ist.

Den fünften Band sollte man während der Lektüre immer bereit halten. Er bietet neben dem Abkürzungsverzeichnis, dem Quellen- und Literaturverzeichnis auch ein jesuitisches Glossar, Statistiken, eine Zeittafel, Übersichten über die Niederlassungen, über Amtsträger und in einem ausführlichen Teil Biogramme aller erwähnten ca. 1500 Jesuiten und – für den Standard dieser Provinzgeschichte schon als selbstverständlich vorauszusetzen – ein Personenregister aller erwähnten Jesuiten und Nichtjesuiten, nebst Orts- und Sachregister. Auch sich selbst hat Klaus Schatz ein bescheidenes Biogramm gewidmet. Mit dem Glossar wird deutlich, dass das Werk auch auf eine nicht-jesuitische Zielgruppe angelegt ist, obwohl der Schwerpunkt auf der innerjesuitischen Diskussion liegt und Entscheidungen nachvollziehbar gemacht werden sollen. Aus dem Glossar erfährt man beispielsweise, was ein Villatag oder ein Pilgerexperiment ist. In Abwandlung eines Satzes des Verfassers aus seiner Einleitung, der P. Bernhard Duhr, dem Verfasser des Werks über die „alte“ Gesellschaft Jesu in Deutschland (von 1540-1773) galt, möchte ich abschließend über die Geschichte der „neuen“ Gesellschaft Jesu sagen: „Sie ist wegen ihrer Sorgfalt, Gründlichkeit und ihres Materialreichtums unverzichtbar für jeden, der sich mit der deutschen Kirchengeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert befaßt“. Hinzu kommt, dass diese Ordensgeschichte ausgezeichnet geschrieben ist und der geradlinige Stil des Autors – der auch immer wieder zwischendurch auf die Gegenwart Bezug nimmt – die Lektüre zu einem nachhaltigen Vergnügen macht. Besonders reizvoll und lebendig sind die Passagen, denen vorangestellt wird „wie sie auch der Autor noch erlebt hat“. Etwa bei der Schilderung von Lebensgewohnheiten und Gebräuchen in der Ordensausbildung und bei den Umbrüchen in und nach der Konzilszeit. Illustriert werden die Bände durch Fotos und Kartenmaterial. Schatz geht kritisch mit der eigenen Ordens- bzw. Provinzgeschichte um und rezipiert auch die neueren Forschungen zu P. Josef Kleutgen, dessen zwielichtige Rolle als Beichtvater und Verstrickung in einen Skandal Hubert Wolf in seinem Buch über „Die Nonnen von Sant’Ambrogio“ 2013 aufgearbeitet hat. Schatz bringt die deutschen Jesuiten immer wieder in Beziehung zum Gesamtorden, und auch mit dem Blick auf die Missionen wird deutlich, dass die Gesellschaft Jesu eine weltweite Gemeinschaft ist, die gar nicht isoliert für eine Region betrachtet werden kann.

Der „Schatz“, wie dieses Werk nun heißen wird, beschreibt helle und dunkle Seiten der deutschen Jesuiten, eingebettet in die Gesamtordensgeschichte, und bildet den Anschluss an das Werk Bernhard Duhrs, der die Gesellschaft Jesu zwischen 1907 und 1928 in vier bzw. sechs Bänden bis 1773 beschrieben hat.

Gisela Fleckenstein OFS

Ingeborg Schödl

Anna Dengel

Ärztin, Missionarin, Ordensgründerin. Das Unmögliche wagen.
Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 2014. – 160 S.

Es ist die Biographie einer Frau, die bereits in jungen Jahren wusste, was ihr Lebensziel war; einer Frau, die zur richtigen Zeit den richtigen Priester fand, der ihr den Weg zur Gründung einer eigenen Gemeinschaft wies; einer Frau, die es schaffte, ein unsinniges kirchliches Verbot, das über 700 Jahre in Geltung war, aufgehoben zu sehen; einer Frau, der es am Ende ihres Lebens schwer fiel loszulassen und sich auf veränderte Mentalitäten einzustellen.

Anna Dengel, geboren 1892 in Steeg (Tirol), ging mit 17 Jahren als Deutschlehrerin nach Lyon. Durch Briefkontakt mit der englischen Ärztin Agnes McLaren wurde sie auf die medizinische Unterversorgung von Frauen in Missionsländern aufmerksam. Durch ein Stipendium konnte Anna in Cork (Irland) Medizin studieren. Mehrere Jahre arbeitete sie dann in Rawalpindi als Ärztin. Bei der Klärung ihrer geistlichen Berufung waren Exerzitien bei dem Jesuiten Rochus Rimml entscheidend, der ihr zur Gründung einer eigenen Gemeinschaft riet, die sich dem missionsärztlichen Apostolat widmen sollte. Werbereisen durch die USA waren finanziell und personell erfolgreich, so dass Dengel auf die Frage des Heilig-Kreuz-Paters Michael Mathis ihr Ziel formulieren konnte: „Es braucht eine religiöse Gemeinschaft, die sich dem Ziel verpflichtet, medizinisch ausgebildete Schwestern in die Missionen zu schicken.“ (S. 61) Am 10. Juni 1925 erhielt Anna Dengel vom Erzbischof von Baltimore die Erlaubnis zur Gründung einer „pia unio“. Auf dem ersten Generalkapitel wurde sie zur Generaloberin gewählt. Die Gründungsjahre waren gekennzeichnet vom körperlichen Zusammenbruch der Gründerin und Machtkämpfen

mit P. Mathis, der als Superior die Entscheidungsvollmacht beanspruchte. Im Umfeld des dritten Generalkapitels wurde Mathis seiner Aufgabe enthoben.

Die wichtigste Nachricht ihres Lebens erhielt Anna Dengel in der vatikanischen Nuntiatur in Peking. Es war das Dekret „Constans ac sedula“ vom 11. Februar 1936, das Ordensfrauen erlaubte, in der Geburtshilfe und Chirurgie medizinisch tätig sein zu dürfen. Damit wurde ein Verbot aufgehoben, das bereits auf dem Vierten Laterankonzil 1215 ausgesprochen worden war. Nun war der Weg frei, damit die „Medical Mission Sisters“ als Kongregation anerkannt werden konnte. Am 15. August 1941 legten die ersten Schwestern ihre Gelübde ab. Die folgenden zwei Jahrzehnte reiste die inzwischen mit US-amerikanischer Staatsbürgerschaft ausgestattete Generaloberin durch die Welt, um ihre Niederlassungen in allen Kontinenten zu besuchen.



ISBN 978-3-7022-3327-3.
€ 17.95

Mit 75 Jahren wurde Anna Dengel auf dem sechsten Generalkapitel 1967 abgelöst. Das Loslassen fiel ihr nicht leicht, zumal sie manche Reformen der Nachkonzilsära innerlich nicht mitvollziehen konnte. Persönliche Ehrungen halfen ihr, über diese Phase hinwegzukommen. Nach einem Schlaganfall 1976 ans Bett gefesselt, starb Anna Dengel am 17. April 1980 und wurde auf dem Friedhof des Campo Santo Teutonico begraben. Ingeborg Schödl's Biographie der Gründerin der Missionsärztlichen Schwestern lässt ahnen, welcher Pioniergeist diese Frau aus Tirol erfüllt hat. Der Dienst ihrer Schwestern hat nicht nur viele Menschenleben gerettet, sondern den Reichtum der Formen des religiösen Lebens um eine wichtige Facette erweitert.

Joachim Schmiedl

Kiên Hoàng Lê

Es sein lassen.

Mit Texten von Br. Thomas Dienberg. Herausgegeben von der Deutschen Kapuzinerprovinz.

Dortmund: DruckVerlag Kettler 2014. – 144 S.

Vertrauen. Offenheit. Freude. Nähe. – Dies und mehr strahlen die Charakterköpfe der Kapuziner aus, die der Berliner Fotograf Kiên Hoàng Lê in seinem Buch „Es sein lassen“ versammelt hat. In dem Bildband bringt der 1982 in Hanoi geborene Fotograf dem Betrachter den Orden und das Ordensleben auf einmalige Weise nah. Über ein Jahr hat er die Kapuziner begleitet, zeitweise mit ihnen gelebt. Irgendwann begannen sie, ihn Bruder Kiên zu rufen – und vergaßen ganz, dass er mit seiner Kamera mitten unter ihnen war.

Hat man das schon einmal gesehen? Da albern zwei breit lachende Ordensmänner mit einer Katze herum. Dort liegt einer ganz entspannt im Gras und ruht von der Gartenarbeit aus. Hier hält einer die beanspruchten Füße in ein wohltuendes Fußbad. Und Bruder Paulus Terwite – durch das Fernsehen und seine Bücher einer der bekanntesten Ordensmänner Deutschlands – kniet wie verloren und ganz berührt in einem fast leerräumten Zimmer vor den letzten Habseligkeiten einer verstorbenen alten Dame, die er lange begleitet hat. Bei der Räumung ihres Hauses hat er mit angepackt. Nun hält er noch einmal ein Stück ihres Lebens in Händen. Die Stunden mit ihr, Gespräche, Erinnerungen mögen ihm durch den Sinn ziehen.

Meditativ, betend. Zupackend, arbeitend. Ora et labora, bete und arbeite, einmal auf andere Weise gezeigt. Nicht inszeniert, sondern eingefangen in oft intimen Momenten. Jedes Bild spiegelt das große Vertrauen und den tiefen Respekt, die zwischen dem Fotografen und den Ordensmännern gewachsen sind. Großartige Porträts wechseln mit Szenen aus dem Alltag oder stimmungsvollen Bildern von den Gebetszeiten.

Der 146-seitige Bildband nimmt den Betrachter mit hinter die Klostertüren, die eben nicht so verschlossen sind, wie es mancher gerne glaubt. Und gemeinsam mit Kiên Hoàng Lê und den Kapuzinern geht der Betrachter wieder hinaus, hinein in die Welt. So, wie es die Ordensleute in der Nachfolge Christi und des heiligen Franziskus tun. Die Bilder wirken für sich, oft auf großzügigen Doppelseiten oder in bestechend komponierten Bildgruppen. Schlicht, wenn auch – ganz bewusst, wie Sie sehen werden – nicht schnörkellos spiegelt sich darin das Armutsideal der Orden.

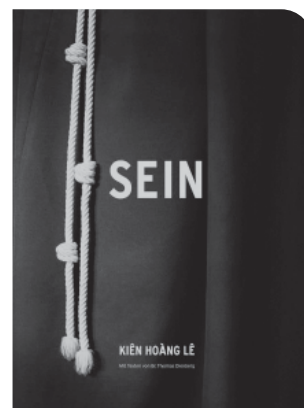
Die Franziskanische Spiritualität bringt dieses Buch nicht nur in seinen Bildern zum Ausdruck, sondern auch in den franziskanischen und in den begleitenden Texten von Bruder Thomas Dienberg, Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster und weltweit tätiger Theologieprofessor. Er lädt gleich zu Beginn ein, sich auf die neuen Sichtweisen einzulassen, einmal genauer und anders hinzusehen. Mut erfordert es, das Altbekannte, Liebsvertraute neu zu sehen. Das kann verstören, aufregen, aber auch anregen und „auf-merken“ lassen, macht er klar. Und plötzlich ist die Aufmerksamkeit für den anderen ganz wach. Und mit ihr vielleicht auch das Hineinhören in sich selbst, die Offenheit für die eigenen Fragen, das eigene Leben. Auch dazu soll das Buch anregen. Die Kapuziner zeigen in diesem Buch nicht nur sich selbst, sondern auch die Werte, für die sie stehen. Das, was sie leben – ihr Ideal, die Essenz ihres Ordenslebens. Um die auch sie selbst immer wieder ringen müssen. Offenheit, Freude, Einssein, Sich verbinden, Freisein, Werte leben, Lebensfreude lauten die Stichworte.

Die Ordensmänner und den Fotografen verbindet ein Anliegen: Sie wollen Klischees aufbrechen, Vorurteile hinterfragen, Ordenschristen als nahbare Menschen zeigen. Und als prägnante Persönlichkeiten – die sich doch alle wundersam zu einer Gemeinschaft formen. Doch vor allem ist das Buch eine Einladung – unbefangenen Kontakt zu suchen mit den Kapuzinern, neugierig nachzufragen, zu schauen, ob die Welt der Orden tatsächlich eine andere ist als die, in der man selbst lebt...

So ging es auch Kiên Hoàng Lê. Seine Reise mit den Kapuzinern begann mit einem ganz normalen Fotoauftrag. Doch der traf einen Nerv bei dem damals 30-Jährigen. Gerade hatte er, der ehemalige Informatiker, begonnen, sich mit Spiritualität zu befassen. Was er vorher „kategorisch abgelehnt“ hatte, wie er im Buch schreibt, „rückte in den Bereich des Möglichen“. Und so wurde aus dem einen Auftrag ein großes Projekt. „Was ist das Christentum eigentlich? Warum wählen Menschen ein Leben im Orden?“, fragte er sich. Sein Fazit: „Ordensleute wählen einen radikalen Lebensweg und sind gerade deswegen wesentlich freier und reflektierter als die meisten Menschen in meinem Alltag“.

„Es sein lassen“ ist bereits das zweite Buch dieses Projektes. Der Titel spielt in seiner grafischen Gestaltung als Klapptitel mit mehreren Lesarten und Bedeutungsebenen: „Es sein lassen“, „Es lassen“ und am Ende die Essenz von allem: SEIN.

Hildegard Mathies



ISBN 978-3-86206-365-9.
€ 38.00

Thomas Dienberg / Thomas Eggenesperger / Ulrich Engel (Hg.)

Himmelwärts und weltgewandt / Heavenward and worldly.

Kirche und Orden in (post-)säkularer Gesellschaft / Church and Religious Orders in (Post) Secular Society.

Münster: Aschendorff-Verlag 2014. – 388 S.

„Himmelwärts und weltgewandt“ präsentiert die Ergebnisse des Forschungsprojekts „Saeculum“ zum Thema „Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen und religiösen Transformationsprozessen“. Es umfasst 19 Beiträge, jeweils auf Deutsch und Englisch, deren internationale Perspektiven eine Bandbreite an denkerischen Zugängen eröffnet.

Der Tagungsband ringt um die Frage der Positionierung von Theologie und Kirche zum Phänomen der Säkularisierung und greift immer wieder die Frage nach den Orten und der Rolle der Medikantenorden in der gegenwärtigen Gesellschaft auf. Mehr als nur ein Panorama zu eröffnen, stellen die einzelnen Beiträge detaillierte Tiefenbohrungen dar. Die Schlüsselbegriffe (Post)Säkularität, Individuum und Gemeinschaft sowie Orden (aus vorwiegend franziskanischer Perspektive) werden als inhärentes Muster vielfältig miteinander in Beziehung gesetzt.

(Post)Säkularisierung: Im ersten Teil „Theoretische Welten“ werden aktuelle Positionen zur Theorie der Säkularität und Postsäkularität diskutiert. José Casanova führt durch seine Unterscheidung von Postsäkularität 1 und 2 eine wesentliche Differenzierung ein und macht damit deutlich, dass es innerhalb von Säkularisierungsprozessen durchaus religiöses Wachstum geben kann [Casanova, 42].

Der Teil „Globale Welten“ legt den thematischen Fokus auf die Perspektive einzelner Länder und vermag so aufzuzeigen, dass weder Säkularisierung noch Postsäkularisierung linear zu verstehen sind, sondern sich in durchaus komplexer Art und Weise „gegenseitig beeinflussen“ [Montoya, 118]. Ein bedenkenswerter Impuls ist das von Lisak aufgestellte Paradigma der Nomadenreligiosität, das sozusagen ein Ergebnis (post)säkularer Prozesse in Bezug auf eine künftige Gestalt des Religiösen darstellt. Auf die Bedeutung der Erfahrung für die künftige Gestalt gelebten Zeugnisses weist der Beitrag von Cortesi hin, während Dienberg anhand franziskanischer Konturen Impulse für eine religiöse Sprache der Gegenwart entwickelt.

Individuum und Gemeinschaft: Ein größerer Themenkomplex ist das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft. Coriveau zeichnet als Auftakt des Buches theologische Grundlinien zu einer Spiritualität der Gemeinschaft basierend auf Äußerungen der jüngsten Päpste sowie im Rückgriff auf Franziskus von Assisi.



ISBN 978-3-402-13020-9.
€ 42.00

Die Überlegungen Eggensbergers setzen einen anderen Akzent, indem sie Individualisierung im Verhältnis zur Sphäre des Mundanen herausarbeitet. Dabei plädiert er für das Verständnis multipler Modernität, in der auch Religiosität, Kirchlichkeit und Spiritualität Raum finden [Eggensperger, 248]. Da das Säkulare weitgehend mit dem A-religiösen identifiziert wird, schlägt Eggensperger vor, besser von der „Sphäre des Mundanen“ zu sprechen, in der sich Modernisierung im Modus der Individualisierung realisiert [Eggensperger, 253-254].

Plattig greift das biblische Paradigma des Leibes und der Glieder auf, Brands bringt Erfahrungen aus der Perspektive der Ordensausbildung ein und Kreidler-Kros nimmt von den franziskanischen Quellen her die Spiritualität in den Blick – von allen werden praktische Einzelaspekte in ihrer Relevanz für das Verständnis des Ordenslebens bzw. die Praxis der Nachfolge herausgestellt.

Orden: Zur Profilierung gegenwärtiger und zukünftiger situationsverorteter Ordens- und Nachfolgeexistenz stellt Engel zehn biblisch orientierte Thesen auf und präzisiert diese in Koordinaten wie Freiheit, Abhängigkeit, Inkulturation, Gratuität u.a.

Konkretionen aus der Pastoral der Orden stellt Nuzzi in den Erfahrungen einer franziskanischen Gemeinschaft in New York vor, die er als Pastoral der „Evangelisierung, wo Gott unsichtbar ist“, bezeichnet.

Empirisch genau nachgefragt haben Ebertz und Segler, die in einer Studie die Welten oder besser gesagt das Weltverständnis von Mitgliedern der Medikantenorden untersucht haben. Sie präsentieren Ergebnisse zum Sozial-, Religions-, Ordens- und Entwicklungsprofil. Das Fazit der Studie ist, dass eine „massive und teilweise auch spannungsreiche Pluralisierung und Individualisierung im Rahmen“ [Ebertz / Segler 374] eines Trends zur „Verkirchlichung“ feststellbar ist.

Aus einigen wenigen Artikeln wird die konkrete Nähe zur Thematik nicht explizit ersichtlich, sie lassen sich daher schwerer in den roten Faden einordnen [etwa die Beiträge von Hellman zu den Grundlagen der Sakramententheologie bei Bonaventura und von Restifo zur Armut], was jedoch ihrer Qualität keinen Abbruch tut.

Und das Fazit? Ein aspektreiches, methodisch differenziert aufgearbeitetes Buch, in dem jeder Beitrag für sich lesenswert ist und dessen Lektüre allen, die sich um eine Standortbestimmung von Religion, Kirche und religiöser Gemeinschaften im Feld der (post)säkularen Gesellschaft bemühen, sicherlich zu Erkenntnissen verhelfen wird. Besonders für den Bereich der Orden ist die doppelte Perspektive: die Perspektive der gesellschaftlichen Analyse und die Perspektive dessen, was die Orden mit ihrer Spiritualität in den Erfordernissen der Gegenwart zu sagen haben.

Katharina Karl

Stephan Loos / Thomas Schumacher / Holger Zaborowski (Hg.)

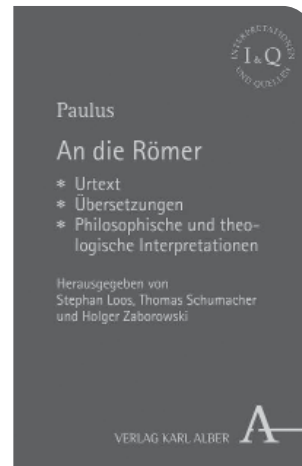
Paulus. An die Römer

Urtext. Übersetzungen. Philosophische und theologische Interpretationen.
Freiburg/München: Verlag Karl Alber 2013. – 480 S.

Der Römerbrief des Apostels Paulus gehört zu den Texten, durch die sich jeder Christenmensch – auch jeder katholische – einmal durchgearbeitet haben sollte. Wer dies zum ersten oder auch zum wiederholten Mal versuchen möchte, dem sei dieses hochinteressante wenn gleich anspruchsvolle, von Stephan Loos, Thomas Schumacher und Holger Zaborowski herausgegebene Buch „Paulus. An die Römer“ empfohlen, das innerhalb kürzester Zeit bereits eine zweite Auflage erhalten hat. Es bietet in der ersten Hälfte den griechischen Urtext des Briefes und dazu in synoptischer Anordnung drei klassische Übersetzungen (die lateinische Vulgata, die deutsche Lutherübersetzung von 1545 und die anglikanische King James Bible von 1611) sowie vier neue deutsche Übersetzungen. Das bedeutet, dass man selbst dann mit dem Buch arbeiten kann, wenn man kein Griechisch und kein Latein (mehr) kann. Höchst interessant ist es etwa, die vertraute Einheitsübersetzung mit der nah am Urtext bleibenden Übersetzung des Münchener Neuen Testaments zu vergleichen, und dazu dann die Übersetzung von Klaus Berger und Christiane Nord zu legen, die sich an einer neueren Übersetzungstheorie orientiert und nicht die philologische Gestalt des Textes, sondern seine kommunikative Funktion in die Zielsprache übertragen will. Für die Rezensentin neu war die Erkenntnis, dass eigentlich schon die klassische Lutherübersetzung von 1545 so vorging und „dem Volk aufs Maul“ schaute, selbst wenn sie vom griechischen Urtext ausging. Spannende theologisch neue Erkenntnisse ergeben sich sodann durch die Übersetzung des Jesuiten Norbert Baumert, der nach jahrzehntelanger Arbeit nun sein Lebenswerk „Paulus neu gelesen“ (herausgegeben im Echterverlag) abgeschlossen hat und dessen Römerbriefübersetzung hier abgedruckt ist. Wer Zeit und Mühe nicht scheut, wird hier eine sehr fruchtbare geistliche *Lectio* finden. Als Kostprobe möge die These des Briefes in Röm 1,17 dienen:

Einheitsübersetzung: „Denn im Evangelium wird die Gerechtigkeit Gottes offenbart aus Glauben zum Glauben, wie es in der Schrift heißt: ‚Der aus Glauben Gerechte wird leben.‘“

Luther 1545: „Sintemal darinnen offenbart wird die Gerechtigkeit / die für Gott gilt / welche kommt aus Glauben in Glauben / Wie denn geschrieben stehet / Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“



ISBN 978-3-4954-8484-5.
€ 39.00

Berger/Nord: „Durch meine Verkündigung wird es möglich, dass ein Mensch für Gott als gerecht annehmbar wird, wenn er dem Evangelium glaubt. So schafft also der Glaube diese Gerechtigkeit. Und dass Gott so handelt, weckt selbst wieder neuen Glauben. So steht es auch in der Schrift: ‚Der Gerechte ist gerecht, weil er glaubt.‘“

Baumert: „Gottes Gerechtigkeit nämlich, sein gerecht machendes Handeln, wird in ihr (der frohen Botschaft, MG) enthüllt und offenbar, (und zwar) aus Trauen zu Trauen, ganz entsprechend dem Schriftwort: ‚Der Gerechte aber wird aus Trauen leben.‘“

Der zweite Teil des Buches bietet eine Sammlung von exegetischen, philosophischen und theologischen Aufsätzen von internationalen Paulusauslegern (Holger Zaborowski, Thomas Söding, Stefan Schreiber, Thomas Schumacher, Troels Engberg-Pedersen, Lars K. Bruun, Jens Zimmermann, Rainer Marten, Hans Joas), deren unterschiedliche Perspektiven die eigene Lektüre befruchten und ergänzen. Vielleicht kündigt sich hier ein neuer Stil des biblischen Kommentars an, der nicht mehr mono-methodisch allein die exegetische Perspektive bietet, sondern den Leser in ein offenes Gespräch über den Text verwickelt. Wer sich darauf einlässt, wird Gewinn haben, exegetisch, theologisch und geistlich.

Margareta Gruber OSF

Hildegund Keul

Auferstehung als Lebenskunst

Was das Christentum auszeichnet.

Freiburg: Verlag Herder 2014. – 240 S.

Der Titel des Buches ist leicht irreführend. Von Auferstehung ist zwar an vielen Stellen des Buches die Rede, doch vor allem als Fluchtpunkt der Überlegungen, explizit erst im zweiten Teil. Vorher geht es um das Reich Gottes und Armut. Den Wert der Studie schmälert das jedoch in keiner Weise. Hildegund Keul hat ein Buch vorgelegt, das christliche Lebenskunst in einer äußerst ansprechenden sprachlichen Form für Menschen des 21. Jahrhunderts vorlegt. Sie kann dabei aus einer reichen bibeltheologischen Kenntnis schöpfen, eigene Forschungen zur mittelalterlichen Frauenmystik einbringen und aktuelle Herausforderungen eines urbanen Christentums einbauen.

Keul stellt im ersten Teil die biblische Option für die Armen vor. Im Umfeld der Geburt Jesu zeigt sich die freiwillige Armut Gottes. Jesu Reich-Gottes-Botschaft ist eine Antwort auf die vielfältigen Gesichter der Armut seiner Zeit, die durch das Wunder des Teilens überwunden werden kann. Jesus macht sich angreifbar und zeigt seine befrei-

ende Macht in Kreuz und Erlösung, in der Hingabe bis zum Tod und dem Machtwechsel durch die Auferstehung. In der Kraft des Geistes erfährt auch die junge Kirche die Verwandlung der Armut in Menschwerdung und eine Kultur des Teilens.

Diesem biblischen Fundament fügt Hildegund Keul die Erfahrungen der mittelalterlichen Armutsbewegung bei. Am Beispiel des Franziskus von Assisi und der Mechthild von Magdeburg wird die freiwillige der erzwungenen Armut gegenüber gestellt. Es gehe darum, so Keul, den „Tunnelblick“ zu durchbrechen, in der Gegenwart zu leben und mit poetischer Kraft („Sonnengesang“ und „Fließendes Licht der Gottheit“) die Mystik der Gottesbeziehung und Liebe zum Leben zu bezeugen.

Damit ist, so ein kurzes drittes Kapitel, das Grundanliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils getroffen. „Es ist mit seiner Pastoralkonstitution von der Option für die Armen geprägt, der die Befreiungstheologie öffentliche Aufmerksamkeit verliehen hat.“ (S. 13) Keul sieht im Konzil einen theologischen Meilenstein für die Beantwortung der Armutsfragen der Gegenwart.

Im vierten Teil werden diese theologischen Prolegomena mit der Praxis ins Gespräch gebracht. Hildegund Keul berichtet von der Arbeit der Missionsärztlichen Schwestern in Berlin-Marzahn-Hellersdorf. Eindrücklich schildert sie die Armutssituation dieses Stadtteils – materielle Armut, die zu seelischer Lähmung und der Unfähigkeit etwas zu ändern führt. Die Armutsverwundungen versuchen die Schwestern durch Musiktherapie zu lösen, um auf diese Weise die Sinne für anfängliche Erfahrungen von Spiritualität zu öffnen. In einer Gegend, in der der christliche Glaube nur von einer verschwindend kleinen Minderheit gekannt und geteilt wird, finden die Schwestern in der Notfallseelsorge durch eine mystisch gespeiste Ritualkompetenz Zugang zu den säkularen Menschen, die „religiös sprachlos, aber mystisch sensibel“ in Grenzsituationen mögliche spirituelle Ressourcen ihres Lebens entdecken.

Aufbauend auf den Marzahner Erfahrungen schließt Hildegund Keul ihre Betrachtungen mit einer erneuten Reflexion auf die Auferstehung. Sie sieht Zeichen einer neuen Armutsbewegung in den von ihr so genannten „Arrival Cities“, multireligiösen und säkularen Orten, an denen Neues aufbrechen kann. Innovative Klöster sind für sie solche „Arrival Cities“ mit nach wie vor hoher gesellschaftlicher Faszination, als ein Andesort für Suchende.

Hildegund Keul hat ein ermutigendes Buch vorgelegt, das Anregungen zu biblisch verantworteter Lebenskunst vermittelt. Sie greift, ohne ausdrücklich auf Papst Franziskus einzugehen, die Option für die Armen in einer Weise auf, die gerade Orden einen neuen hoffnungsvollen Platz zuweist – an den Brennpunkten der säkularen Gesellschaft – eine wahrhaft diakonisch-missionarische Sendung.



ISBN 978-3-451-33287-6.
€ 19.99

Joachim Schmiedl

Leo Karrer

Glaube, der das Leben liebt

Christsein als Mut zu wahrer Menschlichkeit.
Freiburg: Verlag Herder 2014. – 256 S.

Der emeritierte Pastoraltheologe Leo Karrer folgt mit seiner jüngsten Publikation „dem Versuch, sich über das persönliche Christsein Rechenschaft zu geben“ (15). Artikel aus seiner Zeit in der Redaktion der Diakonia und weitere Publikationen sind hier zu einem Gesamtwerk zusammengefügt. Wer den Autor kennt, dürfte kaum überrascht sein, dass er bei den Erfahrungen der Menschen ansetzt und dies grundlegend ausführt (Kapitel II und III). Damit mutet er den LeserInnen allerdings einen durchaus theorielastigen Einstieg zu, der sich – so meine Sorge beim Lesen – demotivierend auswirken könnte. Dies wäre schade, denn nach dem Durchgang durch diese beiden Kapitel entsteht ein inspirierendes Buch. Eine erfahrungsorientierte „Spurensuche“ stellt das Leben des Menschen in die „Spannung zwischen Leiden und Freude/Glück“. Sie fragt nach dem Grund und dem Quell der Hoffnung und des Sinnes des Lebens (IV).

Die Antwort auf diese Fragen entwickelt Karrer anhand seines Verständnisses der Person Jesu Christi, seines Kreuzestodes und des Osterereignisses (V-VII). Er deutet Leben, Tod und Auferstehen Jesu als das Wesentliche des christlichen Glaubens und stellt heraus, dass im Handeln dieses Jesus immer der Mensch in der Mitte steht (77). Wenn er dann von der einzigartigen Beziehung Jesu zum Vater und über den Zusammenhang von Gottes- und Nächstenliebe spricht, können durchaus der Eindruck und das Gefühl entstehen, hier ein lebens- und praxisrelevantes Exerzitenbuch in Händen zu halten. Die Leser kommen hier dem Kern christlichen Glaubens und Hoffens wirklich nahe. Grund aller christlichen Hoffnung ist für Karrer das Ostergeschehen, das anzeigt, „wie es uns ergeht, wenn wir in die Hände Gottes fallen“ (97). Um dies in den Kontexten der Gegenwart ansatzweise erfahren zu können, bedarf es bis heute sichtbarer „Zeichen der Nähe und Liebe Gottes“, die „sinnbildlich und zeichenhaft die Botschaft Jesu in konkreten Erfahrungen des menschlichen Lebens“ erhellen (110). Hier kommen die Kirche und die Sakramente ins Spiel. Der größte Abschnitt des Buches handelt nun von den Sakramenten als den „Symbolen der Hoffnung“ (Teil VIII), die in ihrer Entwicklung erklärt und erläutert, auf die Kontexte gegenwärtigen Lebens bezogen und in ihrer Relevanz für die praktische Seelsorge dargestellt werden. Heiße Eisen kommen hier nicht nur in Hinblick auf das Weihesakrament zur Sprache. Das



ISBN 978-3-451-33382-8.
€ 19.99

Leben in Partnerschaft, in Ehe und Familie wird genauso Thema, wie die Erfahrungen des Lebens im Spannungsfeld von Gesundheit und Krankheit oder die gesellschaftspolitischen und diakonischen Implikationen der Feier der Eucharistie. Die Ausführungen zu den Sakramenten sind auch als Einzelkapitel mit großem Gewinn zu lesen.

Es schließt sich ein Kapitel an, das weitgehend über Spiritualität, Aszese und das Beten handelt (IX). Hier bestechen abermals der existentiell-spirituelle Tiefgang und das relationale Verständnis von Spiritualität und Beten als Beziehungsgeschehen. Das letzte Kapitel widmet sich dem Christsein in und mit der Kirche und öffnet den Blick für das Spannungsverhältnis zwischen Glaubensgemeinschaft und Institution (X). Der Autor wäre nicht Leo Karrer, wenn hier am Ende kein starkes Plädoyer für die Autorität des Gottesvolkes und für ein engagiertes Verbleiben der Christinnen und Christen in der krisengeschüttelten Kirche stünde, wie andererseits auch für notwendige „Reformen des Systems“ (247). Dabei verschließt er nicht die Augen vor den Krisenphänomenen der Gegenwart. Wie von ihm gewohnt, analysiert er sie scharfsinnig und in einer tiefen Identifikation mit der Kirche, die „seit über 2000 Jahren das spezifisch Christliche als das entscheidend Menschliche“ vermittele (252/253). Dem Gottesvolk als dem handelnden Subjekt kommt bei dieser Vermittlung natürlich eine besondere Eigenverantwortung zu, die es zu ergreifen gilt (254). In den Schlusszeilen des Buches spricht Karrer in einer schönen Metapher vom „renovationsbedürftigen Leuchtturm Kirche“, dessen Licht es zu hüten gelte „für die Navigation auf den Meeren des Lebens“ (256). Um dieses Licht zu hüten und um die praxisinspirierenden und -verändernden Dimensionen dieses Lichtes auf den unterschiedlichen Meeren alltäglichen Lebens aufleuchten zu lassen, schreibt Karrer dieses Buch. Es begegnet dem Leser in unterschiedlichen Sprachstilen und lädt dazu ein, es immer wieder zur Hand nehmen, um sich in die einzelnen Themen erneut und mit Gewinn zu vertiefen.

Wolfgang Reuter

Martin Lätzel

Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg

Zwischen Nationalismus und Friedenswillen

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014. – 216 S.

Karl-Joseph Hummel / Christoph Kösters (Hg.)

Kirche, Krieg und Katholiken

Geschichte und Gedächtnis im 20. Jahrhundert

Freiburg: Herder 2014. – 175 S.

Die Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkriegs, die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, hat sich in einer kaum mehr überschaubaren Fülle an Büchern und Ausstellungen niedergeschlagen. Eine zentrale Rolle spielt neben der Schuldfrage das Leben der einfachen Soldaten sowie derer, die an der „Heimatfront“ um ihr Überleben kämpften. In diesem Krieg standen sich auf beiden Seiten Christen gegenüber. So ist der Weltkrieg auch ein Thema der Geschichte des Christentums – und ist dabei nicht gerade ein Ruhmesblatt für die Kirchen. Zwei Neuerscheinungen fassen den bisherigen Forschungsstand gut zusammen.

Martin Lätzel versucht eine Gesamtdarstellung der katholischen Kirche in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Die Katholiken, im Kaiserreich in der Minderheit und ein geschlossenes soziales und moralisches Milieu bildend, hatten heftige Auseinandersetzungen um ihre Haltung zur Moderne zu bestehen. Der Kriegsbeginn war deshalb eine gute Gelegenheit, die Liebe und Treue zu Kaiser und Vaterland unter Beweis zu stellen. Bemühungen um den Frieden waren in den ersten Kriegsjahren noch nicht gefragt. Für die Bischöfe war der Weltkrieg unter Berufung auf die Lehrtradition seit Augustinus ein „gerechter Krieg“. Sie empfahlen die Zeichnung von Kriegsanleihen und wurden erst ernüchtert, als die Materialschlachten immer mehr Opfer forderten und trotzdem kein Sieg in Sicht war. Der Krieg wurde auch mit intellektuellen Waffen geführt. Deutsche und französische Katholiken machten sich gegenseitig für den Waffengang verantwortlich und forderten die Vernichtung des Gegners. Philosophen wie Max Scheler erlebten in diesen Jahren eine – vorübergehende – Hinwendung zur katholischen Kirche. Die Kirche unterstützte den Krieg durch die Bereitstellung von Geistlichen für den seelsorglichen Dienst an den Soldaten. Viele Prediger nutzten die Gelegenheit, um den Krieg als Stra-



ISBN 978-3-7917-2581-9.

€ 22.00

fe Gottes zu deuten und den Sittenverfall anzuprangern. Die Ansprachen über den „Heldentod“ der meist jugendlichen Soldaten glichen jedoch eher Durchhalteparolen. Ein wichtiges Zeugnis stellen die Millionen Feldpostbriefe dar, die an Eltern, Verlobte und Freunde geschrieben wurden. Der religiöse Aspekt steht bei vielen im Vordergrund, die Ergebenheit in Gottes Willen, der Wunsch nach Rückkehr in die Heimat und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Nachdem Papst Pius X. wenige Wochen nach Kriegsbeginn verstorben war, bemühte sich sein Nachfolger Benedikt XV. intensiv um den Frieden. Bilateralen Friedensmissionen war kein Erfolg beschieden. Das Mahnschreiben vom 01. August 1917 an die kriegführenden Mächte stieß bei allen auf Ablehnung. Lätzel hebt als positives Gegenbeispiel an mehreren Stellen seines Buches auf den Zentrumspolitiker Matthias Erzberger ab, der als „überzeugter Katholik und überzeugter Deutscher“ (S. 92) die päpstlichen Bemühungen unterstützte, als Vertreter der Reichsregierung die Kapitulation unterzeichnete und dafür von rechten Terroristen ermordet wurde.

Lätzel sieht als Ergebnis des Krieges eine große innere Geschlossenheit des Katholizismus und eine Verkirchlichung. Die Aufbrüche besonders in der Jugend- und Liturgischen Bewegung waren freilich, so sein Fazit, auch unbewusste Wegbereiter des Nationalsozialismus.

Konzentriert sich Lätzel auf den Ersten Weltkrieg, so nimmt der von Hummel und Kösters herausgegebene Sammelband mit Vorträgen, die auf dem Regensburger Katholikentag gehalten wurden, das ganze 20. Jahrhundert in den Blick. Christopher Dowe charakterisiert Matthias Erzberger als „Wegbereiter deutscher Demokratie“ und würdigt vor allem seine Friedensbemühungen. Carsten Kretschmann analysiert die Sakralisierung des Ersten Weltkriegs mit der Gemeinschaftsidee, der Erfahrung der Todesnähe, der Wiederkehr des Religiösen in der Überhöhung der Nation, eines antimodernen Ästhetizismus und der Person eines Führers. Die weiteren Beiträge beschäftigen sich zunächst mit der Haltung von Papst Pius XII. im Zweiten Weltkrieg, die Thomas Brechenmacher aus den zugänglichen Quellen herausarbeitet. Daniel Gerster beschreibt die zunehmend kritische Haltung der Katholiken zum Krieg von Ängsten in der unmittelbaren Nachkriegszeit über das Recht auf Verteidigung, auch unter Einsatz von Atomwaffen, ein durch Johannes XXIII. und das Konzil verändertes Friedensverständnis bis zur Friedensbewegung der 1980er Jahre. Dass das 20. Jahrhundert ein Jahrhundert der Märtyrer war, problematisiert Karl-Joseph Hummel am jeweils zeitbedingten Umgang mit Blutzügen zwischen Ablehnung und Kanonisation. Und schließlich diskutiert Wilhelm Damberg die Frage nach der Schuld der Kirche in der Geschichte des 20. Jahrhunderts am Beispiel des Synodendokuments „Unsere Hoffnung“ und des Schuldbekenntnisses Papst Johannes Pauls II.



ISBN 978-3-451-34195-3.
€ 16.99

Beide sich ergänzenden Bände zeigen die Bedeutung der Kriege und des Diskurses darüber für die Entwicklung einer neuen Mentalität des Friedens auf. Während der Sammelband mehr auf der (kirchen)politischen Ebene bleibt, geht Lätzel auf die Auswirkungen auf Pastoral und Glaubenssituation ein. Aus der Perspektive der Orden bleibt allerdings noch viel Forschungsarbeit zu leisten; sie kommen in beiden Bänden nur sehr marginal vor.

Joachim Schmiedl

Andrea Riccardi

Franziskus

Papst der Überraschungen. Krise und Zukunft der Kirche
Würzburg: Echter Verlag 2014. – 263 S.

Nach seiner umfassenden Biographie über Johannes Paul II. legt Andrea Riccardi, Professor für Zeitgeschichte in Rom und Gründer der Gemeinschaft Sant'Egidio, einen ersten Durchblick durch das Denken von Papst Franziskus vor. Er stützt sich dabei vor allem auf Texte, die Jorge Mario Bergoglio als Erzbischof von Buenos Aires verfasst hat. Da das Buch bereits 2013 im italienischen Original publiziert wurde, konnten die seither erfolgten programmatischen Äußerungen, besonders das Schreiben „Evangelii gaudium“, nicht mehr berücksichtigt werden. Riccardis Buch ist deshalb in erster Linie ein Zeugnis für die theologischen Wurzeln und die ideenmäßigen Prägungen von Papst Franziskus, weniger eine Lebensbeschreibung im klassischen Sinn. Über die Stationen seines Lebens, seine Zeit als Provinzial der Gesellschaft Jesu und die Haltung gegenüber der Militärdiktatur erfährt man nichts. Dafür wird man mit Reflexionen italienischer und argentinischer Dichter und Denker entschädigt, die im Stil theologischer Meditationen mit Bergoglios Ansprachen, insbesondere aber mit seinem Dialog mit dem jüdischen Rabbiner Abraham Skorka, konfrontiert werden.

Riccardi setzt mit dem Rücktritt von Benedikt XVI. ein, dessen schockierende Wirkung ihm als Symbol für die Krise der Kirche erscheint, „ja gleichsam als deren körperlicher Ausdruck und Personifizierung“ (S. 29). In der Wahl von Franziskus wird für ihn die „geistliche Jugend eines alten Papstes“ (S. 40) offenbar, der die Hoffnung des Zweiten Vatikanums aufnimmt und im Pessimismus eine Wirkung des Bösen denunziert.



ISBN 978-3-429-03670-6.
€ 19.90

Vier große Themenblöcke sind es dann, unter denen Riccardi das pastorale und theologische Denken Bergoglios charakterisiert. Das erste Stichwort lautet: „Kultur der Begegnung“. Bergoglios Ansprachen sind voll von Appellen, aus Isolation und Distanz herauszutreten und sich „sanft und kühn“ auf die Begegnung und den Dialog mit den Rändern, mit der Stadt, mit dem Judentum und den anderen Religionen einzulassen. Das zweite Stichwort „Kirche der Armen“ greift die Impulse des Katakombenpakts des Konzils ebenso auf wie die lateinamerikanische Befreiungstheologie. Bergoglios Lieblinge sind die Armen und die Alten, denen gegenüber er Respekt einfordert.

Das dritte Stichwort kommt aus der argentinischen Erfahrung Bergoglios. In der Stadt sieht er Gefahren und Chancen der Globalisierung gleichermaßen symbolisiert. Die Stadt fördert Individualität und Individualismus, besteht aus vielen Peripherien, an welchen die Kirche präsent sein muss. „Die Kirche ist das Zeichen der Tatsache, dass Gott in der Stadt wohnt.“ (S. 183)

Das letzte Stichwort greift die Selbstbezeichnung Bergoglios als „Papst vom Ende der Welt“ (S. 199) auf. Der Weg der Kirche aus der Krise gehe nur durch die Überwindung der Selbstreferenzialität. Als Jesuit hat Franziskus zwar einen Sinn für die Bedeutung von Institutionen, doch hat in seiner „Theologie des Volkes“ die Prophetie den Vorrang. So kann Riccardi seine Überlegungen mit einem Appell schließen, das Christentum möge seine geistliche Dimension neu erkennen. „Der Papst lädt dazu ein, das Christentum als Revolution zu leben und Protagonist des Wandels zu sein.“ (S. 239) Man darf gespannt auf die Fortschreibung dieses Programms sein!

Joachim Schmiedl

Hans Urs von Balthasar / Joseph Ratzinger

Christ-Sein heute

Zwei Plädoyers. – Neue Kriterien. Band 15.
Einsiedeln: Johannes Verlag 2013. – 102 S.
– ISBN 978-3-89411-421-3. – € 10.00.

Als die beiden Statements 1971 das erste Mal publiziert wurden, fiel ihr Erscheinen in die unruhigen Jahre einer innerkirchlichen Krise nach 1968 und Anfragen an den Gottesglauben überhaupt. Hans Urs von Balthasar antwortete auf die Frage, warum er noch Christ sei, mit dem Spannungsbogen zwischen dem Punkt Alpha, dem Ausgangspunkt aller Geschichte in Gott, und dem eschatologischen Schwergewicht, dem trotz aller Bestreitung nicht zu entgehen ist. Joseph Ratzinger, damals Dogmatikprofessor in Regensburg, stützt sich auf die Kirche. Er bleibe noch in der Kirche, weil sie nicht seine, sondern die Jesu Christi ist. Nur in der Gemeinschaft sei Christsein möglich.

Über 40 Jahre danach haben die Plädoyers nichts von ihrer Aktualität verloren. Die Kirchenkrise gibt es nach wie vor, der „neue Atheismus“ ist ebenfalls Realität. Ob die Antworten ebenfalls noch relevant sind, lohnt eine Überprüfung. Sie muss sich dann auch mit der weiteren Lebensgeschichte und theologischen Entwicklung der Autoren konfrontieren lassen – und dann mögen die Antworten durchaus unterschiedlich plausibel erscheinen.

Claude-François Poullart des Places

Hingabe an Gott

Aus dem Französischen vorgestellt von Michael Böhles.

Wiesmoor: Adlerstein Verlag 2014. – 100 S.

– ISBN 978-3-7357-2019-1. – € 9.00.

Michael Böhles

Niederlage als Sieg

Charisma und Sendung des Juden und Christen Jakob Franz-Maria-Paul Libermann

Wiesmoor: Adlerstein Verlag 2014. – 85 S.

– ISBN 978-3-7357-2139-6. – € 8.90.

Die Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist unter dem Schutz des Unbefleckten Herzens Mariens (Spiritaner) hat zwei Wurzeln. Ein junger Priester namens Poullart des Places hatte zu Beginn des 18. Jahrhundert den Grund gelegt. Seine Aufzeichnungen, die er während der Ignatianischen Exerzitien machte und die Gedanken eines angehenden Seminaristen auf der Suche nach seinem Lebensstand dokumentiert, werden von Michael Böhles in deutscher Übersetzung, leider ohne die Anmerkungen der französischen Edition, vorgelegt. Poullart gründete eine Weltpriestergemeinschaft, die vor allem in den französischen Kolonien wirkte. Die zweite Wurzel ist eine von Libermann 1841 gegründete Kongregation, deren Besonderheit in der Gründergestalt besteht. Libermann war Sohn eines Rabbiners aus dem elsässischen Zabern. Seine Konversion zum Katholizismus erregte zeitgenössisch großes Aufsehen. Beide Gesellschaften wurden von Rom im Jahr 1848 vereinigt, woraus der lange Name resultiert. Michael Böhles zeichnet das Leben Libermanns nach und gibt zentralen Ereignissen, aber auch den christlichen Vornamen seines Ordensgründers eine gläubig-symbolische Deutung.

Benedikt XVI.

Geistliche Schriftlesungen

Mit einem Geleitwort von Gerhard Ludwig Müller. Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Julian R. Backes. – Christliche Meister. Band 58. Einsiedeln: Johannes Verlag 2014. – 196 S.
– ISBN 978-3-89411-422-0. – € 12.50.

Das Konzil hat das betende Lesen der Heiligen Schrift ausdrücklich empfohlen (DV 25). In den religiösen Gemeinschaften war die „lectio divina“ immer Teil des spirituellen Programms. Neu in das Bewusstsein der Gesamtkirche kam es durch die Bischofssynode über das Wort Gottes (2008), von der die „lectio divina“ in der Methodik der fünf Schritte empfohlen wurde: lectio (Lesung des Textes in seiner biblischen Aussage), meditatio (was sagt der biblische Text in der Gegenwart?), oratio (menschliche Antwort in Bitte, Fürbitte, Dank und Lobpreis), contemplatio (Herausforderung zur Bekehrung von Geist, Herz und Leben; Kriterien der Unterscheidung der Geister) und actio (die Konsequenz im Tun). In dem Bändchen der Reihe „Christliche Meister“ sind Beispiele aus dem Pontifikat Benedikts XVI. versammelt, in denen der Papst diese geistliche Schriftlesung selbst praktiziert. Es sind Betrachtungen über Bibelstellen bei den Bischofssynoden und in der Begegnung mit Bischöfen und Priestern. In der Zusammenschau sind sie Beispiele für die exegetische Theologie des emeritierten Papstes, die weit über den konkreten Anlass der Zusammenkunft hinaus reicht.

Im nächsten Heft...

geht es in einem Schwerpunkt um das Thema „Dialog mit dem Islam“. Ordensgemeinschaften sind in diesem Dialog vielfach engagiert. Geplant sind Beiträge u.a. zu folgenden Gesichtspunkten:

- Dialog mit dem Islam: Wie geht das? Was sind die Themen?
- Der Beitrag der Orden zum Konzilsdokument *Nostra aetate*
- Die Benediktsregel und der Koran
- Dialog mit dem Islam – eingeübt in Ghana
- Als Ordensmann unter Lehramtsstudierenden für Islamunterricht
- Jugendarbeit mit Muslimen aus Ordenssicht

55. Jahrgang 2014, Heft 4

ok ordens korrespondenz

2014/Heft 4

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

- Dialog mit dem Islam
- „Nostra aetate“ als Grundlage für interreligiösen Dialog
- Apostolisches Schreiben zum Jahr der Orden

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

55. Jahrgang 2014, Heft 4

Herausgeber: Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

Schriftleitung: Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

Redaktionsbeirat: P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

Redaktion: Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: pressestelle@orden.de.

Rezensionen: Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: jschmiedl@pthv.de. Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

Bestellungen sind zu richten an: Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: info@orden.de.

Bezugsbedingungen: Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

Herstellung und Auslieferung: Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, www.dbg.donbosco.de.

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

Vorwort



Papst Franziskus hatte es am ersten Adventswochenende, 29./30. November nicht leicht. Es galt zwei auf den ersten Blick vollkommen unterschiedliche Themenbereiche zu vermitteln: Einerseits stand seine Reise in die Türkei auf dem Programm, andererseits wurde in Rom das Jahr der Orden eröffnet. So kam es, dass dem großen Eröffnungsgottesdienst im Petersdom und der Gebetswache am Samstagabend in der Basilika Santa Maria Maggiore nicht der Papst, sondern der Präfekt der Religiösenkongregation, João Braz Kardinal de Aviz, vorstand. Und dennoch: Papst Franziskus war am Beginn des Jahres der Orden ganz und gar präsent: Am Donnerstag traf er mit der Vollversammlung der Religiösenkongregation zusammen, die in Rom in Vorbereitung des Jahres der Orden zusammengekommen war. Freitagmittags erschien dann sein „Apostolisches Schreiben zum Jahr des geweihten Lebens“. Gleich der einleitende Satz macht seine Nähe zu den Orden deutlich: „Ich schreibe an euch als Nachfolger des Apostels Petrus (...) und ich schreibe an euch als euer Bruder, der wie ihr Gott geweiht ist.“ Kurz vor Redaktionsschluss haben wir das vorliegende Heft der Ordenskorrespondenz umgeplant und dokumentieren ab Seite 468 dieses Schreiben. In einem Sonderheft unserer Zeitschrift sind die vorbereitenden Rundschreiben der Religiösenkongregation veröffentlicht (siehe Kasten).

Und dann reiste Papst Franziskus noch am Freitag in die Türkei. Großes Thema dieser Reise war außer der Ökumene der christlich-islamische Dialog, Religionsfreiheit sowie die Lage der bedrängten Christen und anderer Minderheiten im Nahen Osten. Wieviel beide Themen - Ordensleben und der interreligiöse Dialog - miteinander zu tun haben, zeigt der Themenschwerpunkt dieses Heftes. Es möchte ein Beitrag zu diesem Dialog sein und zeigt zugleich, wie vielfältig Ordensfrauen und -männer darin engagiert sind.

Arnulf Salmen

Sonderheft der OK

In Form eines Sonderheftes der Zeitschrift Ordenskorrespondenz sind Ende November 2014 die beiden Rundschreiben „Rallegratevi - Freut Euch!“ und „Scrutate - Erforscht!“ der vatikanischen Religiösenkongregation in Vorbereitung des Jahres der Orden erschienen. Das Sonderheft kann zum Preis von 3,- Euro/Heft + Versandkosten im Sekretariat der Deutschen Ordensobernkonferenz unter E-Mail info@orden.de bestellt werden.

Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

● Ordensleben

Felix Körner SJ Christlich-islamischer Dialog	389	Jürgen Neitzert OFM Dialog mit den Muslimen in Deutschland	435
Hamideh Mohagheghi Wer sind die „Ungläubigen“ im Qur`an?	400	Tobias Specker SJ Von Mitdenkern, Vordenkern und Nachdenkern	442
Timothy Wright OSB Dialog zwischen Mönchen und Muslimen?	407	Margareta Gruber OSF Leben und Lernen im Rhythmus von Glocken und Muezzin	451
Richard Nennstiel OP „Nostra aetate“: ein bleibendes Zeichen der Zuversicht	415	Gabriele Lautenschläger Horizonte und Grenzübergänge	460
Marie Renée Wyseur SMNDA Beziehungen zwischen Islam und Christentum im Norden Ghanas	423		

● Dokumentation

Apostolisches Schreiben
Seiner Heiligkeit Papst Franziskus
zum Jahr des geweihten Lebens 468

● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 479

Aus der Weltkirche 482

Aus dem Bereich der Deutschen
Ordensoberrkonferenz 484

● Neue Bücher

Ordenstheologie 490

Ordensgeschichte 498

Theologie 503

Spiritualität 507

Missionswissenschaft 510

»Diese spirituelle Gemeinsamkeit
durch den interreligiösen Dialog
zu erkennen und weiterzuentwickeln,
hilft uns auch,
in der Gesellschaft
die moralischen Werte,
den Frieden und die Freiheit
zu fördern.«

Papst Franziskus bei seinem Besuch des staatlichen
türkischen Religionsamt Diyanet in Ankara am 28. November 2014

Felix Körner SJ

P. Dr. Felix Körner SJ (geb. 1963 in Offenbach am Main) ist Jesuit und Islamwissenschaftler. Er hat sechs Jahre in der Türkei gelebt und unterrichtet nun an der Päpstlichen Universität Gregoriana Dogmatik.



Felix Körner SJ

Christlich-islamischer Dialog

Wie, wozu, worüber?

Der Päpstliche Rat für den interreligiösen Dialog feiert gerade sein 50-jähriges Bestehen. Seine unmittelbare Vorgängerinstitution war nämlich am 17. Mai 1964 eröffnet worden – geistreicher Weise war es der Pfingstsonntag. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte seine zweite Sitzungsperiode ein halbes Jahr zuvor beendet; die dritte sollte im September beginnen. Kurz darauf werden die Konzilsväter die Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* verabschieden. In deren Eingangsabschnitt kommt sofort die kirchliche Menschheits-Verantwortung zum Ausdruck: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ Die Kirche, die sich seit Johannes XXIII.

und seiner Friedenszyklika ausdrücklich an „alle Menschen guten Willens“ wendet, auch an Nichtchristen, erkennt in diesen Monaten, dass sie nicht allein aus der innerkatholischen Begegnung leben kann – und dass ihre Verwaltungsstruktur diesen Begegnungswillen widerspiegeln muss.

Gegründet wurde an jenem Pfingstsonntag strenggenommen nicht der Päpstliche Dialograt, sondern das „Sekretariat für die Nichtchristen“. So nämlich hieß das Amt zuerst. Noch bevor aber das Konzil wieder zusammentritt, im Hochsommer 1964, tritt der im Vorjahr gewählte Papst Paul VI. mit seiner ersten Enzyklika an die Öffentlichkeit: *Ecclesiam Suam*. Wiederum spricht er alle Menschen guten Willens an; und er führt nun den Begriff ein, der die neue katholische Begegnungs- und Lernbe-

reitschaft programmatisch zusammenfasst: „Dialog“. Auf seiner letzten Sitzungsperiode wird das Konzil den Dialogbegriff in die Erklärung *Nostra Aetate* übernehmen und die Christen dazu aufrufen, „dass sie mit Klugheit und Liebe, durch Gespräch (!) und Zusammenarbeit mit den Bekenner anderer Religionen sowie durch ihr Zeugnis des christlichen Glaubens und Lebens jene geistlichen und sittlichen Güter und auch die sozial-kulturellen Werte, die sich bei ihnen finden, anerkennen, wahren und fördern“ (2). Dass man also ein kirchliches Amt bekommen würde, das den interreligiösen Dialog auch in seinem Namen tragen wird, war abzu sehen. Aber einen Dialog der Religionen, kann es den überhaupt geben?

Reinigung und Bereicherung

Zum einen ist das eine dogmatische Frage. Auf sie wird Papst Benedikt XVI. wenige Wochen vor seinem Rücktritt antworten. Zum andern aber ist es eine sozio-politische Frage: Das Religiöse ist doch derart mit dem Kulturellen und mit den Machtverhältnissen verwoben – Politiker und Sozialarbeiter müssen ins Gespräch kommen, aber Religionen? Und weiter: Religionen können doch gar nicht miteinander sprechen, nur Menschen! Schließlich: Anhänger, selbst Gelehrte und Oberhäupter, anderer Religionen vertreten wohl kaum so offiziell ihre Religionsgemeinschaft, wie man es für die katholische Hierarchie gerne annimmt. Ist der Dialog der Religionen also ein frommer katholischer Wunsch, der phantasievolle Übertragungen projiziert, aber unverbindlich bleiben muss? Auch wenn nie völlig sicher sein kann, wie repräsentativ die Ansprechpartner

nun wirklich sind, haben sich Begegnungen von Vertretern verschiedener Religionsgemeinschaften als weiterführend erwiesen. Denn sehr viele Menschen lassen sich lieber über ihren Glauben identifizieren und inspirieren als durch kulturelle, nationale, politische Größen. Religionen haben als Gottesdienstgemeinschaften, als Sinndeutungen und als Lehrtraditionen Einfluss auf das Weltverständnis und den Lebensentwurf vieler Menschen. Gerade wegen ihres über das Innerweltliche hinausgehenden Verpflichtungsanspruchs ist der religiöse Glaube die vielleicht wichtigste Motivationsquelle für Versöhnung und selbstlose Weltgestaltung, aber leider auch für Gewaltanwendung. Wenn sich unser Imam mit seinem katholischen Kollegen zusammensetzt – so sehen es etwa nicht wenige Muslime – dann können wir im Alltag doch wohl auch mit den christlichen Nachbarn zurechtkommen. Interreligiöse Dialogtreffen haben selbst dann eine Signalwirkung, wenn man bezweifeln kann, ob die Begegnung auf genauer Augenhöhe und in voller Vertretungsvollmacht stattfand.

Johannes Paul II. hatte einen klaren Sinn für die politische Kraft von Gesten. Es gelang ihm denn auch auf mehreren Ebenen, die Verständigung mit den Muslimen zu vertiefen. Auf der Ebene der Verwaltungsstruktur war er es, der das Sekretariat für die „Nichtchristen“ aufwertete und das neu geschaffene Dikasterium nun positiv „Päpstlicher Rat für den interreligiösen Dialog“ nennen ließ. Auf der Ebene der Lehre ist daran zu erinnern, dass unter dem polnischen Papst der interreligiöse Dialog erstmalig als Bereicherung für beide Seiten bezeichnet werden konnte (*Dialog und Mission 3, Redemptoris Missio 17*) und

dass es dem von der philosophischen Anthropologie geprägten Woytila gelang, das Wirken des Heiligen Geistes auch in den nichtchristlichen Religionen zu sehen (*Redemptoris Missio* 28). Auf der Ebene der reflektierten Pastoral erkannte Johannes Paul II. daher die religiöse Vielfalt, in der die Kirche heute lebt, als Herausforderung an, und zwar wohlthuend in einem dreifachen Sinne: als Möglichkeit vertiefter Fremderkenntnis, Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis. „Die anderen Religionen stellen eine positive Herausforderung für die Kirche dar; sie regen sie sowohl dazu an, die Zeichen der Gegenwart Christi und des Wirkens des Geistes zu entdecken und anzuerkennen, als auch dazu, die eigene Identität zu vertiefen und die Gesamtheit der Offenbarung zu bezeugen, dessen Wahrerin sie zum Wohl aller ist“ (56). Auf der Handlungsebene schließlich wird der polnische Pontifex von vielen Muslimen erinnert, weil er seinen – wohl geisteskranken und im Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes handelnden – Attentäter Mehmet Ali Ağca im Gefängnis besuchte und ihm vergab (1983); weil er Vertreter der Religionen erstmalig zu einem Weltgebetstag nach Assisi einlud (1986); und weil er als erster Papst eine Moschee besuchte (Damaskus, 2001).

Von Angesicht zu Angesicht

Unter Benedikt XVI. schien der christlich-islamische Dialog zunächst ins Stocken zu geraten. Weltbekannt wurden die unglücklichen Formulierungen aus der Aula Magna „seiner“ Regensburger Universität. Benedikt hatte erneut zeigen wollen, dass das Christentum vernunftgemäß ist. Er tat dies nun

ausgerechnet im Abstoß von Reformation und Islam (12. September 2006). Bereits zuvor hatte er den Präfekten des Dialogrates, den hochverdienten Islamkenner Michael Fitzgerald, als Nuntius nach Kairo versetzt und dessen Dikasterium dem Päpstlichen Rat für Kultur unterstellt (11. März 2006). Dazu schien zu passen, dass er zwei Jahre später dem „religiös unmusikalischen“ italienischen Intellektuellen und Politiker Marcello Pera als Vorwort in dessen Plädoyer für ein nominell christliches Abendland *Warum wir uns Christen nennen müssen* schrieb: Einen interreligiösen Dialog könne es gar nicht geben, nur einen interkulturellen. Es wird aber möglicherweise zu wenig beachtet, dass Benedikt hier nur die Meinung Marcello Peras referierte: „Sie erklären mit aller Deutlichkeit, ein interreligiöser Dialog im engeren Sinne des Wortes sei nicht möglich.“ Der Päpstliche Rat für den interreligiösen Dialog bekam denn auch ein knappes Jahr nach der Regensburger Vorlesung wieder seine Selbständigkeit. Papst Benedikt konnte sich nun als Förderer eines neuen Dialogstils zeigen. Im Gefolge der zuerst wirkungslos verhandelnden muslimischen Gesprächsbitten nach dem Regensburger Zitat von 2006 wurde nämlich ein Dialogprozess ins Leben gerufen, der hochrangige Führungspersönlichkeiten sowie Wissenschaftler verschiedener Herkunft und Observanz zusammenbrachte: das katholisch-muslimische Forum. Ein erstes „Seminar“ des Forums fand im November 2008 in Rom statt unter dem Titel: „Gottesliebe, Nächstenliebe. Theologische und spirituelle Grundlagen. Menschenwürde und gegenseitiger Respekt“. Erst drei Jahre später konnte ein zweites Seminar, diesmal in Jordanien, abgehal-

ten werden, nun zu „Vernunft – Glaube – Person“. Inzwischen sind wiederum drei Jahre verstrichen und das Thema für die dritte Begegnung, im November 2014, ist: „Zusammenarbeiten, um den interreligiösen Dialog zu verbessern“.

So konnte der deutsche Papst sich nach dem Konzilspapst Paul VI. und dessen Sensibilität für die Dialogthematik – also nach einem Papst der „Wahrnehmung“ – sowie nach dem Kommunikationspapst Johannes Paul II. und seiner Begegnungsfreude – also nach einem Papst des „Wohllollens“ – als ein Pontifex erweisen, der den von seinen Vorgängern eröffneten Dialogweg nicht abbrach, aber auch nicht einfach kopierte, sondern weiterführte: in die Richtung der „Wissenschaftlichkeit“.

Einer katholischen Theologie des interreligiösen Dialogs werden vermutlich drei Neuformulierungen Benedikts XVI. bleiben. In London sagte er, dass interreligiöse Beziehungen zwei Dimensionen aufweisen. Sie sind ein ‚face to face‘ der verschiedenen Glaubenden in ihrer Begegnung untereinander, aber auch ein ‚side by side‘ (2010): Zusammen wollen sie Zeugen der Gottesfrage sein und – ließe sich ergänzen – miteinander diese Welt gestalten. Kurz vor Weihnachten 2012 hielt Papst Benedikt eine Ansprache, die zwei Monate später, als er zurücktrat, wie ein theologisches Testament zu verstehen war (21. Dezember). Er ging in seinem Weihnachtsgruß auf die Frage ein, ob interreligiöser Dialog Identitätsverlust bedeute. Entschließt man sich etwa für die eine oder andere Religion und hat dann die Begegnung mit Andersgläubigen nicht mehr nötig? Benedikt brachte hier wiederum seinen Wahrheitsbegriff in Anschlag. Wahrheit ist für ihn ja nichts, das Menschen ha-

ben; vielmehr können wir uns von der Wahrheit ergreifen lassen. „Es wäre zu wenig, wenn der Christ mit seinem Identitätsentscheid sozusagen vom Willen her den Weg zur Wahrheit abbrechen würde. Dann wird sein Christsein etwas Willkürliches, bloß Positives. Er rechnet dann offenbar gar nicht damit, daß man es in der Religion mit Wahrheit zu tun bekommt.“ So gelang es Benedikt, in diesem Grußwort zu bejahen und zu begründen, dass im interreligiösen Dialog „beide Seiten Reinigung und Bereicherung empfangen können“.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Papst Benedikt hatte interreligiös keinen leichten Start gehabt. Denn Joseph Ratzinger war bei nichtkatholischen Kennern schon Jahre vor seiner Wahl als Unterzeichner der Erklärung *Dominus Iesus* bekannt geworden. Er hatte damit eine Theologie unterschrieben, die den „Glauben“ der Christen (*fides*) radikal trennt von der „inneren Überzeugung“ (*credulitas*) der Menschen anderer Religionen (7). Das hatte sich nicht nur als Gegenwort zur Geist-Theologie Johannes Pauls II., sondern geradezu als Rücknahme der Konzilserklärung verstehen lassen, die von der *fides islamica*, vom „islamischen Glauben“ gesprochen hatte (*Nostra Aetate* 3). Eine solche Sicht scharfer Trennung von christlichem Glauben und islamischem Bloß-Überzeugtsein prägte aber das Pontifikat von

Papst Benedikt nicht. Zwei Monate nach seiner Regensburger Rede besuchte er die Türkei. Hier konnte er den Muslimen ein neues Zeichen geben. In Istanbul hatte er am Eingang zur Blauen Moschee die Schuhe abgelegt, war neben Mufti Professor *Çağrı* zur Gebetsnische getreten und verharrte dort minutenlang mit nach oben geöffneten Händen; Benedikt blieb aufrecht stehen, seine Lippen bewegten sich – und er hinterließ den Türken, ja vielen Muslimen weltweit das Bild eines in der Moschee betenden Gläubigen. Zwei Tage zuvor hatte er dazu bereits die „Theorie“ geliefert. Er verlas die bemerkenswerte Stelle aus einem Papstbrief des Jahres 1067 an einen muslimischen Herrscher. Schon eine Fußnote der Konzilerklärung *Nostra Aetate* hatte darauf verwiesen, ohne allerdings den Wortlaut zu bieten. „Papst Gregor VII. sprach“, so erinnerte und zitierte Benedikt in Ankara bei der türkischen Religionsbehörde nun, „von der besonderen Liebe, die Christen und Muslime einander schulden, denn ‚wir glauben und bekennen den einen Gott, wenn auch auf verschiedene Weise“.

Mut zum Frieden

Und Papst Franziskus? Seine Haltung zu den Muslimen lässt sich vorerst dreifach charakterisieren mit seiner Einstellung der Selbstkritik, politischen Bewusstheit und Einfühlung. Es ist bezeichnend, wie der argentinische Papst in seinem als programmatisch bezeichneten, aber vor allem geistlich zu lesenden Schreiben *Evangelii Gaudium* vom Dialog spricht. Franziskus beginnt seine interreligiösen Maßgaben so: „Eine Haltung der Offenheit in der Wahrheit und in der Liebe muss den interreligiösen Dialog mit den

Angehörigen der nichtchristlichen Religionen kennzeichnen“ (*Evangelii Gaudium* 250). Von der Offenheit ist weiter unten noch zu sprechen; hier ist nur einzugehen auf die Rede von der Wahrheit und Liebe. Im Deutschen ist seine besondere Akzentsetzung im Liebesbegriff nicht herauszuhören. Franziskus hat, wo es „Liebe“ heißt, nicht Nächstenliebe geschrieben, *caritas*, wie in der Konzilerklärung. Der argentinische Papst spricht nun vielmehr von der freundschaftlichen Herzensliebe: „amor“. Dann fährt er unmittelbar mit Realitätssinn fort: Offenheit in Wahrheit und Liebe müsse den interreligiösen Dialog prägen „trotz der verschiedenen Hindernisse und Schwierigkeiten, besonders der Fundamentalismen“. Hiermit aber deutet der Papst nicht einfach auf die anderen, als wären sie das einzige Verständigungshindernis. Vielmehr schließt er die eigene Religion mit ein, wenn er ergänzt: „Fundamentalismen auf beiden Seiten“ (250). Ein so selbstkritisch gemachtes Dialogangebot läuft nicht Gefahr, als hochmütig oder schöngeistig ausgeschlagen zu werden.

Zum Pfingstsonntag 2014, 50 Jahre nach der Gründung des Dialogrates, hatte Franziskus den scheidenden Staatspräsidenten Israels, Shimon Peres, und den Präsidenten der palästinensischen Autonomiebehörde, Mahmud Abbas, zu einem Friedensgebet in die Vatikanischen Gärten eingeladen. Hier konnte der Pontifex zeigen, wie gut er um die politischen Verstrickungen weiß, in denen jede interreligiöse Begegnung nun einmal geschieht. Er sagte in überraschender Einfachheit: „Um Frieden zu schaffen, braucht es Mut, sehr viel mehr, als um Krieg zu führen. Es braucht Mut, um Ja zu sagen zur Be-

gegnung und Nein zur Auseinandersetzung; Ja zum Dialog und Nein zur Gewalt.“ Der Dialog mit Muslimen steht häufig im Schatten des Israel-Palästina-Konfliktes; außerdem aber stehen ja jene, die für eine Fortsetzung des Gesprächs plädieren, gerade in ihren eigenen Reihen oft als die Feigen da, als Kompromissler, die sich nicht trauen, endlich klar Position zu beziehen. Franziskus sieht dagegen: Friedenschaffen erfordert mehr Mut als Kriegtreiben. Denn Führungskräfte – gerade der Religionsgemeinschaften – brauchen oft ebensoviel Klarsicht, Entschlossenheit und Energie, dem Nörgeln der Scharfmacher aus der zweiten Reihe des eigenen Lagers zu widerstehen, wie der Versuchung, bloß nicht anzuecken. Wie klar ihm ist, dass keine interreligiöse Begegnung aus dem politischen Geflecht herausgeschnitten werden kann, hatte Papst Franziskus im Heiligen Land, kurz vor dem pfingstlichen Friedensgebet gezeigt. Er hatte beim Jerusalemer Mufti vier Wünsche geäußert. Sie klingen schlicht; aber in ihnen liegt wohl der Schlüssel zur Versöhnung: „Achten und lieben wir einander als Brüder und Schwestern! Lernen wir, den Schmerz des anderen zu verstehen! Niemand gebrauche den Namen Gottes als Rechtfertigung für Gewalt! Arbeiten wir gemeinsam für die Gerechtigkeit und den Frieden!“ Der vierte Wunsch ist die Zusammenarbeit hin auf das geteilte Ziel einer versöhnten Welt, das ‚Seite an Seite‘. Davor steht, als reinigende Bedingung, die Abwehr des politischen Missbrauchs von Religion. Über allem steht die theologisch-anthropologische Ausrichtung: Wir sind Geschwister und können einander daher achten. Dazwischen aber hatte Franziskus, an zweiter

Stelle, etwas gesagt, das im Heiligen Land besonders schwerfällt, weil es die beidseitige Blockade benennt, das aber überall den Dialog weiterbringen kann: „Lernen wir, den Schmerz des anderen zu verstehen!“ Israelis und Palästinenser erzählen ja fast gleichlautende Geschichten. Beide sagen, dass sie Opfer einer rassistischen Politik sind, dass die Mächtigen der Welt die andere Seite ungerecht fördern und dass sie selbst über die Maßen gelitten haben. Den Schmerz des andern verstehen bedeutet: das Mauern überwindende Wagnis einzugehen und sich einzugestehen, dass auch die andern die bittersten Tränen um ihre Liebsten vergossen und alles verloren haben, dass sie aus Todesangst reagieren. Für Franziskus ist interreligiöse Begegnung, wie er es in *Evangelii Gaudium* sagt, Dialog des Lebens; aber in einem ganz spezifischen Sinne: als Raum, in dem man die Freuden und Schmerzen des andern teilt (250).

Welche Glaubwürdigkeit?

Der von Papst Benedikt ernannte und von Papst Franziskus bestätigte Leiter des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog ist ein erfahrener Diplomat. Zwischen 1990 und 2003 war er der „Außenminister“ des Heiligen Stuhls. Auch bei Muslimen ist der vom Parkinson gezeichnete Kardinal hochgeschätzt: Jean-Louis Tauran. Im 50. Lebensjahr seines Dikasteriums wendet er sich nun mit Worten an die Öffentlichkeit, die nicht mehr diplomatisch klingen, die in ihrer Härte vielmehr erschrecken: Am 12. August 2014 schreibt er, dass alle im interreligiösen Dialog Engagierten, ja die Anhänger aller Religionen und alle Menschen guten Willens nicht

anders können, als die – in elf Punkten benannten – menschenunwürdigen Praktiken des sogenannten ‚Islamischen Staates‘ zu verurteilen. „Eine derartige Barbarei lässt sich mit nichts – schon gar nicht mit einer Religion – rechtfertigen.“ Die Gräueltaten bezeichnet er als „außerordentlich schwerwiegenden Verstoß gegen die Menschheit und gegen Gott, ihren Schöpfer“; und nun erhebt er eine Forderung. Von den religiösen Oberhäuptern „vor allem der Muslime“ sowie von allen Menschen guten Willens verlangt der Kardinal eine entschiedene, mutige, einstimmige und eindeutige Verurteilung dieser Verbrechen. Er dankt jenen, die ihre Stimme bereits in diesem Sinne erhoben haben und fragt schließlich: „Welche Glaubwürdigkeit haben die Religionen, ihre Mitglieder und ihre Führer sonst? Welche Glaubwürdigkeit hat sonst noch ein interreligiöser Dialog, den man doch die letzten Jahre geduldig geführt hat?“

Damit sagt Kardinal Tauran faktisch, dass jetzt der Sinn von interreligiösem Dialogs überhaupt auf dem Spiel steht; zwischen den Zeilen konnte man geradezu die Drohung herauslesen, bei ausbleibender deutlicher Reaktion auf sein Schreiben das katholisch-muslimische Gespräch abubrechen. Ist das undiplomatisch, ja undialogisch? Die Frage ist aus drei Blickrichtungen zu beantworten: Franziskus, Fakten, Vertiefung. Einerseits stehen die harten Worte in einer Reihe mit dem Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium*, in dem Papst Franziskus seinen Traum einer missionarischen Wandlung der Kirche ausführt. Will man die Grundstimmung des Dokuments fassen, legt sich das bereits oben zitierte Wort „Offenheit“ nahe. Die dialogische Offenheit von Papst Franzis-

kus lässt sich auf drei Begriffe bringen, zwei neutestamentliche, griechische und einen spanischen: *diákrisis*, *primerear* und *parrhesía*. Offenheit ist für Franziskus wie für die Konzilsväter des Zweiten Vatikanums zuerst *diákrisis*: Unterscheidung. Die gegenwärtigen Ereignisse lassen sich im Lichte des Evangeliums lesen; sie zeigen sich so als Anruf, das persönliche und das kirchliche Leben im Sinne Christi umzugestalten (*Evangelii Gaudium* 84). Daraus folgt für den argentinischen Papst nun das *primerear* (24): den Anfang machen, in Vorleistung gehen, das Unerwartete riskieren. Das aber bedeutet auch in aller Schlichtheit zu benennen, was zu sagen ist, wo nötig, Forderungen zu stellen und niemals vor lauter Eleganz das Christuszeugnis wegzulassen: das ist die selbstlose, prophetische Schlichtheit der Apostel, die das Neue Testament ‚*parrhesía*‘ nennt – Freimut. „Eine diplomatische Offenheit, die zu allem Ja sagt, um Probleme zu vermeiden, nützt nichts“ (Apostelgeschichte 2,29, *Evangelii Gaudium* 259, 251). Dass Kardinal Tauran, der Diplomat, in Klarheit benannte, was augenblicklich geschieht und was zu tun ist, entsprach also der apostolischen „Offenheit“ des Papstes.

Und die Fakten? Das dritte Seminar im „Katholisch-Muslimischen Forum“, einem hochrangigen Dialogprozess, wird weiter vorbereitet. Dass man die unausgesprochene Drohung nicht wahrmachte, den Dialog abubrechen, könnte auch mit Äußerungen von islamischer Seite zu tun haben. Gut zwei Wochen nach der Veröffentlichung von Taurans Anklageschrift stellte die Deutsche Abteilung von *Radio Vatikan* eine Liste von muslimisch-öffentlichen Stellungnahmen zum ‚Islamischen Staates‘ zu-

sammen; der Sender ließ verlauten, dass „immer mehr Vertreter des Islam“ die brutale Handlungsweise der Terrormiliz verurteilen (28. August). Genannt wurden offizielle Stimmen aus Malaysia, Indonesien und Saudi Arabien, die al-Azhar Universität in Kairo sowie die türkische Religionsbehörde. Ob diese Stellungnahmen Reaktionen auf den Brief des Kardinals waren, lässt sich nicht erweisen und muss auch nicht gezeigt werden. Sie verlangen aber eine weitere Reflexion.

Dr. Timo Güzelmansur, Leiter der Fachstelle der Deutschen Bischofskonferenz zur Förderung und Dokumentation christlich-islamischer Beziehungen (CI-BEDO, Frankfurt) begrüßte zwar eine aktuelle Distanznahme etwa durch den saudischen Großmufti; er gestand aber ein, dass sie zugleich verwundern könne (*Radio Vatikan*, 11. September 2014). Denn vor zwei Jahren hatte derselbe Scheich noch zur Zerstörung von christlichen Kirchen in seinem Land aufgerufen. Es genüge auch nicht, wenn sich muslimische Führungspersönlichkeiten von den Gräueltaten der Terrormiliz lediglich distanzieren mit der Erklärung, sie gehen zu weit; verlangt sei keine graduelle, sondern eine prinzipielle Ablehnung religiöser Gewaltakte. Glaubwürdig sind solche Erklärungen, wenn sie nicht nur politisch korrekte Verurteilungen bieten. Vielmehr müssen muslimische Orientierungsfiguren und Oberhäupter aus islamischem Denken heraus begründen, warum derartige Handlungen gegen den Gotteswillen verstoßen. Erst die innerislamische Begründung verleiht einer Verurteilung Überzeugungs- und Durchschlagskraft.

Am 19. September richteten sich nun 126 islamische Gelehrte in einem offenen

Brief an den Führer und die Mitglieder der Terrormiliz „Islamischer Staat“. Der Brief erscheint zeitgleich auf Arabisch und in englischer Übersetzung (<http://lettertobaghdadi.com>). Die Unterzeichnerliste ist international. Islamische Institutionen sind breit vertreten. Es mag auffallen, dass keine Namen aus den Verbänden und Einrichtungen des deutschen Sprachraums darunter sind; aber von dieser Seite hatte es längst Verurteilungen gegeben. Der Brief ist in einer klassischen Scharia-Argumentation verfasst und erklärt die Miliz als lediglich „sogenannten“ Islamischen Staat, weist darauf hin, dass man das Kalifat nur in Übereinstimmung mit einer islamischen Mehrheit wiedergründen kann, und zeigt dann, dass und warum die brutalen Praktiken der IS-Kämpfer *ḥarām* sind: islamisch-rechtlich verboten und sündhaft. Die vor laufender Kamera enthaupteten US-Amerikaner James Foley und Steven Sotloff werden namentlich erwähnt. Hier lautet das Argument der Brief-Autoren etwa, dass Journalisten, sofern sie „ehrlich sind und keine Spionage treiben“, unter die Schutzrechte für Abgesandte fallen, wie sie die früheste islamische Tradition garantiert. Und weiter: „Arabische Christen“ werden eindringlich als Freunde bezeichnet; auch die Yeziden werden zu den „Schriftbesitzern“ gezählt und damit als schutzwürdig erklärt. Während das Schreiben erklärt, dass Folter islamisch verboten ist, billigt es grundsätzlich die Anwendung von *Hadd*-Strafen – also von drakonischen Körpersanktionen; es mahnt jedoch an, dass sie nur nach Warnung und bewiesener Schuld angewandt werden dürfen, dass sie oft bereits von Muhammad selbst ausgesetzt wurden

und dass Barmherzigkeit walten soll. Das massive Aufgebot an Autorität bei den Unterzeichnern und den Belegzitate kann immerhin Personen an der Schwelle zur Fanatisierung den heilsamen Zweifel stiften: Ist menschliche Gewaltanwendung gegen Unschuldige wirklich göttlicher Wille?

Welche Ziele?

Dieser Blick auf die jüngste Dialog-Geschichte verlangt eine systematische Zusammenfassung. Die bisher nicht beantwortete Frage lautet nämlich, was Christen denn nun wirklich wollen, wenn sie den interreligiösen Dialog suchen. Offenkundig geht es nicht nur um interkulturelle Friedensgesten, sondern auch um interreligiöse „Reinigung und Bereicherung“. So hatte es bereits das Dokument *Dialog und Mission* von 1984 ausgedrückt (21), so hatte es Benedikt XVI. in seiner letzten Weihnachtsansprache gesagt, und so hat es nun auch Papst Franziskus wiederholt (*Evangelii Gaudium* 250); und wenn immer wieder vom Dialog auf vier Ebenen – im alltäglichen Zusammenleben, im karitativen Zusammenwirken, im geistlichen Austausch und in der wissenschaftlichen Diskussion – gesprochen wird, lautet erneut die Frage: wozu? Eine theologisch reflektierte Antwort darauf wird zuerst betonen: Nicht „Ziele“ kann der Dialog haben, die man dann mehr oder weniger erfolgreich aushandelt. Es sind vielmehr „Hoffnungen“, von denen wir ahnen können, dass sie zwar nicht genauso in Erfüllung gehen werden, wie wir sie hegen. Dennoch sind es keine selbstgemachten Projekte und selbstbezogenen Sehnsüchte; denn der Auftrag Christi an

die Seinen lautet ja, zu allen Völkern zu gehen, alle Menschen zu seinen Jüngerrinnen und Jüngern zu machen. Nicht alle haben sich darauf eingelassen; der Auftrag aber hat uns von Anfang an die Richtung gegeben: verantwortungsvolle Hoffnung. Eine katholische Theologie, die sich ihrer Weltverantwortung bewusst ist, kann diese Hoffnung fünf-fach ausführen.

1. Problemlösungen

Im interreligiösen Zusammenleben ergeben sich zwangsläufig Reibungspunkte. Dialog bedeutet daher zuerst einmal, dass man sich zusammensetzt, die Anliegen der Betroffenen anhört und dann eine Güterabwägung vornimmt, um eine für alle lebbare Lösung zu finden. Oft werden hier die christlichen Gesprächspartner gar nicht als die Gegenseite der Muslime auftreten, auch wenn das ein bestimmtes Abendlandsmilieu von den Kirchenvertretern erwartet. Wie etwa ist mit dem islamischen Gebetsruf in der deutschen Öffentlichkeit zu verfahren? Hier können die Kirchen ihre Erfahrungen einbringen und vermittelnd wirken.

2. Weltsichten

Eine Religion enthält eine Weltdeutung – oft sogar mehr als eine. Es kann eine tiefe Bereicherung sein zu entdecken, wie andere Menschen mit den Grundherausforderungen des Lebens umgehen und wie ihnen dabei ihre Glaubens-traditionen helfen. Für das Zusammenleben und Lösungsfinden ist es eine große Hilfe, die Wertehierarchien, das ausdrückliche oder unausdrückliche Menschenbild und weitere Grundannahmen der Menschen kennenzulernen, die mit uns diese Welt gestalten wollen.

3. Selbsterkenntnis

Die frühneuzeitliche Methodenreflexion des Glaubenden stellt die Erkenntnisquellen der Theologie unter dem Stichwort der ‚loci theologici‘ zusammen. Die Heilige Schrift etwa ist ein solcher locus theologicus, ein anderer die Konzilien. Auch das, was sich im interreligiösen Dialog zeigt, könnte ein solcher „theologischer Erkenntnispunkt“ sein. Denn häufig trifft bei der Entdeckung eines andersreligiösen Lebensentwurfes auch ein Lichtreflex auf die eigene Glaubenstradition. Sei es im Kontrast, sei es aus Ähnlichkeit: Im Angesicht des anderen kann dem Christen das Geheimnis Christi deutlicher werden.

4. Christusverkündigung

Wer sich noch nie mit muslimischen Gläubigen zusammengesetzt hat, mag es für peinlich halten, wenn der christliche Gesprächspartner sagt: Ich wünsche allen Menschen die Befreiung, die aus der Botschaft von der Auferstehung Christi kommt. – Muslime finden es meist ganz selbstverständlich, dass jeder Gläubige für seine Freunde hofft, dass sie seinen Glauben auch als den wahren entdecken. Es gibt zwar in vielen Religionen – auch auf christlicher und islamischer Seite – Denkrichtungen, die meinen, im Grunde sei jede Religion inhaltsgleich; ein Religionswechsel erübrige sich da. Vielleicht macht man noch den Zusatz: „Solange die Religion des andern nur nicht exklusiv ist“, oder: „Solange sie nur dem entspricht, was ich für das Wesen von Religion halte.“ Das sind aber Vereinnahmungen, die dem Wahrheitsanspruch auch des Christentums nicht gerecht werden. Für einen glückenden Religionsdialog muss ich keineswegs draußen meine Hoff-

nung abgeben, dass die anderen den Weg zu meinem Glauben finden. Diese Hoffnung ist Andersgläubigen nachvollziehbar. Nur darf ich sie nicht manipulativ einsetzen. Transparenz im Vorgehen ist eine wahrhaft dialogische Haltung; ebenso die Bereitschaft anzuerkennen, dass andere sich anders entscheiden können, als ich es erhofft hatte. Daher gibt es die fünfte „Hoffnung“.

5. Werte

Die Kirche benennt auch Visionen von echter Menschlichkeit, für ein glückendes Zusammenleben und eine gerechte Gesellschaft, die selbst jene teilen können, die sich nicht taufen lassen wollen. Die Prinzipien der katholischen Soziallehre etwa sind so formuliert, dass sie sich auch von Andersgläubigen und Nichtgläubigen mittragen lassen. Während es kein Ziel des interreligiösen Dialogs ist, etwa eine gemeinsame islamisch-christliche Glaubenslehre zu entwerfen, ist es sehr wohl die Hoffnung aller katholisch-muslimischer Begegnungsarbeit, dass wir zu gemeinsamen Ausdrucksweisen und inhaltlichen Füllungen unser ethischen Grundbegriffe kommen. Ein geglücktes Beispiel hierfür ist die Schlusserklärung des ersten Seminars im Katholisch-Muslimischen Forum. Oberhäupter und Gelehrte beider Seiten erklärten am 6. November 2008: „Wahre Nächstenliebe beinhaltet auch die Achtung der menschlichen Person und ihrer Entscheidungen in Gewissens- und Religionsfragen. Dies schließt das Recht des Einzelnen und der Gemeinschaften ein, ihre Religion sowohl privat wie auch öffentlich auszuüben“ (5). Angesichts der Schwierigkeiten, die christliche Minderheiten in mehrheitlich islamischen Ländern haben, ist das ein

wichtiger Schritt; eine solche Erinnerung an die Religionsfreiheit ist jedoch auch heilsame Herausforderung, wo Westeuropäer um ihre Identität bangen, wenn die benachbarte Moscheegemeinde ein Minarett errichten will.

Eine erfreuliche Perspektive eröffnet sich derzeit im deutschsprachigen Raum mit der Gründung von Universitätsinstituten für islamische Theologie. Viele Schwierigkeiten sind noch zu überwinden; aber hier wächst eine Generation von Muslimen heran, die den eigenen Glauben auch historisch erforschen, in seiner Vielseitigkeit kennenlernen, in seiner Denkbarekeit vertreten und in der rechtsstaatlichen Öffentlichkeit weitergeben will. Islamische Theologie verlangt von den Studierenden wie jede andere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben, mit seiner Entwicklung, Vielsprachigkeit und Vielschichtigkeit Energie und Geduld. Aus dem ‚face to face‘ der interreligiösen Begegnung hat sich bereits ein konstruktives ‚side by side‘ in der Zusammenarbeit ergeben; nun aber bietet sich auch die Gelegenheit für eine dritte Dimension des interreligiösen Miteinanders: das ‚back to back‘. Auf Türkisch ist ‚der Mensch, der mit mir Rücken an Rücken steht‘ der ‚arkada‘ – und das bedeutet: ‚der Freund‘. Der Freund fällt mir nicht in den Rücken; es ist ein Vertrauenszeichen, dass wir einander verschiedene Perspektiven einnehmen lassen. Das geduldige, auch vom ständigen Druck der eleganten Selbstpräsentation entlastete ‚back to back‘ ist für die gelassene Weiterentwicklung einer Glaubensgeschichte notwendig; es ist aber nicht das Ende der Begegnung. Jede theologische Vertiefung der Eigentradition wird wieder

dazu führen, dass wir uns zusammensetzen und miteinander auseinandersetzen; zur erneuten gegenseitigen „Reinigung und Bereicherung“.

.....

Literatur des Verfassers zum Thema

- Kirche im Angesicht des Islam. Theologie des interreligiösen Zeugnisses, Stuttgart 2008.
- „Reizwort Dialog. Wo das christlich-muslimische Gespräch schärfer werden muß“, in: Stimmen der Zeit 226 (2008), 535–546.
- „Das erste Seminar im katholisch-muslimischen Forum. Theologische und islamwissenschaftliche Auswertung“, in: Mariano Delgado / Guido Vergauwen (Hg.), Interkulturalität. Begegnung und Wandel in den Religionen (Religionsforum, Band 5), Stuttgart 2009, 229–248.
- „Kirchliches Lehramt, katholische Theologie, heutiger Islam. Lösungsvorschläge in Kernfragen“, in: Stimmen der Zeit 228 (2010), 169–181.
- „Hoffnung auf Verständigung. Zum zweiten Mal traf sich das Katholisch-Muslimische Forum“, in: Herder Korrespondenz 66 (2012), 193–198.
- „Theologie des interreligiösen Zeugnisses – Thesen und Klärungen“, in: CIBEDO-Beiträge 2/2013, 60–71.
- „Offen in Wahrheit und Liebe. Evangelii Gaudium und der katholisch-muslimische Dialog“, in: CIBEDO-Beiträge 1/2014, 4–13.
- „Rücken an Rücken. Die dritte Dimension interreligiösen Miteinanders“, in: George Augustin / Sonja Sailer-Pfister / Klaus Vellguth (Hg.), Christentum im Dialog. Perspektiven christlicher Identität in einer pluralen Gesellschaft, Festschrift Günter Riß, Freiburg 2014, 235–242.

Die aufgeführten Artikel sind auf P. Körners Website abrufbar (<http://www.sankt-georgen.de/lehrende/koerner.html>).

Hamideh Mohagheghi

Hamideh Mohagheghi, geboren 1954 in Teheran, ist Juristin, Religionswissenschaftlerin und islamische Theologin. Nach dem Studium der Rechtswissenschaft in Teheran kam sie 1977 nach Deutschland und studierte Rechts- und Religionswissenschaft an der Universität Hannover. Aktuell ist Mohagheghi wissenschaftliche Mitarbeiterin für islamische Theologie am Zentrum für Komparative Theologie und Kulturwissenschaften der Universität Paderborn.



Hamideh Mohagheghi

Wer sind die „Ungläubigen“ im Qur`an?

Wer sind die „Ungläubigen“ im Qur`an? In den letzten Jahren bekommen die Meinungen über den Islam, die ihn als eine aggressive und gewalttätige Religion sehen, durch die Taten der extremistischen Gruppierungen – aktuell in brutaler Form durch IS in Irak und Syrien – geeignete Nahrung. Die Anhänger dieser Gruppen sprechen von der Berufung, sich gegen Unglauben zu erheben und die „Ungläubigen“ entweder zum Glauben zu zwingen oder sie zu töten.¹ Sie beziehen sich auf einige Stellen im Qur`an, die dahingehend gedeutet werden können, diese Auffassung als Auftrag Gottes an die Gläubi-

gen zu erklären. In der Erfüllung dieses Auftrages sehen sie die Verwirklichung ihres Glaubens, die dann zur ewigen Glückseligkeit führt. Auch wenn diese Gruppierungen sich als religiös bezeichnen und für sich eine „Heilslehre“ zurechtgelegt haben, kann das Problem nicht nur theologisch beseitigt werden. Es sind soziale und politische Probleme, die die Menschen anfällig für derartige Haltung machen, die sich dann der Religion für die Rechtfertigung ihrer Taten bedienen. Die Komponenten wie soziale Ungerechtigkeiten, politische Bevormundung, Unterdrückung der Freiheit, fehlende Bildung – auch reflektierte re-

ligiöse Bildung –, Perspektivlosigkeit in einer Welt, die immer mehr auf Gewinn und wirtschaftlichen Wachstum orientiert ist und dabei die Menschen oft nur als Konsumenten betrachtet und sie als Individuum in Stich lässt, sind weitere Ursachen für das extremistische Gedankengut.

Der Qur'an weist immer wieder darauf hin, dass der Mensch auf dieser Welt nur für eine kurze Zeit lebt und das eigentliche Leben nach dem Tod beginnt. Die Taten und Lebensweise auf dieser Welt sind die Gestalter des ewigen Lebens. Die Vergänglichkeit der Welt ist ein Bestandteil des Glaubens und kann gezielt für bestimmte Zwecke manipuliert genutzt werden. Die besondere Hervorhebung jenseitsorientierter Heilsversprechen kann die Grundlage dafür sein, alle Mittel für legitim zu erklären, die angeblich zu diesem „Heil“ führen. In einem Kontext, in dem das diesseitige Leben wertlos und ohne Aussicht auf eine glückliche Zukunft zu sein scheint, besteht die Möglichkeit, die Menschen zu verleiten, Gewalt anzuwenden, um das ideale Ziel erreichen zu können. In diesem Zusammenhang können die eigenen Werte und Ziele zur einzigen und absoluten Wahrheit erklärt werden, um gleichzeitig alle anderen Lebensformen und Religionen als schlecht, amoralisch, von Gott verflucht und als Verkörperung des Bösen zu bezeichnen und zu bekämpfen, wenn man aus eigener Überzeugung das „wahre Heil“ erreichen will. Dies kann religiöse Denkstrukturen bei Menschen schaffen, die in ihrem Eifer bereit sind, Gewalt als legitimes Mittel anzuwenden. Hierfür können die religiösen Quellen und Traditionen selektiv als Begründung herangezogen werden. Die Offenbarungs-

texte und Traditionen tragen zwar ein Gewaltpotential in sich, sie sind jedoch in die umfassenden göttlichen Offenbarungen eingebettet, die auch kontinuierlich von Barmherzigkeit, Liebe, Versöhnung, Vergebung und Verzeihung sprechen, dennoch bleiben sie eine Herausforderung für die Theologie.

Der moderne islamische Fundamentalismus ist in den 1970er Jahren verknüpft mit globalen sozioökonomischen Entwicklungen entstanden.² Seyyed Ali Reza Nasr zeigt in seinen Werken, wie ein religiöser Grundgedanke aufgrund der soziopolitischen Begebenheiten zur politisch-religiösen Ideologie wird, und warum das Adjektiv „islamisch“ für diese Bewegungen eine besondere Rolle spielt. Er macht an der Ideologie von Maududis Qur'anexegese deutlich, wie dessen Ideologie gesellschaftspolitisch und nicht vordergründig theologisch war. Es ging ihm bei dem Gedanken von der „islamischen Wiedergeburt“³ nicht in erster Linie um die Rettung der individuellen Seelen. Die religiöse Stärke sollte Ängste mildern, die aus den sozialen, ökonomischen, kommunalpolitischen und politischen Krisen der Muslime entstanden waren. Dies sollte ausdrücken, dass der „wahre“ Islam nicht privater Natur sei, vielmehr müsse er engagiert nach außen gelebt werden. „Das Verhältnis zwischen Menschheit und Gott wurde zunehmend ein Werkzeug, um Erfolg in der Welt zu erreichen, eine Schablone, die die Verwirrung erklären konnte, die im Leben der Muslime herrschte. [...] Der attraktive weltliche Geist dieser neuen Formulierung konnte nicht länger im Begriff ‚Muslim‘ gefangen sein, er wäre zutreffender ausgedrückt mit dem Adjektiv ‚islamisch‘“⁴ Somit dekla-

rieren die Ideologen dieser neuen Bewegungen ihre Taten als „islamisch“ und ziehen die Quellen selektiv und unreflektiert zur Begründung heran.

Verantwortung für die Schöpfung

Der Mensch ist nach islamischer Auffassung mit der Verantwortung für die Schöpfung erschaffen.⁵ Gott vertraut die Schöpfung den Menschen an und setzt ihn als „Statthalter, Verwalter, Erbe“⁶ auf der Erde ein. Der Sinn seiner Erschaffung ist laut Qur'an, Gott zu dienen.⁷ Der Dienst an Gott wird durch die obligatorischen Rituale und den Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden verwirklicht. Die Schöpfung ist eine Leihgabe, für die jeder einzelne Mensch für die Zeit seines Lebens die Verantwortung übernimmt. Damit der Mensch dieser Verantwortung gerecht werden und den damit verbundenen Auftrag erfüllen kann, hat sich Gott, ausgehend aus seiner Barmherzigkeit und Gnade, durch Gesandte und Offenbarungen den Menschen zugewandt – unter ihnen auch Prophet Muhammad und der Qur'an – und bietet zusätzlich zur menschlichen Fähigkeit, Gut und Schlecht unterscheiden zu können, vielfältige Orientierungshilfen für die Gestaltung des Lebens.

Der Qur'an beinhaltet konkrete Hinweise auf Glaubensgrundlagen, ethische Werte sowie Rechtsnormen, die in der Geisteshaltung und der Lebensrealität der Offenbarungszeit eingebettet sind. Darüber hinaus sind Fragmente von Erzählungen über Propheten und Völker zu finden, die als Lehrsatz bzw. Ermahnung formuliert sind. Im Kontext dieser Erzählungen ordnet der Qur'an die Menschen aufgrund ihrer Orientierung und

Handlungen in verschiedene Gruppen: Gläubige, Rechtschaffene, Friedensliebenden, Götzendiener, Leugner, Heuchler, Frevler und Zweifler sind Gruppen, die oft im Qur'an erwähnt werden.

Das Ziel der islamischen Lehre wird in Sure 2, Vers 208 definiert, in dem Gott zum „Heil und Frieden“ einlädt. Alles, was den Menschen zu diesem Ziel führt, ist erstrebenswert und alles, was von diesem Ziel entfernt, ist zu tadeln, davon sollte man sich fernhalten. In diesem Sinne sind auch die Stellen im Qur'an zu lesen, die von exzessiver Gewalt sprechen. Die erlaubte Gewalt im Qur'an ist nach den Methoden der Exegese zu deuten. Zu dieser Methodologie der Qur'anwissenschaft gehört auch die Untersuchung der Offenbarungsanlässe. Der Qur'an wurde in einer Zeitspanne von 23 Jahren offenbart, und es gibt Stellen, die sich zu konkreten Fragen und Situationen äußern bzw. eine Lösung der bestehenden Probleme damaliger Zeit äußern. Um zu verstehen, warum an einer Stelle die Option der Gewaltanwendung gegen Menschen empfohlen wird, müssen die Umstände der Offenbarungszeit untersucht werden.⁸ Gewalt als letzte Option, im Rahmen der Verhältnismäßigkeit und Angemessenheit, kann nur eingesetzt werden, wenn Ungerechtigkeit und Tyrannei Oberhand gewinnen und der Menschheit das Verderben bringen und wenn keine anderen Mittel diese Entwicklung abwehren können.

Qur'an und die „Ungläubigen“

Menschen, die nicht an Gott, seine Propheten und Offenbarungen glauben, werden in der deutschen Sprache als „Ungläubige“ bezeichnet. Mit diesem

Begriff sind Bilder von Menschen assoziiert, die in der biblischen und christlichen Tradition zu den „Heiden“ gehören, die im Laufe der Geschichte zu Menschen erklärt wurden, die entweder unter Zwang den Glauben annahmen oder bekämpft werden mussten. Dieses Verständnis von „Ungläubige“ prägt die Deutung des qur'anischen Begriffs „*kāfar*“. Der Begriff „*kāfar*“ hat auf Arabisch die Bedeutung „bedecken, verbergen und verleugnen“. In diesem Sinne sind „*kāfar*“, Pl. „*Kuffār*“, Menschen die die Wahrheit kennen, das Gute vom Schlechten unterscheiden und bewusst und absichtlich dieses Wissen verdecken. Es geht nicht um persönliche und individuelle Überzeugung oder den Glauben, sondern darum, was dieses „willentliche Verdecken“ bewirkt. In Sure 2 Vers 254 heißt es, dass die *Kuffār*, die Frevler sind, und Frevler in diesem Vers sind Menschen, die sich weigern von dem zu spenden, was Gott ihnen geschenkt hat. Laut dieser Qur'an-Stelle ist jemand Verleugner „*kāfar*“, der sich der sozialen Verantwortung entzieht. Die Zuwendung, Sorge und Umsorge um Mitmenschen ist ein Glaubenswerk, eine „religiöse Pflicht“ nach der islamischen Lehre. Die Weigerung, dieser Pflicht nachzugehen, ist wiederholt als eine Definition für „*kāfar*“ erwähnt.⁹ Ferner ist im Qur'an von „Grenzen Gottes“ die Rede. Darunter werden ethische und moralische Grenzen verstanden, die einzuhalten sind. Wer diese Grenzen überschreitet, wird als Verleugner „*kāfar*“ genannt.¹⁰ In der Schöpfungsgeschichte in Sure 2 ab Vers 30 wird Satan als Verleugner „*kāfar*“ bezeichnet, weil er sich überheblich gegenüber Adam zeigte – die Überheblichkeit als eine Haltung, die zu den undankbaren und

ungerechten Handlungen führt. Satan lehnte sich gegen Gott auf, indem er nicht bereit war, die von Gott gegebene Würde des Menschen anzuerkennen. Anhand der Beispiele im Qur'an wird deutlich, dass der Begriff *kufṛ*, der unkorrekt in den Qur'anübersetzungen mit „Unglaube“ übersetzt wird, eine bewusste und mutwillige Haltung beschreibt, die zu Verhaltensweisen und Handlungen führt, die schädlich für die Menschen und Schöpfung sind.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Für diese Gruppe von Menschen sowie die Heuchler und Frevler wird die peinliche und gewaltige Strafe im Jenseits in Aussicht gestellt. Ebenso ziehen sie den Fluch Gottes auf sich.¹¹ Im Qur'an sind für diese Menschen keine weltliche Strafe vorgesehen, Gott droht ihnen mit den Strafen am Jüngsten Tag. Die Menschen aufgrund ihres Glaubens zu verfolgen, sie zu zwingen, einen anderen Glauben anzunehmen oder sie töten, kann weder mit den o.e. Stellen noch anderen Texten im Qur'an legitimiert werden. Der Glaube ist eine innere Überzeugung und Haltung, und kein Mensch kann sich anmaßen zu wissen, was ein Mensch tatsächlich in seinem Inneren und im Herzen trägt. In diesem Sinne wird im Qur'an selbst als Gottes Offenbarung der Prophet Muhammad angesprochen und ermahnt, dass er nicht übereifrig die Menschen zum Glauben bringt. Er soll nur die Botschaft Gottes übermitteln, Gott selbst

leitet die Menschen: „Wir [Gott] bestellen dich [Muhammad] nicht zu einem Hüter über sie, und du trägst keine Verantwortung für sie.“¹²

Der Qur'an spricht von Andersgläubigen, namentlich von „Leuten der Schrift“. Im qur'anischen Kontext werden hiermit Juden und Christen bezeichnet, mit denen die Muslime zur Offenbarungszeit in Beziehung standen. Juden und Christen werden dann als „*kāfar*“ bezeichnet, wenn sie ihre eigene Religion nicht ernst nehmen und nicht entsprechend der durch ihre Propheten überbrachten Schriften leben.

Die Stellen im Qur'an, die von Anwendung von Gewalt und gar Töten sprechen, können nicht als normativ religiös legitimes Recht gedeutet werden, um Andersgläubige zu bekämpfen. Ein Beispiel dafür, dass oft der Zusammenhang zwischen Qur'an und Gewalt reduziert auf einen Satz erwähnt wird, ist der Vers 191 in Sure 2: „Tötet sie, wo ihr sie trifft!“ Dieser Satz wird normalerweise so gedeutet, dass die Muslime aufgrund der Formulierung im Qur'an berechtigt sind, sogar verpflichtet sind, gegen Nichtmuslime zu kämpfen und sie zu töten, wenn sie den Islam nicht annehmen. Dieser Satz ist aber zusammenhängend mit den Versen 190 bis 195 offenbart und gehört zu den spätmedinensischen Versen. Durch diesen Vers bekamen die Muslime in Medina laut *Tabātabāī* zum ersten Mal durch den Qur'an die Erlaubnis, sich aktiv gegen die Mekkaner zur Wehr zu setzen.¹³ Bis dahin galt es, die Feindseligkeiten geduldig auszuhalten und das Anliegen Gott zu überlassen, wie es in Vers 10-11 der Sure 73 erwähnt wird: „Sei geduldig dem gegenüber, was sie sagen und meide sie in schöner Weise!

Lass mich [Gott] allein mit den Verleugern, die ein angenehmes Leben pflegen, und gib ihnen noch ein wenig Aufschub!“ Ferner war die Sure 109 exemplarisch für eine Haltung gegenüber den Mekkanern, die nicht bereit waren, den Islam anzunehmen und Muhammad stets aufforderten, von seiner Überzeugung abzurücken und den alten Glauben der Vorfahren anzunehmen: Sprich: „O ihr Verleugner! Ich verehere nicht, was ihr verehrt, und ihr verehrt nicht, was ich verehere, und nicht verehere ich, was ihr verehrt habt, und ihr verehrt nicht, was ich verehere. Euch eure Religion und mir die meine!“

In der spätmedinensischen Zeit gab es eine Wende. Nachdem die Muslime aufgrund der Repressalien der Mekkaner gezwungenermaßen 622 aus Mekka ausgewandert waren, beschloss der Prophet Muhammad, im Jahr 628 mit Muslimen die obligatorische Pilgerfahrt nach Mekka durchzuführen. Es war zu erwarten, dass die Mekkaner dies nicht zulassen würden und weiterhin unter Anwendung von Gewalt verhindern wollten, dass die Muslime nach Mekka kommen. Der Wortlaut der Verse weist darauf hin, dass hier nicht allgemein die Tötung Andersgläubiger gemeint ist, sondern nur im Fall der Notwendigkeit eines Kampfes. Daher muss der Satz „Tötet sie, wo ihr sie trifft!“ weiter gelesen werden, denn im gesamten Vers wird deutlich, welche besondere Situation und wer mit „sie“ gemeint ist: „Bekämpft sie, wo ihr sie trifft! Und bekämpft auf dem Weg Gottes die, die euch bekämpften! Handelt aber nicht widerrechtlich! Siehe, Gott liebt die nicht, die widerrechtlich handeln.“ Der Wortlaut erlaubt zwar einen Kampf, jedoch nicht einen beliebigen, grenzlosen

und barbarischen Kampf. Hier sind es nicht „Ungläubige“, gegen die man kämpfen soll, sondern diejenigen, die die Muslime vertrieben und bekämpft hatten. Das zeigt, dass diese Stelle ausschließlich in der Perspektive der Konflikte zwischen Mekkanern und Muslimen gedeutet werden kann. Die überzeitliche Botschaft dieses Abschnitts liegt darin, dass auch im Kampf Verhältnismäßigkeit und Angemessenheit zu bewahren ist und nicht widerrechtlich und maßlos gehandelt werden darf. In der qur'anischen Rhetorik kommt die Formulierung „Gott liebt“ bzw. „Gott liebt nicht“ oft vor, und damit wird beschrieben, ob Gott eine Handlung für gut oder schlecht heißt. An diese Stelle ist eindeutig, dass die widerrechtlichen Maßnahmen nicht die göttliche Zustimmung finden. In diesem Abschnitt ist eine Reihe von Grenzen erwähnt, die nach islamischem Recht nicht zu überschreiten sind. Der Qur'an und die Überlieferungen beinhalten Richtlinien, die definieren, was mit dem Kampf „für die Sache Gottes“ gemeint ist. Auch wenn Krieg notwendig wird, sind die Grenzen nicht zu überschreiten: Einhalten der Regeln der Gemeinschaft – damals galt die Einhaltung des Verbots, in bestimmten Monaten und Orten zu kämpfen, die Achtung der Würde der Menschen und der gesamten Schöpfung, der Verzicht auf Zerstörung der Natur, Bekämpfung Unbeteiligter sowie von Frauen, Kindern und alten Menschen. Das Ziel ist die Wiederherstellung der Ordnung und Gerechtigkeit und nicht ein Kampf für die eigenen Interessen und als Eroberungskrieg. Von Imam Ali ist überliefert: „Wenn ihr mit Gottes Hilfe den Feind besiegt habt, verfolgt nicht diejenigen die fliehen!

Tut den Frauen kein Leid an! Beschimpft den Feind nicht, auch wenn sie euch und eure Würdenträger beschimpfen und verschmähen!“¹⁴

Fazit

Aufgrund des globalen religiösen Extremismus ist eine vertiefte und reflektierte Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Religion und Gewalt eine Notwendigkeit. Auch wenn die Ursachen von Gewalt und Konflikten nicht immer primär religiös bedingt sind, können die religiösen Dogmen Antriebskraft für eine Vertiefung der Konflikte werden.

Eine Theologie der gegenseitigen Anerkennung durch die Quellen der Religionen ist unabdingbar, damit den extremistischen Gruppen die Legitimation ihrer Untaten entzogen wird. Die Unruhen und Konflikte haben soziale und politische Ursachen, die jenseits von nur auf materiellen Gewinn ausgerichteten Entscheidungen und politischen Eigeninteressen nachhaltig erforscht und aufgehoben werden müssen.

Gerechtigkeit ist eine Voraussetzung für den Frieden; der Mensch ist aufgefordert, sich für die soziale Gerechtigkeit einzusetzen, gerecht zu sprechen und zu handeln, auch wenn dies gegen die eigenen Interessen ist: „Lasst nicht durch den Hass anderer euch zu Ungerechtigkeit verführen. Seid gerecht, das ist näher an der Ehrfurcht vor Gott.“¹⁵ „Und gebt volles Maß und Gewicht nach Gerechtigkeit. Wir fordern von den Menschen nur das, was sie vermögen. Und wenn ihr aussagt, dann seid gerecht, auch wenn es um einen Verwandten geht. Und erfüllt den Bund Gottes.“¹⁶

-
- 1 Vgl. Die Welt, 06.10.2014
 - 2 Gemein, Gisbert / Redmer, Hartmut, Islamischer Fundamentalismus, Münster 2005, 33.
 - 3 Der Begriff wurde Anfang des 20. Jahrhunderts von muslimischen Reformdenkern verwendet.
 - 4 Seyyed Vali Reza Nasr, Mawdudi and the Making of Islamic Revivalism, Oxford University Press, New York 1996, 63. Aus dem Englischen übersetzt von G. Gemein, in Gemein / Redner, 159.
 - 5 Q 2:30-37.
 - 6 Diese sind die Bedeutungen des qur'anischen Begriffes *ḥalīfa*.
 - 7 Q 51:56.
 - 8 Hierzu das Buch: Hamideh Mohagheghi/ Klaus von Stosch, Gewalt in den Heiligen Schriften von Islam und Christentum, Paderborn 2014.
 - 9 Q 41:7.
 - 10 Q 58:4.
 - 11 Vgl. Sure 4, 51.
 - 12 Q 6:107.
 - 13 Vgl. ALLAMEH TABĀTABĀĪ, *tafsīr al mīzān* (= Exegese, die Waage), Bd. 2, Teheran 1977, 80.
 - 14 Ayatollah MĀkarem ŠĪrĀzĪ (Hg.), *tafsīr nemouneh* (= Muster-Kommentar), Bd. 2, Teheran 1999, 11.
 - 15 Q 5, 8.
 - 16 Q 6, 152.

Timothy Wright OSB

Abt Timothy Wright ist Delegat des Abtprimas der Benediktiner für den Dialog mit dem Islam. Er promovierte an der Universität of Wales (Lampeter) und war in dieser Zeit Geistlicher Direktor des Päpstliche Beda College in Rom. Er besuchte viele Länder in Asien und Afrika, um dem Dialog mit dem Islam nachzuspüren. Seit dem Jahr 2013 ist er in diesem Bereich Dozent an der Benediktineruniversität Lisle in den USA; dort sind 35% der Studierenden Muslime.



Timothy Wright OSB

Dialog zwischen Mönchen und Muslimen?

Warum benediktinische Gemeinschaften im „Dialog der Spiritualität“ mit dem Islam gefordert sind

Im Jahr 2005 bat mich der Abtprimas Notker Wolf, den weltweiten benediktinisch-muslimischen Dialog zu untersuchen. Das provozierte die Frage: „Wo soll ich anfangen?“ Zu dieser Zeit waren die Nachrichten voll von Geschichten über die „Tode“ der Trappistenmönche von Tibhirine, Algerien. Die Thematik erlangte zusätzliche Popularität, als 2010 der Film „Von Menschen und Göttern“ erschien, der einer breiten Öffentlichkeit die Lebensumstände im vom Krieg geprägten Algerien vor Augen führte. Eine kleine Ordensgemeinschaft, geleitet von einem Prior mit he-

rausragenden Kenntnissen des Islam und innovativ in seiner Art, das klösterliche Leben mit den Bedürfnissen der lokalen muslimischen Bevölkerung in Einklang zu bringen, war inspirierend, aber kaum auf andere Benediktinerklöster übertragbar. Auf meinen Reisen habe ich festgestellt, dass einige wenige benediktinische Kommunitäten, sowohl Frauen als auch Männer, dem Beispiel der Trappisten von Tibhirine folgen. Ein Grund für diese Zurückhaltung ist, dass die katholische Kirche dem Dialog mit dem Islam seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ambivalent gegenüber-

steht. Der Beweis ist deutlich: Wenn Sie die Reden der letzten drei Päpste lesen, bemerken Sie die fehlende Kontinuität. Der Enthusiasmus, neue Wege im Dialog mit dem Islam einzuschlagen, wurde von Papst Johannes Paul II. begründet. Er bewegte sich von der „Guten Nachbarschaft“ hin zu einer Gebetsgemeinschaft, wie es in seiner Rede vom 19. August 1985 vor jungen Menschen in Casablanca deutlich wurde, die mit einem gemeinsamen Gebet endete. Sein Nachfolger, der emeritierte Papst Benedikt XVI., teilte diesen Enthusiasmus auf der spirituellen Ebene nicht, sondern konzentrierte den Dialog beharrlich auf das Thema Menschenrechte. Papst Franziskus hingegen bewegt den Dialog mit dem Islam wieder zurück in die Richtung Johannes Pauls II. Das gestaltet sich jedoch nicht so einfach, wie es klingt. Das Fehlen von Kontinuität in der Bekräftigung der Verbindungen von muslimischer und christlicher Spiritualität in direktem Gegensatz zum Vorgänger ist eine Form von Missbrauch. Es zeigt einen Mangel an Respekt gegenüber dem konziliären Dokument *Nostra Aetate*. Die entscheidende Qualität, die den christlich-muslimischen Dialog in der heutigen Zeit ausmachen muss, ist die Kontinuität: Ohne sie gießt man Öl ins Feuer der Fundamentalisten auf beiden Seiten.

Das dritte Kapitel von *Nostra Aetate* ist so wichtig, dass man es als Ganzes zitieren muss: „Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. Sie mühen sich, auch seinen verborgenen Rat-

schließen sich mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische Glaube sich gerne beruft. Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria, die sie bisweilen auch in Frömmigkeit anrufen. Überdies erwarten sie den Tag des Gerichtes, an dem Gott alle Menschen auferweckt und ihnen vergilt. Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebenshaltung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten.“

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine sorgfältige Untersuchung dieser Sätze zeigt, dass *Nostra Aetate* ein Rahmen für den Dialog ist. Es ist dieser Rahmen, in den sich die benediktinische Welt bereit ist, einzubringen und sich im Dialog der Spiritualität zu engagieren. Ich will diesen Rahmen ausfüllen, indem ich einen Blick auf vier Bereiche werfe, in denen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu finden sind: ideale Bedingungen für einen Dialog der Spiritualität. Lassen Sie mich zunächst einen Blick auf die beiden Gründer (Mu-

hammad und den hl. Benedikt) werfen. Ihre Herkunft könnte unterschiedlicher nicht sein. Der Prophet Muhammad wurde nach dem Tod seines Vaters geboren und auch seine Mutter starb, als er sechs Jahre alt war. Er wuchs bei seinem Onkel auf und verdiente sein Geld als Karawanenführer zwischen Mekka und Damaskus. Der hl. Benedikt hingegen wurde in eine römische Adelsfamilie hineingeboren und profitierte von ausgezeichneten Bildungsmöglichkeiten, bevor er entschied, dass die Weltlichkeit Roms kein Platz für ihn war, und in das Dorf Enfide zog, das in den Bergen hinter der Metropole liegt. Er verdeutlichte seiner Familie, dass er ein Leben im Gebet suchte, nicht etwa akademische Errungenschaften oder weltlichen Erfolg.

Der 25-jährige Muhammad heiratete seine Arbeitgeberin Khadija, eine wohlhabende mekkanische Witwe von 40 Jahren. Fünf Jahre später entdeckte er eine Höhle im Berg Hira nahe Mekka, wohin er sich zur Stille und zum Gebet zurückzog. Gleichmaßen fand Benedikt zunächst Abgeschiedenheit und Zeit für das Gebet in der kleinen Dorfgemeinde von Enfide. Nachdem er hier allerdings sein erstes Wunder gewirkt hatte – er hatte ein zerbrochenes Getreidesieb aus Ton nur durch Gebet ohne Makel wiederhergestellt – verbreitete sich sein Ruf. Es verlangte ihn jedoch nach mehr Ruhe und so zog er sich in eine Höhle in der Nähe von Subiaco zurück.

Im Jahr 610, mit 40 Jahren, hatte der Prophet Muhammad eine Vision von einem Engel, der ihn aufforderte zu „verkünden“: „¹ Lies! Im Namen deines Herren, der erschuf, ² Erschuf den Menschen aus geronnenem Blut. ³ Lies, denn der Herr ist allgütig, ⁴ Der die Fe-

der gelehrt, ⁵ Gelehrt den Menschen, was er nicht gewußt.“ (Qur’an 96:1-5) Dies markierte den Anfang seiner Mission und einer Serie von Offenbarungen, die sich 20 Jahre bis zu seinem Tod fortsetzten. Ausgehend von diesen Offenbarungen entstand der Qur’an bis kurz nach seinem Tod im Jahr 632. In seiner Höhle bei Subiaco verbreitete sich Benedikts Ruf immer weiter und er wurde oft um Rat gefragt. Eine Gruppe von monastischen Gemeinschaften siedelte sich um seine Eremitage an: Er blieb ein Berater mit einer gewissen Distanz. Nach drei Jahren bat ihn eine weitere monastische Gemeinschaft um Hilfe und holte ihn um 530 als Oberen nach Monte Cassino. Dort verfasste er seine Ordensregel.

Die frühen Jahre des Islam waren stürmisch. Einige nahmen den Propheten an und begleiteten ihn bei seiner Umsiedelung nach Medina. Erst später, kurz vor seinem Lebensende hieß das Volk von Mekka den Propheten wieder willkommen und setzte damit den Startpunkt für die Ausbreitung des Islam. Die Bevölkerung von Mekka war so erbost, dass der Prophet nach Medina ging, wo der neue Glaube zu reifen und sich zu verbreiten begann. Kurz vor seinem Tod kehrte Muhammad nach Mekka zurück und widmete die Ka’ba wieder Allah. Daraufhin konvertierte fast die gesamte Bevölkerung der Stadt zum Islam. Die Benediktregel blieb der Standard für die Mönche von Monte Cassino. Die universale Akzeptanz der Regel stellte sich 500 Jahre später ein, als Karl der Große sie zur offiziellen Klosterregel seines Reiches erhob.

Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Gründern eröffnen die Möglichkeit eines Dialogs der Spiritua-

lität. Sowohl der Islam als auch das benediktinische monastische Leben entstanden in der „Wüste“. Beide boten einen alternativen Lebensstil an, der im Gegensatz zur materialistischen und kurzlebigen Welt stand. Aber es existieren wichtige Unterschiede: Der eine entstand in der örtlichen Gemeinschaft, während der andere sich von ihr zu entfernen suchte. Auf der anderen Seite schätzten beide Gründer ihr „Höhlenerlebnis“ und richteten sich ganz auf das verkündete Wort Gottes, ein Wort, das den Ursprung des menschlichen Lebens erklärt und ein Wort, das dessen Erfüllung in der Auferstehung nach dem Tod sieht. Beide bilden einen Rahmen für ein Gemeinschaftsleben und beide verlangen ein tägliches Gebet, um die Gläubigen auf den einen, barmherzigen und vergebenden Gott zu fokussieren. Zusätzlich hatten sowohl der Prophet Muhammad als auch der hl. Benedikt mystische Erfahrungen, die ihre Lebenskonzepte bekräftigten und sie in ihrer Gottesbeziehung bestärkten. Diese basierte auf dem Bewusstsein der Gegenwart Gottes in jedem Augenblick, in jeder Situation und in jedem Menschen. Indem sie „Experten“ für das verkündigte Wort Gottes wurden, war jeder in der Lage, die „Stimme Gottes“ den ganzen Tag zu vernehmen. Die muslimische Hingabe verlangt nicht nur fünf Gebetszeiten pro Tag, sondern auch regelmäßige Almosen an die Bedürftigen sowie einen Monat der Askese und des Gebets (Ramadan) und einmal im Leben die Pilgerreise nach Mekka.

Diese Zusammenfassung zeigt Ähnlichkeiten und Unterschiede. Aber das wichtigste Element, das die Atmosphäre für einen Dialog schafft, ist die Tatsache, dass beide von Gott inspirierte

Schriften haben, jede auf ihre eigene Weise verkündet, aber mit einer Botschaft, die mit der jeweils anderen mitschwingt. Nicht als Zeichen der völligen Übereinstimmung, sondern als Zeichen, dass es genügend Ähnlichkeiten gibt, um in einen Dialog zu treten und ein gegenseitiges Verständnis zu entwickeln. Die Unterschiede helfen dabei, sich selbst in Bezug auf den „Anderen“ zu definieren. Dazu tragen auch die Echos des jeweils anderen auf die von Gott inspirierten Schriften bei. Es existieren Unterschiede im Inhalt, in der Struktur und im Stil, aber auch Ähnlichkeiten, die einen Dialog von Ähnlichkeiten und Unterschieden fördert.

In beiden Gemeinschaften lebten viele Analphabeten: das führte dazu, dass sowohl die Anhänger Benedikts als auch die gläubigen Muslime das Wort auswendig lernen mussten, um sich die Passage später zur Reflexion und zum Gebet in Erinnerung rufen zu können. Den Text auswendig gelernt zu haben, befähigt beide – Muslime und Benediktiner – dazu, das Wort in vielen unterschiedlichen Situationen – bei der Arbeit, beim Gebet oder im Studium – zu leben. Auf gleichem Weg wird der Qur'an auch Teil des alltäglichen Lebens der Muslime. In beiden Fällen bringt die Wiederholung der von Gott inspirierten Schrift neue Einblicke in die Bedeutung des Wortes und einen tieferen Sinn der persönlichen Verbindung mit dem göttlichen Autor.

Diese „Spiritualität des Wortes“ unterstreicht und berührt jeden Moment des alltäglichen Lebens des Mönchs und des Muslims. Ich arbeite an der Benedictine University in Lisle, Illinois (USA), an der 35% der Studenten Muslime sind. Es ist

beeindruckend, so viele von ihnen zu den vorgeschriebenen Zeiten nach Mekka gewandt beim Gebet zu sehen. Das ist eine Herausforderung für Katholiken und andere Christen, deren Äquivalent das Brevier ist, dessen Gebete zu sieben Zeiten des Tages gesprochen werden.

Eine wichtige Möglichkeit, die entwickelt werden kann, ist, Gruppen von Muslimen und Christen dazu zu ermuntern und zu befähigen, ihr jeweiliges „Gotteswort“ durch nachdenkliches Beten ausgewählter Texte miteinander zu teilen. Dies ist ein wichtiger Schritt, um den Dialog der Spiritualität voranzutreiben: kleine Gruppen von Muslimen und Christen zu bilden, die sich regelmäßig für eine kurze Zeit zusammensetzen und das Wort Gottes ihrer jeweiligen Heiligen Schriften miteinander zu teilen und gleichzeitig deren Relevanz für ihr aktuelles Leben zu erörtern. Sobald sie alle erkennen, dass dies ein aufrichtiges Teilen und nicht etwa eine subtile Art der Bekehrung ist, kann Vertrauen aufgebaut werden und sich gegenseitiger Respekt einstellen.

Das eröffnet die Möglichkeit, in Zukunft die Sorte von „Spirituellem Vertrauen“ zwischen Christen und Muslimen auf lokaler Ebene herzustellen. Die benediktinische Welt steht damit zwei Aufgaben gegenüber: zunächst sich selbst dem „Dialog der Spiritualität“ zu verschreiben, der dadurch möglich wird, dass beide Religionen ein vom einen Gott inspiriertes Wort haben. Wo das Wort der „einen“ Tradition mit dem Wort der „anderen“ koinzidiert, da gibt es einen Moment der „Berührung“ oder der „Ähnlichkeiten“. In diesen Momenten zeigen sich die positiven Ergebnisse des „Dialogs der Spiritualität“, indem

jeder ein positives Echo der Schrift des jeweils anderen empfängt.

Lassen Sie mich das illustrieren: In der Benediktregel lesen wir: „⁴⁹ Wer aber im religiösen Leben und im Glauben voranschreitet, dem weitet sich das Herz, und mit der unsagbaren Freude der Liebe eilt er voran auf dem Weg der Gebote Gottes.“⁵⁰ So wollen wir nie von seinen Unterweisungen lassen, sondern im Kloster bis zum Tod in seiner Lehre verharren und mit Geduld am Leiden Christi teilnehmen, damit wir auch verdienen, an seinem Reiche teilzuhaben.“ (RB Prol 49-50) Die „Stimme des Anderen“ könnte sagen: „¹⁵ [...] gekommen ist nunmehr zu euch von Allah ein Licht und ein klares Buch, ¹⁶ Mit dem Allah leitet, wer Seinem Wohlgefallen nachgeht, zu Wegen des Heils, und sie hinausführt aus den Finsternissen zum Licht mit seiner Erlaubnis und sie leitet auf einen rechten Pfad“ (Qur’an 5:15-16). Beide sprechen von Reisen, beide Reisen werden begleitet von der Stimme Gottes, beide bringen Freude und beide weisen auf eine Erfüllung in der Zukunft hin. In einer gemeinschaftlichen Reflexion von Benediktinern und Muslimen könnte viel Übereinstimmung herrschen, während zu gleichen Zeit Diskussionen über die Bildlichkeit und ihre übertragene Bedeutung entstehen. Solche Diskussionen bauen Vertrauen auf und ermöglichen jeweils ein erweitertes Verständnis für den „Anderen“. Das bestärkt den gegenseitigen Respekt. Ein zweites Beispiel bietet eine etwas andere Perspektive: der Benediktiner könnte diesen Text anführen: „¹ Wir glauben, dass Gott überall gegenwärtig ist und dass die Augen des Herrn an jedem Ort die Guten und die Bösen beobachten.“² Doch wollen wir das in be-

sonderer Weise glauben, und zwar ohne irgendwie zu zweifeln, wenn wir beim Gottesdienst stehen. ³ Überdenken wir immer, was der Prophet sagt: Dienet dem Herrn in Furcht! ⁴ Und ferner: Psalmt weise! ⁵ Und: Im Angesicht der Engel will ich dir Psalmen singen. ⁶ Bedenken wir also, wie wir uns verhalten sollen unter den Augen Gottes und seiner Engel, ⁷ und stehen wir beim Singen der Psalmen so, daß unser Denken und unser Herz im Einklang mit unserer Stimme sind.“ (RB 19:1-7)

Und der Muslim könnte Sure 24 anführen: „³⁴ Und wahrlich, wir sandten zu euch deutliche Zeichen und einen Fall, wie er sich ähnlich mit denen, die vor euch hingingen, zutrug und eine Ermahnung für die Gottesfürchtigen. ³⁵ Allah ist das Licht der Himmel und der Erde. Sein Licht ist gleich einer Nische, in der sich eine Lampe befindet; die Lampe ist in einem Glase, und das Glas gleicht einem flimmernden Stern. Es wird angezündet von einem gesegneten Baum, einem Ölbaum, weder vom Osten, noch vom Westen, dessen Öl fast leuchtete, auch wenn es kein Feuer berührte – Licht über Licht! Allah leitet zu seinem Licht, wen Er will [...]“ (Qur’an 24:34-35)

Beide bestätigen das positive Erlebnis der Gottesgegenwart in ihrem Leben, aber die jeweiligen Methoden und Ergebnisse beinhalten sowohl diskussionswürdige Punkte als auch gegenseitige Bekräftigung. Das bestätigt jedem, dass beide – Christen und Muslime – die Gegenwart des lebendigen Gottes in jedem Menschen sehen, egal ob es ausgedrückt ist, oder nicht.

Ein drittes Beispiel wählt einen anderen Zugang: ein Patriarch des Alten Testaments wird mit dem ihm entsprechen-

den Propheten des Korans verglichen. Hierbei sind größere Fähigkeiten gefragt, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu würdigen. Wie zuvor erwähnt, definiert *Nostra Aetate* einen Rahmen für einen Dialog, der sich auf die Natur des einen Gottes, Schöpfers und Lenkers, der einzigartigen Quelle der barmherzigen Vergebung und dem, der uns durch die Auferstehung das ewige Leben schenkt. Um dies zu verdeutlichen, wähle ich das Beispiel Adams:

„¹¹ Darauf fragte er: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du von dem Baum gegessen, von dem zu essen ich dir verboten habe? ¹² Adam antwortete: Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben und so habe ich gegessen. ¹³ Gott der Herr sprach zu der Frau: Was hast du da getan? Die Frau antwortete: Die Schlange hat mich verführt und so habe ich gegessen. [...] ¹⁶ Zur Frau sprach er: Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. / Unter Schmerzen gebierst du Kinder. / Du hast das Verlangen nach deinem Mann; / er aber wird über dich herrschen. ¹⁷ Zu Adam sprach er: Weil du auf deine Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten hatte: So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. / Unter Mühsal wirst du von ihm essen, alle Tage deines Lebens. [...] ²³ Gott der Herr schickte ihn aus dem Garten von Eden weg, damit er den Ackerboden bestellte, von dem er genommen war. ²⁴ Er vertrieb den Menschen und stellte östlich des Gartens von Eden die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten.“ (Gen 3:11-13, 16-17, 23-24)

Der Qur'an sagt: „¹¹⁵ Und wahrlich, wir schlossen einen Bund mit Adam zuvor, doch er vergaß (ihn), und Wir fanden in ihm keine Festigkeit. ¹¹⁶ Und da Wir zu den Engeln sprachen: ‚Fallet nieder vor Adam‘, da fielen sie nieder vor Adam, und nur Iblis weigerte sich. ¹¹⁷ Und Wir sprachen: ‚O Adam, siehe, dieser ist dir und deinem Weib ein Feind. Und nicht treibe er dich aus dem Paradies, daß du elend wirst. ¹¹⁸ Siehe, dir ward, daß du nicht hungerst in ihm und nicht nackend bist; ¹¹⁹ Und daß du nicht dürstest in ihm und nicht Hitze erleidest.‘ ¹²⁰ Und es flüsterte Satan zu ihm und sprach: ‚O Adam, soll ich dich weisen zum Baume der Ewigkeit und des Reichs, das nicht vergeht?‘ ¹²¹ Und sie aßen von ihm, und es erschien ihnen ihre Blöße, und sie begannen über sich zu nähen Blätter des Gartens und Adam ward ungehorsam wider seinen Herr und ging irre. ¹²² Als dann erkies (erwählte) ihn sein Herr und kehrte sich zu ihm und leitete ihn. ¹²³ Er sprach: ‚Hinfort von hier allzumal, einer des anderen Feind! [...]‘“ (Qur'an 20:115-123)

Lassen Sie mich zusammenfassen: Während die Geschichte Adams im Alten Testament nur zu Beginn des Buches Genesis zu finden ist, wird Adam im Koran neun Mal erwähnt. Das zeigt die unterschiedliche Bedeutung der Geschichte für die jeweiligen Bekenntnisse. Der wichtige Unterschied, der nur in den oben angeführten Texten zu finden ist, zeigt, dass Adam seine Sünde zunächst aufrichtig bereute, bevor Gott ihm unmittelbar vergab. Darauf wurde Adam im Islam ein Prophet. Der Akt der göttlichen Vergebung entlastet ihn von der Bürde, die von den Christen später „Erbsünde“ genannt wurde. Sobald ein Sünder bereut, öffnet sich die Türe zur

Vergebung. Daher braucht der Islam keinen „Erlöser“ im christlichen Sinn. Dieser fundamentale Unterschied zwischen Muslimen und Christen eröffnet einen ganzen Themenkatalog für den Dialog, besonders für den Dialog der Spiritualität – die Beziehung mit einem Gott, der durch die Auferstehung jeden Menschen retten will.

Wenn dies für Adam gilt, so kann es auch für die anderen großen „Patriarchen/Propheten“, insbesondere Noah, Abraham, Josef und Moses, gelten. Dies kann auch bis hin zu Jesus und Maria weitergeführt werden, die beide eine signifikante Rolle im Qur'an spielen. Alle werden in beiden Bekenntnissen verehrt; ihre Rollen sind unterschiedlich, aber es gibt in beiden Versionen viele gemeinsame Elemente.

Die Worte aus *Nostra Aetate*, die am Anfang des Artikels zitiert wurden, sollen gegenseitigen Respekt und Toleranz begründen. Um dies für die Benediktiner zu erreichen, ist es wichtig, tiefer in die inspirierten Schriften einzusteigen und die Ähnlichkeiten und Unterschiede immer stärker zu betonen, um immer neue Einsichten zu erhalten.

Das Aufbrechen von Barrieren und der Wille, die Gegenwart Gottes im „Anderen“ zu sehen, sind die ersten Schritte auf einem Weg zur Freundschaft und zu gegenseitiger Zuneigung. Diese können nur wachsen, indem der eine die Lehre des „Anderen“ immer besser versteht. Das war das deutliche Ziel der Konzilsväter. Nichtsdestotrotz fahren Hass, Misstrauen und Ignoranz gegenüber dem Glauben des „Anderen“ fort, Mauern zwischen den Gemeinschaften zu errichten und gefährden den gemeinsamen Dialog. Wir beide werden vor dem Letzten Gericht stehen, wenn wir ster-

ben. Ein Moment, den wir ersehnen, nicht zuletzt, um eine Antwort auf die Frage zu erhalten: „Was denkt Gott wirklich über das Christentum und den Islam?“

Bis uns diese Antwort gegeben wird, sollten wir immer danach streben, in gegenseitiger Wertschätzung und im Verständnis der Lehre und der Spiritualität des „Anderen“ zu wachsen. Dies ist sicherlich die passendste Antwort auf das Vermächtnis der wegweisenden Arbeit von Christian de Chergé und seinen Mitbrüdern in Tibhirine.

.....

Literatur:

- Max Henning, Der Koran, Stuttgart 1960 (durchgesehene und verbesserte Ausgabe 1991).
- Georg Holzherr (Hg.), Die Benediktinsregel: Eine Anleitung zu christlichem Leben, Zürich 1993.
- Die Bibel, Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980.

* Anm. der Redaktion

Richard Nennstiel OP

P. Richard Nennstiel OP lebt im Dominikanerkonvent Hamburg. Er leitet das Dominikanische Institut für christlich-islamische Geschichte DICIG und ist Islambeauftragter des Erzbistums Hamburg. Er promovierte an der Universität zu Bonn im Fach Kirchengeschichte.



Richard Nennstiel OP

„Nostra aetate“:

ein bleibendes Zeichen der Zuversicht

In einem Gespräch mit ägyptischen Freunden äußerte sich der Dominikaner und Islamwissenschaftler Georges Anawati zu seiner Ausbildung, die er in Alexandria erhalten hatte: „So war die Denkweise damals. Ein Schüler bei den Schulbrüdern war Franzose, wenn er Französisch sprach, sich die Denkweise angeeignet hatte usw. Kurz, ich hatte einen Komplex: weder war ich Franzose, noch ein richtiger Ägypter ... Es war eine rein französische Kultur.“¹

Diese Aussage Anawatis deutet eine Schwierigkeit an, der sich die katholische Kirche im Nahen und Mittleren Osten immer ausgesetzt sah: Sie wurde in Verbindung gebracht mit Verwestlichung, westlicher Kultur und dem Einflussversuch westlicher Länder in isla-

misch geprägten Gebieten. Nicht die theologische Botschaft schien im Mittelpunkt zu stehen, sondern unter dem Vorwand religiöser Erziehung, sollte eine Kultur und ein Lebensstil eingeführt werden, der den klassischen islamischen Vorstellungen widersprach. Einige westliche Länder vor allem Frankreich und Großbritannien waren im Nahen und Mittleren Osten Kolonialmächte. Erst mit dem I. Weltkrieg und den folgenden wechselvollen Jahren kam es zu einer schrittweisen Emanzipation von den Kolonialländern. Dieser Prozess setzte sich bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts fort. Algerien erlangte erst nach einem blutigen Krieg 1962 seine Unabhängigkeit von Frankreich.

Nach dem I. Weltkrieg und dem Zusammenbruch des osmanischen Reichs kam es zu einer Neuordnung des Mittleren und Nahen Ostens. Neue Staaten entstanden aus der Erbmasse des osmanischen Reichs, die zumeist imperialen Interessen und Einflussmöglichkeiten Frankreichs und des Vereinigten Königreichs dienen sollten. Bei dieser Entwicklung wurden Entscheidungen getroffen, deren fatale Auswirkungen wir bis in die Gegenwart hinein beobachten können. Im Moment bricht diese Ordnung, die sich nach dem I. und dann folgend nach dem II. Weltkrieg gebildet hat, schrittweise auseinander. Daher ist die Geschichte immer gegenwärtig und Entwicklungen sind nur vor diesem geschichtlichen Hintergrund zu verstehen. Das Christentum wurde und wird bis heute in vielen islamischen Ländern immer noch mit Verwestlichung und dem Import von Gedanken gleichgesetzt, die die Grundlagen der islamischen Gesellschaftsordnung unterminieren sollen.

Besonders deutlich wurde diese historische Situation in den Ländern der Levante. Dort gab es große römisch-katholische Gemeinden, die häufig nicht nur im Spannungsverhältnis zu den Muslimen standen, sondern auch zu den orthodoxen Kirchen. Es wäre zu einfach, von einem Gegensatz von Christen und Muslimen zu sprechen. Muslime verschiedener Rechtsschulen und Traditionen, Katholiken, Orthodoxe und Protestanten standen in einem Spannungsverhältnis zueinander und mit ihnen ihre jeweiligen politischen Schutzmächte.²

Die Präsenz in der Levante wurde vor allem durch die Orden gewährleistet: Christliche Schulbrüder, Weiße Väter,

Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner und andere Ordensgemeinschaften.

Besondere Leistungen erbrachten die Ordensschwwestern, die im karitativen und Bildungsbereich tätig waren und sich damit bis heute großes Ansehen erworben haben. Die Bedeutung der Ordensschwwestern für die Geschichte des interreligiösen Dialoges müsste genauer untersucht werden. Dieser fand nicht nur im akademischen Bereich statt. Ordensfrauen gaben und geben zum Beispiel durch ihre karitativen Tätigkeiten im Bereich der Krankenpflege, in der sie Patienten unabhängig von deren religiösem Bekenntnis und ihrer gesellschaftlichen Stellung behandelten, Zeugnis für die christliche Nächstenliebe.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Durch diese teils Jahrhunderte andauernde Präsenz der Orden in den islamischen Ländern, die überwiegend pastoralen Aufgaben³ dienten, war die katholische Kirche schon immer in Kontakt mit Muslimen. Der Islam war nicht fremd für die Orden und die Kirche.

Wir müssen nun einen kleinen Sprung machen: Die Welt änderte sich nach dem II. Weltkrieg entscheidend. Millionen Tote, die Vernichtung der Juden, der endgültige Zusammenbruch kolonialer Herrschaftsstrukturen und die Gründung des Staates Israel sind Folgen

dieses Krieges, der durch säkulare Ideologien ausgelöst wurde.

In islamischen Ländern folgte eine Epoche des arabischen Nationalismus, der die arabischen Länder endgültig von den kolonialen Strukturen und Einflüssen lösen sollte.

Der arabische Nationalismus wurde von vielen Christen unterstützt. Sie wünschten sich einen säkularen Staat, in dem sie als gleichberechtigte Bürger leben könnten. Z. B. wurde die Baath Parteien in Syrien mit der Unterstützung der Christen gegründet und sie spielten in der Partei eine große Rolle. Diese Entwicklung löste jedoch auch Widerstände aus und verstärkte das Wachsen islamischer und islamistischer Gruppen, die sich als Gegenbewegung dieses Prozesses sahen.

Doch die Änderungen fanden nicht nur in der islamischen Welt statt, sondern auch in Europa.

Paul VI. hatte als Erzbischof von Mailand den Rückgang der Gottesdienstbesucher und eine Entfremdung der Arbeiterschaft von der Kirche bemerkt. Der Prozess der Säkularisierung setzte deutlich ein. Die Gesellschaft wandelte sich, sie öffnete sich zusehends.

Mit der Entkolonialisierung kamen Hunderttausende Muslime nach Europa. Tausende Muslime aus Algerien kamen nach Frankreich. In Deutschland begann die Anwerbung von türkischen „Gastarbeitern“. Muslime wurden Schritt für Schritt ein Teil der europäischen Gesellschaften – auch wenn die Integration weiterhin eine schwierige Aufgabe bleibt.⁴

Das II. Vaticanum sollte ja gerade auf diesen gesellschaftlichen Wandel antworten. Allerdings war die Fragestellung immer noch sehr eurozentrisch,

wie die Kirche damals insgesamt noch sehr auf europäische Fragestellungen konzentriert war.

Das Konzil öffnete die Kirche tatsächlich zur Welt, veränderte Perspektiven und eröffnete neue Horizonte. Allerdings kam damit auch die Welt und ihre politischen und gesellschaftlichen Interessen stärker in die Kirche.

Das Konzil wollte mit einer Erklärung zum „Antisemitismus“ angesichts der schrecklichen Verbrechen an den Juden ein deutliches Zeichen setzen. Der Holocaust war ein Verbrechen, das im christlich geprägten Europa stattgefunden hatte. Ein solches Verbrechen sollte sich nie wiederholen.

Durch die Gründung des Staates Israel war jedoch jede Äußerung zu den Juden sofort politisch. Bischöfe der orientalischen Kirchen und katholische Bischöfe der Levante brachten angesichts der Reaktion muslimischer Länder ihre Sorge zum Ausdruck, dass eine derartige Erklärung als Unterstützung des Staates Israel gewertet werden könnte. Als Folge befürchteten sie Bedrückungen der Christen im Mittleren und Nahen Osten.⁵ So sah sich das Konzil von Beginn an mit Fragen der modernen Welt konfrontiert – mit theologischen und politischen Fragen.

Allmählich kamen auch die Fragen des interreligiösen Dialoges und der Religionsfreiheit ins Blickfeld der Konzilsväter. „Nostra aetate“ ist im Zusammenhang mit diesen Fragen an die Kirche zu sehen.

Der Blick weitete sich, es fand eine allmähliche Änderung der Perspektive statt. Theologisch wurde das eingeholt und reflektiert, was in der gesellschaftlichen Wirklichkeit schon teilweise gegenwärtig war.

Wie können Christen und Muslime, wie können Menschen verschiedener Religionen in einer sich schnell verändernden Welt friedlich und in gegenseitigem Respekt miteinander leben?

„In unser Zeit, da sich das Menschengeschlecht von Tag zu Tag enger zusammenschließt und die Beziehungen unter den Völkern sich mehren, erwägt die Kirche mit um so größerer Aufmerksamkeit, in welchem Verhältnis sie zu den nichtchristlichen Religionen steht.“ (Nostra aetate 1) So beginnt die Erklärung und nimmt damit den Beginn einer Entwicklung auf, die heute mit dem Begriff „Globalisierung“ bezeichnet wird.

Die Bedeutung von „Nostra aetate“ liegt in der Öffnung theologischer und praktischer Perspektiven für den Dialog der Religionen und sie muss eng verbunden werden mit der Erklärung zur Religionsfreiheit „Dignitatis humanae“.

Auch wenn beide Erklärungen mit großer Mehrheit angenommen wurden, so gab es doch auch Widerstand innerhalb der Kirche. Die Kirche öffnete sich den Herausforderungen der Moderne und forderte damit die Gläubigen auf, sich den gesellschaftlichen Wandlungsprozessen zu öffnen und gerade in diesem Wandel Zeugnis für Christus abzulegen; nicht ängstlich, sich in den kirchlichen Raum zurückziehend, sondern hoffnungsvoll und getragen vom Glauben an Christus. „Nostra aetate“ ist ein hoffnungsvolles, Mut machendes Dokument der Kirche.

Allerdings kann man die Bemerkungen des Journalisten Heinz-Joachim Fischer, der jahrelang Korrespondent der FAZ im Vatikan war und die er anlässlich eines Besuch von Johannes Paul II. in der Al-Azhar Universität machte, auf alle Religionen übertragen.

„Er (der Papst; R.N.) spürte, dass die islamischen Gottesgelehrten dem Dialog der Religionen höchst skeptisch gegenüberstanden oder sich von zu viel Aufgeschlossenheit gegenüber dem Sprecher der Christenheit Nachteile bei ihren Anhängern erwarteten. Sei es aus religiöser Überzeugung, sei es aus Furcht, wie die Religionsgeschichte lehrt, dass sie bei einer Milderung oder Aufweichung der starren religiösen Prinzipien an Einfluss und Macht verlieren. Der letzte Aspekt wird häufig bei der Beurteilung des Dialogs übersehen. Bei der Liberalisierung oder Modernisierung einer Religion büßen die religiösen Hierarchen meist an Macht in ihrer Gemeinschaft und in der Gesellschaft ein. Die Religionsführer können die Verlierer des Dialogs sein.“⁶

Die Trennlinien im Dialog verlaufen nicht so sehr zwischen den Religionen, sondern den Dialogbereiten und den Dialogverweigerern in der jeweiligen Religionsgemeinschaft.

Historischer Rückblick

Schon 1944 war in Kairo das IDEO⁷ (Institut Dominicain d'Etudes Orientales) gegründet worden. P. George Anawati⁸, Jacques Jomier und Serge de Beaurcueil waren die drei „Säulen“ des Institutes. Auch andere Orden haben sich schon seit Jahren und Jahrhunderten mit der islamischen Kultur, Philosophie und Theologie beschäftigt. Der Autor wählt die Dominikaner, um an diesem Beispiel die Schwierigkeiten zu beschreiben, denen der interreligiöse Dialog in vielen islamisch geprägten Ländern ausgesetzt war und ist.

Der Konvent wurde noch unter der Herrschaft der Kedenen gegründet. Ziel

war später die Erforschung des Islams, um zu einem tiefen Verständnis desselben zu gelangen. Erst durch eine gründliche Kenntnis des Islams, seiner Quellen und seiner Geschichte ist eine Beschäftigung möglich.

Zur Zeit der Gründung gab es in Alexandria und in Kairo noch eine levantinische Bourgeoisie, die überwiegend Französisch sprach und sehr der französischen, europäischen Kultur zugewandt war. Die Beziehungen zur Al-Azhar Universität waren gut. Die Machtübernahme durch Gamal Nasser 1954 führte zu einem gesellschaftlichen Wandel. Der König war schon 1952 abgesetzt worden. Es kam zu Verstaatlichungen, der Einfluss der Religionen sollte beschränkt werden und an deren Stelle der arabische Nationalismus treten. Viele Levantiner verließen Ägypten, die Zeit des postkolonialen Ägyptens ging endgültig zu Ende.

Schon früher hatte Hasan al-Banna die Muslimbruderschaft⁹ gegründet, mit dem Ziel die ägyptische Gesellschaft wieder mit den Idealen des Islam, wie er ihn verstand, in Übereinstimmung zu bringen.

Anawati bedauerte sehr, dass einige seiner Freunde und Bekannten Ägypten verlassen hatten. Er selbst erlebte einige Einschränkungen und Beschwerden.

Diese Veränderungen zeigten deutlich, welchen Einfluss politische und gesellschaftliche Entwicklungen auf den Dialog hatten. Interreligiöser Dialog lässt sich nie von den sozialen, gesellschaftlichen und politischen Bedingungen lösen. Es gibt keinen rein theoretischen Dialog, da Theologie immer auch verbunden ist mit ihrer faktischen Umsetzung in die Wirklichkeit. Der Geltungsanspruch theologischer Aussagen hat

immer auch praktische Implikationen.

Wer sich genauer mit der Geschichte des Nahen und Mittleren Ostens beschäftigt, sieht die enge Verbindung von Religion, Kultur und Politik.

Der Westen muss sehr vorsichtig sein, sein Verständnis von Religion auf die islamische Welt zu übertragen, weil es dann zu Missverständnissen kommen kann. Nur im Dialog kann Verständnis füreinander entstehen, der über eine akademische Behandlung hinausgehen muss.

Daher bemerkt der ehemalige apostolische Nuntius in Ägypten, Erzbischof Michael Fitzgerald: „Und doch geht es beim Dialog, zu dem *Nostra aetate* ermutigen will, um die Begegnung zwischen Personen und nicht zwischen Systemen, also um die Begegnung zwischen Christen und Muslimen und nicht zwischen dem Christentum und dem Islam.“¹⁰

Am Beispiel Anawatis könnte man die Höhen und Tiefen des christlich-islamischen Dialogs aufzeigen. Und man könnte auch zeigen, wie viel von zwischenmenschlichen Beziehungen abhängt.

Entwicklungen

Die Erlärung „*Nostra aetate*“ ist *das* Grundlagendokument für den interreligiösen Dialog der katholischen Kirche.

Auch wenn der interreligiöse Dialog schwierig und mühsam ist, so gibt es doch zu dem Versuch, einander in gegenseitigem Respekt zu begegnen, keine Alternative.

Papst Johannes Paul II. ist den Weg des Dialogs konsequent weitergegangen. Gegen viele Bedenken und Widerstände ist er der erste Papst der eine Moschee besucht hat.

In der Generalaudienz am 5. Mai 1999 legt der Papst seine Ansichten zum christlich-islamischen Dialog dar, die die Linie von „Nostra aetate“ weiterführen. „Wir vertiefen das Thema des interreligiösen Dialogs und denken heute über den Dialog mit den Muslimen nach, die ‚mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen‘. Die Kirche betrachtet sie mit Wertschätzung. Sie ist nämlich überzeugt, dass ihr Glaube an einen transzendenten Gott dazu beiträgt, eine neue, auf die höchsten Erwartungen des menschlichen Herzens gegründete Menschheitsfamilie aufzubauen. ... Mit Freude erkennen wir Christen die religiösen Werte, die wir mit dem Islam gemein haben. ... Diese Übereinstimmung darf jedoch nicht die Unterschiede zwischen beiden Religionen vergessen machen. Wir wissen in der Tat, dass die Einheit Gottes sich im Geheimnis der drei göttlichen Personen ausdrückt.“¹¹

Obwohl es in „dogmatischen“ Ansichten grundsätzliche Unterschiede gibt (Inkarnation; Trinität; Kreuzestod Christi; Schriftverständnis), lenkt der Papst die Aufgabe der Religionen auf ethische Fragestellungen: Aufbau einer friedlichen Welt, soziale Gerechtigkeit und Verantwortung für das Leben.

Soziale Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit, seine liebevolle Hinwendung zu seinen Geschöpfen spielen auch im Islam eine zentrale Rolle.

Dialog besteht für den Papst nicht nur im gegenseitigen Kennenlernen und Verstehen, sondern gerade in gemeinsamer Verantwortung und gemeinsamen Handeln im Angesicht des *gemeinsamen* Schöpfers. Theologische Differenzen müssen ausgehalten werden, dürfen aber nicht das gemeinsame Handeln für

den Frieden und für die Menschen behindern. Angesichts der bedrohlichen Lage in der Welt müssen die Gläubigen aller Religionen ihre Verantwortung ernst nehmen – aus Hingabe zu Gott.

Welche Bedeutung Johannes Paul II. dem Dialog zumaß zeigte sich auch in der Schaffung des „Rats für den Interreligiösen Dialog“ im Juni 1988, der auf dem „Sekretariat für die Nichtchristen“ aufbaute, den im Mai 1964 PAUL VI. eingerichtet hatte.

Papst Benedikt XVI. führte die Linie seines Vorgängers fort. Besonders bewegten ihn die Fragen nach Krieg, Gewalt und Konflikten. Wie sein Vorgänger hatte Benedikt XVI. die Grauen des Krieges und der menschenverachtenden Ideologie der Naziherrschaft erlebt. Die Sorge um das menschliche Leben bewegte ihn sehr.

Zu Verstimmungen, zu heftigen Reaktionen führte seine „Regensburger Vorlesung“ am 12. September 2006. Der Papst zitierte aus einem Dialog des byzantinischen Kaisers Manuel II. Paleologos, welchen dieser mit einem gebildeten Perser über Christentum und Islam führte.¹²

Man kann fragen, ob das Zitat über Mohammed klug gewählt war. Stammt es doch aus einer Zeit, in der das Verhältnis der katholischen Kirche zur Orthodoxie sehr angespannt war. Das Papsttum verweigerte den Verteidigern von Konstantinopel kurz vor der Eroberung durch die Osmanen seine Unterstützung. Einige Jahrhunderte vorher war Konstantinopel von christlichen Rittern während des Vierten Kreuzzuges erobert und geplündert worden.

Leider hat jede Religion auch eine Gewaltgeschichte und der Verweis auf die Untaten der anderen mildert nicht die

eigene Schuld und das eigene Versagen. Wohlweislich werden die historischen Schwierigkeiten in „Nostra aetate“ als Hindernis beschrieben.

„Da es jedoch im Lauf der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslimen kam, ermahnt die Heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen ...“ (Nostra aetate 3)

Historische Beispiele sind „gefährlich“, da die christlich-islamische Geschichte sehr komplex ist und Vereinseitigungen schnell zu „Gegenbeispielen“ führen, die dann in einer „Anschuldigungsspirale“ enden und eine sachliche Erörterung kaum noch möglich ist.

Allerdings müssen sich auch die Muslime ihrer Gewaltgeschichte stellen und sie aufarbeiten. Auch hier kann der Hinweis auf die Kreuzzüge die eigenen Gewalttaten nicht rechtfertigen. Gerade angesichts der gewalttätigen Konflikte in der Welt, ist die Frage der Gewalt auch theologisch zu reflektieren; auch die einfache Antwort, dass die Religion missbraucht würde, greift zu kurz.

Papst Franziskus geht den Weg des Dialogs weiter. Seines Erachtens sollen die Menschen aufeinander zugehen, persönliche Kontakte aufnehmen und sich als Menschen, als Gläubige begegnen.

Die Probleme einer globalisierten und sich zunehmend säkularisierenden Welt betreffen alle Religionen. Auch er legt wie seine Vorgänger den Schwerpunkt auf die pastorale Dimension des Dialogs.

Der Dialog mit dem Islam wird auf verschiedenen Ebenen geführt. Im Vatikan gibt es den bereits erwähnten „Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog“, der von Kardinal Jean-Louis Tau-

ran geleitet wird. Darüber hinaus gibt es Verbindung der Gregoriana mit verschiedenen Universitäten in islamischen Ländern.

In Deutschland gibt es mittlerweile in allen Bistümern Islambeauftragte, die Kontakt zu Vertretern der verschiedenen muslimischen Verbände und Moscheegemeinden halten und für Fragen des christlich-islamischen Dialoges zur Verfügung stehen. In Frankfurt befindet sich die CIBEDO, die christlich-islamische Begegnungs- und Dokumentationsstelle der Deutschen Bischofskonferenz. Dort werden Dokumente zum Dialog gesammelt und Antworten zu Fragen bezüglich des Dialogs gegeben. Darüber hinaus gibt es mittlerweile vielfältige Kontakte zwischen Muslimen und Christen, sowohl im akademischen Bereich und im Bereich der Kultur als auch auf der Ebene der Gemeinden.

Ausblick

Der Dialog mit den Muslimen ist in einer schwierigen Phase, die u. a. auch durch innerislamische Differenzen bestimmt wird. Zu nennen wären die Beziehungen der Schiiten zu den Sunniten (hier wiederum die verschiedenen Rechtsschulen und der jeweilige kulturelle Hintergrund), aber auch die Frage der Aleviten und der Ahmadiyya. Radikale, fundamentalistische Auslegungen stehen gegen traditionelle, historisch gewachsene Auslegungen.

Die Frage ist also: Wer steht der Kirche als Dialogpartner gegenüber? Der interreligiöse Dialog setzt eigentlich den innerreligiösen Dialog voraus – auch im Christentum.

Allerdings gibt es auch verengende, rückwärtsgewandte Tendenzen in der

Kirche. Die Besinnung auf die Tradition darf den Blick für die Zukunft nicht verschließen.

Der Bürgerkrieg in Syrien, die Situation im Irak oder generell die Situation im Nahen und Mittleren Osten sind Einflussfaktoren auf den Dialog. Solange Religion, Politik und Macht derart eng miteinander verwoben sind, ist eine theologische Diskussion sehr schwierig. Der Dialog muss weitergehen und die Präsenz der Orden in den islamischen Ländern muss gestärkt werden. Es muss allerdings deutlich werden, dass es nicht um „Verwestlichung“ in diesen Ländern gehen soll, sie sollen keine Europäer werden – nicht den Zwiespalt Anawatis erfahren –, sondern sie sollen die universale Lehre der Kirche, die um Frieden und Gerechtigkeit wirbt, kennenlernen. Die Kirche muss das Recht haben die Botschaft Christi frei in allen Ländern zu verkünden. Leider ist dies derzeit in keinem islamischen Land möglich – auch fast 50 Jahre nach „Nostra aetate“!

.....

- 1 Anawati, Georgers C., Ich liebe die Muslime, weil sie Gott lieben. Aufforderung zum Dialog, Freiburg 2014, 19.
- 2 Die Schutzmacht der Katholiken im Nahen und Mittleren Osten war Frankreich. Trotz der strikten Trennung von Staat und Religion in Frankreich selbst, förderte der französische Staat, die katholische Mission in diesen Ländern und unterstützte und beschützte die Ordensgemeinschaften.
- 3 Pastorale Aufgaben im weitesten Sinne: z. B. Schulausbildung, Krankenhäuser und Seelsorge.

Als Beispiel seien die Dominikaner in Istanbul erwähnt. Sie sind schon seit dem Mittelalter dort. Ihre Aufgabe hatte fast ausschließlich pastoralen Charakter. Sie

betreuten die italienischsprachigen Katholiken in Stadtteil Galata. Dadurch ergaben sich aber auch immer wieder Kontakte zu Muslimen. Die Beschäftigung mit dem interreligiösen Dialog ist dort allerdings erst neueren Datums.

- 4 Hierzu: Michael L. Fitzgerald, Die Bedeutung von Nostra Aetate in einer sich verändernden Welt, in: Hans Vöcking (Hg.), Nostra Aetate und die Muslime. Eine Dokumentation, Freiburg 2010. 56 – 97.
- 5 Eine sehr gute Zusammenfassung dieser schwierigen Entwicklung gibt: Andreas Renz, Die katholische Kirche und der Interreligiöse Dialog. 50 Jahre „Nostra aetate“ – Vorgeschichte, Kommentar, Rezeption, Stuttgart 2014. In seinem Buch schildert er auch die politischen Hintergründe und Schwierigkeiten.
- 6 Heinz-Joachim Fischer: Zwischen Rom und Mekka. Die Päpste und der Islam. München 2009, S.148.
- 7 Hierzu: Josef Dreher: Der Dominikanerkonvent in Kairo, ein Ort der Begegnung von Muslimen und Christen, in: Petrus Bsteh, Brigiite PProksch (Hg.), Ordenscharismen im Aufbruch zum Dialog mit den Religionen, Münster 2014, 108 – 118.
- 8 Hierzu: Jean Jacques Perennès, George C. Anawati (1905-1994). Ein ägyptischer Christ und das Geheimnis des Islam, Freiburg 2010.
- 9 Zur Muslimbruderschaft sei auf folgendes Buch hingewiesen: Mohammad Sameer Murtaza, Die ägyptische Muslimbruderschaft. Geschichte und Ideologie, Berlin 2011.
- 10 Fitzgerald, a.a.O., 57.
- 11 Ansprache Generalaudienz vom 5. Mai 1999 in Rom, in: Die offiziellen Dokumente der Katholischen Kirche zum Dialog mit dem Islam. Herausgegeben von CIBEDO e.V. Zusammengestellt von Timo Güzelmansur, Regensburg 2009, 489 f.
- 12 Zur Kontroverse: Knut Wenzel, Die Religionen und die Vernunft. Die Debatte um die Regensburger Vorlesung des Papstes, Freiburg 2007.

Marie Renée Wyseur SMNDA

Sr. Marie-Renée Wyseur SMNDA wurde 1988, nach 23-jähriger Tätigkeit in Burkina Faso, auf Anfrage des Erzbischofs von Tamale, nach Ghana gesandt. Sie war dort für die „Beziehungen zwischen Christen und Muslimen“ verantwortlich. Im Priesterseminar St. Victor's, das für die nördliche Kirchenprovinz zuständig ist, hatte sie den Lehrstuhl für Islamologie inne. Sie verließ Ghana im Jahre 2009 und lebt heute in Frankreich.



Marie Renée Wyseur SMNDA

Beziehungen zwischen Islam und Christentum im Norden Ghanas

Eine Erfahrung

Meine Erfahrung in Bezug auf die Beziehungen zwischen Christen und Moslems beschränkt sich auf den Bereich der nördlichen Region von Ghana mit der Verwaltungs-Hauptstadt Tamale. Die Bevölkerung dieser Region setzt sich aus verschiedenen ethnischen Gruppen zusammen. Einige von ihnen, die Dagombas, die Gonjas und die Nambutas, sind in der Mehrzahl Muslime. Andere, z.B. die Konkombas und die Nawuris, sind Christen oder sie gehören der traditionellen afrikanischen Religion an. Nur wenige von ihnen sind Muslime.

Während der Prozentsatz der Muslime insgesamt in Ghana nur 18 % beträgt, ist die Region Nord zum größten Teil

muslimisch. Die Christen, die im Norden leben, kommen aus den Nachbardiözesen: dem Oberen Osten, dem Oberen Westen oder aus dem Süden des Landes. In Tamale und in Yendi, dem Sitz des YA-Na, dem traditionellen obersten Chef, wir können auch sagen, dem Sitz des Königs der Dagomba, findet man noch zahlreiche Werke in Arabisch. In Westafrika und ganz besonders in Ghana leben Christen und Muslime friedlich zusammen. Es kommt nicht selten vor, dass Christen, Muslime und Angehörige der traditionellen Religion in der gleichen Großfamilie harmonisch miteinander zusammenleben. Allerdings kam es 1994 zu einem Konflikt um ein Stück Land. Bei diesem Konflikt

ging es um den ursprünglichen Besitz des Landes und der Autorität des traditionellen Chefs. Betroffen waren auf der einen Seite die Dagombas und Gonjas, auf der anderen Seite die Konkombas (die keinen traditionellen Chef haben). Die erste Gruppe bestand zumeist aus Muslimen, die zweite Gruppe aus Christen oder Angehörigen der traditionellen afrikanischen Religion. Der Konflikt wurde so ausgelegt, als sei ein religiöser Hintergrund die Ursache. Gewisse Konflikte können aber auch zwischen zwei muslimischen Gruppen entstehen, z.B. zwischen Tijanis und Ahl al-Sunna, Vertreter von den zwei größten Moscheen von Tamale, die jeweils ihre Treue zu ihrer Moschee beweisen wollen.

Tatsächlich gibt es verschiedene Gruppen von Muslimen in Ghana: die Sunniten, die Schiiten und die Ahmadis. Bei den Sunniten gibt es eine große Spaltung zwischen den Tijanis, die in der Haupt-Moschee beten, und den Ahl al-Sunna, die auch Wahhabiten genannt werden. Letztere beten in einer anderen großen Moschee von Tamale. Die Bruderschaft der Tijanis ist die älteste Form des Islam in Ghana und vorherrschend vor allem unter den Stämmen des Nordens. Die Ahl al-Sunna sind, unter dem Einfluss von Studenten, die aus Saudi-Arabien zurückgekehrt waren, später hinzu gekommen. Ihre Gegenwart macht sich im ganzen Land bemerkbar, ganz besonders in den großen Städten. Sie nennen sich „Erneuerer“, obwohl viele andere Muslime in ihnen Fundamentalisten oder Radikale sehen. Die Ahmadis, die in Indien und Pakistan gegründet wurden, werden von der muslimischen Gemeinschaft als „Häretiker“ betrachtet. Sie richten ihre Aufmerksamkeit vor allem auf Mission und

Erziehung. Die Schiiten sind erst vor kurzem mit den Iranern und deren Entwicklungs-Projekten nach Ghana gekommen. Einige Ghanaer haben sich ihnen angeschlossen.

Die Anfänge

Bei meiner Ankunft in Tamale war mein erstes Ziel die Sensibilisierung zum Dialog zwischen den beiden Gemeinschaften: Muslimen und Christen. *Auf muslimischer Seite* war mir vor allem daran gelegen, persönlichen Kontakt zu bekommen durch Besuche und Teilnahme an familiären Ereignissen: Zeremonie der Namensgebung, Hochzeiten, Begräbnisse, Teilnahme an einigen muslimischen Festen und Feiern:

- Tafsir (Erläuterungen während des Fastenmonats Ramadan)
- Nuit du destin (die Nacht des Schicksals)
- Aid al Adha (Fest am Ende der Wallfahrt nach Mekka)
- Mawlid (Jahrestag der Geburt von Mohammed).

Diese Besuche sollten mir helfen, in einen Dialog zu kommen über das Leben im Allgemeinen und in einen Austausch über die Spiritualität des Islam im Besonderen. Hier würde ich gerne einige Begebenheiten und Anekdoten anführen, die ich erlebt habe.

Persönliche Besuche bieten eine ganz besondere Gelegenheit zum Dialog. Ich war meistens von Aziz begleitet, einem Dagomba, der einer muslimischen Familie angehörte und als junger Lehrer in einer Gesamtschule in Tamale Arabisch unterrichtete. Er sprach Dagbanle, seine Muttersprache, Hausa, Englisch und Arabisch. Er bereitete unsere Besuche vor und diente mir als Dolmetscher. Wir

besuchten vor allem die Imame der zahlreichen Moscheen von Tamale, die Mallams, die Moqaddem (die geistlichen Führer der Tidjaniyya), die Besitzer oder Direktoren der zahlreichen arabisch-englischen Schulen oder der Medersas (muslimische Schulen in denen nur Arabisch, der Koran und die Tradition gelehrt werden).

Nach der Vorstellung und den normalen Begrüßungen nahm unser Gespräch gewöhnlich eine religiöse Wendung. Es kam auch vor, dass das Gespräch das Niveau der geistigen Erfahrung erreichte. Unser Gastgeber schlug uns manchmal vor: „Vielleicht haben Sie auch ein Wort Gottes, das Sie mit uns teilen möchten?“ oder er fragte mich: „Welches ist Ihre Mission?“ Das gab mir Gelegenheit von der Liebe zu sprechen als dem ersten Gebot im christlichen Gesetz. Ich konnte sagen, wer Jesus für uns ist und konnte sogar den christlichen Glauben von der Dreifaltigkeit darlegen, so wie Jesus es uns gelehrt hat (im Gegensatz zu dem was der Koran nahelegt, vgl. Qur’an 5:116). So kann der Dialog im gegenseitigen Respekt vor dem Glauben des anderen tatsächlich zu einer Glaubens-Verkündigung werden.

In anderen Momenten, in denen die Leute nett zu mir sein wollten, sagten sie: „Wir sind alle gleich“. Darauf antwortete ich: „Ja, wir haben viele gemeinsame Glaubens-Artikel, viele gemeinsame religiöse Praktiken, aber wir sind dennoch nicht ganz genau die Gleichen.“ Und dann konnte ich davon sprechen, dass Jesus für die Christen mehr ist als ein Prophet.

Jeder Besuch endete mit einem Gebet: einem Lob-Gebet, einem Segens-Gebet, Fürbittgebet oder unser Gastgeber sprach ein paar Verse aus dem Koran,

worauf ich dann mit dem „Vater unser“ antwortete, sei es in Arabisch oder in der Übersetzung von Dagbanle oder in Hausa für diejenigen, die weder Englisch noch Arabisch verstanden.

Andere Male wussten wir von Anfang an, dass wir in unserem Austausch nicht sehr weit kommen würden. Das betraf vor allem die Kontakte mit den Ahl al-Sunna. Mit ihnen ist der Dialog sehr schwer, manchmal einfach unmöglich, was die *familiären Ereignisse* betrifft, die Zeremonien der Namensgebung zum Beispiel, am siebten Tag nach der Geburt. So konnte es sein, dass wir zum Gebet eingeladen waren oder dazu um einige Segenssprüche über das Kind zu sprechen. Ich erinnere mich an das Begräbnis eines großen Imam in Yendi. Ich war nicht allein, sondern war von einer Mitschwester begleitet. Unsere Gegenwart wurde sehr geschätzt und als Zeichen der Einheit zwischen Christen und Muslimen gewertet. Sie wurde in Gegenwart von Hunderten von Imamen, den Mallams, die aus ganz Ghana angereist waren, und den Gästen der verschiedenen Länder von West-Afrika durch den Lautsprecher angekündigt. Am nächsten Morgen fanden die „dua“ statt, spontane Gebete. Hierbei wurden wir eingeladen für den Frieden und die Einheit zwischen den beiden Glaubensgemeinschaften zu beten.

Anwesenheit bei einigen religiösen Zusammenkünften

Tafsir

Im Laufe des Monats Ramadan versammeln sich die Muslime jeden Nachmittag in der Nähe einer Moschee um einen weisen religiösen Chef. Sie hören ihm zu, wenn er über den Tafsir spricht oder

Kommentare zum Koran gibt. Ich habe versucht, dabei zu sein, so oft es mir eben möglich war. Dabei habe ich die Gruppen gewechselt. Zuvor habe ich den jeweils Verantwortlichen der Bruderschaft den Grund meiner Anwesenheit erklärt: während dieser Gebetszeit Zeichen der Verbundenheit zu sein, Zeichen der Buße und der Suche nach Gott.

Nuit du destin (Nacht des Schicksals)
Hierzu kann ich von einer sehr schönen Erfahrung berichten, die ich selbst erlebt habe. Ich war von einem traditionellen Chef eingeladen, diese „Nacht des Schicksals“ mit ihnen zu feiern: Es geht um das Jahresgedächtnis der Offenbarung des Koran an Muhammad (Qur'an 97:1, 44:3, 2:185.) Dieses Fest wird am 27. Tag oder an einem ungeraden Tag gegen Ende des Ramadan gefeiert. Auch ich bat nach der Psalmodie des Koran, in der Zeit, in der spontane Gebete gesprochen werden, auf die jeweils die Fatiha folgt (die erste Sure des Koran), eine Gebetsintention vorzutragen zu dürfen. Danach betete ich das Vaterunser in Arabisch. Der Imam fand dieses Gebet so schön, dass er es sofort in Dagbanle übersetzt hat für diejenigen, die kein Arabisch verstanden. Für mich war es eine überaus große Freude das Gebet Jesu in dieser besonderen Nacht von einem Imam gesprochen zu hören.

l'Aid al-Fitr und l'Aid al-adha
Anwesenheit bei dem großen Gebet von l'Aid al-Fitr (Fest des Fastenbrechens am Ende des Ramadans) und von l'Aid al-adha (Islamisches Opferfest). Dieses Gebet fand nicht in der Moschee statt, sondern im Freien auf einem sehr großen freien Platz.

Mawlid

Ein anderes Mal war ich von dem Moqqadimat der Tidjaniyya eingeladen um mit ihnen den Mawlid (den Jahrestag der Geburt von Muhammed) in der Großen Moschee zu feiern. Ich habe mich also zu den Frauen gesetzt, um die Loblieder über den Propheten zu hören, sei es in Arabisch, in Dagbanle oder Hausa. Nachdem sie sich über den Grund meiner Anwesenheit informiert hatten, schickten einige der Ältesten von der muslimischen Gemeinschaft einen jungen Mann zu mir, der mir seine Dienste als Übersetzer anbot, um mir alles, was sich ereignete in Englisch zu erklären.

Teilnahme an traditionellen Festen

Im Land der Dagomba haben sich verschiedene volkstümliche muslimische Glaubensüberzeugungen auf die traditionellen Feste übertragen und umgekehrt.

Bugum oder auch Feuer-Fest genannt: Es wird am 10. des Monats Muharram gefeiert und wird als der Tag, an dem das Jahr zu Ende geht und das neue Jahr beginnt, betrachtet: Man entledigt sich all der alten Dämonen des vergangenen Jahres durch das Feuer und durch verschiedene muslimisch traditionelle Praktiken.

Damba erinnert an die Geburt des Propheten und wird auch in traditioneller Weise mit Gesängen, mit Tänzen, die von Trommeln begleitet werden, und durch den Parade-Marsch von Pferden durch die traditionellen Chefs gefeiert. *Auf der Seite der Christen* wurden Tagungen, Seminare und Vorträge organisiert für die verschiedensten Personen-Gruppen: Priester, Ordensleute, Kate-

cheten, Mitglieder der verschiedenen Vereine und Bewegungen der Katholischen Kirche, die Jugend in den Höheren Schulen. Das Thema war: Islam, Glaube und Praxis, Präsentation des Koran, der Tradition und auch die Unterweisung der Kirche in Bezug auf den interreligiösen Dialog. Das erstrebte Ziel war eine bessere Information über den Glauben ihrer muslimischen Brüder und Schwestern. Man erhoffte sich auch, dass sie, besser informiert über den Glauben ihrer muslimischen Brüder und Schwestern und gestärkt im eigenen Glauben, mit mehr Vertrauen auf die Fragen antworten könnten, die im Kontakt mit den Muslimen aufkommen und, dass sie bereit seien zu teilen statt zu argumentieren und dass auch auf geistigem Niveau.

Im Hinblick auf die Vorbereitung zu einer Begegnung, die vom Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog in Nigeria organisiert wurde, bildete sich eine gemischte Gruppe von Muslimen und Christen. Zwei Vertreter, ein Christ und ein Muslim haben an der Begegnung in Ibadan teilgenommen. Nach ihrer Rückkehr hat die Gruppe vorgeschlagen, sich alle drei Monate über ein Thema auszutauschen, das von den Teilnehmern ausgesucht würde. Die Gruppe hat sich entfaltet; jedes Mitglied wurde eingeladen, zu der nächsten Versammlung mit einem Freund zu kommen. Bald wurde die Gruppe mehr strukturiert, sodass daraus schließlich das „Komitee des Inter-Religiösen Dialogs“ geworden ist.

Der ausführende Rat setzt sich zu gleichen Teilen aus den verschiedenen Gruppen von Christen und Muslimen zusammen: Katholiken, Protestanten, Tijanis, einige Ahl al-Sunna, Ahmadis.

Der Präsident ist Muslim. Dieses Komitee organisiert von nun an die verschiedenen Aktivitäten. Es war also keine Gruppe von Christen, die für die Muslime arbeitete, sondern eine Gruppe von Christen und Muslimen, die gemeinsam für die Einheit ihrer beiden Communities arbeiteten.

Ziele

Das interreligiöse Komitee hat sich zum Ziel gesetzt, den Frieden und das Verständnis füreinander zu fördern; den Respekt und die gegenseitige Anerkennung der verschiedenen religiösen Gruppen und in besonderer Weise zwischen Christen und Muslimen zu unterstützen sowie Christen und Muslime zur Mitarbeit und Zusammenarbeit zu ermutigen, wenn sie gemeinsame Probleme besprechen: wie Armut, Analphabetismus, Krankheiten und alle anderen Zeichen von Unterentwicklung. Außerdem soll die religiöse Freiheit erleichtert und unsere Anstrengungen zusammengeleitet werden, um die gemeinsamen religiösen Werte von Islam und Christentum zu fördern und zu behüten.

Tätigkeiten

Wir wollten die Unwissenheit bannen, die oft die Quelle von Konflikten ist: Unwissenheit sowohl über den Glauben des Anderen als auch über den eigenen, Unwissenheit der Christen über all die Anstrengungen, die bereits weltweit unternommen wurden, um den interreligiösen Dialog zu verbessern. Wir waren überzeugt, dass je mehr wir wissen dass der Andere „sich von uns unterscheidet“ , dass er „Anders“ ist, desto weniger fürchten wir ihn, desto ent-

schlossener sind wir, ihn zu lieben, desto größer ist unsere Freiheit ihm gegenüber.

Die *Jugendlichen* waren unser erstes Ziel. Eine Umfrage, die von unserem Komitee geleitet wurde, ergab, dass die Jugendlichen am ehesten verwundbar sind, am meisten darunter leiden, wenn es zu Konflikten kommt oder zu Missverständnissen in religiösen Sachen. Zudem haben sie sehr wenig Informationen über das, was in der Welt zum Thema Verbindungen zwischen den verschiedenen Religionen geschieht. Auf der anderen Seite hängen ja die Zukunft und die Dauer des interreligiösen Dialogs von ihnen ab.

Darum haben wir in den verschiedenen Sekundarschulen, Tertiär-Bereichen und Technischen Schulen von Tamale Vorträge gehalten. Zwei Mitglieder unseres Komitees sprachen aus der Sicht der Christen und Muslime vom interreligiösen Dialog zu allen Studenten, deren Zahl zwischen 600 und manchmal 1000 variierte. Nach den Vorträgen gab es Zeit zum Diskutieren und zum Frage-Antwort-Gespräch unter den Studenten, den Lehrern und den Vortragenden. Wir haben dann in den Schulen zum Thema Islam-Christentum kleine Gesprächskreise gebildet. Diese Gruppen organisierten danach ihre eigenen Aktivitäten: Quiz, Fußball-Match, Ausflüge mit Gruppen aus verschiedenen Schulen, das gemeinsame Feiern von religiösen Festen.

Obwohl die Mehrzahl der Studenten Muslime sind, gibt es eine große Zahl von Christen in den Höheren Schulen von Tamale. Bei den Wahlen für die Präfekten und Schulräte kommt es oft zu Konflikten, die Muslime verweigern einen christlichen Präfekten; und um-

gekehrt ebenso. Nach den Vorträgen und Gesprächen konnten wir eine spürbare Verbesserung erkennen.

Tamale und auch andernorts hat eine große Anzahl von Kindern nie Gelegenheit gehabt, je eine Schule zu besuchen. Die Kinder wurden zurückgewiesen, weil die finanziellen Mittel fehlten oder auch, weil die intellektuellen Möglichkeiten unzureichend waren. Einige von diesen Schülern, die „*von der Schule weggegangen sind*“, haben einen Beruf, ein Handwerk erlernt (Friseur, Mechaniker, Schlosser, Verkäufer, Schneider), andere aber nicht. Letztere sind ein leichter Fang für die Fundamentalisten, Aufwiegler und Anstifter bei Konflikten. Auch für diese Gruppe junger Leute haben wir mehrere Tage lang Vorträge und Sessio- nen über den Glauben und die Praxis der Muslime, den Glauben und die Praxis der Christen und über das gewünschte Mitei- nander zwischen Christen und Muslimen gehalten. Dieser Unterricht wurde oft in der Lokal-Sprache erteilt.

Für die *Erwachsenen* haben wir in Ta- male selbst und in mehreren Städten und Dörfern der nördlichen Region Vorträge zu dem Thema „interreligiöser Dialog“ gehalten. In der ersten Phase wollten wir den Christen und den Mus- limen (Imamen, Mallams und Predi- gern) die Möglichkeit geben, sich ganz frei über die Beziehungen zueinander zu äußern und auch ihre Vorurteile an- zuerkennen. Diese Arbeitsgruppen wa- ren getrennt organisiert, aber es war immer jemand von der christlichen Seite sowie von der muslimischen Seite präsent. Diese gemeinsame Anwesen- heit war schon an sich ein Zeugnis. Aber schon recht bald haben wir ge- mischte Gruppen geschaffen, in denen offen und lebhaft diskutiert wurde.

Auch hier haben wir die Teilnehmer ermutigt, im Hinblick auf eine bessere Mitarbeit lokale, interreligiöse Gruppen zu bilden. Einige Gruppen waren sehr aktiv.

In Verbindung mit dem Departement Religion haben wir zahlreiche Tagungen für die Lehrer (in der Mehrzahl Muslime) der Grundschulen von Tamale und Umgebung organisiert; sowohl für die staatlichen als auch für die privaten Schulen. In Ghana gehört der Religionsunterricht mit zum offiziellen Lehrplan.

In der Zeit von 1994, der Zeit der ethnischen und religiösen Konflikte, hat unser *Interreligiöses Komitee* eine sehr positive Rolle gespielt. Es war beiden Gruppen möglich, sich zu begegnen und ihre jeweilige Sicht darzulegen. Am Ende des Konflikts wurden einige Mitglieder des Komitees, Christen wie Muslime, als Versöhnungsgruppe in die verschiedenen Konfliktzonen des Nordens gesandt. Sie wurden unterstützt vom „Rat der Christen von Ghana“ und vom „Ökumenischen Rat der Protestantischen Kirchen von Ghana“. Am Ende ihrer Runde hat ein interreligiöser Dienst die verschiedenen kriegsführenden Gruppen in Yendi versammelt.

Um die neuen Gruppen zu ermutigen, sind wir auch in die Nachbar-Diözesen von Nord-Ghana gegangen: Bolgatanga und Wa. Der Vorsitzende unseres „Komitees“ ist in den muslimischen Gruppen des Nordens sehr gut bekannt. Dadurch kann er seinen Brüdern und Schwestern im Glauben erklären, was interreligiöser Dialog bedeutet und welches Ziel er hat.

Um die Dörfer zu erreichen, sie für den Geist des Dialogs und für eine bessere Verständigung mit den „anderen Gruppen“ zu öffnen, haben wir bei *Radio*

FM-Tamale Programme in Englisch, Dagbanle und Gonja organisiert. Diese Programme enthielten Vorträge, Interviews und Diskussionen über die grundlegenden Punkte des christlichen und muslimischen Glaubens und über den interreligiösen Dialog. Wir nutzen oft die Gelegenheit von Festen, seien es christliche oder muslimische, um unsere Themen zu wählen. Diese Programme hatten einen großen Einfluss in der Stadt, ganz besonders bei den Muslimen. Der Vorsitzende unseres Komitees, al Hadj al-Hussein Zakaria, wurde danach oft in die Gruppen und Zusammenkünfte eingeladen, um die Diskussionen fortzuführen. Von den Ahl al-Sunna wurde er eingeladen, damit sie Gelegenheit fänden, seinen Worten zu widersprechen und darüber zu diskutieren.

Wir haben die *öffentlichen Konferenzen*, die anfangs vorgeschlagen wurden, in einem gewissen Rhythmus (3 – 4 Mal im Jahr) beibehalten. Dabei kamen verschiedene Themen bezüglich des Islam, des Christentum oder der Gesellschaft zur Sprache: Umweltschutz, Menschenrechte, Religion als Mittel zum Frieden oder zum Konflikt, Ehe usw. Diese Themen wurden jeweils von der christlichen und muslimischen Seite aufgezeigt. Wir nutzen auch die Gelegenheiten der Anwesenheit von Suchenden, um unseren Horizont zu erweitern. Zweimal hat unser *Komitee* auch an einem *Friedensmarsch* durch die Stadt teilgenommen.

Jedes Jahr, zum Fest *Aid al-Fitr* (Ende des Fastenmonats) hat der Erzbischof von Tamale einen Brief mit Glückwünschen an die Muslime geschrieben. Dieser Brief wurde dem des Vorsitzenden vom Päpstlichen Rat für den interreligiösen

ösen Dialog beigefügt und den höchsten Imamen und Sheikhs (Geistliche Leiter de Tidjaniyya) von Tamale und Umgebung zugeschickt. Im Gegenzug hat der Imam von der Zentral-Moschee von Tamale den Christen zu Weihnachten mehrere Male seine Glückwünsche per Radio FM überbracht.

Die Verantwortlichen der muslimischen Gemeinschaft werden auch zu den großen Festivitäten der katholischen Kirche eingeladen: Jubiläen, Inthronisation des Bischofs. Diese bekunden dabei ihre Ehrerbietung, indem sie durch ihre Präsenz auf die Einladung antworten. Sie bekommen in der Kirche auch einen Ehrenplatz.

Nach mehreren Jahren haben wir mit der Verbreitung eines Nachrichtenblattes begonnen, das unter dem Titel „Breaking the barriers“ (die Barrieren brechen) mit *Information-Formation* über die muslimische und christliche Religion sowie über den interreligiösen Dialog an alle gerichtet war.

In Zusammenarbeit mit dem Sekretariat des *Interreligiösen Komitees* und Sr. Elisabeth Biela, die auch das Dokument gedruckt hat, haben wir zudem eine Handreichung mit verschiedenen Modulen, Texten, Aktivitäten, Räten, Methoden von Animation usw. vorbereitet, um unseren Mitarbeitern bei der Vorbereitung der Tagungen zu helfen.

Einige Jahre bevor ich nach Frankreich zurückkam, konnten wir dank einer finanziellen Unterstützung von MISSIO-Aachen, die uns auch bei den Programmen half, ein *Interreligiöses Zentrum* bauen: *Maryam Zentrum*. Dort konnte sich jeder Zuhause fühlen. Es gab einen Konferenzsaal, eine Bibliothek und Büros, einen Gebetsraum und Möglichkeiten für die Ablutionen.

Unser Vorsitzender Dr. Al-Hajj al-Hussein Zakaria konnte mehrmals an *internationalen Begegnungen* teilnehmen. Auf Einladung des Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog begab er sich nach Addis Abeba, um an der Begegnung zum Thema „Den Frieden in Afrika durch den interreligiösen Dialog aufbauen“ teilzunehmen. Die Deutsche Botschaft von Accra hat ihn nach Deutschland zu einer Studienfahrt zur Frage eingeladen, wie die Religionen einer multi-kulturellen Gesellschaft in der Schule unterrichtet werden müssen, ganz besonders auch in einer säkularisierten Gesellschaft.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Zwei Mitglieder unseres Komitees, der Muslim Al-Hajj al-Hussein Zakaria und eine Christin namens Monica, waren zu einer interreligiösen Begegnung eingeladen, die vom Vatikan zum Jubiläumsjahr 2000 organisiert wurde. Ich möchte hier eine Begebenheit anführen, die sie uns nach ihrer Rückkehr erzählt haben. Im Konferenzsaal, in dem alle Begegnungen stattfanden, war eine Ecke durch Barrieren abgesondert und mit Teppichen für das Gebet der Muslime ausgestattet. Hier der Kommentar von Al-Hajj al-Hussein: „Ich war tief ge-

rührt und bewegt. Mein großer Wunsch war, dass eines Tages auch die Christen nach Mekka kommen könnten.“

Als Anhang möchte ich Ihnen von einigen Freuden und Schwierigkeiten erzählen, denen wir im Laufe dieser Jahre begegnet sind.

Freuden

- Freude darüber, dass ich in dieses Ministerium gesandt wurde, das so gut mit dem Charisma meiner Kongregation verbunden und für die Kirche von Heute so wichtig ist. Hat Papst Benedikt XVI. 2005 in Köln nicht gesagt: *„Der interreligiöse und interkulturelle Dialog zwischen Christen und Muslimen kann sich nicht auf eine vorübergehende Wahl beschränken. Er ist eine lebenswichtige Notwendigkeit, von der ein großer Teil unserer Zukunft abhängt.“*
- Ein ehemaliger Student des Großen Seminars von Tamale, an dem ich Islamologie unterrichtete, und der heute Priester ist, kam zu mir, um mir zu sagen, dass er in einer Sekundarschule in der Diözese Bolgatanga im Norden von Ghana Kurse über den Islam gibt. Er kam, um mir für die Photokopien zu danken, die ich seinerzeit an die Studenten austeilte und die ihm heute sehr zugute kämen. Gleichzeitig wollte er auch über verschiedene Punkte diskutieren. Wenig später kam ein Pfarrer, aus der gleichen Gegend, Presbyterianer, der auch für die interreligiösen Beziehungen in seiner Kirche verantwortlich war und sagte mir, wie sehr er die Zusammenarbeit mit diesem jungen Priester schätzte, als er interreligiöse Begegnungen organisierte.
- Eines Tages besuchte mich ein Muslim, Schiit, um mir zu sagen, wie sehr er das schätzte, was wir in Tamale für den interreligiösen Dialog unternahmen. „Jetzt wissen wir, dass wir miteinander reden können.“ Das waren seine Worte.
- Ganz zu Beginn meiner Mission in Tamale, ich war mit meinem Begleiter und Übersetzer Aziz unterwegs, begegneten wir einem Imam, der, in dem er auf mich zeigte, uns fragte: „Sucht sie immer noch die Brüderlichkeit mit den Muslimen?“ Aziz antwortete: „Ja.“ Darauf sagte unser Gesprächspartner: „Das, was sie sucht, wird sie eines Tages finden.“ Das waren schöne, hoffnungsvolle Worte.
- Als ich zum Urlaub in Frankreich war, erhielt ich einen Brief von einem befreundeten Muslim, der mir mitteilte, dass am vergangenen Freitag, bei dem „dua“, dem spontanen Gebet, jemand in der Moschee für mich gebetet hat und jemand anderer habe noch hinzugefügt: „Lasst uns beten für die Einheit und eine bessere Verständigung zwischen Christen und Muslimen.“
- Wie ich schon oben erwähnt habe, gibt es unterschiedliche Anschauungen unter den Muslimen von Tamale. Man unterscheidet die Tijanis von der Zentral-Moschee und die Ahl al-Sunna von der anderen großen Moschee der Stadt. Sie gerieten oft in Streit, manchmal wurden sie gewalttätig. Als ich vor fünf Jahren von Tamale fortging, konnten wir auf acht Jahre zurückblicken, in denen es nicht einen einzigen Streit gegeben hat. Sie haben sich sogar dazu entschieden, an großen Festen zur

gleichen Zeit zu beten, aber nicht immer am gleichen Ort. Zudem haben sie sich gegenseitig zu ihren Begegnungen eingeladen. In unserer interreligiösen Gruppe waren die Ahl al-Sunna selten zu sehen, außer bei einigen großen Ereignissen. Aber der Sohn des Imams von dieser Moschee hat bei keiner unserer Begegnungen gefehlt!

- Als ich an einer Tankstelle Halt machte, um Benzin zu holen, fragte mich einer der Bediensteten: „Sind Sie die Schwester vom interreligiösen Dialog?“ Dieser Ausdruck ist zu einem Schlagwort in Tamale geworden. Auf die Frontscheibe meines Autos habe ich das Wort: „Gott ist die Liebe“ in Arabisch angebracht. Das gab Anlass zu vielen Unterhaltungen. Diejenigen, die Arabisch lesen konnten sagten: „Es stimmt, Schwester, Gott ist Liebe“, andere fragten mich „Was steht dort geschrieben?“ und es war wieder eine Gelegenheit zum Austausch.
- Während des Fastenmonats Ramadan, vor allem in der ersten Zeit, besuchte ich regelmäßig den Tafsir. An einem der letzten Tage des Monats versammeln sich mehrere Gruppen in einer der größten Moscheen. Dort werden spontane Gebete gesprochen. Da ich gerade dem obersten Imam den Brief vom Erzbischof zum Ende des Ramadan übergeben hatte, hat er diesen Brief der Gemeinschaft vorgestellt, den Inhalt kurz zusammengefasst, dann seine Kommentare dazu abgegeben und seinen Dank ausgesprochen. Danach habe ich um Erlaubnis gebeten zu sprechen. So konnte ich für sie in ihrer Moschee beten.
- Zum Fest Aid al-Adha erhielt unsere Kommunität ihren Anteil an Fleisch von dem geopfertem Schaf, das uns vom Imam der Zentralmoschee und von Freunden angeboten wurde.
- Ich muss auch sagen, dass das Studium des Koran und das Teilen geistiger Werte mit gewissen Sufis – mit einem unter ihnen in ganz besonderer Weise – für mich persönlich eine große Hilfe war, um meinen eigenen Glauben zu vertiefen.
- Die Antwort vieler Muslime für den interreligiösen Dialog und das Vertrauen, das sich so nach und nach eingestellt hat.
- Mehrere Intellektuelle unter den Muslimen und die Verantwortlichen der muslimischen Gemeinschaften haben die Wichtigkeit des Dialogs verstanden und haben sich in ihren Gruppen dafür eingesetzt. Al Hajj al-Hussein hat sogar für die These seines Doktorats das Thema genommen: „Religion und soziale Veränderungen. Überlegungen zum interreligiösen Dialog mit Blick auf eine soziale Veränderung der Dagbon.“
- Freude auch darüber, dass ich durch einen ghanaischen Priester, einen meiner früheren Studenten, als Koordinator abgelöst wurde, und dass ich weiß, dass die Arbeiten weitergeführt werden.

Schwierigkeiten und Herausforderungen

- Wir arbeiten für einen Wechsel in der Denkweise. Nach den Jahrhunderten von Kriegen, von Auseinandersetzungen, die die Wirklichkeit verzerren, um dadurch besser die Religion des anderen widerlegen zu kön-

nen, von Misstrauen und Vorurteilen, möchten wir Verständigung und Vertrauen wieder herstellen. Das braucht Zeit. Wir müssen geduldig sein und ... lieben. Offiziell gibt es den interreligiösen Dialog in der Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil, d.h. seit 50 Jahren!

- Die große Schwierigkeit kommt von den Priestern, die in Pfarreien und Verbänden die Verantwortung tragen. Sie zeigen wenig Interesse am interreligiösen Dialog. Viele glauben immer noch nicht, dass der interreligiöse Dialog Teil des Auftrags der Kirche ist, das Evangelium zu verkünden.¹ Beispielsweise erhalten wir, wenn wir eine Tagung organisieren und in einer Pfarrei eine Gruppe von Christen und Muslimen zusammenbringen, keinerlei Ermunterung von Seiten der Priester, die zu viel mit den Sakramenten und Versammlungen zu tun haben. Es gehört also viel Mut dazu, weiter zu machen.
- Zu wenig Tiefe in ihrem Glauben; sowohl bei den Christen als auch bei den einfachen Muslimen. Mangel an Kenntnis über ihre eigene Religion und die des anderen. Aber deshalb lässt man doch das einfache Gespräch im alltäglichen Leben nicht fallen.
- Mangel an Offenheit und eine gewisse Selbstgefälligkeit auf Seiten der Christen, die einerseits glauben, dass sie von den anderen nichts erhalten können, und andererseits nicht daran glauben, durch den Kontakt und durch den Austausch mit den Muslimen auf Glaubensebene bereichert zu werden.
- Mangel an gegenseitigem Vertrauen, ganz besonders wenn es um die Finanzen geht oder um die Vorbe-

reitung von Veranstaltungen, die gleichzeitig stattfinden: die Christen gegenüber den Muslimen, die Muslime gegenüber den Christen, die Katholiken gegenüber den Protestanten oder umgekehrt.

- Es nehmen mehr Muslime als Christen an unseren Veranstaltungen teil: Tagungen, öffentliche Vorträge, interreligiöse Clubs in den Sekundarschulen, selbst wenn die einen wie die anderen eingeladen sind. Allerdings engagieren wenige Mitglieder von der Moschee der Wahhabiten sich in unseren Gruppen.
- Die Kraft des Gewichts der Vergangenheit: schlechte Erfahrungen aus der Schulzeit, Begegnungen mit engstirnigen Personen, Umlauf von streitbarer Literatur.
- Am Anfang meiner Arbeit, habe ich Bemerkungen von den Verantwortlichen der Kirche gehört, wie z.B.: „Wie viele Muslime haben Sie denn in der letzten Zeit schon bekehrt?“ oder: „Sie geben Geld aus für die Muslime?“
- Viel Verwirrung gibt es auch zwischen Islamisten, Jihadisten, Terroristen und den Muslimen, die ihren Glauben leben und dem Koran treu bleiben.

Wie kann man diese Herausforderungen annehmen?

Es wäre eine große Hilfe für den interreligiösen Dialog, wenn die Priester von Zeit zu Zeit in ihren Ansprachen davon reden würden, wenn sie an ein muslimisches Fest erinnern würden, wenn sie bei dieser Gelegenheit für ihre muslimischen Brüder und Schwestern beten würden, wenn sie die gemischten Grup-

pen von Christen und Muslimen, dort, wo es sie gibt, unterstützen würden, besonders in den Pfarreien außerhalb von Tamale.

Sie könnten zudem erklären, dass Gott, so wie es vom II. Vatikanischen Konzil anerkannt wurde, etwas von sich selbst auch in anderen Traditionen geoffenbart hat, in einer Weise, die nur er selbst kennt. Dann wären die Menschen wohl eher zu Kontakten geneigt; zum Mitteilen und zum Empfangen. Es gilt, sich selbst zu prüfen und sein eigenes Urteil dem „Anderen“ gegenüber zu bilden sowie zu versuchen, Vorurteile in unserem eigenen Inneren abzubauen.

Schlussfolgerungen

Ich werde mit einem Wort von Kardinal Arinze, dem früheren Präsidenten des Päpstlichen Rats für den interreligiösen Dialog schließen: „Wenn zwei geistliche Führer von verschiedenen Religionen, die aufs tiefste engagiert sind, einander begegnen, dann geschieht etwas Wunderbares. Weil sie alle beide ehrlich und absolut Gott suchen, sind sie fähig einander besser zu verstehen als zwei Reli-

gionslehrer, die die gleiche Sprache sprechen. Die Herzen der Zeugen und derer, die Gott lieben, begegnen sich da, wo die Köpfe der Theologen und Professoren versagen. Die Mystiker und diejenigen, die auf dem geistlichen Weg schon vorangeschritten sind, verstehen sich besser und schneller als technologisch ausgerichtete Professoren und Theologen. Wenn die Gläubigen, die mit einer hohen geistigen Energie geladen sind, weitermachen mit den interreligiösen Kontakten, dann wachsen sie selbst an Spiritualität, an Innerlichkeit. Sie sind es auch, die ihre Kommunitäten am besten zu Wachstum und Reife verhelfen können.“

.....

1 Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog. Kongregation für die Evangelisierung der Völker, Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 102, Bonn 1991, Nr. 2.

Jürgen Neitzert OFM

Br. Jürgen Neitzert OFM, Jahrgang 1959, hat Islamwissenschaft, Soziologie Philosophie und Interkulturelle Pädagogik studiert. Zurzeit ist er Sekretär der mitteleuropäischen Franziskaner für Gerechtigkeit und Frieden sowie Chefredakteur der Zeitschrift „Tauwetter“ und Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Franziskaner“.



Jürgen Neitzert OFM

Dialog mit den Muslimen in Deutschland

Ein Samstag im Juli, 21.00 Uhr abends. In der Fatih Moschee in Köln-Nippes bin ich zu Gast beim Gebet zum Fastenbrechen im Monat Ramadan, an dem muslimische Jugendliche aus afghanischen, marokkanischen, türkischen und tunesischen Migrantenfamilien teilnehmen. Mimoun Berrissoun, marokkanischstämmiger Student und ein guter Freund, leitet den Dhikr, die „Gotteserinnerung“, bei der die Namen Gottes oder bestimmte Sätze aus dem Koran wiederholt werden. Anschließend stellt er mich als Franziskaner und Jugendleiter in Köln-Vingst vor. Es folgt das rituelle Abendgebet der Muslime. Darauf essen wir zusammen: Fastenbrechen, wie an jedem Abend im muslimischen Fastenmonat Ramadan, wenn die Sonne untergegangen ist.

Nach dem Fastenbrechen werde ich von einem jungen Kurden im Auto nach Vingst mitgenommen, in die Straße, in der wir Franziskaner wohnen und eine kleine kurdische Moschee steht. Mein Fahrer geht dorthin zum Beten und nimmt mich mit. Während die Erwachsenen beten, sitze ich mit sechs sehr jungen kurdischen Kindern zusammen, die den Koran zu lesen versuchen und mich bitten, ihnen eine Sure vorzulesen. Ich wähle die 19. Sure aus, genannt Maryam nach Maria, der Mutter Jesu: „O Zakaria, Wir verkünden dir einen Knaben, sein Name ist Yahyā (Johannes der Täufer), wie Wir zuvor noch niemanden gleich ihm genannt haben.“ Er sagte: „Mein Herr, wie soll ich einen Knaben haben, wo meine Frau unfruchtbar ist und ich vom hohen Alter

einen Dürrezustand erreicht habe?“ Er sprach: „So wird es sein. Dein Herr spricht: ‚Das ist Mir ein leichtes. Auch dich habe Ich vorher erschaffen, als du noch nichts warst.‘“ Er sagte: „Mein Herr, setze mir ein Zeichen.“ Er sprach: „Dein Zeichen ist, daß du, obwohl gesund, drei Nächte lang nicht zu den Menschen sprechen wirst.“ Er kam zu seinen Leuten aus dem Tempel heraus und bedeutete ihnen: „Preiset morgens und abends.“ „O Yahyā, nimm das Buch mit aller Kraft.“ Und Wir ließen ihm noch als Kind die Urteilskraft zukommen und Mitgefühl von Uns und Lauterkeit. Er war gottesfürchtig und pietätvoll gegen seine Eltern, er war aber nicht ein widerspenstiger Gewaltherrscher. Und Friede sei über ihm am Tag, da er geboren wurde, und am Tag, da er stirbt, und am Tag, da er wieder zum Leben erweckt wird.“ (Der Koran, übersetzt von Adel Theodor Khoury, Gütersloh 1987, S.230)

Ein Tag in meinem Alltag, der von vielen muslimischen Freunden geprägt war.

Die Begegnung des Franziskus mit Sultan al-Malik al-Kāmil

Der Dialog mit dem Islam beginnt im Franziskanerorden bereits mit Franziskus von Assisi selbst, der während des 5. Kreuzzugs dem Sultan al-Malik al-Kāmil begegnet. Bei Damiette an der Mündung eines Nilarmes liegt das Kreuzfahrerheer im Bemühen, die Stadt zu erobern und damit freie Fahrt nach Kairo zu haben. Der Neffe Saladins, al-Malik al-Kāmil, ist gemeinsam mit seinen beiden Brüdern Herrscher über das Ayyubidenreich. Sultan al-Kāmil macht den Kreuzfahrern einen Friedensvor-

schlag und bietet die Rückgabe der durch Saladin eroberten Gebiete in Syrien und Palästina sowie die Übergabe Jerusalems an, wenn die Kreuzzügler von Ägypten abzögen. Dieser Vorschlag wird jedoch später vom päpstlichen Legaten Pelagius abgelehnt.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Vermutlich in den Tagen dieser Friedensverhandlungen, am 26. September 1219, macht sich Franziskus, der bereits vor dem 29. August in Damiette angekommen war, zum Lager des Sultans auf. Eine Vielzahl lateinischer Quellen belegt die Historizität der Begegnung des Sultans mit Franziskus. Aus zwei Berichten möchte ich hier die Schilderung der Ereignisse anführen:

1220 schreibt der von Papst Honorius III. zum Bischof von Akkon geweihte Jakob von Vitry: „Ihr Magister, der diesen Orden gegründet hat, kam zu unserem Heer, brennend vor Glaubenseifer, und ging ohne Furcht zum Heer der Feinde. Und nachdem er einige Tage lang den Sarazenen das Wort Gottes gepredigt hatte, hatte er keine großen Ergebnisse. Doch der Sultan, Herrscher von Ägypten, bat ihn heimlich, den Herr in seinem Namen zu bitten, dass er dank göttlicher Erleuchtung der Religion angehören könne, die Gott wohlgefälliger sei.“¹

Derselbe Jakob von Vitry schreibt zwischen 1221 und 1225: „Der Sultan hat während mehrerer Tage Franziskus, der ihm und seinen Leuten den Glauben an Christus predigte, sehr aufmerksam zugehört. Aber schließlich fürchtete er, es könnten sich einige vom Heer durch die Macht seiner Worte zum Herrn bekehren und zum Heer der Christen überlaufen. Deshalb gebot er, ihn mit allen Ehren und in sicherem Geleit zum Christenlager zurückzuführen. Beim Abschied sagte er zu ihm: ‚Bete für mich, dass Gott mir gnädig jenes Gesetz und jenen Glauben offenbare, die ihm mehr gefallen.‘“² Der Franziskaner Thomas von Celano berichtet in seiner Zweiten Lebensbeschreibung (II Cel 30) über die kritische Haltung des Franziskus dem Kreuzzug gegenüber, dessen Niederlage Franziskus voraussagt.

Regelstelle zum Dialog mit den Muslimen

Das Sekretariat für die Nichtchristen (seit 1988 zum Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog aufgewertet) gibt 1984 das Dokument „Gedanken und Weisungen über Dialog und Mission“ heraus. Darin wird Bezug auf das Modell des Dialogs genommen, das unser Ordensgründer Franziskus von Assisi nach seinen Erfahrungen in Ägypten in das 16. Kapitel seiner Ordensregel von 1221 aufgenommen hat. In dem vatikanischen Dokument heißt es: „Unter den zahlreichen Beispielen aus der Geschichte der christlichen Mission sind die Normen bezeichnend, die der hl. Franziskus in der nicht bullierten Regel von 1221 den Brüdern gibt, die von Gott angeregt zu den Sarazenen gehen möchten ... Sie können auf dop-

pelte Weise unter ihnen die geistlichen Beziehungen ordnen. Die eine ist, dass sie keinen Streit oder Disput anfangen, sondern jedem menschlichen Geschöpf aus Liebe zu Gott untertan sind und bekennen, Christen zu sein. Die zweite Weise besteht darin, dass wenn sie es als dem Herrn wohlgefällig erkennen, das Wort Gottes verkünden“.

Franziskaner im Dialog mit dem Islam an exemplarischen Gestalten

Franziskus schreibt in seiner Regel, dass die Minderbrüder den Muslimen genauso wie den Christen „subditus“ (untergeben) sein sollen; er macht keinen Unterschied, was damals für die Kirche unerhört ist. Das Modell der Begegnung des Franziskus mit dem Sultan in Damiette und die Anweisung in der Ordensregel, ohne Streit und Zank unter Muslimen dienstbar zu leben, findet Nachahmer in dem von ihm gegründeten Orden. Einige exemplarische Gestalten seien im Folgenden aufgeführt.

Der sich 1256 dem Franziskanerorden anschließende Theologe Roger Bacon (1220 -1292) gilt als einer der Begründer der empirischen Naturwissenschaften. Da er der Meinung ist, dass Glaubensverbreitung nicht mit Gewalt, sondern nur argumentativ oder durch das gute Beispiel möglich ist, kritisiert er die Kreuzzüge und vertritt die friedliche Glaubensverbreitung.

Der Franziskanerterziar Ramon Llull, namhafter Philosoph und Theologe, entschließt sich 1263 nach einem mystischen Bekehrungserlebnis, sein Leben der Reform der Kirche und der Bekehrung der Muslime (und Juden) auf friedliche Weise, durch theologischen

Disput, zu widmen. Dazu lernt er Arabisch und arabische Philosophie, setzt sich mit der islamischen Theologie auseinander und verfasst zahlreiche Schriften in Arabisch. Im Bestreben ein die Muslime überzeugendes apologetisches Werk zu schreiben, entwirft er von 1273 an ein Konzept des Dialogs der Religionen zur Suche nach der Wahrheit über Gott, die „Ars compendiosa inveniendi veritatem“ später „Ars magna“ oder „Ars Generalis“ genannt. Er wirbt unermüdlich bei Päpsten und Herrschern für sein Anliegen der friedlichen Glaubensverbreitung und die Errichtung von Schulen für die arabische Sprache.

Fra Andjeo Zvizdovic von Bosnien und Sultan Mehmet Fatihs Ahd-name (1463)

Schon in Galata bei Konstantinopel hat der osmanische Sultan Mehmet II. die dort ansässigen Franziskaner kennengelernt, als er nach dem Fall der Stadt am 29. Mai 1453 die erste Nacht in ihrem seit etwa 1230 dort existierenden Konvent San Francesco verbrachte. Jahre später kehrt er zu einem Besuch im Konvent zurück, um dort an einem Gottesdienst teilzunehmen.

Im Frühjahr 1463 macht sich Mehmet II. mit einem großen Heer zum Feldzug gegen Bosnien auf, das innerhalb kürzester Zeit erobert wird. Der Sultan hält sich am 7. Juli in Sjenica und am 17. Juli in Üsküb auf. Dort trifft der Franziskaner Fra Andjeo Zvezdovič aus dem Kloster Fojnica mit ihm zusammen und erbittet mit der Begründung, dass die Gefahr der Entvölkerung der Region bestünde, einen Schutzbrief mit Zusage der Religionsfreiheit seitens des Sultans gegen Loyalität seitens der

katholischen Bevölkerung. Dieser Vertragsbrief, osmanisch *Ahd-name* genannt, wird gewährt. Das Original ging verloren, eine originalgetreue Kopie befindet sich noch heute im Museum des Klosters Fojnica, zusammen mit einem Geschenk an Fra Andjeo, dem Mantel Mehmeds II. Der Franziskaner bleibt bis zu seinem Tode im Jahre 1498 des Sultans getreuer Untertan und seiner Herrschaft gehorsam, wie es im Schutzvertrag vereinbart war. Sein Lebenswerk ist die Grundlage jahrhundertelanger Präsenz der Franziskaner als einzige katholische Seelsorger während der osmanischen Herrschaft in Bosnien.

Die andere Seite der Medaille: Johannes von Kapistran und die Verteidigung Belgrads

Mit den Franziskanern in Galata macht Mehmet II. die positive Erfahrung der Loyalität nach vertraglicher Gewährung von Religionsfreiheit, wie später auch in Bosnien. Eine andere Erfahrung wird Mehmet II. mit dem Franziskaner Johannes Kapistran machen, geboren am 24. Juni 1386 in Capestrano (Abruzzen). Als charismatischer Buß- und Wanderprediger mobilisiert Kapistran Tausende nicht im Kampf ausgebildete Ordensleute und Priester, Studenten und andere aus religiöser Begeisterung kämpfende. Religiös geschult von Kapistran, unterstützen die Kämpfer den ungarischen Feldherrn Hunyadi, der schon seine Truppen zurückziehen will. Dadurch erhält das Kriegsgeschehen eine Wende, die zur erfolgreichen Verteidigung Belgrads und zur Abwehr des osmanischen Heeres unter Sultan Mehmet II. Fatih im Juli 1456 führt.

Franziskanische Präsenz in muslimischen Ländern

Der Begegnung des Franziskus mit dem Sultan folgt eine jahrhundertelange Präsenz der Franziskaner in muslimischen Ländern, zumeist als Seelsorger an den Christen. Ein Schwerpunkt ist dabei das „Heilige Land“, Palästina, sowie die benachbarten Länder Ägypten und Syrien. Dort können die Franziskaner mit Erlaubnis der Sultane von Ägypten Niederlassungen errichten. Dies ist der Gründungsakt der bis heute bestehenden Kustodie des Heiligen Landes. Die anfangs blühenden Gemeinschaften im Gebiet der zunächst christenfreundlichen Mongolenherrscher, in Persien, Armenien und Anatolien, verschwinden mit der Änderung der Haltung der Mongolenherrscher nach 1295. In Bosnien spielen die Franziskaner eine zentrale Rolle als einzige verbliebene Seelsorger in der Zeit des osmanischen Reiches. Auch im Gebiet der heutigen Türkei bleibt eine größere Zahl von Niederlassungen durch die Jahrhunderte bestehen.

Auf dem Pflingstkapitel von 1219 wird die Aussendung von sechs Brüdern nach Marokko beschlossen. Diese gehen allerdings in einer ganz anderen Haltung als Franziskus, beseelt vom Wunsch nach dem Martyrium. Gleichzeitig beginnt die Etablierung einer kleinen lokalen Kirche im Maghreb für die Soldaten der im Dienst der Almohaden stehenden christlichen Miliz und für christliche Gefangene. 1233 wird der Minderbruder Agnellus Bischof von Fès. Franziskaner und Dominikaner stellen nun im Wechsel die apostolischen Präfekten oder Bischöfe in Marokko. Von nun an bis zum Anfang des 16. Jahr-

hunderts gibt es eine Präsenz von Franziskanern unter dem Schutz der muslimischen Herrscher, vor allem im Dienst an christlichen Gefangenen. Mitte des 17. Jahrhunderts gibt es erneut Niederlassungen in Fès, Meknes, Tetuan und Salé. Die Provinziale der Franziskaner nehmen das Amt des apostolischen Präfekten weiterhin wahr. Mit der neuen Präsenz der Kolonialmächte Spanien und Frankreich in Marokko seit dem 19. Jahrhundert steigt die durch die vorangegangenen Jahrhunderte geringe Anzahl der Franziskaner in Marokko. Seit 1908 kommen dann französische Franziskaner dazu, die in allen größeren Städten des französischen Protektorats Niederlassungen gründen, darunter Meknes, Fès, Rabat, Marrakesch und Casablanca. Zur apostolischen Präfektur Tanger kommt 1923 als zweite Präfektur Rabat hinzu. Beide Präfekturen werden nach der Unabhängigkeit Marokkos zu Bischofssitzen erhoben und die Bischöfe, wie schon vorher die apostolischen Präfekten, von Franziskanern gestellt. Nach der Unabhängigkeit des Landes bleibt eine kleine Gruppe von Franziskanern in Marokko. Sie sind dem gewandelten Verständnis der Sendung der Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil entsprechend nicht mehr nur im Dienst für die wenigen Christen im Land, sondern durch soziale Werke wie Krankenstationen, eine Ausbildungsstätte und ein Studienzentrum auch für die einheimische muslimische Bevölkerung tätig.

Dialog der Franziskaner im Rheinland mit den Muslimen

Im Oktober 1982 findet aus Anlass des Franziskusjubiläums in Assisi ein Treffen von Franziskanern aus muslimi-

schen Ländern statt. Eingeladen haben Generalminister John Vaughn und das Missionssekretariat des Ordens. Man gedenkt des Besuchs des heiligen Franziskus beim Sultan von Ägypten. Die Konferenz veröffentlicht einen Brief an alle Brüder, in dem sie zum Dialog mit dem Islam aufruft. Das ist unserem Provinzialminister Herbert Schneider Anlass, unsere Arbeitsgemeinschaft „*Gerechtigkeit und Frieden*“ der Kölnischen Franziskanerprovinz zum Dialog mit dem Islam aufzufordern. 1983 finden die ersten Treffen unserer Arbeitsgemeinschaft mit Mohammed Heidari statt, einem in unserem Studentenwohnheim in Köln wohnenden iranischen Studenten. Seitdem veranstaltet unsere Arbeitsgemeinschaft regelmäßig Treffen mit Franziskanern und verschiedenen muslimischen Gruppen: islamischen Studenten, der marokkanischen Sufigruppe *Tariqa Alawia*, türkischen Muslimen einer Moscheegemeinde aus Köln und Mitgliedern der Deutschen Muslimliga. Als Papst Johannes Paul II. am 27. Oktober 1986 zum Gebet der Religionen nach Assisi einlädt, ist dies unserer Arbeitsgemeinschaft Anlass, jährlich zu interreligiösen Gebeten mit Muslimen und anderen Religionsgemeinschaften einzuladen.

1991 beginne ich das Studium der Islamwissenschaft, später auch das Zusatzstudium der interkulturellen Pädagogik an der Universität zu Köln, um auch intellektuell für den Dialog und die Arbeit mit Muslimen ausgerüstet zu sein.

Als 1992 der Krieg in Bosnien beginnt, initiieren wir Franziskaner in Köln mit der kroatisch-katholischen Mission, der serbisch-orthodoxen Gemeinde und der bosnisch-muslimischen Moschee und

der evangelischen Kirche in Köln Friedensgebete und Hilfsprojekte für die bosnischen Muslime. Ein guter Kontakt zur bosnisch-muslimischen Gemeinde besteht seitdem.

In Köln-Vingst setzt die kölnische Franziskanerprovinz 1994 die Jugendarbeit der Franziskaner aus den siebziger Jahren in diesem sozialen Brennpunkt fort. Mittlerweile nehmen viele türkische, muslimische und alevitische Schüler die Hausaufgabenhilfe und Jugendgruppenarbeit des von mir geleiteten Jugendtreffs in der Würzburger Straße wahr. Viele Jugendprojekte werden zusammen mit meinen muslimischen und alevitischen Mitarbeitern gemeinsam durchgeführt.

Ein Beispiel: im Juli 2013 kommen 25 muslimische Kinder aus den verschiedenen Balkanstaaten, aus Mazedonien, Montenegro, Serbien, Bulgarien zum Jugendtreff Vingst. Zumeist sind es muslimische Roma-Kinder, die in Köln-Dellbrück in einer städtische Notunterkunft leben. Ihre Gruppenleiter sind drei serbische Roma, ebenfalls Muslime. Gemeinsam mit der aus muslimischen und alevitischen Perserinnen, Kurdinnen und Türkinnen bestehenden Mädchengruppe des Jugendtreffs Vingst wird gefeiert. Dann gibt es Geschenke für die Roma-Kinder: von unserer Mädchengruppe gebastelte kleine Puppen. Mittlerweile arbeiten die serbischen Roma als Jugendgruppenleiter für Roma und Bulgaren bei unserem Jugendtreff mit.

Viele Reisen nach Berlin, Paris, Rom, Istanbul werden mit unseren Jugendgruppen unternommen. Auch Fußballturniere mit Gruppen anderer ethnischer Herkunft, Marokkanern, Roma und Jesiden werden regelmäßig von

Chaled Malekyar, einem afghanischen Islamwissenschaftler und mir veranstaltet. So ist der Dialog mit muslimischen, alevitischen und jesidischen Jugendlichen zu meinem Alltag geworden.

Im Oktober 2011 unternimmt eine christlich-muslimische Gruppe, zu der auch der Kölner bosnische Imam Mustafa Hadzic gehört, eine von mir organisierte Fahrt nach Rom und Assisi. Papst Benedikt hat zum 25-jährigen Jubiläum des Gebetes des Papstes in Assisi eingeladen. Im Jahr darauf fährt die gleiche Gruppe nach Bosnien, um muslimische, jüdische und katholische Einrichtungen zu besuchen. Die Schule der Franziskaner in Visoko, das alte Kloster in Kraljeva Sutjeska und das Franziskanerkloster Bistrik in Sarajevo gehören zum Besuchsprogramm genauso wie die Synagoge, die orthodoxe Kirche in Mostar und die Moscheen.

Der Dialog mit dem Islam ist für mich in Köln-Vingst sehr praktisch geworden. Besonders die Jugendarbeit mit jungen türkisch- und marokkanischstämmigen Muslimen prägt mein Leben. So versuche ich, dem Anliegen der Brüder bei der Konferenz von Assisi 1982 gerecht zu werden, die in Erinnerung an die Begegnung des Franziskus mit dem Sultan und die darauf folgende jahrhundertelange franziskanische Geschichte des Lebens unter Muslimen geschrieben haben: „Wir wollen diese Tradition fortsetzen und in einer neuen, der Situation angepassten Weise unter den Muslimen leben.“

.....

- 1 Sechster Brief des Jakob von Vitry vom 6. März 1220, in: Girolamo Golubovich, *Biblioteca Bio-Bibliografica della Terra Santa e dell'Oriente Franciscano*, Band I, Quarracchi 1906, übersetzt von Horst von der Bey in: *Vom kolonialen Gottesexport zur befreienden Mission*, Bonn 1996, S. 22.
- 2 Jakob von Vitry, Kapitel 32 „De Ordine et praedicatione Fratrum Minorum“ seiner *Historia Occidentalis*, in: ebd.



Tobias Specker SJ

P. Dr. Tobias Specker SJ vertrat nach seinem Ordenseintritt zunächst die Bereiche „interreligiöser Dialog“ und „biblische Theologie“ am Heinrich-Pesch Haus in Ludwigshafen. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Islambeauftragter der Diözese Speyer studierte er von 2010 bis 2013 „Islamische Studien“. Zurzeit ist er Juniorprofessor der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen.



Tobias Specker SJ

Von Mitdenkern, Vordenkern und Nachdenkern Eindrücke aus dem Studium der „Islamischen Theologie“

„Ist hier das Seminar ‚Einführung in die französische Syntax?‘“ fragt mich eine Studentin, nachdem sie eine Zeitlang in dem sich langsam füllenden Hörsaal gesessen und anscheinend kein vertrautes Gesicht erkannt hat. Nein, ist es nicht. Es ist zwar eine Einführung, doch eingeführt wird in die „Sira“, in die Texte der islamischen Tradition, die über das Leben Muhammads berichten. Die Verwechslung beruhigt: Es ist also nicht auf den ersten Blick erkennbar, dass hier eine besondere Lehrveranstaltung im Gange ist. Denn gelehrt wird innerhalb der neuen „islamischen Studien“, die das Frankfurter „Institut für Studien der Religion und Kultur des Is-

lam“ seit 4 Jahren als Bachelor- und seit einem Jahr auch als Masterstudium an der Goethe-Universität Frankfurt anbietet. Es ist also ein „normales“ Unifach, das man mit der Romanistik verwechseln kann. Ja, es mag sein, dass etwas mehr Frauen mit Kopftüchern in der Lehrveranstaltung sind (aber keineswegs alle und es zeigt vor allem, wie gut das Studium gerade von weiblichen Studenten, die deutlich über die Hälfte der Studierenden ausmachen, angenommen wird). Ja, es mag sein, dass die Studenten doch etwas bunter und internationaler sind als in der Lateinischen Philologie (aber die große Mehrheit ist mindestens in zweiter Generation in

Deutschland). Ja, es mag sein, dass mehr Studenten als in der Betriebswirtschaft vor der Vorlesung in ihrer Koran-App herumschauen oder in türkischen frommen Büchern blättern. Tatsächlich ist die deutliche Mehrheit der Studierenden islamischen Glaubens, ja, genauerhin gab es unter den ca. 300 Vollstudierenden außer mir kaum einen anderen Christen. Dies verwundert bei einem bewusst theologischen Studiengang kaum, vor allem, wenn man einen Blick auf die Berufsaussichten wirft: Die Religionslehrer und zukünftigen Mitarbeiter der islamischen Verbände sind verständlicherweise konfessionell gebunden, doch auch im Journalismus und anderen vagen Berufsaussichten dürfte es ein nichtmuslimischer islamischer Theologe schwer haben, sein genaues Profil zu definieren. Konzeptuell jedoch steht das Studium als staatliches Studium natürlich jedem offen, auch allen Anders-, Halb- oder Nichtgläubigen. Zudem ist der Studiengang bereits strukturell mit anderen Studiengängen verzahnt: Zum einen können auch Studierende der Religionswissenschaft ihren Schwerpunkt „islamische Religion“ am Institut wählen. Zum anderen müssen alle Studierenden der islamischen Studien ein Modul in einer nichtislamischen Theologie belegen. Zur Wahl stehen hierfür die beiden christlich-theologischen Fächer sowie die (nichttheologische) Judaistik. So mischen sich nicht nur die Studierenden verschiedener Religionen, sondern es werden auch andere Fragen in den theologischen Lehrveranstaltungen gestellt: Mitunter berühren sie innerreligiöse Selbstverständlichkeiten („Warum gibt es vier Evangelien, wenn Gott doch eine Botschaft an die

Menschheit senden wollte?“), mitunter bringen sie fundamentale methodologische Fragen noch einmal von außen in den Blick („Inwiefern ist die Bibel verlässliche Quelle theologischer Aussagen?“), mitunter diskutieren sie einzelne Figuren und Themen des Glaubens („Konnte David wirklich sündigen und doch eine zentrale Person der Heilsgeschichte sein?“). Selbst wenn nun wirklich nicht alle Fragen neu sind, so schafft es dennoch eine neue Herausforderung, wenn sie mit einer eigenen Stimme gestellt werden. Tatsächlich spricht es sich anders über „den Islam“ und „das Christentum“, wenn dies in der Gegenwart des realen und nicht nur imaginierten Anderen geschieht.

Es ist also die eigene Stimme im Konzert der Theologien, die das Experiment, ein neues theologisches Fach an der staatlichen Universität zu etablieren, so interessant macht. Und diese eigene Stimme ist nicht nur die eine Stimme des in der medialen Wahrnehmung zunehmend homogen erscheinenden Islam, sondern in bundesweiter Perspektive bereits eine gewisse Vielstimmigkeit. Das Frankfurter Zentrum, das in der Lehrerbildung mit Gießen zusammenarbeitet, ist nur ein Ort von mehreren, die in der Folge der Empfehlungen des Wissenschaftsrates von 2010 etabliert worden sind: Neben das Frankfurter Zentrum, das auf die Vorgeschichte einer seit 2003 in Kooperation mit dem türkischen Präsidium für Religiöse Angelegenheiten etablierten Stiftungsprofessur für „islamische Religion“ zurückblicken kann, treten die Zentren in Tübingen, in Erlangen, in Münster und in Osnabrück, wobei die letzteren formal kooperieren. Alle Zentren entwickeln das neue Fach auf unterschiedli-

chen Wegen, mit unterschiedlichen Akzentsetzungen: Erlangen hat eine etablierte religionspädagogische Tradition, die auch Osnabrück teilt. Zugleich legt Osnabrück einen Schwerpunkt auf das islamische Recht und arbeitet wohl am engsten mit den muslimischen Verbänden zusammen. Münster bietet mit Mouhanad Khorchide einen auch medial sehr aktiven Wissenschaftler, der sich dezidiert einer gegenwartsorientierten „Theologie der Barmherzigkeit“ verschrieben hat. Während Frankfurt einen Akzent mit dem international beachteten Koranexegeten Ömer Özsoy setzt, kann Tübingen sowohl eine Expertin in christlich-islamischer Kontroversliteratur als auch einen Fachmann für islamische Mystik aufbieten. Die christlichen Theologien sind an fast allen Standorten ermunternde Wegbegleiter und unterstützende Kooperationspartner – eine Situation, die sich auch international bestätigt: So hat in Frankreich das Pariser „Institut Catholique“ die allerdings rein gesellschaftspolitisch orientierte Imamfortbildung übernommen und die katholisch-theologische Fakultät der Universität Fribourg plant die Einrichtung eines „Zentrums für Islam und Gesellschaft“, das auch eine dezidiert islamisch-theologische Perspektive integriert.

Dennoch bringt die Nähe zu den christlichen Theologien auch Fragen hervor: Die sichtbarste und medial aufmerksam behandelte Frage betrifft die institutionelle Seite, wie nämlich die Verantwortung der theologischen Studien gegenüber der Glaubensgemeinschaft organisiert ist. Sehr deutlich ist, dass die Zuordnung der christlichen Theologien zu den jeweiligen Kirchen nicht so einfach reproduziert werden kann.

Nicht nur, dass zur Zeit keine umgreifende muslimische Repräsentation etabliert ist, von verschiedenen Seiten wird wiederholt gefragt, ob eine solche überhaupt der Konzeption der islamischen Religion entspräche. Die Zwischenlösung eines Beirates, in dem Repräsentanten der großen muslimischen Verbände und institutionell ungebundene muslimische Personen des öffentlichen Lebens mit Vertretern des Staates zusammenwirken, ist an manchen Standorten auf erhebliche Umsetzungsschwierigkeiten gestoßen.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Neben die institutionellen Fragen treten jedoch auch inhaltliche Themen: Inwiefern ist die Kennzeichnung der islamischen Studien als „Theologie“ überhaupt zutreffend? Traditionell wird am ehesten allein der Teilbereich der rationalen Kontroverstheologie (des kalām) als „Theologie“ und die Gesamtheit der Studien eher als „islamische Wissenschaften“ bezeichnet. Aber was ist das „Islamische“ zum Beispiel einer „islamischen Philosophie“ oder einer „islamischen Ästhetik“? Worin liegt umgekehrt das „Theologische“ im Vergleich zur etablierten religionswissenschaftlichen Methodik der Islamwissenschaft? Gegenwärtig wird dies mit dem Verweis

auf die „Binnenperspektive“ abgehandelt.¹ So plausibel dieser Verweis ist, was bedeutet er mehr als dass Muslime vom „Forschungsgegenstand [...] zu den tragenden Subjekten der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Islam“² geworden sind? Bedeutet die „Binnenperspektive“, dass „islamische Studien“ nur von Muslimen betrieben respektive gelehrt werden können – die Realität zumindest in Frankfurt beweist das Gegenteil. Bedeutet sie, dass bestimmte Glaubensvoraussetzungen – man denke an die Untersuchung des vielfältigen Überlieferungsmaterials über die Gestalt Muhammads – nicht ergebnisoffen behandelt werden können? Macht sie sich an bestimmten Inhalten und Gegenstandsbereichen fest? Aber was wäre ein „Inhalt“, den nur die islamische Theologie und nicht die Islamwissenschaft zu behandeln hätte? Eine weiterführende Perspektive in dieser schwierigen Frage boten die Überlegungen von Reinhard Schulze und Bekim Agai auf dem ersten bundesweiten Kongress der islamischen Theologie Anfang September 2014 in Frankfurt. Der Berner Islamwissenschaftler Reinhard Schulze sprach hier von einer „islamischen Absicht“, der Frankfurter Institutsdirektor Bekim Agai von einer spezifischen „Konstellation der Forschungsfragen“. Es ist mithin weder der besondere Gegenstand noch die einzigartige Methodik, sondern die intentionale Ausrichtung der Forschung auf den Glauben der Muslime hin, die die islamische Theologie ausmacht. Sie kann eine neue Zusammenstellung von Fragen und Untersuchungen hervorbringen, die methodisch jeweils durchaus auf andere Wissenschaften zurückgreifen können (u.a. der Geschichts-

wissenschaft, der Philologien und der Philosophie). In dieser Richtung denken auch Frankfurter islamische Theologen, die in der neugegründeten „Frankfurter Zeitschrift für Islamisch-Theologische Studien“ einen programmatischen Artikel verfasst haben: „Unterschiede zwischen der theologischen und nichttheologischen Islamforschung liegen in erster Linie in der Relevanz des Forschungsgegenstandes und der erzielten Ergebnisse für die Konstituierung von muslimischer Subjektivität. Aus einem muslimischen Blickwinkel heraus, einer Innenperspektive also, ergeben sich Fragen an die islamischen Quellen, Traditionen und an die islamische Geschichte, die einen Rückbezug der gefundenen Antworten auf die persönliche Ebene und Lebensgestaltung implizieren können.“³ Die islamische Theologie ist damit eine engagierte Wissenschaft, ohne die wissenschaftliche Distanz aufzugeben. Zugleich ist sie auf das Glaubensleben muslimischer Gläubiger hin orientiert, ohne einen „Anspruch auf normative Verbindlichkeit“⁴ zu erheben. Die islamische Theologie ist – trotz der hohen Autorität der Gelehrtenkultur in der traditionellen islamischen Gesellschaft – kein islamisches Lehramt. Doch insgesamt ist diese Frage keinesfalls abgeschlossen, und es wird deutlich, dass mit den islamisch-theologischen Studien nicht nur fehlende Textbücher, Lehrinhalte und Sprachvoraussetzungen entwickelt werden müssen, sondern dass sich das Fach sowohl inhaltlich als auch methodisch und institutionell selbst zu entwerfen hat. Zu klären sind diese Fragen nur im Prozess des Forschens und Lehrens selbst, so dass der Student der islamischen Theologie die einmalige Chance – und Herausforde-

nung hat – studierend an der Geburt eines neuen Faches teilzuhaben. Denn das Fach ist tatsächlich neu und keine bloße Adaption des Studiums an den großen Institutionen der islamischen Welt, von denen die theologischen Fakultäten der Türkei sicherlich die intellektuell agileren sind. Auch dies formulieren wiederum Frankfurter islamische Theologen: „Eine gegenwärtige Islamische Theologie in Deutschland muss sich sowohl mit modernen Wissenschaften als auch mit traditionellen Methoden und Vorgehensweisen auseinandersetzen und nicht zuletzt eine Neubegründung der islamischen Wissensordnung in universitärer Umgebung reflektieren.“⁵

Doch was studiert nun konkret, wer islamische Theologie studiert? Neben den sprachlichen Voraussetzung, die in Frankfurt in Anlehnung an das islamwissenschaftliche Studium als Studium des klassischen Arabisch und einer weiteren Sprache der islamischen Welt (zur Zeit sind Osmanisch und Persisch im Angebot) bestimmt werden, treten zunächst Module, die sich an die klassischen *‘ulūm ad-dīn* (bzw. türkische *ilahiyat*) Fakultäten anlehnen: Koranexegese (*tafsīr*), Haditwissenschaft(en) (*‘ulūm al-ḥadīṭ*), Islamisches Recht (*fiqh*) und seine Methodik (*uṣūl al-fiqh*), systematische Theologie (*kalām*), Prophetenbiographie (*sīra*) und Geschichte des Islam (*tarīḥ al-islām*). Die klassischen Studienfächer Ethik (*adab*), Mystik (*taṣawwuf*) und Philosophie (*falsafa*), die an traditionellen Fakultäten mitunter umstritten sind, genießen ein großes Gewicht. Hinzu kommen neue Module der Religionspädagogik, der eher sozialwissenschaftlich orientierten Studien über „Muslime

in Europa“, der „islamischen Ästhetik“ und vor allem das bereits benannte interreligiöse Modul. Neben dem vom Bachelorstudenten verlangten Überblicksmodul in jedem dieser Fächer ist eine Vertiefung in einem ausgewählten Bereich vorgeschrieben, zu der auch Themen wie „islamic banking“, „Religionsphilosophie“ und „feministische Theologie“ zur Wahl stehen.

So ist die Grunderfahrung des Studiums sicherlich die Konfrontation mit der innerislamischen Vielfalt. Diese Erfahrung beginnt schon mit der Vielfalt unter den Studenten – und Studentinnen! – selbst: Anders als in den zumeist ethnisch relativ homogenen Moscheegemeinden, die zudem verschiedene Schattierungen eines konservativen Mainstream vertreten, sind die Islamvorstellungen und -praktiken im Studium sehr heterogen, bis hin zur Begegnung mit innerislamisch umstrittenen Gruppierungen wie z.B. der *Aḥmadiya* und den Aleviten. Unterstützend wirkt hierbei sicherlich, dass die Studierenden zum ersten Mal auf eine Auseinandersetzung mit dem Islam treffen, der sich methodisch an ihre Schulbildung anschließt (Methoden der Textanalyse und des Geschichtsunterrichtes) und kritisches Nachfragen, ja, Zweifel und Unsicherheiten duldet. Zudem dürfen sie in diesem Kontext ihre eigenen Fragen stellen und müssen nicht auf Fragen an den Islam reagieren, die ihnen von außen gestellt werden. Eine apologetische Einigkeit fällt damit von Beginn an weg. Beides fördert entschieden die Vielfalt der Positionen und Fragen.

Die Erfahrung setzt sich fort mit der Vielfalt unter den Lehrenden, die schiitische wie sunnitische Denktraditionen genauso wie die unterschiedlichen me-

thodischen Akzentsetzungen – historische, philologische, philosophische – zusammenbringt. Am Wichtigsten jedoch ist wohl die Erfahrung der Vielfalt in der islamischen Tradition. Man muss sich deutlich vor Augen führen, dass anders als in der christlichen Theologie eine Vielzahl von Texten nicht editorisch erschlossen, geschweige denn übersetzt ist. Dies hat zur Folge, dass sich das Islambild nicht nur der Medien, sondern auch muslimischer Gläubiger selbst (besonders der jetzigen Elterngeneration) oftmals auf ein vereinfachendes und vereinheitlichendes Katechismuswissen und die Lektüre frommer Erbauungsschriften beschränkt. Das Studium konfrontiert demgegenüber mit der Breite der Denkmöglichkeiten, die in der Tradition selbst angelegt, aber weitgehend verschüttet ist. So relativiert das Studium der Tradition manche Verengung und scheinbare Eindeutigkeit der Gegenwart durch das Wissen um die Fülle des Gedachten – allerdings nicht mit dem Interesse einer musealen Bewahrung, sondern mit Blick auf neue Anknüpfungsmöglichkeiten. Auf diese Weise geschieht gleichsam ein Bruch mit der „Tradition“ der frommen Erbauungsschriften um der Tradition willen, ja, das Studium lässt die subversive Kraft der Tradition entdecken.

Dass dies nicht ohne Konflikte von staten geht, lässt sich leicht vorstellen. In ihnen treten normativ vorgetragene Glaubensvorstellungen mit argumentativ verpflichtetem theologischen Denken aufeinander – eine Spannung, die ja nicht nur der islamischen Theologie bekannt ist. Sie äußert sich zumeist in den Befürchtungen, dass „das Studium den Glauben zerstöre“, unziemlichen

Zweifel sähe, die etablierten Autoritäten in Frage stelle. In allen Vorwürfen gilt es zu verhandeln, was denn das „Islamische“ und was das „Theologische“ an der islamischen Theologie ist – und dass man es überhaupt verhandeln kann! Um einige Beispiele zu nennen: Es beginnt mit vermeintlichen Äußerlichkeiten, die aber das Herz der religiösen Gewohnheiten treffen: Kann das Referat mit der basmallah, der Anrufungsformel Gottes begonnen und dem jeweiligen Namen der Propheten die entsprechende Lobpreisformel hinzugesetzt werden? Wie wird Gott benannt – „Gott“ oder „Allah“? Kann die Vorlesung zugunsten des Pflichtgebetes verlassen werden? Und sind Lehrende, die dies kritisch sehen, noch „wirkliche Gläubige“, wo ihnen doch oftmals die Erwartung einer besonderen Vorbildlichkeit entgegen tritt? Auch inhaltlich bleiben Konflikte nicht aus, die auch Unterrichtenden der christlichen Theologie nicht ganz fremd sind: Wie sind die Berichte von Wundern zu verstehen? Handelt es sich bei den koranischen Erzählungen und Figuren um historische Fakten und Personen – und welche Bedeutung hat Historizität überhaupt in der Glaubensbegründung? Wie weit darf die Kritik gehen, wenn die Theologie einerseits auf den Glauben bezogen sein soll, andererseits als akademische Disziplin im universitären Rahmen der ergebnisoffenen Forschung wie der permanenten Suche verpflichtet ist?⁶ Auch wenn die Konflikte nicht gelöst sind, kann man die Auseinandersetzungen auch sehr positiv sehen: Sie zeigen, dass es hier tatsächlich um Theologie, das heißt um eine existenziell betreffende Auslegung des Glaubens, und nicht nur um distanzierte Is-

lamwissenschaft geht. Problematisch sind dementsprechend wohl weniger die Konflikte selbst, als die Formen, in denen sie geführt – beziehungsweise nicht geführt – werden: Mitunter wird wenig offen im Seminar oder in der Vorlesung diskutiert. Oft wird geschwiegen oder die Mitarbeit auf „Scheinbedingungen“ beschränkt. Viel diskutiert wird dafür – mitunter auch zeitlich parallel – auf facebook, WhatsApp und anderen sozialen Medien. Dies zeigt nicht nur, dass die Diskussionsorte aus der akademischen Öffentlichkeit auswandern. Vielmehr unterwandern die Diskussionsformen (oftmals, nicht immer), die Idee der Universität als Lerngemeinschaft, die eine offene, disziplinierte und differenzierte Argumentation einübt. Denn in den sozialen Medien schließen sich eher Zirkel der Gleichgesinnten zusammen, die sich in ihrer Empörung gegenseitig bestätigen, als dass es zu einer argumentativen und geduldigen Auseinandersetzung mit Andersdenkenden kommt. Hier sind die Studierenden der islamischen Theologie – leider – ganz am Puls der Zeit.

Was bedeuten nun diese Erfahrungen, die neuen Inhalte und die neuen Akteure für einen „Dialog der Religionen“? Zunächst ist meine Erfahrung, dass der „Dialog“ unter den Studierenden fast ausnahmslos affirmativ-positiv gesehen wird. Inwiefern diese Offenheit mit einem echten Interesse an der selbständigen Perspektive christlicher Theologie auch über (und mitunter gegen) die im Koran postulierte Gemeinsamkeit hinaus einhergeht, muss die Zukunft noch zeigen. In den Promovierenden, Lehrenden und Forschenden der islamischen Theologie jedoch gewinnen die christliche Theologie und die nach-

denklichen christlichen Gläubigen sicherlich ein neues Gegenüber: Der Islam ist nun nicht mehr nur ein interessantes Studienobjekt für Leute mit Orientinteresse, sondern ein direktes Gegenüber, das selbst spricht und gerade auch die Christen anredet: So können die Studierenden der christlichen Theologie erleben, wie die christologischen Diskussionen der ersten Jahrhunderte auf einmal ins 21. Jahrhundert rücken. Zugleich stehen die Christen mit dem Anspruch auf religiöse Deutung gesellschaftlicher Phänomene nicht mehr alleine. Noch – und aufgrund der weltpolitischen Lage wohl auch noch einige Zeit – sind die Repräsentanten des muslimischen Lebens mit eher defensiven Erklärungen ihrer Systemkompatibilität beschäftigt. Doch ein nicht unwesentlicher Teil der nachwachsenden Generation möchte über die berechtigte Frage der Vereinbarkeit von Demokratie und Islam hinaus auch eigene Fragen an die ethische und religiöse Realität Deutschlands stellen: Es sind dies Fragen der Bioethik (in der übrigens auffallend viele der Bachelorarbeiten der ersten beiden Abschlussjahrgänge geschrieben wurden!), Fragen nach ökonomischer Gerechtigkeit, Fragen nach der Effizienz und Selektivität des Bildungswesens, Fragen auch an die scheinbare Selbstverständlichkeit eines mitunter recht dogmatischen emanzipatorischen Individualismus. Wie sich ein christliches Denken in und zu dieser neuen Mehrstimmigkeit verhält, ist noch nicht ausgemacht: Meines Erachtens führt eine selbstgewisse Behauptung eines kulturchristlichen Fundamentes der Gesellschaft, die zur Zeit oft mit einer emphatischen Behauptung des (Groß-)Elternrechts an der „Aufklä-

rung“ einher geht, genauso auf Abwege wie der Versuch, einer zunehmend religions skeptischen Öffentlichkeit zu beweisen, dass Religion auch ganz harmlos sein kann.

Denn dass Religion nicht harmlos ist, beweisen die massiven Konflikte der Gegenwart, die den „Dialog“ stark bedrängen. Sicherlich kann eine islamische Theologie den Zerfall des Islam und den Weltuntergang einer geteilten Lebenswelt verschiedener Religionen in der arabischen Kultur des Nahen Ostens nicht einfachhin aufhalten oder umkehren. Die weltpolitische Lage kann sich sehr leicht gerade für die Ernsthafte unter den Lehrenden und Studierenden als Überforderung darstellen. Gerade weil die institutionelle Repräsentanz des Islam schwach ist, sind jene genötigt, ihr Leben mit Stellungnahmen und Distanzierungen, Talkshows und Interviews zu verbringen. Immer wieder habe ich zudem erlebt, dass die Hitze der Diskussion und vor allem die Macht der Bilder eine ernsthafte Auseinandersetzung blockiert – wie ist zur Zeit sinnvoll über *šarīʿa*, über den Begriff der *salaf*, über die Ausbreitung des frühen Islam zu diskutieren? Die undifferenzierte Empörung der einen Seite führt oft nur zur defensiven Problemlösung der anderen.

Dennoch sind die Konflikte durchaus mit religiösen und theologischen Fragen verbunden – und wer behauptet, das „habe mit Islam nichts zu tun“, macht es sich zu einfach. Es sind eben doch interpretatorische Entscheidungen, die – sicherlich unter den Bedingungen von Staatenzerfall, massiver Einflussnahme politischer Akteure und schlechter ökonomischer Lage – zur extremen Gewalt im Namen der Religi-

on führen. Auch wenn die Theologie keine Armeen hat, macht sie langfristig doch einen Unterschied. Zu nennen sind z.B. die Fragen: Ist der Koran wesentlich auf sein vorkoranisches Umfeld bezogen oder ist er ein Text, der im Niemandsland eine neue, eigene Welt schafft? Wie gehe ich um mit der Gewalt in der Biographie Muhammads? Ist die Orientierung am Gemeinwohl ein umgreifendes Prinzip in der Rechtsfindung und ermöglicht es damit auch die Revision von getroffenen Rechtsurteilen – oder sind die Quellen der Rechtsfindung unveränderlich vorgegeben? Entgegen einem seltsamen Einverständnis zwischen muslimischen Fundamentalisten und scharfen Kritikern des Islam halte ich diese Fragen tatsächlich für diskutierbar – und „den Islam“ nicht auf eine bereits gegebene Antwort festgelegt. Mein Optimismus ist gegründet darin, dass die islamisch-theologischen Studien sehr intensiv mit „Verflüssigung“ eines statischen und überzeitlichen Textverständnisses beschäftigt sind, so z.B. in der Betonung des mündlichen Charakters und der Kontextualität des Koran, in der Vervielfältigung des Textes durch die Wertschätzung traditionell verschiedener Lesarten oder in der Betonung der konstitutiven Meinungsvielfalt in der Exegese und Rechtswissenschaft.

Wenn auch die Themen und Methoden spezifisch an die islamische Theologie gebunden sind, so kann sich die christliche Theologie die Zielrichtung durchaus zu Eigen machen. In systematischer Hinsicht lohnt es sich, nach gemeinsamen Themen zu suchen, die der Gewalt der fundamentalistischen Kurzsichtigkeit innerreligiös entgegenstehen: Zu nennen wäre hier eine theologische

Wertschätzung des Zweifels, der auch eine innerreligiöse Religionskritik motivieren kann. Hinzuzufügen ist sicherlich eine interreligiös verantwortete Schöpfungstheologie, die dem Menschen als Abbild und Stellvertreter Gottes eine unverlierbare Würde zuspricht und damit noch einmal relativierend hinter die Differenz von „Gläubigen“ und „Ungläubigen“ zurückgeht. Zu denken ist schließlich auch an eine Theologie, die sensibel ist für die Unverfügbarkeit und Unbegreiflichkeit Gottes. Wie schön wäre es, wenn eine wechselseitige Erkundung der Traditionen negativer Theologie im „Gott ist größer“ (Allahu akbar) nicht mehr die Spur eines „Mein Gott ist größer als Deiner“ mithören ließe!

Dies setzt jedoch vor aller einzelnen thematischen Arbeit die Pflege von geistlichen Haltungen gegenüber dem Anderen voraus, die jedem Unterton der Verachtung entgegenstehen, der sich zur Zeit auf beiden Seiten immer stärker in der Wahrnehmung des Anderen hörbar macht. Die Stereotypisierung ist nicht harmlos. Sie ist Gewalt gegen die Vielfalt der Lebenswelt, egal ob man im anderen „den Missionar“ oder den „Gotteskrieger“ sieht. Die Abkehr von Stereotypen ist nicht leicht. Sie ist eine wirkliche Konversion, eine wirkliche

Metanoia, eine Änderung des Denkens. Sie bedarf eines Bewusstseins der Armut im Besitz der Wahrheit, eine keusche Intention, die gereinigt ist von Gefühlen der Überlegenheit, der Abgrenzung und der Egozentrik in der Begegnung mit dem Anderen und ein gehorsames Hören auf Gottes Geist, „der mit den Gläubigen aller Religionen in ständigem Dialog ist.“⁷ Doch wer, wenn nicht die Ordenschristen, sind berufen, diesen Weg zu gehen?

.....

- 1 So zum Beispiel Erdal Toprakyan, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für die Islamische Theologie in Deutschland. Für eine historische Theologie des Islam, 124, in: Frankfurter Zeitschrift für Islamisch-Theologische Studien 1 (2014), 122-134.
- 2 Bekim Agai (u.a.), Islamische Theologie in Deutschland. Herausforderungen im Spannungsfeld divergierender Erwartungen, 15, in: Frankfurter Zeitschrift für Islamisch-Theologische Studien, 1 (2014), 7-28.
- 3 Ebd., 16.
- 4 Vgl. ebd.
- 5 Ebd., 11.
- 6 Vgl. ebd., 10.
- 7 Vgl. 34. Generalkongregation der Jesuiten. Dekret 5: Unsere Sendung und der interreligiöse Dialog, Abs. 5.

Margareta Gruber OSF

Prof. Sr. Dr. Margareta Gruber OSF begann 1985 das Studium der Theologie und trat im gleichen Jahr in die Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Sießen ein. Nach dem Promotionsstudium wurde sie im Jahr 2007 habilitiert. Seit 2008 ist sie Professorin für neues Testament an der Phil.-Theol. Hochschule der Pallottiner in Vallendar. Von August 2009 bis Juli 2013 war sie Professorin am Laurentius-Klein-Lehrstuhl an der Dormitioabtei in Jerusalem.



Margareta Gruber OSF

Leben und Lernen im Rhythmus von Glocken und Muezzin

Die christlich-muslimischen Werkwochen im Studienjahr
Jerusalem als Schule interreligiöser Begegnung

Von August 2009 bis Juli 2013 war ich Dekanin des Theologischen Studienjahres an der Abtei Dormitio Mariae in Jerusalem und erste Inhaberin des dort vom Bundesministerium für Bildung und Forschung 2010 gestifteten „Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie“. Das Studienjahr, ein achtmonatiges Intensivstudium für katholische und evangelische Studierende der Theologie, das vom DAAD gefördert wird, besteht bereits seit 1973 und hat bisher nahezu 1000 Absolventinnen und Absolventen

hervorgebracht, unter ihnen mich selbst. Fast 30 Jahre später hatte ich selber die Chance, dieses Programm zu leiten und weiter zu entwickeln. Zusammen mit den Kollegen Klaus von Stosch, Mouhanad Khorchide, Felix Körner, Ömer Özsoy sowie der engagierten und inspirierenden Unterstützung von Kollegin und Lehrmeisterin Angelika Neuwirth entwarf ich das Konzept der „Christlich-Muslimischen Werkwochen Jerusalem“, die seit 2012 bisher dreimal durchgeführt wurden. Mein Nachfolger als Dekan des Studi-

enjahres, Thomas Fernet-Ponse, wird das Programm weiterführen, so lange es die politischen Umstände zulassen. Der folgende Bericht über dieses schöne und einzigartige Projekt ist naturgemäß aus einer christlichen Perspektive; er müsste durch einen Beitrag aus Sicht eines muslimischen Teilnehmers oder Teilnehmerin ergänzt werden.

Interreligiöse Begegnung im Zeichen der Umkehr – Jerusalemer Erfahrung

Ich möchte beginnen mit einer Erfahrung, die sich im Nachhinein als wegweisend für mich erwies, und auf die ich immer wieder zurückkomme. Es war die Begegnung mit dem Glauben einer Frau, die mir den Kern der jesuanischen Botschaft von der Metanoia, der Umkehr, erschloss. Sie steht deshalb am Ursprung der interreligiösen Initiativen, um die es in diesem Beitrag gehen soll und gab ihnen die theologische Ausrichtung: *Begegnung mit dem Glauben der Anderen als Weg der Konversio, der Umkehr.*

Zu den immer wieder verstörenden Erfahrungen in der „Heiligen Stadt“ gehört religiös aufgeladene oder instrumentalisierte ideologisch motivierte Gewalt, die sich gegen religiöse oder ethnische Gruppen und Minderheiten richtet. Eines Morgens waren diffamierende Schmierereien auf der benachbarten Klostertür der Franziskaner zu sehen¹. Am selben Tag – es war das Fest des Heiligen Franziskus von Assisi – rief mich eine jüdische Theologin an – Ruhama – die für eine israelische Zeitung regelmäßig einen Kommentar zum Wochenabschnitt der Tora verfasst. Sie hat sich vorgenommen, bei hassmoti-

vierten Ausschreitungen zu den betroffenen Opfern zu gehen, um mit ihnen zusammen jeweils diese Bibelstelle zu lesen; sie will sich ihre Heilige Schrift also von den „Opfern“ ideologischer Gewalt auslegen lassen, und das öffentlich in ihrer Zeitung. Das ist ein konkreter Akt der Versöhnung von prophetischer Dimension: Sie beschuldigt nicht, verteidigt nicht, diskutiert nicht – sie geht hin, hört zu, und wartet ab, was geschieht. Sie lässt die „Anderen“ zu Wort kommen und übt öffentlich – mit ihren Leserinnen und Lesern – eine Haltung des Hörens gegenüber den „Feinden“ ein. Dadurch entsteht eine neue Realität, die sich dem Hass, der Verachtung und der Angst entgegen stellt – eine Realität des Umdenkens, der Metanoia, der Umkehr, der Konversio. Ruhama glaubt daran, dass die Fähigkeit dazu in den Menschen da ist, auch in denen, die hassen. „Frau, dein Glaube ist groß“ (Mt 15,28) – das kann ich nur mit den Worten Jesu zu ihr sagen. In unserem Fall führte das Gespräch dazu, dass ihre jüdischen und meine christlichen Studierenden einen gemeinsamen geistlichen Tag verbrachten.

Konversio, Bekehrung, hat so verstanden also nichts damit zu tun, andere zu meiner Position oder meiner Religion zu bekehren. Die Grundbewegung der Konversio als Haltung gegenüber dem Willen Gottes ist nicht eine *Abkehr*, sondern eine *Hinkehr*; eine Fähigkeit, sich nicht *über* den andern, sondern mit seiner eigenen Überzeugung *unter* den anderen zu stellen in einer Haltung des mitgehenden Hörens. Umkehr, Konversio, ist somit ein Geschehen, das mich selber verwandelt. Ich möchte diese Art der Umkehr hier als geistliche Haltung in der interreligiösen Begegnung vorschlagen.

Jerusalem als theologischer Lernort – die christliche Ökumene als Basis

Ich glaube nicht, dass eine interreligiöse Werkwoche in Jerusalem in dieser Weise gelungen wäre ohne eine erste intensive Phase der Schulung in der innerchristlichen Ökumene im Alltag des Studienjahres. Bayerische Oberministeranten und lutherische Pastorentöchter, Konvertiten aus der Freikirche und Mitglieder geistlicher Bewegungen aus der „Generation Benedikt“ stehen jedes Jahr neu vor der Herausforderung, ein ökumenisches Studienjahr zu leben. Ökumenische Grenzen verlaufen nicht wie noch in meinem eigenen Studienjahr vor 30 Jahren zwischen den Konfessionen, sondern manchmal noch irritierender zwischen traditionsorientiert bzw. volkskirchlich geprägten und freikirchlich oder charismatisch geprägten Frömmigkeitsstilen. Nicht alle Fragen fanden eine Antwort, manche Erwartungen blieben unerfüllt, Enttäuschungen konnten wir nicht immer vermeiden. Wer hätte sich vorgestellt, dass ein Tischgebet theologische Kontroversen und ernsthafte ökumenische Verständigungsprozesse in Gang setzen kann? Ich erwähne dies deshalb, weil solche Erfahrungen und darauf aufbauende Erkenntnisse die Jerusalemer Studierenden prägten und sich im Nachhinein als wichtige Vorbereitung für die interreligiösen Begegnungen erwiesen. Die Unterscheidung zwischen dem, was meinem Glauben wesentlich ist und dem, was wertvolle spirituelle Prägung oder auch liebgewonnene Gewohnheit ist, wurde ein Semester lang in der innerchristlichen Auseinandersetzung durchbuchstabiert und die damit ver-

bundenen Identitätskonflikte samt den daran hängenden Gefühlen in der Beziehung mit den Zimmernachbarn durchlitten. Manche Prozesse wiesen eine analoge Struktur auf; die Frage etwa, ob ein Tischgebet in ökumenischem Kontext eine marianische Wendung beinhalten muss oder darf, kam unter interreligiösem Vorzeichen wieder mit dem Problem, welche Bedeutung der trinitarischen Formel im Tischgebet mit muslimischen Gästen zukommt. In mancher Hinsicht waren die Herausforderungen im Zusammenleben mit den muslimischen Studierenden sogar einfacher zu bewältigen, denn der Streit unter Brüdern geht mehr unter die Haut als der unter Vettern.

Erlösende Dimension inmitten interreligiöser Aporien

An dieser Stelle muss wenigstens kurz auf die Begegnungen mit dem Judentum eingegangen werden, die den christlich-muslimischen Werkwochen vorausgingen und die erste Etappe der interreligiösen Schulung im Studienjahr darstellten. Hier machten die Studierenden zum ersten Mal die Erfahrung, die auch die Werkwochen prägten: Dass es die gelebte Religiosität von Menschen ist, die über die Grenzen der Religion hinweg Menschen in Beziehung bringt und verbindet. So hatten wir zwei tief beeindruckende gemeinsame Studientage mit Studierenden des Hebrew Union College. Die Entdeckung, gemeinsam, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen zu dem Ziel unterwegs zu sein, in einer säkularen und postsäkularen Welt die Gottesfrage wach zu halten, war eine von Freude begleitete geistliche Überraschung. Rabbinerin Dalia Marx

bin ich besonders dankbar für ihr mutiges theologisches Wort, dass solchem Geschehen angesichts der wachsenden religiösen Intoleranz eine „erlösende Dimension“ zukomme. Diese Perspektive blieb freilich oft genug eine Hoffnungsdimension, die es angesichts der nicht gelingenden oder verweigerten Begegnung aufrecht zu halten galt. Unduldsamkeit, Fanatisierung und ideologische Instrumentalisierung lassen das Gesicht des anderen Gläubigen hinter der zum Feindbild gemachten Religion verschwinden und entstellen das eigene Gesicht bis zur Unkenntlichkeit im Hass. Diese Entstellung der Religion habe ich oft genug gesehen. Gleichzeitig bin ich bisher noch nie so vielen unterschiedlichen Menschen begegnet, die sich der Logik der Gewalt in Denken und Handeln widersetzen.

Aus diesen Erfahrungen in der Stadt Jerusalem als Ort interreligiöser Aporie und gleichzeitig interreligiösen Lernens erwuchs die Idee eines christlich-islamischen theologischen Werkstattseminars in Jerusalem.

Eine interreligiöse Lebens- und Lerngemeinschaft in Jerusalem

So startete das Projekt „Christlich-Muslimisches Werkstattseminar Jerusalem“ im Januar 2012: Wir luden für drei Wochen junge muslimische Theologinnen und Theologen ein, die an den gerade entstehenden Studienzentren für islamische Theologie an deutschen Universitäten studieren oder promovieren, und die christlich-ökumenische Studiengemeinschaft der Stipendiaten des Studienjahres auf dem Zionsberg erweiterte sich um ein Drittel zu einer interreligiösen Lehr- und Lebensgemein-

schaft auf Zeit. Die Rolle der Gastgeber beinhaltete für die christlichen Studierenden ganz praktische Vorbereitungen im Studienhaus: der Seminar- und Aufenthaltsraum wurde kurzfristig zu einer Minimoschee umgebaut, der Speiseplan auf Schweinefleisch-Abstinenz umgestellt² und einmal mit größerem Aufwand sogar ein Vorrat an alkoholfreiem Bier angelegt. Meine Intuition, dem Willkommen am Flughafen Ben Gurion besondere Aufmerksamkeit zu zukommen zu lassen, trog nicht: neun Stunden dauerte es einmal, bis der letzte der muslimischen Studierenden den Sicherheitsbereich verlassen konnte; zweimal wurde ein Teilnehmer ohne genannten Grund zurückgeschickt, trotz seines deutschen bzw. Schweizer Passes: Welcome to Middle East reality. Spätestens jetzt war klar, dass unsere Gruppe aus Studierenden deutscher Sprache etwas Besonderes war.

Vom Jüngsten Gericht zum leidenden Hiob – Theologische Themen

Thema der ersten Werkwochen 2012 waren die eschatologischen Vorstellungen in Christentum und Islam. Dafür legte sich Prof. Klaus von Stoschs Methode komparativen Theologietreibens besonders nahe. Wir konnten von den konkreten Orten ausgehen, mit denen sich die Vollendungshoffnungen beider Religionen verbinden und sie uns gegenseitig erschließen: Ölberg und Kidronental samt den Friedhöfen, Haram as-Scharif mit Felsendom und Al-Aqsa, Auferstehungskirche und Heimgang-Marien-Kirche (Dormitio). Im Lehrsaal studierte man die modernen Theorien zur Eschatologie, unterwegs tauschte

man sich darüber aus, was die eigene Glaubenserziehung und -praxis darüber beinhaltet. Im mittlerweile dritten Werkstattseminar hielt ich im Januar 2014 zusammen mit Prof. Roman Siebenrock und Dr. Muna Tatari ein Seminar zum Thema: „Strafe, Prüfung oder Preis der Freiheit? Was bedeutet die Erfahrung des Leids für unseren Glauben an Gott?“ Wir praktizierten erfolgreich die Methode des *scriptural reasoning*, die eine Form des interreligiösen Schriftgesprächs ist und Lernen auf der Basis von Respekt und Freundschaft einzuüben vermag.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das verbindende Element aller Werkwochen ist die Grande Dame der Koranwissenschaft, Prof. Dr. Dres. h.c. Angelika Neuwirth. Ihre Ausführungen zum Koran als Text der Spätantike sind nicht nur für Christen Faszination und Herausforderung in einem, sondern auch für die Muslime. Wir ahnten, wie lange der Weg noch ist, den beide Religionen gehen müssen, um sich „auf Augenhöhe“, wie Angelika Neuwirth es immer wieder ausdrückt, zu begegnen. Was sie ebenfalls vermittelt, ist die Haltung des tiefen Respekts, die sich in unermüdlicher Lernbereitschaft und geduldigem (und manchmal auch ungeduldigem)

Wehren gegenüber herabsetzenden Klischees und wissenschaftlichen Vereinfachungen niederschlägt. Groß zu denken vom anderen und seiner Tradition, sie beharrlich zu studieren, und das Gegenüber ständig zu dieser seiner eigenen Größe herauszufordern, ist ihr wirksames Konzept interreligiöser Begegnung auf höchstem intellektuellem Niveau. Die Abkürzung zum Herzen des Gegenübers auf diesem langen und anspruchsvollen Weg ist immer wieder die Achtung und die Liebe, die selbst in kritischen Anfragen nicht fehlen.

Beten, diskutieren, Tee trinken – Streiflichter

Vom christlichen liturgischen Kalender her fallen die Werkwochen im Januar in die Weihnachtszeit, die in Jerusalem nach gregorianischem Kalender bis nach dem armenischen Weihnachtsfest am 19. Januar geht. So konnten die muslimischen Gäste das Hochfest Epiphanie im Kloster mitfeiern (inklusive der Drei-Königs-Aktion mit den orientalischen Gewändern und viel Weihrauch) und in der Nacht bei Sturm und Wind die zwölf Kilometer nach Bethlehem gehen, um dort (nach der Erfahrung des Checkpoints) das orthodoxe Weihnachtsfest zu erleben. Zusammen mit hunderten christlicher Pilger und Migranten der äthiopisch-orthodoxen Kirche standen wir auf dem Platz vor der Geburtsgrotte und wurden nicht in die Basilika gelassen, so lange darin die griechisch-orthodoxe Liturgie stattfand. Im Hotel, das im Besitz einer katholisch-palästinensischen Familie ist, wurden wir dafür mitten in der Nacht mit heißen Getränken versorgt; meine Ordenstracht sorgte für den vertrauenerweckenden

Eindruck unserer Gruppe. Eine Woche später feierten wir mit den Äthiopiern, Kopten und Syrern das Tauffest am Jordan. Die christlichen Studierenden hatten zum ersten Mal die Möglichkeit, eine arabische Predigt simultan übersetzt zu bekommen; die Übersetzerin aus Tunesien bekam synchron einen Crashkurs in orientalischer Liturgie. Sie stellte außerdem fest, dass die Körpersprache der orientalischen Christen beim Gebet dem muslimischen Beten ähnlicher ist als dem westlich-christlichen, und dass die syrischen Christen selbstverständlich Gott als *Allah* ansprechen.

Die Teilnahme der christlichen Studierenden an den muslimischen Gebeten in der Moschee ist schwierig, zumindest in Jerusalem, wo es Nicht-Muslimen nicht gestattet ist, eine Moschee zu betreten, vor allem nicht am Freitag. Bei Exkursionen oder privaten Unternehmungen der Studierenden in kleineren Gruppen war es immer wieder möglich, dass christliche Studierende zur Gebetszeit mit in die Moschee gingen. Und die „Hausmoschee“ gleich neben dem Hörsaal erwies sich ebenfalls als idealer Anknüpfungspunkt für praktische Erfahrung mit dem muslimischen Ritualgebet.

Das sind nur Blitzlichter eines überaus facettenreichen Schatzes an Wahrnehmungen und Erfahrungen. Die Identitäten der Studierenden des Werkstattseminars wurden immer wieder durcheinandergebracht. Jeder war in seiner eigenen Heiligen Stadt und erfuhr sich zugleich darin als Fremder oder Fremde. Evangelische und katholische Christen wurden nicht nur am Betreten von Moscheen gehindert, sondern auch von orthodoxen einheimischen Christen im Gottesdienst ausgegrenzt, Muslime aus Deutschland von palästinensischen

Muslimen für Israelis gehalten und beschimpft, die Frauen wegen ihrer Hosen von Glaubensschwestern bedrängt (diese Erfahrung machten Christinnen und Musliminnen). Nach einem Tag voller Religion war man sich Abends einig: Bier bzw. Tee trinken ging man am liebsten in der säkularen Jerusalemer Weststadt, in den israelischen Lieblingslokalen der Studienjahrlere mit der Musik, die alle gut fanden. Zwar empfand sich manche Kopftuchträgerin dort trotz der deutsch sprechenden Gruppe wiederum als Fremdkörper; dafür konnte sie ungestört in der Öffentlichkeit rauchen.

Stoff für Diskussionen gab natürlich nicht nur die Religion, sondern auch die Politik. Unser gemeinsames Programm beinhaltete u.a. eine Exkursion entlang des Sicherheitszauns bzw. der Mauer und eine nach Tel Aviv und Jaffa. Die Studienjahrlere, die bereits fünf Monate im Land waren, bemühten sich sehr, in der kurzen Zeit die Komplexität des Konfliktes zu vermitteln. Die gelungensten Begegnungen waren die mit überzeugenden Persönlichkeiten, die dem Nahostkonflikt ein Gesicht gaben. Unvergesslich für die Muslime waren die Erfahrung, in einer Synagoge willkommen geheißen zu werden, sowie die rituelle Feier des Shabbat mit einer jüdischen Dozentin und Freundin im Hörsaal des Studienhauses, neben ihrer kleinen Moschee.

Stimmen der Studierenden

Die Auswertung dieses im Vorfeld nicht unumstrittenen Projekts war durchweg positiv. Ich zitiere aus einem Text, in der eine Gruppe christlicher Studierender selber ihre Erfahrung reflektiert. Sie

schreiben: „Das Zusammenleben mit den muslimischen Studierenden auf engstem Raum forderte uns dazu heraus, Haltungen wie Dialogbereitschaft und Ambiguitätstoleranz, Sensibilität für und Rücksichtnahme auf die Lebensweise von Menschen einer anderen Religion neu einzuüben, welche für das Leben in religiös pluralen Kontexten von großer Bedeutung sind.“ Die muslimischen Studierenden hoben hervor, dass es einen Unterschied macht, ob man sich „in einem luftleeren Raum als Akademiker“ oder „als praktizierender Theologe“ begegnet. Im letzteren Fall begegne man sich, so schreiben sie, „nicht nur im Seminarraum, sondern auch im jeweiligen Gottesdienst des Anderen und sieht die Stadt Jerusalem aus dem jeweils anderen Blickwinkel. ... Insbesondere in dieser Atmosphäre lässt sich ein tiefergehendes Verständnis für den Anderen entwickeln und gleichzeitig das Bewusstsein für das eigene Glaubensverständnis schärfen.“ Wir Christen waren beeindruckt von der Konsequenz und Regelmäßigkeit, mit der die Muslime beteten, zur Not auch auf dem Busparkplatz bei der Exkursion. Wir gewöhnten uns schnell an, ihre Gebetszeiten bei der Tagesplanung immer mitzudenken. Als wir eines Abends in unserem kleinen Wohnzimmer, das den Muslimen tagsüber als Gebetsraum diente, zusammensaßen und diskutierten, erklangen die Glocken der Abtei zum Nachtgebet, der Komplet. Darauf standen einige der christlichen Studierenden auf, um hinüber in die Kirche zu gehen. Die Muslime verstanden nicht und fragten besorgt, ob sie in der Diskussion jemanden gekränkt hätten. „Nein, die gehen nur beten“, war die Antwort. Die Muslime hatten schon oft die Glocken gehört aber noch nie gesehen, dass

ein Christ tatsächlich aufstand, um dann zu beten. Umgekehrt hörten wir nach dem Ende der Werkwochen noch eine ganze Zeit lang den Gebetsruf wie die Glocken unwillkürlich als Aufforderung zur Unterbrechung des Alltags.

Ich erzähle das deshalb, weil es eine durchgängige Erfahrung in der interreligiösen Begegnung ist, dass die Religion trennt, die Religiosität jedoch verbinden kann. Natürlich stießen wir immer wieder an Grenzen, an tiefe Unterschiede in unseren Religionen, die uns gerade nach langen theologischen Diskussionen umso ratloser zurückließen. Und auch die christlichen Studierenden waren keineswegs immer einer Meinung. Dankbar waren wir für die grundlegende Vorgabe des Zweiten Vatikanischen Konzils, das in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* festhält, dass „der Heilswille Gottes ... auch die (umfasst), welche den Schöpfer anerkennen, unter ihnen besonders die Muslim, die sich zum Glauben Abrahams bekennen und mit uns den einen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am Jüngsten Tag richten wird“ (LG 16). Es ist der erlebte Glaube der anderen, der es zum geistlichen Anliegen macht, für das Heil der anderen gläubig zu hoffen und zu beten, und dies nicht leichtfertig, sondern in eschatologischem Ernst. Das habe ich bei Christen wie bei Muslimen so erlebt. In diesem Geist kann es sogar möglich sein, miteinander vor dem einen Gott zu stehen und zu beten. Diese Momente waren sicher die geistlichen Höhepunkte des gemeinsamen Lebens und Lernens, die als Geschenk erfahren wurden.

Beide Studierendengruppen, die christliche und die muslimische, haben ihren Wunsch ausgedrückt, dass diese Erfah-

rung der Begegnung zweier Religionen erweitert werden möge um den dritten Teilnehmer, der eigentlich der erste ist, das Judentum. Ohne diesen wichtigen „Dritten“ wird das christlich-islamische Gespräch auf Dauer nicht geführt werden können. Bei Überlegungen mit jüdischen Kollegen und Kolleginnen über die Möglichkeiten gemeinsamen Studierens von jungen Theologinnen und Theologen aller drei Religionen in Jerusalem fand ich mich einig mit ihnen im Ziel, gemeinsam theologisch gegen religiöse und politische Fundamentalismen arbeiten zu wollen. In diesem Zusammenhang wird in Deutschland vermehrt auf den „immer mehr grassierenden Anti-Islamismus“ hingewiesen, in dem „Stereotypen des christlichen Antijudaismus“ jetzt auf den Islam übertragen werden³. Das lässt aufhorchen. Ebenso alarmierend jedoch sind die im Zusammenhang mit der jüngsten Eskalation des Gazakonfliktes unverhüllt zu Tage tretenden Entwicklungen, in denen islamistische Propaganda mit westlichen radikal liberalen antisemitischen (und antichristlichen) Einstellungen eine gefährliche Allianz eingeht. Umso mehr muss es ein Ziel religiöser Intellektueller in allen Religionen sein, einen theologischen Denkstil und eine theologische Kultur zu entwickeln, die sich solchen Tendenzen der Unduldsamkeit und Ausgrenzung entgegenstellt und sich dem gefährlichen politischen Spiel widersetzt.

Wer hat gesagt, dass ich sie bestrafe? Von Göttern und Menschen

Viele kennen den Film „Von Göttern und Menschen“ über die französischen Trappisten in Algerien, die 1996 getötet

wurden. Er zeigt auf eindringliche und unaufdringliche Weise ihren Dialog des Lebens, des Gebets, des Dienens und der Freundschaft im muslimischen Algerien, ihren tiefen Respekt vor dem Glauben des Islam, ihr Ringen mit der Angst in der wachsenden Bedrohung und ihr Hineinwachsen in die Bereitschaft, ihr Leben hinzugeben. In seinem Testament drückt der Prior, Christian de Chergé, seine Sehnsucht aus, mit dem Blick Gottes, des Vaters, „seine Kinder aus dem Islam“ zu betrachten, „und zwar so, wie er sie sieht: ganz erleuchtet von der Herrlichkeit Christi, auch sie Früchte seines Leidens, angetan mit den Gaben des Geistes, dessen tiefverborgene Freude immer die sein wird, die Gemeinschaft zu begründen und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit all den Unterschieden unter den Menschen spielt.“ Diese Sätze gehen mir nach, seit ich sie zum ersten Mal las. Vor einigen Monaten hatte ich im Rahmen eines Austauschprogramms der Universität Paderborn mit der Adjan-Universität in Qom im Iran die Gelegenheit, einen bedeutenden schiitischen Geistlichen und Gelehrten zu treffen. Ich hatte in unserem kurzen Gespräch den Eindruck, dass er ein weiser und gläubiger Mann sei und so stellte ich ihm die Frage von Christian de Chergé: Wie sieht Gott seine Kinder, die Christen und die Muslime? Er antwortete mir mit einer Prophetengeschichte: Ein Mann fragte den Propheten Muhammad, wie Gott sei. Wie ein Vater liebe er seine Kinder, und noch viel mehr, war die Antwort. Das unruhige Gewissen des Fragenden gab sich nicht zufrieden: Warum bestraft Gott seine Kinder dann? Bohrte er nach. Die Antwort, mit der die Geschichte offen



schließt: Wer hat gesagt, dass er sie bestrafe? Ich war überrascht und berührt: Im Kontext meiner Frage nach den Religionen konnte die Strafe nur die ewige Strafe meinen – die Unmöglichkeit, das Paradies erlangen zu können. Das hatte ich im Blick auf Nicht-Muslime auf fundamentalistischen Plakaten in Jerusalem nicht nur einmal gelesen. Und ich weiß, wie sich Mouhanad Khorchide gegen diese Position zur Wehr setzen muss. Nun sagte dieser schiitische Gelehrte dies mit Bedacht gerade nicht. Seine Geschichte lässt es vielmehr offen! Das erinnerte mich an Jesus, der ja auch auf die Frage, ob es nur wenige seien, die gerettet würden, keine Antwort gab, sondern seine Jünger auf ihren eigenen Weg verweist: „Müht ihr euch mit allen Kräften, durch die enge Pforte zu kommen“ (Lk 13,23f). Dieser Spur ist das Konzil gefolgt, wenn es die Frage des Heils für Nicht-Christen ausdrücklich öffnet.

Zum Schluss bat der muslimische Geistliche mich, die ich als Schwester besonders mit Gott verbunden sei, um mein Gebet. Das nehme ich seither ernst und staune, um noch einmal die Worte von Pater Christian zu zitieren, über den Geist Gottes, dessen Freude es ist, „Gemeinschaft zu begründen und die Ähnlichkeit wiederherzustellen, indem er mit all den Unterschieden unter den Menschen spielt“.

.....

- 1 In den letzten Jahren sind Meldungen über Zerstörungen christlicher und muslimischer Stätten in Israel wiederholt durch die Presse gegangen. Negative Öffentlichkeit in der Weltpresse ist eines der Ziele, mit denen radikale Gruppen der nationalen Siedlerbewegung ihren Staat unter Druck setzen wollen. Die unentschiedene Art, mit der der Staat auf diese Akte von Gewalt reagiert, zeigt die Gespaltenheit der israelischen Gesellschaft im Blick auf die nationalreligiösen Kräfte. Die betroffenen Minderheiten – vor allem die einheimischen Christen – halten sich mit ihren Reaktionen in der Regel zurück, um nicht weiter zwischen die Fronten zu geraten und um durch die Verstärkung der antiisraelischen Affekte im Ausland den Tätern nicht auch noch in die Hände zu spielen.
- 2 Das erscheint im jüdischen Staat selbstverständlich, ist es aber nicht; natürlich gibt es im ganzen Land auch Schweinefleisch zu kaufen; gerade christliche Häuser legen Wert auf diese Freiheit ihre Speiseplans, weswegen unser Vorhaben im arabisch-christlichen Küchenteam nicht nur auf Begeisterung stieß.
- 3 Vgl. Hans Joas, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg 2012, 157.

Gabriele Lautenschläger

Gabriele Lautenschläger (Jahrgang 1952) ist promovierte und habilitierte katholische Theologin. Nach Tätigkeiten in der Forschung und kirchlichen Erwachsenenbildung ist sie seit dem Jahr 2004 Beauftragte für den Interreligiösen Dialog im Bistum Würzburg. Damit verbunden ist u.a. das Studium der Islamkunde an der Jesuitenhochschule Sankt Georgen in Frankfurt/Main.



Gabriele Lautenschläger

Horizonte und Grenzübergänge

Zehn Jahre Beauftragte für den Interreligiösen Dialog
im Bistum Würzburg – Erfahrungen und Reflexionen

„Herr, mehre mein Wissen“ (Sure 20:114). Mit diesen Worten beschließt die Referentin ihren Vortrag über den „Verschriftlichungsprozess des Korans als Spiegel seiner frühen Textgenese“. Ich sitze in einem Seminarraum auf dem Campus Westend der Frankfurter Goethe-Universität. Vom 1. bis 5. September 2014 findet hier ein internationaler Kongress über „Horizonte der islamischen Theologie“ statt. An den fünf thematischen Sektionen und mehr als 30 Panels nehmen 150 Referentinnen und Referenten sowie über 300 Besucher teil. Es geht um neue Wege der Koranauslegung, Kultur- und Geschichtswissenschaften, um Fragen der Lehrer- und Imam-Ausbildung in Deutschland sowie islamische Seelsorge, um Themen der Bioethik und eine islamische Theologie im europäischen Kontext, die sich sensibel für ge-

schlechterspezifische Fragen zeigt. Auf Empfehlung des Wissenschaftsrates waren seit dem Jahr 2010 an fünf deutschen Universitäten Institute für Islamische Theologie eingerichtet worden. Der Kongress in Frankfurt am Main zeigt, was sich inzwischen in diesen Bereichen entwickelt hat. Es ist die bislang größte wissenschaftliche Veranstaltung der islamischen-theologischen Studien in Deutschland. Sie bietet Professoren, Studierenden und dem wissenschaftlichen Nachwuchs die Möglichkeit zu einem produktiven Austausch. Sie setzt Impulse für die öffentliche Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit dem Islam. Sie öffnet Horizonte und ermöglicht Grenzübergänge zwischen Tradition und Moderne. Ich genieße es, miterleben zu können, wie sich hier auf dem Campus etwas Neues zeigt, das inspirierende Impulse für unsere Gesellschaft

entwickeln kann. Denn es sind gerade diese „Grenzübergänge“, an denen ich mich wie zuhause fühle.

Grenzübergänge

Seit meiner Kindheit war mein Leben von „Grenzübergängen“ geprägt. Ich war vier Jahre alt, als unsere Eltern mit zwei Kindern und zwei Koffern von Thüringen in den Westen flohen und sich eine neue Existenz aufbauen mussten. Meine Verwandtschaft ist weltanschaulich bunt durchmischt: von evangelisch-lutherisch über fromm atheistisch oder indifferent bis römisch-katholisch ist alles vertreten und bei Familienfeiern um einen Tisch versammelt. Mit Begeisterung nahm ich an der zweijährigen Vorbereitung auf die Konfirmation teil und engagierte mich anschließend als Gottesdiensthelferin. Aber vom Religionsunterricht im Gymnasium sind mir vor allem zwei Dinge in Erinnerung geblieben: ein Besuch in der Synagoge in Düsseldorf und das Kapitel über den Islam aus dem Buch von Helmuth von Glasenapp über „Die nichtchristlichen Religionen“. Kürzlich nahm ich es wieder einmal in die Hand und staunte über die präzisen Erläuterungen, die ich schon damals als 15-jährige darin vermerkt hatte. Als ich 23-jährig zur Katholischen Kirche konvertierte und begann, Theologie zu studieren, bedeutete dieser Schritt für mich keinen Bruch mit meinen evangelischen Wurzeln. Im Gegenteil! Aus der Perspektive des Katholizismus beschäftigte ich mich nun um so intensiver mit Martin Luther, den Ursachen der Reformation und der ökumenischen Bewegung. Was Wunder, dass auch in meinem späteren Beruf in der kirchlichen Er-

wachsenenbildung Themen der Ökumene und der nichtchristlichen Religionen selbstverständlich mit zum Programm gehörten. Und als ich im Jahr 2004 gefragt wurde, ob ich bereit sei, die neu einzurichtende Stelle als Beauftragte für den interreligiösen Dialog zu übernehmen, da brauchte ich nicht lange zu überlegen. Mit den Worten: „Aufbruch zu neuen Ufern“, wurde mein Schritt von der lokalen Presse kommentiert. Ich war voll freudiger Erwartung im Blick auf das Neue, das es nun zu erkunden und zu gestalten galt.

Der „Tag der offenen Moscheen“ am 3. Oktober 2004 war eine willkommene Gelegenheit, möglichst viele Muslime vor Ort kennen zu lernen, mich als neue Dialogbeauftragte vorzustellen und persönliche Kontakte zu knüpfen. Ich erinnere mich noch an das beklemmende Gefühl, das mich plötzlich beschlich, als ich zum ersten Mal und allein als Frau in einen der Hinterhöfe im Bahnhofsviertel ging; in eine mir bislang unbekannte Gegend, nicht wissend, was mich hinter den Türen mit fremden Schriftzügen erwartete. Nun - mich erwarteten zumeist gastfreundliche, fromme Menschen, die sich über mein Interesse an ihrer Gemeinde freuten, die dafür gesorgt hatten, dass Gespräche in deutscher Sprache möglich waren, die mir Tee und Gebäck anboten und mich einluden, als Gast an ihren Gebetszeiten teilzunehmen.

Dieser 3. Oktober war aber nicht nur „Tag der offenen Moschee“. Denn an diesem Tag stattete unser neuer Bischof der zweitgrößten Stadt des Bistums einen Besuch ab. Da wollte ich natürlich auch dabei sein. Und so pendelte ich zwischen feierlichem Hochamt in der Stiftsbasilika, bischöflichem Empfang und Andacht einerseits und offenen

Moscheen andererseits hin und her. Da war einerseits die Vertrautheit der gottesdienstlichen Feier, der heiligen Texte und Gesänge in einem beeindruckenden Sakralbau. Da war andererseits, nur wenige Geh-Minuten entfernt, die Fremdheit arabischer Koran-Rezitation in religiöser Hinterhof-Atmosphäre. Immer eindringlicher stellte sich mir die Frage: Islam in Deutschland - ist das eine Religion der sozialen Unterschichten? Ein Fall für Integrationspolitiker und Sicherheitsbehörden? Zielscheibe rechtspopulistischer Agitation? Islam in Deutschland - ist das nur eine gesellschaftliche Herausforderung oder auch eine Anfrage an die Glaubwürdigkeit christlicher Verkündigung?

Mit einer Handvoll interessierter Christen und Muslime fand im Januar 2005 ein erstes Dialogtreffen statt. Wir verzichteten auf Werbung in den Medien, sondern nutzten unsere persönlichen Kontakte, um uns erst einmal im kleinen Kreis näher kennen zu lernen und diesen dann allmählich zu erweitern. Bald kamen Mitglieder der Bahai-Gemeinde, der Aleviten, später auch der Ahmadiyya-Gemeinde hinzu. Dies waren Gläubige verfolgter Minderheiten. Und nun wurde es richtig spannend. Nicht genug damit, dass es unter manchen Moschee-Vereinen beträchtliche kulturelle und ideologische Diskrepanzen gab. Vielmehr zeigte sich, dass auch andere politische und soziale Konflikte der Herkunftsländer bei unseren interreligiösen Treffen gleichsam „mit am Tisch saßen“. Auch sprachliche Barrieren und strukturelle Schief lagen innerhalb des Gesprächskreises boten Reibungsflächen: zum Beispiel durch das ungleiche Verhältnis von Mehrheiten und Minderheiten, Hauptamtlichen und

Ehrenamtlichen, Experten und Laien.

Allen Problemen zum Trotz hat sich aus den ersten Anfängen im Laufe der Zeit ein Interreligiöser Gesprächskreis entwickelt, an dem bis zu fünf Religionsgemeinschaften beteiligt sind und zu dem inzwischen über 120 interessierte Menschen gehören. Die Christen als Vertreter der Mehrheitsgesellschaft und einer etablierten kirchlichen Organisation sind hierbei herausgefordert, unter Beweis zu stellen, was sie selbst aus den dunklen Kapiteln ihrer eigenen Geschichte gelernt haben. Sie haben die Chance, sich von einer ihrer besten und stärksten Seiten zu zeigen: als Verkünder der Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen und Sachwalter von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, als kompetente Vermittler und Dialogpartner; religiös gebildet und erfahren im Umgang mit Pluralität unter den Rahmenbedingungen eines säkularen Rechtsstaates.

Hindernisse und Grenzen des Dialogs

„Ungenügende Verwurzelung im eigenen Glauben“. Diese menschliche Unzulänglichkeit wird vom päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog bei der Frage nach Hindernissen im Dialog an erster Stelle genannt¹. Das mag zunächst verwundern. Tun sich die weltanschaulich Indifferenten, Bindungs-scheuen oder Gleichgültigen im pluralen Umfeld einer globalisierten Welt nicht viel leichter? Ganz offensichtlich nicht! Das Bildwort von der „Verwurzelung“ weist darauf hin, dass Glaube geerdet sein soll. Denn ein Glaube, der sich von lebendigen Wurzeln getragen weiß und daraus seine Kraft schöpft, hat es leichter, sich ande-



ren Überzeugungen zu öffnen, ohne die eigene Identität dadurch zu schwächen oder zu verlieren. Ein Glaube, der sich von lebendigen Wurzeln getragen weiß, kann durch die Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen wachsen und sich vertiefen. Anders ist es, wenn sich religiöse Überzeugungen nur an der „Oberfläche“ festmachen; an institutionellen Organisationen, zeitbedingten kulturellen Erscheinungsformen oder am Buchstaben starrer Formeln. Dann sind mit der Erfahrung des ganz Anderen und des Fremden oftmals Ängste, Verunsicherungen und Infragestellungen der eigenen Identität verbunden. Der Interreligiöse Dialog erscheint dann wie ein Verrat am eigenen Glauben.

Es war bei einem der Treffen unseres Gesprächskreises: Der Dialog hatte sich in klassischen Streitfragen „verhakt“. Der Trinitätsglaube schien den Muslimen unvereinbar mit der Vorstellung von der Einzigkeit des Einen Gottes. Und die Christen taten sich verständlicherweise schwer, Andersgläubigen das Geheimnis des drei-einen Gottes vernünftig einleuchtend zu erklären. Allmählich bauten sich Fronten auf. So kamen wir nicht weiter. Spontan wechselte ich die Sprachebene und gab ein persönliches Glaubenszeugnis. Nun erzählten auch andere Christen und Muslime von Erfahrungen aus ihrem religiösen Leben, von ihrer Beziehung zu Gott und von dem, was ihnen persönlich in ihrer Religion besonders wertvoll ist. Reich beschenkt gingen wir an diesem Abend nach Hause. Wir hatten zwar das Geheimnis des Dreifaltigen und einzig Einen nicht wie eine Rechenaufgabe oder wie ein Kreuzworträtsel ein für allemal lösen können. Aber wir hatten andere an Schätzen

unseres geistlichen Lebens teilhaben lassen. Auf diese Weise wurde etwas von dem vernehmbar, was es bedeutet, dass der eine Gott nicht nur Logos, sondern Dia-logos ist; nicht nur Gedanke und Sinn, sondern Gespräch und Wort im Zueinander der Redenden.² Beim Abschied kam ein älterer Muslim auf mich zu und meinte: „Sie sind ein gläubiger Mensch. Mit ihnen kann ich reden!“ Noch heute erinnere ich mich an diese Begebenheit und staune über das Empfinden dieses einfachen, theologisch nicht geschulten Arbeiters.

In dem Apostolischen Schreiben „Evangelii Gaudium“ aus dem Jahr 2013 nennt Papst Franziskus nicht den Atheismus, also die Ablehnung der Religion, als großes Dialoghindernis, sondern „Fundamentalismen auf beiden Seiten“ (EG 250) sowie die Instrumentalisierung der Religion für machtpolitische Zwecke. Das heißt: Wie sich Religionen in Fragen der Dialogbereitschaft und Religionsfreiheit positionieren, lässt sich nicht unmittelbar aus den Texten ihrer heiligen Schriften, aus dogmatischen Lehrmeinungen oder theologischen Interpretationen erschließen. Es hängt zu einem großen Teil von den jeweiligen sozialen, kulturellen und politischen Rahmenbedingungen ab. Hindernisse oder Schwierigkeiten im interreligiösen Dialog können deshalb auch verursacht sein durch die Vermischung religiöser Faktoren mit sozio-politischen, wirtschaftlichen, ethnischen oder kulturellen Differenzen. Und sie können ihren Grund in der ungenügenden Kenntnis des deutschen Modells von Religion im säkularen Staat haben. Deshalb ist es für alle Beteiligten wichtig, sich mit den im Grundgesetz verbürgten Rahmenbedingungen im Verhältnis von Trennung und Kooperation und mit den

damit verbundenen Rechtsformen vertraut zu machen. Das deutsche Modell des säkularen Staates unterscheidet sich einerseits von politischen Systemen, in denen eine bestimmte Staatsreligion dominiert. Es unterscheidet sich andererseits vom Laizismus, dem das Prinzip strenger Trennung von Religion und Politik zugrunde liegt, der aber gerade nicht „neutral“ ist, wie seine Befürworter behaupten, sondern in der Regel religionsfeindlich motiviert. Die in pluralen Gesellschaften präsenten religiösen Konflikte werden in diesen beiden Systemen allenfalls unterdrückt oder verdrängt, aber nicht produktiv bearbeitet. Das deutsche verfassungsrechtliche Konzept hingegen schützt a) die Religionen vor unbotmäßiger politischer Indienstnahme durch den Staat. Es verhindert b) eine über legitime demokratische Einflussnahme hinausgehende Instrumentalisierung des Staates durch religiöse Kräfte. Und es bewahrt c) den Staat - durch seine Offenheit für die Religionen seiner Bürgerinnen und Bürger - davor, selber religiös oder kryptoreligiös zu werden.³ Verschiedenheit bereichert nicht nur. Durch wachsende kulturelle und religiöse Vielfalt multiplizieren sich auch die Konfliktpotentiale; zum Beispiel Auseinandersetzungen über multireligiöse Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft, Kreuze in öffentlichen Schulen, das Tragen des Kopftuches in bestimmten Berufen oder die religiös begründete Beschneidung von Jungen. Häufig wird dann an die Toleranz als einer Art Grundtugend appelliert. Aber hilft das bloße „Dulden, Gelten Lassen und Zulassen“ wirklich weiter? Je konkreter ich mit den alltäglichen Fragen, Konflikten und Herausforderungen einer multikulturellen und multireligiösen

Gesellschaft konfrontiert wurde, desto seltener nahm ich das weit verbreitete Zauberwort „Toleranz“ in den Mund. Denn wenn Toleranz nicht gut begründet oder etwa die Grenzen falsch gezogen werden, dann ist Toleranz ganz und gar nichts Gutes. Dann bietet sie keine Orientierung in einer pluralen Gesellschaft. Dann können mit ihrer Hilfe sogar ungerechte Strukturen stabilisiert werden. Wie also kann es im Zeitalter des Pluralismus gelingen, eine erste und übergeordnete Tugend zu finden, die keiner weiteren Grundlage bedarf? Die kein Wert neben anderen ist, sondern ein Grundprinzip, das im gesellschaftlich-politischen Kontext für alle gilt, und zwar so gestaltet, dass es vernünftig nachvollziehbar, gerechtfertigt und gleichermaßen anerkannt werden kann. Hilfreich und weiterführend sind m.E. in diesem Zusammenhang die Untersuchungen von Rainer Forst. Für ihn ist Gerechtigkeit der Maßstab hinsichtlich der Legitimität von Freiheiten und Rechten, aber auch zur Bestimmung der Grenzen von Toleranz.⁴ Kritik auch an der eigenen Position ist konstitutiv für eine freiheitlich demokratische Gesellschaft. Darin erweist sich ihre Lernbereitschaft und ihre Fähigkeit zur Entwicklung. In interreligiösen Gesprächsrunden ist es oftmals so, dass die Minderheiten zumeist zur Verteidigung und positiven Darstellung ihrer Religion neigen. Die Vertreterinnen und Vertreter der Mehrheit hingegen neigen zur Selbstkritik und Selbstrelativierung. Eines der Ziele des Dialogs sollte deshalb die Überwindung solcher festgefahrener Konstellationen sein. Es hat mich anfangs ein gehöriges Maß an Überwindung gekostet, Äußerungen von Muslimen gegebenenfalls auch in öf-

fentlichen Veranstaltungen zu widersprechen und ihre Thesen zu widerlegen. Mir war klar, dass dies für viele Muslime einer Art Tabubruch gleichkam: Als Mann von einer Frau, noch dazu von einer Christin, in religiösen Angelegenheiten des Islam kritisiert oder womöglich in der Öffentlichkeit belehrt zu werden. Die Tragfähigkeit der inzwischen gewachsenen Vertrauensbasis wurde bei solchen Gelegenheiten immer wieder einer harten Bewährungsprobe unterzogen. Aber dies sollte kein Vorwand sein, Meinungsverschiedenheiten grundsätzlich zu verdrängen. Dialog schließt auch Dissens ein. Es ist immer zu fragen und zu begründen, wieso aus der Sicht der einen Religion Glaubensinhalten der anderen Religion nicht zugestimmt werden kann. In schwierigen Gesprächssituationen helfen mitunter zwei „Instrumente“: Zeitgewinn durch Verlangsamung und Erkenntnisgewinn durch Fragen; zum Beispiel ob etwas richtig verstanden wurde, was dahinter steckt oder wie es weitergehen soll. Die durch das Grundgesetz verbürgte Religionsfreiheit ist zwar kein Schutzrecht gegen Kritik oder Provokation. Die Meinungsfreiheit der Kritiker ist jedoch insofern eingeschränkt, als sie nicht für vorsätzliche Verleumdung, Verächtlich-Machung, Hetze und Hass-Propaganda missbraucht werden darf. Skepsis verdient Antworten. Hass erfordert Zurückweisung.

Horizonte

Wenn Gesprächskreise bereits längere Zeit bestehen und Aussicht auf Dauer haben sollen, ist es wichtig, immer wieder für Abwechslung zu sorgen. Phasen, in denen man sich ohne feste Tagesord-

nung austauscht über das, was die einzelnen gerade auf dem Herzen haben, wechseln ab mit Vorbereitungen für eine öffentliche Veranstaltung und Projektarbeit. Auf diese Weise sind beispielsweise Kalender der Religionen entstanden, Planungen für einen Garten der Religionen und ein Interreligiöses Kinderbuch mit Beiträgen aus fünf Religionen. Besuche in den verschiedenen Gemeinden gehören ebenso zum Programm wie Kooperationen mit Bildungsträgern der Stadt oder der Kirchen. Wichtig sind darüber hinaus Reflexionsrunden, in denen immer wieder einmal über offene Fragen des Miteinanders und über gemeinsame Dialogziele nachgedacht wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Bei einem dieser Treffen hatte ich Karten verteilt, auf denen unterschiedliche Tugenden und Werte aufgezählt waren: Respektvoller Umgang untereinander, Kommunikationsfähigkeit, Disziplin, Akzeptanz von Abläufen, Zuverlässigkeit, Seriosität, Konzentration, Frustrationstoleranz, Team-Geist, Demut gegenüber anderen Kulturen und Mentalitäten, anderen Bräuchen und Sitten. Jeder einzelne der genannten Punkte bot reichlich Gesprächsstoff und alle konnten zustimmen, dass dies wichtige Voraussetzungen und Haltungen für den interreligiösen Dialog seien. Zum Abschluss der Runde erwartete dann alle noch eine Überraschung. Denn die ge-

nannten Werte stammten nicht etwa von einem dialog-erfahrenen Theologen, sondern von Joachim Löw. In einem Interview hatte der Trainer der deutschen Fußballnationalmannschaft diese Kriterien genannt. Sie seien für ihn ausschlaggebend bei der Zusammenstellung einer Nationalmannschaft!⁵ Für den Bundestrainer geht es in diesem Zusammenhang um sehr pragmatische Ziele; um Tore und Siege. Welche Ziele will der Interreligiöse Dialog damit erreichen?

Grundsätzlich ist festzustellen: Jede persönliche Begegnung zwischen Gläubigen unterschiedlicher Religionen ist für ein friedliches Miteinander zuträglicher als gar kein Kontakt. Insofern sind interreligiöse Dialoginitiativen wichtige Bausteine für die gesellschaftliche Anerkennung religiöser Pluralität. Der Eigenwert solcher Begegnungen liegt erfahrungsgemäß auch darin begründet, dass sie zum Anlass und Ort werden können, nicht nur die Religion der anderen kennen zu lernen, sondern auch den eigenen Glauben neu zu reflektieren und seine persönliche, sinnstiftende Komponente zu vertiefen.

Der interreligiöse Dialog ist darüber hinaus ein Ort, tiefer in das Geheimnis der Wahrheit einzugehen. Er fragt: Wie ist die Wahrheitsgewissheit des eigenen Glaubens in ihrer Unbedingtheit zu verstehen, ohne die Überzeugungen anderer als fehlerhaft oder „verfälscht“ zu degradieren? Aber auch ohne die eigene Glaubensüberzeugung im Blick auf die anderen relativieren zu müssen? In der traditionellen Position des Exklusivismus wurde die Fülle der Wahrheit ausschließlich innerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft anerkannt. Einen Fortschritt bedeutete die Position des

Inklusivismus. Wegweisend hierfür sind die Aussagen des 2. Vatikanischen Konzils (1962-1965). Demnach lehnt die Kirche nichts von dem ab, was in außerchristlichen Religionen wahr und heilig ist (vgl. *Nostra Aetate* 2 und 3). Das heißt, beim Anderen wird das anerkannt, was sich an Elementen des eigenen Glaubens darin finden lässt. Das Projekt Weltethos versucht, die sperrige Wahrheitsfrage möglichst ganz auszublenden. Vertreterinnen und Vertreter der pluralistischen Religionstheologie schließlich gehen davon aus, dass die von den Religionen verkündeten Wahrheiten einem höheren Einheitsgrund entspringen und alle dorthin zurückstreben. Erkenntnistheoretisch wird hierbei jedoch eine Meta-Perspektive vorausgesetzt, die uns Menschen gar nicht zugänglich ist. Woher sollten wir denn wissen, dass sich alle Religionen irgendwie in einem gemeinsamen Einheitsgrund wiederfinden? - Die bisherigen Ansätze zeigen, dass die Frage, was Religionen pluralitätsfähig macht, noch weiterer Reflexion und Vertiefung bedarf.⁶

Religiöser Dialog ist ein Zeugnis des Gottes, der selbst Dialog ist und sucht; ist Ausdruck eines Beziehungsgeschehens zwischen Gott und Mensch und des Verwiesenseins der Menschen untereinander. Gemeinsam ist ihnen allen die religiöse „Ergriffenheit von dem, was Menschen unbedingt angeht“ (Paul Tillich). Dieses „Unbedingte“ im Leben des Anderen wahrzunehmen und Anderen gegenüber das „Unbedingte“ im eigenen Leben vernehmbar werden zu lassen, gehört zu dem Wertvollsten, was Dialogarbeit leisten kann. Neben den alltäglichen Begegnungen können zum Beispiel jährlich stattfindende „Gebets-treffen der Religionen“ hierfür einen

würdigen Rahmen bieten. Bei ihrer Vorbereitung verständigen wir uns auf ein gemeinsames Thema, das dann von den einzelnen Gemeinden in ihrer je eigenen Art gestaltet wird. Es dient der Lebendigkeit, möglichst viele Sinne anzusprechen und in die Glaubensverkündigung einzubeziehen: Das Hören der Worte aus den heiligen Schriften und religiöser Lieder; wohlriechende Düfte als Sinnbild der Gebete, die von der Erde zum Himmel strömen; das verantwortungsbewusste Sehen und Einbeziehen derer, die auf Hilfe und Solidarität angewiesen sind; das gemeinsame Schmecken und Verkosten sowohl irdischer als auch geistlicher „Nahrung“. Und schließlich der Tastsinn, der uns in Bewegung hält durch Körpergebärden und Tanz. Auf diese Weise machen wir uns auf einen Weg, der uns Neues entdecken und lernen lässt. Und in der Bewegung werden wir darin bestärkt, dass unser Vertrauen einen Grund hat. Christen und Gläubige anderer Religionen finden sich solchermaßen „gegenseitig auf dem gemeinsamen Weg der Humanität“. Sie können darin eine Vorwegnahme dessen sehen, „was Gott von der geschichtlichen Entwicklung der Menschen gern verwirklicht sehen möchte: eine brüderliche Wanderung, auf der wir uns gegenseitig begleiten zum transzendenten Ziel, das er uns gesetzt hat“⁷

.....

1 Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog. Kongregation für die Evangelisierung der Völker (Hrsg.), Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi. In: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, Nr. 102, 19. Mai 1991, Abs. 51-54.

- 2 „Die Erfahrung des dialogisierenden Gottes, des Gottes, der nicht nur Logos, sondern Dia-logos ist, nicht nur Gedanke und Sinn, sondern Gespräch und Wort im Zueinander der Redenden – diese Erfahrung sprengt die antike Aufteilung der Wirklichkeit in die Substanz als das Eigentliche und die Akzidentien als das bloß Zufällige. Nun wird klar, dass neben der Substanz der Dialog, die Relatio, als gleichermaßen ursprüngliche Form des Seins steht.“ (S. 143) „Die Alleinherrschaft des Substanzdenkens wird gebrochen, Relation als eine gleichrangige Urweise des Wirklichen entdeckt.“ (S. 144) In: Josef Ratzinger, Einführung in das Christentum. Vorlesungen über das Apostolische Glaubensbekenntnis, München 1968.
- 3 Vgl. Hans Michael Heinig, Das deutsche Modell der Trennung. In: Religion und säkularer Staat. Perspektiven eines modernen Religionsgemeinschaftsrechts, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung (= Policy. Politische Akademie Nr. 20, Dezember 2007), S. 15-18.
- 4 Vgl. dazu: Rainer Forst, Toleranz im Konflikt. Geschichte, Gehalt und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs, Frankfurt/M. 2003 und ders., Das Recht auf Rechtfertigung. Elemente einer konstruktivistischen Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt/M. 2007.
- 5 Mainpost, 24. Dezember 2011, S. 20f.
- 6 Vgl. dazu: Klaus von Stosch, Die Methodik Komparativer Theologie als Chance für den muslimisch-christlichen Dialog. In: CIBEDO-Beiträge 2/2013, S. 72-81; Felix Körner, Kirche im Angesicht des Islam. Theologie des interreligiösen Zeugnisses, Stuttgart 2008; Tobias Müller u.a. (Hrsg.), Religion im Dialog. Interdisziplinäre Perspektiven – Probleme – Lösungsansätze, Göttingen 2009.
- 7 Papst Johannes Paul II., zitiert in: Dialog und Verkündigung, Abs. 79.

Informationen zum Dialog der Religionen im Bistum Würzburg unter: www.ird.bistum-wuerzburg.de.

... Dokumentation

Apostolisches Schreiben Seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des geweihten Lebens

Liebe Frauen und Männer geweihten Lebens,

ich schreibe an euch als Nachfolger des Apostels Petrus, dem Jesus, der Herr, die Aufgabe anvertraut hat, die Brüder im Glauben zu stärken (vgl. *Lk* 22,32), und ich schreibe an euch als euer Bruder, der wie ihr Gott geweiht ist.

Danken wir gemeinsam dem Vater, der uns berufen hat, Jesus in vollkommener Ausrichtung nach seinem Evangelium und im Dienst der Kirche nachzufolgen. Er hat in unsere Herzen den Heiligen Geist eingegossen, der uns Freude schenkt und uns vor der ganzen Welt seine Liebe und seine Barmherzigkeit bezeugen lässt.

Anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Dogmatischen Konstitution *Lumen gentium*, die im 6. Kapitel von den Ordensleuten handelt, wie auch des Dekretes *Perfectae caritatis* über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens habe ich mich entsprechend dem Wunsch vieler von euch wie auch der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens entschlossen, ein *Jahr des geweihten Lebens* auszurufen. Es wird am kommenden 30. November, dem ersten Adventssonntag, beginnen und mit dem Fest der Darstellung Jesu

im Tempel am 2. Februar 2016 enden.

Nach Anhörung der Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens habe ich als Ziele dieses *Jahres* dieselben bestimmt, die der heilige Johannes Paul II. der Kirche zu Beginn des dritten Jahrtausends vorgeschlagen hatte, und so in gewisser Weise das wieder aufgenommen, was er bereits in dem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben *Vita consecrata* empfohlen hatte: „Ihr sollt euch nicht nur einer glanzvollen Geschichte erinnern und darüber erzählen, sondern ihr habt *eine große Geschichte aufzubauen!* Blickt in die Zukunft, in die der Geist euch versetzt, um durch euch noch große Dinge zu vollbringen“ (Nr. 110).

I – Die Ziele für das Jahr des geweihten Lebens

1. Das erste Ziel ist, *dankbar auf die Vergangenheit zu schauen*. Jedes unserer Institute kommt aus einer reichen charismatischen Geschichte. An seinem Ursprung steht das Handeln Gottes, der in seinem Geist einige Menschen in die engere Nachfolge Christi ruft, um das Evangelium in eine besondere Lebensform zu übertragen, die Zeichen der

Zeit mit den Augen des Glaubens zu lesen und mit Kreativität auf die Bedürfnisse der Kirche zu antworten. Die Anfangserfahrung ist dann gewachsen und hat sich durch die Einbeziehung weiterer Mitglieder in neuen geographischen und kulturellen Umfeldern entwickelt. So wurden neue Weisen, das Charisma zu verwirklichen, ins Leben gerufen und neue Initiativen und Ausdrucksformen apostolischer Liebe verwirklicht. Das ist wie der Same, der zum Baum wird und seine Zweige ausbreitet. In diesem *Jahr* wird es zweckmäßig sein, wenn jede charismatische Familie sich ihrer Anfänge und ihrer geschichtlichen Entwicklung erinnert, um Gott zu danken, der der Kirche so viele Gaben geschenkt hat, die ihr Schönheit verleihen und sie für jede Art guter Werke ausrüsten (vgl. *Lumen gentium*, 12).

Die eigene Geschichte zu erzählen ist unerlässlich, um die Identität lebendig zu erhalten wie auch um die Einheit der Familie und das Zugehörigkeitsgefühl ihrer Mitglieder zu festigen. Es geht nicht darum, Archäologie zu betreiben oder nutzlose Nostalgien zu pflegen, sondern vielmehr darum, den Weg der vergangenen Generationen nachzugehen, um auf ihm den inspirierenden Funken, die hohen Bestrebungen, die Pläne und die Werte wahrzunehmen, die sie bewegt haben, angefangen von den Gründern, den Gründerinnen und den ersten Gemeinschaften. Es ist auch eine Weise, sich bewusst zu werden, wie das Charisma im Laufe der Geschichte gelebt wurde, welche Kreativität es freigesetzt hat, welchen Schwierigkeiten es sich stellen musste und wie diese überwunden wurden. Man wird Widersprüchlichkeiten entdecken können,

Frucht der menschlichen Schwächen, manchmal vielleicht auch das Vergessen wesentlicher Aspekte des Charismas. Alles ist lehrreich und wird zugleich ein Aufruf zur Umkehr. Die eigene Geschichte zu erzählen bedeutet, Gott zu loben und ihm zu danken für all seine Gaben.

Wir danken ihm in besonderer Weise für diese letzten 50 Jahre, die auf das Zweite Vatikanische Konzil folgten, das einen „Windstoß“ Heiligen Geistes für die ganze Kirche darstellte. Dank dem Konzil hat das geweihte Leben einen fruchtbaren Weg der Erneuerung zurückgelegt, der mit seinen Licht- und seinen Schattenseiten eine Zeit der Gnade war, gekennzeichnet von der Gegenwart des Geistes.

Möge dieses *Jahr des geweihten Lebens* auch eine Gelegenheit sein, in Demut und zugleich mit großem Vertrauen auf den Gott, der die Liebe ist (vgl. *1 Joh* 4,8), die eigene Gebrechlichkeit zu gestehen und sie als Erfahrung der barmherzigen Liebe des Herrn zu leben; eine Gelegenheit, der Welt mit Nachdruck zuzurufen und voll Freude zu bezeugen, welche Heiligkeit und Lebendigkeit in einem großen Teil derer zugegen ist, die berufen wurden, Christus im geweihten Leben nachzufolgen.

2. Dieses *Jahr* fordert uns außerdem auf, *die Gegenwart mit Leidenschaft zu leben*. Die dankbare Erinnerung an die Vergangenheit drängt uns, im aufmerksamen Hinhören auf das, was der Geist heute der Kirche sagt, die grundlegenden Aspekte unseres geweihten Lebens immer tiefgreifender zu verwirklichen.

Vom Beginn des ersten Mönchtums an bis zu den heutigen „neuen Gemeinschaften“ ist jede Form geweihten Lebens aus dem Ruf des Geistes hervorge-



gangen, Christus so nachzufolgen, wie es im Evangelium gelehrt wird (vgl. *Perfectae caritatis*, 2). Für die Gründer und Gründerinnen war das Evangelium die Regel schlechthin, jede andere Regel wollte nur ein Ausdruck des Evangeliums sein und ein Hilfsmittel, es in Fülle zu leben. Ihr Ideal war Christus, sich ganz und gar ihm zu verbinden bis zu dem Punkt, mit Paulus sagen zu können: „Für mich ist Christus das Leben und Sterben Gewinn“ (*Phil* 1,21); die Gelübde hatten nur den Sinn, diese ihre leidenschaftliche Liebe zu verwirklichen.

Die Frage, die wir in diesem *Jahr* uns zu stellen berufen sind, ist, ob und wie auch wir uns vom Evangelium hinterfragen lassen; ob es wirklich das „*Vademecum*“ für das Alltagsleben und für die Entscheidungen ist, die wir treffen müssen. Es ist anspruchsvoll und erwartet, mit Radikalität und Aufrichtigkeit gelebt zu werden. Es reicht nicht, es zu lesen (auch wenn Lektüre und Studium äußerst wichtig bleiben), es reicht nicht, es zu meditieren (und das tun wir mit Freude jeden Tag). Jesus verlangt von uns, es zu verwirklichen, seine Worte zu leben.

Ist Jesus wirklich die erste und einzige Liebe – müssen wir uns weiter fragen –, wie wir es uns vorgenommen haben, als wir unsere Gelübde ablegten? Nur wenn er das ist, dürfen und müssen wir in der Wahrheit und in der Barmherzigkeit jeden Menschen lieben, der uns auf unserem Weg begegnet, denn wir haben dann von ihm gelernt, was Liebe ist und wie man liebt: Wir werden zu lieben verstehen, weil wir sein eigenes Herz haben.

Unsere Gründer und Gründerinnen haben in sich das Mitleid verspürt, von

dem Jesus ergriffen wurde, als er die Menschenmenge wie zerstreute Schafe ohne Hirten sah. Wie Jesus, bewegt von diesem Mitleid, sein Wort geschenkt, die Kranken geheilt, Brot zu essen gegeben, sein eigenes Leben geopfert hat, so haben sich auch die Gründer in den Dienst der Menschheit begeben, zu der der Geist sie sandte, und zwar auf verschiedenste Weise: durch die Fürbitte, die Verkündigung des Evangeliums, die Katechese, das Unterrichten, den Dienst an den Armen, an den Kranken... Die Fantasie der Liebe kannte keine Grenzen und hat unzählige Wege zu öffnen verstanden, um den Atem des Evangeliums in die Kulturen und in die unterschiedlichsten sozialen Bereiche zu tragen.

Das *Jahr des geweihten Lebens* befragt uns nach der Treue zu der Sendung, die uns anvertraut worden ist. Entsprechen unsere Dienste, unsere Werke, unser Zugegensein dem, was der Geist von unseren Gründern verlangt hat; sind sie geeignet, dessen Ziele in der Gesellschaft und der Kirche von heute zu verfolgen? Gibt es etwas, das wir ändern müssen? Haben wir die gleiche Leidenschaft für unsere Leute, sind wir ihnen so nahe, dass wir ihre Freuden und ihre Leiden teilen, sodass wir wirklich ihre Bedürfnisse verstehen und unseren Beitrag leisten können, um darauf einzugehen? „Die gleiche Großherzigkeit und Opferbereitschaft, von denen die Gründer getrieben waren“, verlangte bereits Johannes Paul II., „sollen auch euch, ihre geistigen Söhne und Töchter, bewegen, die Charismen lebendig zu erhalten. Mit der Kraft des Geistes selbst, der sie erweckt hat, nehmen sie an Reichtum zu und passen sich an, ohne ihren ursprünglichen

Charakter zu verlieren, um sich in den Dienst der Kirche zu stellen und die Errichtung des Gottesreiches zur Vollendung zu führen.“[1]

Beim Gedenken an die Ursprünge kommt eine weitere Komponente des Projekts des geweihten Lebens ans Licht. Gründer und Gründerinnen waren fasziniert von der Einheit der Zwölf, die Jesus umgaben, von der *Communio*, welche die Urgemeinde von Jerusalem auszeichnete. Als sie ihre eigene Gemeinschaft ins Leben riefen, wollte jeder und jede von ihnen jene Modelle des Evangeliums nachbilden: ein Herz und eine Seele zu sein und sich der Gegenwart des Herrn zu erfreuen (vgl. *Perfectae caritatis*, 15).

Die Gegenwart mit Leidenschaft zu leben bedeutet, „Experten des gemeinschaftlichen Lebens“ zu werden, „Zeugen und Baumeister im Sinne jenes göttlichen Planes für Gemeinschaft [...], der die Geschichte der Menschen krönen soll“[2]. In einer Gesellschaft der Auseinandersetzung, des schwierigen Zusammenlebens zwischen verschiedenen Kulturen, der Übergriffe auf die Schwächsten und der Ungleichheiten sind wir berufen, ein konkretes Vorbild von Gemeinschaft zu bieten, in der es möglich ist, durch die Anerkennung der Würde jedes Menschen und der Gemeinsamkeit der Gabe, die jeder mitbringt, in brüderlichen Beziehungen zu leben.

Seid also Frauen und Männer der *Communio*, seid mutig zugegen, wo es Uneinigkeiten und Spannungen gibt, und seid ein glaubwürdiges Zeichen der Gegenwart des Geistes, der den Herzen die Leidenschaft einflößt, damit alle eins seien (vgl. *Joh* 17,21). Lebt die *Mystik der Begegnung*: „die Fähigkeit

zu hören, anderen Menschen zuzuhören. Die Fähigkeit, gemeinsam den Weg, die Methode [...] zu suchen“[3]. Und lasst euch dabei erleuchten von der Beziehung der Liebe zwischen den drei göttlichen Personen (vgl. *1 Joh* 4,8), als Vorbild für alle zwischenmenschlichen Beziehungen.

3. *Die Zukunft voll Hoffnung ergreifen* will das dritte Ziel dieses Jahres sein. Die Schwierigkeiten, denen das geweihte Leben in seinen verschiedenen Formen entgegenggeht, sind uns bekannt: das Nachlassen der Berufungen und die Überalterung, vor allem in der westlichen Welt, die finanziellen Probleme infolge der schweren weltweiten Finanzkrise, die Herausforderungen der Internationalität und der Globalisierung, die verborgene Gefahr des Relativismus, die gesellschaftliche Ausgrenzung und Irrelevanz... Gerade in diesen Unsicherheiten, die wir mit vielen unserer Zeitgenossen teilen, verwirklicht sich unsere Hoffnung, eine Frucht des Glaubens an den Herrn der Geschichte, der uns immer neu zuspricht: „Fürchte dich nicht [...] denn ich bin mit dir“ (*Jer* 1,8).

Die Hoffnung, von der wir sprechen, gründet sich nicht auf die Zahlen oder auf die Werke, sondern auf denjenigen, auf den wir unsere Hoffnung gesetzt haben (vgl. *2 Tim* 1,12) und für den „nichts unmöglich“ ist (*Lk* 1,37). Das ist die Hoffnung, die nicht enttäuscht und die dem geweihten Leben erlauben wird, in der Zukunft weiter eine bedeutende Geschichte zu schreiben. Auf die Zukunft müssen wir unseren Blick richten, in dem Bewusstsein, dass der Geist uns auf sie zutreibt, um weiterhin Großes mit uns zu vollbringen.

Gebt nicht der Versuchung der Zahlen und der Leistungsfähigkeit nach und



noch weniger der, auf die eigenen Kräfte zu vertrauen. Erforscht die Horizonte eures Lebens und des gegenwärtigen Augenblicks in aufmerksamer Wachsamkeit. Mit Benedikt XVI. wiederhole ich euch: „Schließt euch nicht den Unheilpropheten an, die das Ende oder die Sinnlosigkeit des geweihten Lebens in der Kirche unserer Tage verkünden; bekleidet euch vielmehr mit Jesus Christus und legt die Waffen des Lichts an, wie der hl. Paulus mahnt (vgl. *Röm* 13,11–14), indem ihr wach bleibt und wachsam seid.“[4] Setzen wir unseren Weg fort und nehmen wir ihn immer neu auf im Vertrauen auf den Herrn.

Ich wende mich vor allem an euch junge Menschen. Ihr seid die Gegenwart, denn ihr lebt bereits aktiv im Innern eurer Ordensinstitute und leistet einen entscheidenden Beitrag mit der Frische und der Großherzigkeit eurer Entscheidung. Zugleich seid ihr die Zukunft eurer Gemeinschaften, denn bald werdet ihr berufen sein, die Leitung des geistlichen Lebens, der Bildung, des Dienstes, der Sendung in die Hand zu nehmen. In diesem *Jahr* werdet ihr die Protagonisten im Dialog mit der Generation sein, die euch vorangeht. In brüderlichem Miteinander könnt ihr euch an ihrer Erfahrung und Weisheit bereichern, und zugleich könnt ihr ihr erneut die Spiritualität vor Augen stellen, von der sie an ihrem Anfang beseelt waren, und den Schwung und die Frische eurer Begeisterung schenken, sodass ihr gemeinsam neue Weisen, das Evangelium zu leben, und immer geeignetere Antworten auf die Anforderungen des Zeugnisses und der Verkündigung erarbeitet.

Es hat mich gefreut, als ich erfuhr, dass ihr Gelegenheiten haben werdet, euch

unter euch Jugendlichen verschiedener Institute zu versammeln. Möge die Begegnung ein üblicher Weg des Miteinanders, der gegenseitigen Unterstützung und der Einheit werden.

II – Die Erwartungen für das Jahr des geweihten Lebens

Was erwarte ich mir im Besonderen von diesem Gnadenjahr des geweihten Lebens?

1. Dass immer gilt, was ich einmal gesagt habe: „Wo Ordensleute sind, da ist Freude“. Wir sind gerufen, zu erfahren und zu zeigen, dass Gott fähig ist, unser Herz zu erfüllen und uns glücklich zu machen, ohne dass wir anderswo unsere Glückseligkeit zu suchen brauchen; dass die echte Geschwisterlichkeit, die wir in unseren Gemeinschaften leben, unsere Freude nährt; dass unsere Ganzhingabe im Dienst der Kirche, an den Familien, den Jugendlichen, den Alten, den Armen uns als Menschen verwirklicht und unser Leben erfüllt.

Dass man unter uns keine traurigen Gesichter sieht, keine unzufriedenen und unbefriedigten Menschen, denn „eine Nachfolge in Traurigkeit ist ein Trauerzug“. Wie alle anderen Menschen erleben wir Schwierigkeiten, dunkle Nächte des Geistes, Enttäuschungen, Krankheiten, das altersbedingte Schwinden der Kräfte. Genau darin sollten wir unsere „vollkommene Freude“ finden: lernen, das Antlitz Christi zu erkennen, der uns in allem ähnlich geworden ist, und so die Freude zu verspüren, uns ihm ähnlich zu wissen, der aus Liebe zu uns es nicht zurückgewiesen hat, das Kreuz zu erleiden.

In einer Gesellschaft, die den Kult der Leistungsfähigkeit, eines übertriebenen

Gesundheitsbewusstseins und des Erfolgs zur Schau stellt, während sie die Armen ausgrenzt und die „Verlierer“ ausschließt, können wir durch unser Leben die Wahrheit der Worte der Schrift bezeugen: »Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark« (2 Kor 12,10).

Auf das geweihte Leben können wir gut anwenden, was ich im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* mit Hinweis auf eine Predigt *Benedikts XVI.* geschrieben habe: „Die Kirche wächst nicht durch Proselytismus, sondern durch Anziehung“ (Nr. 14). Ja, das geweihte Leben erfährt keinen Zuwachs, wenn wir schöne Berufungskampagnen organisieren, sondern wenn die jungen Menschen, die uns begegnen, sich von uns angezogen fühlen, wenn sie uns als glückliche Männer und Frauen sehen! Ebenso hängt seine apostolische Wirksamkeit nicht von der Effizienz und der Kraft seiner Mittel ab. Euer Leben ist es, das sprechen muss – ein Leben, das die Freude und die Schönheit, das Evangelium zu leben und Christus nachzufolgen, zum Ausdruck bringt.

Auch zu euch sage ich, was ich bei der vergangenen Pfingstvigil den kirchlichen Bewegungen gesagt habe: „Der Wert der Kirche ist grundsätzlich, das Evangelium zu leben und Zeugnis für unseren Glauben zu geben. Die Kirche ist Salz der Erde, ist Licht der Welt, sie ist berufen, in der Gesellschaft den Sauerteig des Gottesreiches zu vergegenwärtigen, und das tut sie vor allem mit ihrem Zeugnis, dem Zeugnis der Bruderliebe, der Solidarität, des Teilens« (18. Mai 2014).

2. Ich erwarte, dass ihr „die Welt aufweckt“, denn das Merkmal, das das geweihte Leben kennzeichnet, ist die Prophetie. Wie ich zu den Ordensoberen

gesagt habe, „gehört die evangeliumsgemäße Radikalität nicht nur den Ordensleuten, sie wird von allen verlangt. Aber die Ordensleute folgen dem Herrn auf besondere Art, auf prophetische Weise“. Das ist die Priorität, die jetzt verlangt wird: „Propheten sein, die Zeugnis geben, wie Jesus auf dieser Erde gelebt hat. ... Nie darf ein Ordensangehöriger der Prophetie entsagen« (29. November 2013).

Der Prophet empfängt von Gott die Fähigkeit, die Geschichte, in der er lebt, zu beobachten und die Ereignisse zu deuten: Er ist wie ein Wächter, der in der Nacht wacht und weiß, wann der Morgen kommt (vgl. *Jes 21,11-12*). Er kennt Gott, und er kennt die Menschen, seine Brüder und Schwestern. Er ist fähig, zu unterscheiden und das Übel der Sünde und die Ungerechtigkeiten öffentlich anzuklagen, weil er frei ist, weil er sich keinem anderen Herrn verantworten muss außer Gott, keine anderen Interessen hat als die Gottes. Der Prophet steht gewöhnlich auf der Seite der Armen und Wehrlosen, weil er weiß, dass Gott selbst auf ihrer Seite steht.

Ich erwarte mir also nicht, dass ihr „Utopien“ am Leben erhaltet, sondern dass ihr „andere Orte“ zu schaffen versteht, wo die Logik des Evangeliums gelebt wird, die Logik der Hingabe, der Brüderlichkeit, der Annahme der Verschiedenheit, der gegenseitigen Liebe. Klöster, Gemeinschaften, Spiritualitätszentren, Zitadellen [d. h. Dorfgemeinschaften einer religiösen Bewegung, (Anm. d. Übers.)], Schulen, Krankenhäuser, Häuser zur Aufnahme von Familien und all jene Orte, die dank der Nächstenliebe und der charismatischen Kreativität entstanden sind und künftig durch weitere Kreativität ent-

stehen werden, müssen immer mehr zum Sauerteig für eine Gesellschaft werden, die sich am Evangelium inspiriert, zur „Stadt auf dem Berg“, welche die Wahrheit und die Kraft der Worte Jesu ausdrückt.

Wie bei Elija und Jona kann mitunter die Versuchung kommen, zu fliehen, sich der Aufgabe eines Propheten zu entziehen, weil sie zu viel verlangt, weil man müde ist, enttäuscht von den Ergebnissen. Doch der Prophet weiß, dass er nie allein ist. Wie dem Jeremia versichert Gott auch uns: „Fürchte dich nicht ... denn ich bin mit dir, um dich zu retten“ (*Jer 1,8*).

3. Die Ordensmänner und Ordensfrauen, so wie alle anderen geweihten Personen, sind berufen, „Experten der *Communio*“ zu sein. Ich erwarte daher, dass die „Spiritualität der Gemeinschaft“, auf die der heilige Johannes Paul II. hingewiesen hat, Wirklichkeit wird und dass ihr in vorderster Linie steht, um „die große Herausforderung“ zu ergreifen, die in diesem neuen Jahrtausend vor uns liegt: „die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft [zu] machen“[5]. Ich bin mir sicher, dass ihr in diesem *Jahr* ernsthaft arbeiten werdet, damit das Ideal der Geschwisterlichkeit, das die Gründer und Gründerinnen verfolgt haben, auf den verschiedensten Ebenen wie in konzentrischen Kreisen wächst.

Das gemeinschaftliche Miteinander wird zunächst innerhalb der jeweiligen Hausgemeinschaften des Instituts praktiziert. Diesbezüglich lade ich euch ein, meine häufigen Bemerkungen zu diesem Thema zu lesen, in denen ich nicht müde werde zu wiederholen, dass Kritiksucht, Tratsch, Neid, Eifersucht, Antagonismen Haltungen sind, die in euren

Häusern nichts verloren haben. Unter dieser Voraussetzung aber ist der Weg der Nächstenliebe, der sich vor uns auftut, gleichsam unendlich, denn es geht darum, nach gegenseitiger Annahme und Aufmerksamkeit zu streben, die Gemeinschaft der materiellen und geistlichen Güter, die *correctio fraterna*, den Respekt gegenüber den Schwächsten zu praktizieren ... Es ist „die „Mystik“ [...], die darin liegt, zusammen zu leben“ und die aus unserem Leben eine „heilige Wallfahrt“[6] macht. Wir müssen uns auch nach der Beziehung zwischen den Menschen unterschiedlicher Kulturen fragen, in Anbetracht der Tatsache, dass unsere Gemeinschaften immer internationaler werden. Wie kann man es möglich machen, dass jeder sich äußert, mit seinen besonderen Gaben angenommen wird, voll und ganz Mitverantwortung erhält?

Ferner erwarte ich mir, dass die Gemeinschaft zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Institute wächst. Könnte dieses *Jahr* nicht die Gelegenheit dazu sein, mutiger über die Grenzen des eigenen Instituts hinauszugehen, um auf lokaler und globaler Ebene zusammen gemeinsame Projekte für die Bildung, die Evangelisierung und für soziale Maßnahmen zu erarbeiten? Auf diese Weise kann ein wirkliches prophetisches Zeugnis wirksamer gegeben werden. Die Gemeinschaft und die Begegnung zwischen unterschiedlichen Charismen und Berufungen ist ein Weg der Hoffnung. Niemand baut die Zukunft auf, indem er sich absondert, noch allein aus eigenen Kräften, sondern indem er sich mit der Wahrheit einer Gemeinschaft identifiziert, die sich immer öffnet für die Begegnung, den Dialog, das Zuhören, die gegensei-

tige Hilfe und die uns vor der Krankheit der Selbstbezogenheit bewahrt.

Zugleich ist das geweihte Leben berufen, eine aufrichtige Synergie zwischen allen Berufungen in der Kirche anzustreben, angefangen von den Priestern und den Laien, um so „die Spiritualität der Gemeinschaft vor allem innerhalb der eigenen Gemeinschaft und dann in der kirchlichen Gemeinschaft und über deren Grenzen hinaus [...] zu stärken“[7].

4. Weiter erwarte ich von euch, worum ich alle Glieder der Kirche bitte: aus sich herauszugehen, um zu den existenziellen Peripherien zu gehen. „Geht hinaus in die ganze Welt“, war das letzte Wort, das Jesus an die Seinen richtete und das er heute immer noch an uns alle richtet (vgl. *Mk* 16,15). Da ist eine ganze Menschheit, die wartet: Menschen, die jede Hoffnung verloren haben; Familien in Not; sich selbst überlassene Kinder; Jugendliche, denen jede Zukunft versperrt ist; Kranke und verlassene Alte; Reiche, die satt sind an Gütern und im Herzen eine Leere haben, Männer und Frauen auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, dürstend nach dem Göttlichen...

Zieht euch nicht in euch selbst zurück, lasst euch nicht von den kleinen Streitereien zu Hause belästigen, bleibt nicht Gefangene eurer Probleme. Diese lösen sich, wenn ihr hinausgeht, um den anderen zu helfen, ihre Probleme zu lösen, und um die gute Nachricht zu verkünden. Ihr werdet das Leben finden, wenn ihr das Leben hingebt, die Hoffnung, wenn ihr Hoffnung gebt, die Liebe, wenn ihr liebt.

Ich erwarte von euch konkrete Taten der Aufnahme von Flüchtlingen, der Nähe zu den Armen und der Kreativität

in der Katechese, in der Verkündigung des Evangeliums, in der Einführung in das Gebetsleben. Folglich erhoffe ich eine Verschlankung der Strukturen, die Wiederverwendung der großen Häuser für Werke, die den gegenwärtigen Erfordernissen der Evangelisierung und der Nächstenliebe mehr entsprechen, und die Anpassung der Werke an die neuen Bedürfnisse.

5. Ich erwarte mir, dass sich jede Form des geweihten Lebens fragt, was Gott und die Menschheit heute verlangen.

Die Klöster und Gruppen kontemplativer Ausrichtung könnten sich untereinander treffen oder sich auf verschiedenste Weise in Verbindung setzen, um ihre Erfahrungen bezüglich des Gebetslebens auszutauschen, um sich darüber auszutauschen, wie man in der Gemeinschaft mit der ganzen Kirche wachsen und wie man den verfolgten Christen helfen kann, wie man die Menschen, die auf der Suche nach einem intensiveren geistlichen Leben sind oder moralische bzw. materielle Unterstützung brauchen, aufnehmen und begleiten kann.

Das Gleiche können die karitativen Institute tun, die Institute, die sich dem Unterricht, der Förderung der Kultur widmen, die Institute, die sich für die Verkündigung des Evangeliums einsetzen oder besondere pastorale Dienste ausüben, die Säkularinstitute mit ihrer vielfachen Präsenz in den gesellschaftlichen Strukturen. Die Fantasie des Heiligen Geistes hat so verschiedene Arten des Lebens und der Werke hervorgebracht, dass wir sie nicht leicht katalogisieren oder in vorgefertigte Schablonen einordnen können. Es ist mir daher nicht möglich, auf jede einzelne Form von Charismen Bezug zu nehmen. Trotzdem sollte in diesem *Jahr*



sich niemand einer ernsthaften Überprüfung seiner Präsenz im Leben der Kirche entziehen wie auch seiner Art und Weise, auf die ständigen und neuen Fragen, die sich um uns herum erheben, und auf den Schrei der Armen zu antworten.

Nur in dieser Aufmerksamkeit gegenüber den Bedürfnissen der Welt und im folgsamen Hinhören auf die Eingaben des Heiligen Geistes wird dieses Jahr des geweihten Lebens zu einem echten *kairòs* werden, zu einer Zeit Gottes, reich an Gnaden und Verwandlung.

III – Die Horizonte des Jahres des geweihten Lebens

1. Mit diesem meinem Schreiben wende ich mich, über die geweihten Personen hinaus, *an die Laien, die mit ihnen die Ideale, den Geist und die Sendung teilen*. Einige Ordensinstitute haben diesbezüglich eine alte Tradition, andere eine jüngere Erfahrung. Tatsächlich gibt es im Umkreis jeder Ordensfamilie wie auch der Gesellschaften apostolischen Lebens und selbst der Säkularinstitute eine größere Familie, die „charismatische Familie“. Diese umfasst mehrere Institute, die das gleiche Charisma haben, und vor allem christliche Laien, die sich berufen fühlen, gerade in ihrem Laienstand an derselben charismatischen Wirklichkeit teilzuhaben.

Ich ermutige auch euch Laien, dieses *Jahr des geweihten Lebens* als eine Gnade zu erleben, die euch die empfangene Gabe mehr zu Bewusstsein führen kann. Feiert es mit der ganzen „Familie“, um gemeinsam zu wachsen und auf die Rufe des Geistes in der heutigen Gesellschaft zu antworten. Bei einigen Gelegenheiten, wenn die geweihten Mitglie-

der verschiedener Orden sich in diesem *Jahr* untereinander treffen, richtet es so ein, dass auch ihr zugegen seid als Ausdruck der *einen* Gabe Gottes. So werdet ihr die Erfahrungen der anderen charismatischen Familien und der anderen Laiengruppen kennen lernen und euch gegenseitig bereichern und unterstützen.

2. Das *Jahr des geweihten Lebens* betrifft nicht nur die geweihten Personen, sondern die gesamte Kirche. So wende ich mich an das *ganze Volk Gottes*, dass es sich des Geschenkes immer bewusster werde, das in der Gegenwart vieler Ordensfrauen und -männer besteht; sie sind die Erben großer Heiliger, welche die Geschichte des Christentums bestimmt haben. Was wäre die Kirche ohne den heiligen Benedikt und den heiligen Basilius, ohne den heiligen Augustinus und den heiligen Bernhard, ohne den heiligen Franziskus und den heiligen Dominikus, ohne den heiligen Ignatius von Loyola und die heilige Teresa von Avila, ohne die heilige Angela Merici und den heiligen Vinzenz von Paul? Man könnte die Aufzählung fast unbegrenzt fortsetzen, bis zum heiligen Johannes Bosco und der seligen Teresa von Kalkutta. Zu Recht betonte der selige Papst Paul VI.: „Ohne dieses konkrete Zeichen bestünde die Gefahr, dass die Liebe, welche die Kirche beseelt, erkalte, das heilbringende Paradox des Evangeliums entschärft wird, das „Salz“ des Glaubens sich auflöst in einer Welt, die immer mehr der Säkularisierung verfällt“ (*Evangelica testificatio*, 3).

Ich lade also alle christlichen Gemeinden ein, dieses *Jahr* vor allem als einen Dank an den Herrn zu leben und dankbar der Gaben zu gedenken, die wir durch die Heiligkeit der Gründer und

Gründerinnen und durch die Treue so vieler Ordensleute zu ihrem Charisma erhalten haben und immer noch erhalten. Ich lade euch alle ein, euch um die geweihten Personen zu scharen, euch mit ihnen zu freuen, ihre Schwierigkeiten zu teilen und im Rahmen des Möglichen mit ihnen zusammenzuarbeiten für die Fortsetzung ihres Dienstes und ihres Werkes, die letztlich der ganzen Kirche gehören. Lasst sie die Liebe und die Herzlichkeit des ganzen christlichen Volkes spüren.

Ich preise den Herrn für das glückliche Zusammentreffen des *Jahres des geweihten Lebens* mit der Synode über die Familie. Familie und geweihtes Leben sind Berufungen, die Reichtum und Gnade für alle bringen, Räume der Humanisierung im Aufbau lebendiger Beziehungen, Orte der Evangelisierung. Man kann sich gegenseitig helfen.

3. Mit diesem meinem Schreiben wage ich, mich auch *an die geweihten Personen und an die Mitglieder von Bruderschaften und Gemeinschaften zu wenden, die Kirchen mit Traditionen angehören, die sich von der katholischen Tradition unterscheiden*. Das Mönchtum ist ein Erbe der ungeteilten Kirche, das sowohl in den orthodoxen Kirchen als auch in der katholischen Kirche noch sehr lebendig ist. An ihm wie an anderen späteren Erfahrungen aus der Zeit, in der die Kirche des Westens noch vereint war, orientieren sich analoge Initiativen, die im Bereich der kirchlichen Gemeinschaften der Reform entstanden sind; diese haben dann in ihrem Innern weitere Formen von Gemeinschaften der Brüderlichkeit und des Dienstes hervorgebracht.

Die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaf-

ten apostolischen Lebens hat Initiativen geplant, um Begegnungen von Mitgliedern herbeizuführen, die der Praxis des geweihten und brüderlichen Lebens der verschiedenen Kirchen angehören. Zu diesen Begegnungen ermutige ich nachdrücklich, damit man einander besser kennen und schätzen lernt und die wechselseitige Zusammenarbeit zunimmt, so dass die Ökumene des geweihten Lebens hilfreich sei für den umfassenderen Weg zur Einheit unter allen Kirchen.

4. Wir dürfen außerdem nicht vergessen, dass das Phänomen des Mönchtums und anderer Formen religiöser Brüderlichkeit in allen großen Religionen vorhanden ist. Es fehlt nicht an Erfahrungen auch fundierten inter-monastischen Dialogs zwischen der katholischen Kirche und einigen der großen religiösen Traditionen. Ich wünsche mir, dass das *Jahr des geweihten Lebens* die Gelegenheit sei, um den zurückgelegten Weg zu beurteilen, um die geweihten Personen auf diesem Gebiet zu sensibilisieren und um uns zu fragen, welche weiteren Schritte zu unternehmen sind für eine immer gründlichere gegenseitige Kenntnis und für eine Zusammenarbeit in vielen allgemeinen Bereichen des Dienstes am menschlichen Leben.

Gemeinsam gehen ist immer eine Bereicherung und kann neue Wege öffnen zu Beziehungen zwischen Völkern und Kulturen – Beziehungen, die in dieser Zeit mit Schwierigkeiten überhäuft zu sein scheinen.

5. Schließlich wende ich mich in besonderer Weise an meine Mitbrüder im Bischofsamt. Möge dieses *Jahr* eine Gelegenheit sein, das geweihte Leben von Herzen und mit Freuden aufzunehmen



als ein geistliches Kapital, das reiche Hilfen bietet zum Besten des ganzen Leibes Christi und nicht nur zu dem der Ordensfamilien (vgl. *Lumen gentium*, 43). „Das geweihte Leben ist ein Geschenk an die Kirche, es entsteht in der Kirche, wächst in der Kirche und ist ganz und gar auf die Kirche hin ausgerichtet“.[8] Als Geschenk an die Kirche ist es darum keine isolierte Randscheinung, sondern ist ihr zuinnerst verbunden. Es steht im Mittelpunkt der Kirche selbst als entscheidendes Element ihrer Sendung, insofern es das innerste Wesen der christlichen Berufung und das Streben der gesamten Kirche als Braut zur Vereinigung mit dem einzigen Bräutigam ausdrückt: Es „gehört [...] unerschütterlich zu ihrem Leben und ihrer Heiligkeit“ (*Lumen gentium*, 44).

In diesem Zusammenhang lade ich euch Hirten der Teilkirchen ein, mit besonderem Eifer die verschiedenen Charismen – sowohl die historischen als auch die neuen – in euren Gemeinschaften zu fördern, indem ihr sie unterstützt, anregt, bei der Unterscheidung helft; indem ihr in Situationen des Leidens und der Schwäche, in denen manch geweihte Person sich befinden kann, zärtlich liebevolle Nähe zeigt und vor allem indem ihr mit eurer Verkündigung das Volk Gottes über den Wert des geweihten Lebens aufklärt, so dass ihr dessen Schönheit und Heiligkeit in der Kirche erstrahlen lasst.

Maria, der hörenden und betrachtenden Jungfrau, der ersten Jüngerin ihres geliebten Sohnes, vertraue ich dieses *Jahr des geweihten Lebens* an. Auf sie, die bevorzugte Tochter des himmlischen Vaters, die mit allen Gnadengaben erfüllt ist, schauen wir als das unüber-

treffliche Vorbild der Nachfolge in der Liebe zu Gott und im Dienst am Nächsten.

Schon jetzt mit euch allen im Dank verbunden für die Geschenke an Gnade und Licht, mit denen der Herr uns bereichern wird, begleite ich euch alle mit dem Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 21. November 2014, dem Fest der Darstellung der Allerseligsten Jungfrau Maria

Franziskus

.....

- [1] Apostolisches Schreiben *Los caminos del Evangelio*, an die Ordensleute Lateinamerikas anlässlich des 500. Jubiläums der Evangelisierung der Neuen Welt (29. Juni 1990), 26.
- [2] Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute, *Das Ordensleben und die Förderung des Menschen* (12. August 1980), 24 (ital. Text: *L'Osservatore Romano*, Suppl. 12. Nov. 1980, S. I-VIII).
- [3] Papst Franziskus, *Ansprache an die Rektoren und Alumnus der päpstlichen Kollegien und Konvikte in Rom* (12. Mai 2014).
- [4] *Predigt am Fest der Darstellung des Herrn im Tempel* (2. Februar 2013).
- [5] Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte* (6. Januar 2001), 43.
- [6] Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium* (24. November 2013), 87.
- [7] Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Vita consecrata* (25. März 1996), 51.
- [8] Erzbischof J. M. Bergoglio, *Beitrag auf der Synode über das geweihte Leben und seine Sendung in der Kirche und in der Welt*, 16. Generalkongregation, 13. Oktober 1994.

© Copyright - Libreria Editrice Vaticana

Aus Rom und dem Vatikan

Eröffnung des Jahrs der Orden

Mit einer Gebetsvigil in der römischen Basilika Santa Maria Maggiore hat am 29. November - dem Vorabend des ersten Advent - offiziell das „Jahr des geweihten Lebens“ begonnen. Papst Franziskus wandte sich mit einer Videobotschaft an alle Orden, Kongregationen und Gemeinschaften des gottgeweihten Lebens. Er danke dem Herrn „für das wertvolle Geschenk des geweihten Lebens für die Kirche und die Welt“, sagte er darin. Das Jahr solle ein Dankfest werden, „um die Gabe Ihrer Berufung zu feiern und Ihre prophetische Mission wieder anzufachen“.

„Weckt die Welt auf!“, rief der Papst. Es gehe darum, „Christus ins Zentrum Ihres Lebens zu rücken“: „Lassen Sie sich wie der Apostel Paulus von ihm erobern!“ In allem, was sie tun, sollten gottgeweihte Menschen „immer vom Evangelium ausgehen“, fuhr Franziskus fort. „Nehmen Sie das Evangelium als Lebensstil an und übersetzen Sie es in tägliche Gesten; das Evangelium wird Sie und Ihre Mission jung halten.“ Ein weiteres Mal rief der Papst dazu auf, aus ihrem „Nest herauszukommen und an die Peripherien der Menschen von heute zu gehen“. Die Begegnung mit Christus führe zur Begegnung mit den Menschen, vor allem mit den Schwächsten. Ein gottgeweihtes Leben sei sicher nicht einfach,

aber: „Hindernisse sind zum Überwinden da“. Franziskus wörtlich: „Seien wir Realisten, aber ohne die Freude, den Mut und die Hingabe zu verlieren! Lassen wir uns nicht die missionarische Kraft rauben!“ Zum Start des Ordensjahres feierte der Präfekt der vatikanischen Ordenskongregation, der brasilianische Kardinal João Braz de Aviz, am ersten Advent einen Gottesdienst im Petersdom. (rv)

Internationales Programm zum Jahr der Orden

Der Vatikan hat auf der Internetseite der Religiosenkongregation das internationale Programm des Jahres der Orden veröffentlicht. In Rom und weltweit finden in diesem Jahr verschiedene Begegnungen statt, unter anderem

- ein ökumenisches Treffen,
- Tage für junge Ordensleute und
- ein Seminar für die Ausbilderinnen und Ausbilder für das Ordensleben.

Der Beginn einer weltweiten Gebetskette war für den 8. Dezember 2014 angekündigt; Eröffnungsveranstaltungen sollten in sechs Klöstern in verschiedenen Teilen der Welt stattfinden. In Europa sind dabei das Kloster der Armen Schwestern der Heiligen Klara in Assisi und das Karmelitinnenkloster (OCD) in Avila. Für den 26. September 2015 ist ein weltweites Gedenken an die Heiligen und Märtyrer aus den Ordensgemeinschaften geplant.

Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Ordensgemeinschaften erschienen

Die Religiosenkongregation hat am 2. August 2014 „Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens“ veröffentlicht. Die Richtlinien wurden bereits im Rahmen eines Symposiums im März 2014 in Rom erörtert. Darin finden sich Hilfestellungen für die Vermögensverwaltung in den Orden und für die Zusammenarbeit mit der Ortskirche und anderen Fachleuten. Das Schreiben richtet sich sowohl an die Verantwortlichen in den Orden wie an die Ordensreferenten und Finanzverantwortlichen der (Erz-)Bistümer. In Absprache mit der DOK hat die Deutsche Bischofskonferenz die Richtlinien in deutscher Sprache publiziert. Sie können über www.dbk.de heruntergeladen werden.

Aufhebung zweier Zisterzienserkongregationen

Durch Dekret des Heiligen Stuhles wurden zwei Zisterzienserkongregationen aufgehoben, weil sie nicht mehr die Bedingungen aufweisen, die zur Bildung einer Kongregation erforderlich sind. Das berichtet die Internetseite des Zisterziensergeneralats ocist.org am 10. November 2014. Es handelt sich um die Kongregation „Maria, Mittlerin aller Gnaden“ in Belgien und Holland (Dekret vom 24. April 2014) und um die Kongregation von Nonnenklöstern „Unbeflecktes Herz der seligen Jungfrau Maria“ in Deutschland und Dänemark

(Dekret vom 6. November 2014). Die Klöster Bornem, Mariënkroon und Colen der Kongregation „Maria, Mittlerin aller Gnaden“ und die beiden in der Lausitz gelegenen deutschen Klöster St. Marienstern und St. Marienthal der Kongregation „Unbeflecktes Herz der seligen Jungfrau Maria“ wurden direkt dem Orden inkorporiert. Pater Immediatus ist künftig der Generalabt.

Legionäre Christi: Neue Statuten jetzt in Kraft

Papst Franziskus hat die neuen Statuten der „Legionäre Christi“ (LC) nach Angaben des Ordens gebilligt. Das neue Regelwerk sei nun in Kraft, gab der LC-Generaldirektor Eduardo Robles Gil Anfang November 2014 in einem Brief an die Mitglieder bekannt. Das Bestätigungsschreiben der Ordenskongregation sei am 16. Oktober unterzeichnet worden, zitiert der Orden auf seiner Internetseite aus dem Schreiben. Die Statuten seien das Ergebnis dreijähriger Beratungen und Reflexionen und stünden für einen Neuanfang, betont Robles Gil. Er nennt die neuen Regeln einen „Pfad, der uns zur Heiligkeit führt und zur apostolischen Fruchtbarkeit im Dienst für die Kirche und für Männer und Frauen“. Der Mexikaner dankt Papst Franziskus und dessen Vorgänger Benedikt XVI. (2005-2013) sowie dem Päpstlichen Delegaten, Kardinal Velasio De Paolis, für ihre Begleitung in den zurückliegenden Jahren der Neuorientierung. Die „Legionäre Christi“ waren in eine Krise geraten, nachdem moralische Verfehlungen ihres Gründers Marcial Maciel Degollado (1920-2008) bekannt geworden waren. (kna)

Aus Deutschland stammender Redemptorist wird seliggesprochen

Papst Franziskus hat Anfang November 2014 die Seligsprechung für acht herausragende Christen gutgeheißen. Unter ihnen ist auch ein deutscher Missionar: Pelagio Saüter war Redemptorist und wirkte in Brasilien, wo er am 23. November 1961 verstarb. Saüter stammte aus Hausen am Thann im heutigen Baden-Württemberg. Dort wurde er am 9. September 1878 geboren. Unter den weiteren sieben bald neuen Seligen sind zwei Französinen und ein mit 12 Jahren verstorbener Italiener. (rv)

Münchner Präventionsprojekt gegen Missbrauch zieht nach Rom

Das E-Learning Projekt „Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch“ des Zentrums für Kinderschutz zieht Anfang 2015 von München nach Rom. Künftig soll die Arbeit an der Päpstlichen Universität Gregoriana fortgeführt werden, wie Kardinal Reinhard Marx am 26. November in München mitteilte. Die Erzdiözese München-Freising werde die Einrichtung mit 500.000 Euro auf fünf Jahre weiter fördern. Auch die Deutsche Bischofskonferenz beteilige sich an der Weiterführung des Projekts. Das Zentrum war in der Folge der im Jahr 2010 in der katholischen Kirche bekanntgewordenen Missbrauchsfälle zwei Jahre später gegründet worden. Daran beteiligten sich neben der Erzdiözese München-Freising das Institut für Psychologie der Gregoriana in Zusammenarbeit mit der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie/Psychotherapie

am Universitätsklinikum Ulm. Ziel ist es, durch internetgestützte Qualifizierungsangebote Priester, Diakone, pastorale Mitarbeiter, Religionslehrer sowie Ehrenamtliche und Katecheten weltweit zu sensibilisieren und sie in ihren Handlungskompetenzen zu stärken. Das Münchner Erzbistum hatte die dreijährige Pilotphase mit 651.000 Euro unterstützt.

Der Vorstand des Zentrums, Jesuitenpater Hans Zollner, sagte, mit dem Pilotprojekt sei Aufmerksamkeit geschaffen worden und die Diskussion weiter in Gang gekommen. Zudem gebe das Internetlernprojekt auch klare Handlungsoptionen. Die damit gemachten Erfahrungen hätten gezeigt, dass je nach Land und Kultur die Thematik entsprechend sprachlich aufbereitet werden müsse. Manche Staaten in Europa oder auch in Afrika müssten allerdings für die Problematik erst sensibilisiert werden. (kna)

LCWR: Gespräche weiterführen

Die Vereinigung der US-amerikanischen Ordensoberinnen will das Gespräch mit Rom weiterführen. Dazu bekannten sich die Oberinnen der „Leadership Conference of Women Religious“ (LCWR), Ende August bei ihrer Vollversammlung in Nashville. Wie die Ordensoberinnen in einer Mitteilung zum Ende ihrer Tagung versicherten, glauben sie fest an einen Dialog im Inneren der Kirche, „für eine gesunde Debatte der Differenzen“. Die LCWR vertritt rund 80 Prozent der Ordensoberinnen in den USA. Seit 2012 steht der vom Vatikan anerkannte Zusammenschluss unter Beobachtung durch die römische Glaubenskongregation. (apic/kna)



Aus der Weltkirche

Großbritannien

Anglikaner-Primas Justin Welby will ein Kloster für angehende Banker schaffen. Seinem Vorschlag zufolge soll die „quasi-monastische Gemeinschaft“ künftigen Finanzmanagern die Gelegenheit geben, ein Jahr lang Ethik und Philosophie zu studieren sowie zu beten und mit Armen zu arbeiten. Dafür will Welby seinen Amtssitz Lambeth Palace zur Verfügung stellen. Der 58-jährige Primas und Erzbischof von Canterbury war vor seiner geistlichen Laufbahn selbst als Manager tätig. (kna /dok)

Russland

Ruslands orthodoxe Kirche hat den von Staatspräsident Wladimir Putin geplanten Wiederaufbau zweier Klöster im Moskauer Kreml begrüßt. Die Klöster waren unter dem sowjetischen Diktator Josef Stalin vor rund 85 Jahren abgerissen worden. Der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill I. hofft sehr, dass Putins Vorschlag umgesetzt werde, sagte ein Sprecher des Kirchenoberhaupts laut Moskauer Medienberichten im August. Putin hatte zuvor erklärt, für den Wiederaufbau sei die Zustimmung der Unesco erforderlich. Der Kreml steht auf der Liste des Weltkulturerbes. An der Stelle der beiden Klöster ließ Stalin 1934 ein Verwaltungsgebäude errichten, das nun weichen soll. Kurz nach der russischen Revolution 1917 hatten die neuen kommunistischen Machthaber die Ordensmänner des 1365 gegründeten

Tschudow-Klosters und die Nonnen des fast genauso alten Himmelfahrtsklosters aus dem Kreml vertrieben. (kna)

Italien

Papst Franziskus hat dem Benediktinerkloster Montecassino den Status einer Territorialabtei entzogen. Das teilte der Vatikan Ende Oktober zusammen mit der Ernennung eines neuen Abtes mit. In der Folge ist dem Kloster künftig kein bistumsähnliches Gebiet zur Seelsorge mehr zugeordnet, und der Abt verliert seine bischöflichen Befugnisse in diesem Territorium. „Damit soll das monastische Leben gestärkt werden“, erläuterte Vatikansprecher Federico Lombardi die Entscheidung des Papstes. Die Gründung neuer Territorialabteien war 1976 von Papst Paul VI. grundsätzlich abgeschafft worden. (rv/kna/dok)

Irak

Nachdem die nordirakische Stadt Mosul seit Anfang Juni vom „Islamischen Staat“ besetzt wurde, sprengten die Milizionären am 24. November das dortige Kloster „Al-Nasir“ der chaldäischen Schwestern vom Heiligen Herzen. Die Ordensfrauen hatten bereits, kurze Zeit nachdem der IS eingefallen war, die Stadt gemeinsam mit den meisten Christen verlassen. Das Kloster, das auch als „Sieges-Kloster“ bekannt war, diente dem IS im Anschluss wohl einige Zeit als Unterkunft und Logistikkbasis. Einheimische Beobachter vermuteten, dass

die Milizionäre die Gebäude des Klosters aufgegeben haben, weil es ein mögliches Ziel der Luftangriffe des Bündnisses unter Leitung der Vereinigten Staaten hätte sein können. (fides/dok)

Ägypten

Das Kloster von der heiligen Katherina in der Region Sinai hat Gerüchte über angebliche Übergriffe islamistischer Gruppen dementiert, die Ende Oktober von christlichen Blogs in Umlauf gebracht wurden. Die Verbreitung derartiger Informationen bezeichnet das Kloster als „falsch und unverantwortlich“. Gewisse Medien verbreiteten solche Nachrichten über die Lebensbedingungen der Christen in arabischen Ländern, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Im Katherinenkloster an den Hängen des Berg Horeb leben derzeit rund zwanzig griechisch-orthodoxe Mönche. Es gilt als ältestes noch von Ordensleuten bewohntes christliches Kloster und wurde 2002 zum Weltkulturerbe erklärt. (fides/dok)

Brasilien

Der ehemalige Bischof von Dourados in Brasilien, P. Albert Först O.Carm., ist Anfang November 2014 wenige Wochen vor seinem 88. Geburtstag im fränkischen Eggolsheim gestorben. Der 1926 in Deutschland geborene Först wirkte nach seinem Ordenseintritt und seiner Priesterweihe viele Jahre in Brasilien. Dort baute er eine Niederlassung seines Ordens mit auf und stand unter anderem von 1990 bis 2001 an der Spitze des Bistums Dourados. Seinen Ruhestand verbrachte P. Albert Först in einem Seniorenheim in Eggolsheim. (kna /dok)

Nigeria

„Vor einigen Monaten hat die Polizei in Kano (im Norden Nigerias) Schneiderwerkstätten aufgedeckt, in denen Schwesterngewänder genäht wurden, die Selbstmordattentäterinnen tragen und sich so gekleidet unter die Gläubigen mischen sollten.“ Das berichtete Anfang November 2014 ein Sprecher der Erzdiözese Abuja. Im November sollen so mindestens vier Frauen Selbstmordattentate begangen haben. So kamen am 25. November auf dem Markt in Maiduguri, bei einem von zwei Frauen begangenen Selbstmordattentat 70 Menschen ums Leben. (fides/dok)

Indien

Die in katholischen Schulen im indischen Staat Chhattisgarh tätigen Ordensmänner sollen künftig von den Schülern nicht mehr mit „Pater“ sondern mit „Herr“ angesprochen werden. Dies soll auf Betreiben hinduistischer Extremisten in den größtenteils von nichtchristlichen Schülern besuchten katholischen Schulen durchgesetzt werden, wie dies an anderen privaten Schulen üblich sei, berichtet der vatikanische Nachrichtendienst Fides. Den Schulen werde vorgeworfen, „die Bildung als Instrument der Bekehrung zu nutzen“. Nach einem Treffen mit Vertretern der hinduistischen Gruppen und der einheimischen Behörden hätten die katholischen Schulen, um Spannungen zu vermeiden, in die Umsetzung der Bestimmung eingewilligt. Fides erinnert daran, dass katholische Schulen in Indien von Politikern, Intellektuellen und Eltern aus verschiedenen Glaubensgemeinschaften geschätzt werde. (fides/dok)

Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

Personelles

Am 15. November 2014 hat Papst Franziskus den früheren Generaloberen der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria, P. *Wilhelm Steckling OMI*, zum Bischof von Ciudad del Este in Paraguay ernannt. P. Steckling, der 1947 in Verl im Erzbistum Paderborn geboren wurde, gehört der Gemeinschaft seit 1967 an, wurde 1974 zum Priester geweiht und ging direkt nach der Weihe als Missionar nach Paraguay. Von 1986 bis 1992 war er dort Provinzoberer, bevor er in die Generalverwaltung des Ordens berufen wurde. Er leitete diesen von 1998 bis 2010 als Generaloberer. Im Anschluss kehrte er nach Paraguay zurück. P. Steckling tritt die Nachfolge von Bischof R. Livieres an. In der Diözese Ciudad del Este leben über 710.000 Menschen, von denen rund 98 Prozent katholisch sind.

Neue Priorin des Priorats Tutzing der Missions-Benediktinerinnen wird *Sr. Ruth Schönenberger OSB*. Sie übernimmt das Amt am 10. Februar 2015 von *Sr. Hildegard Jansing OSB*, die es acht Jahre lang innehatte. *Sr. Ruth* wurde 1950 in Lindenberg (Diözese Augsburg) geboren. Nach einem Studium der Volkswirtschaftslehre war sie als Beamtin im Bayerischen Staatsministerium für Wirtschaft und Verkehr tätig. 1986 trat sie in die Gemeinschaft der Missions-Benediktinerinnen ein. Sie war fast

20 Jahre lang Prioratsrätin und 15 Jahre lang Vorstandsvorsitzende des ordenseigenen Krankenhauses in Tutzing bis zu dessen Verkauf im Jahr 2007. Danach war sie schwerpunktmäßig in der geistlichen Begleitung, in Exerzitienarbeit und Berufungspastoral sowie in der Öffentlichkeitsarbeit tätig.

Die Bamberger Dominikanerinnen im Heiliggrabkloster haben Mitte November 2014 *Sr. Gratia Choi OP* zur neuen Priorin gewählt. Sie löst in dieser Aufgabe die bisherige Priorin *Sr. Berthilla Heil OP* ab. *Sr. Gratia* stammt aus Korea und konvertierte als Jugendliche zum Christentum. Im Jahr 2000 legte sie die feierlichen Gelübde in Bamberg ab.

Neue Generaloberin der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzent im Mutterhaus Fulda ist *Sr. Birgit Bohn*. Sie wurde am 31. Oktober 2014 im Rahmen des Generalkapitels der Gemeinschaft gewählt und übernimmt die Aufgabe von *Sr. M. Rosalia Bagus*, die der Gemeinschaft von 2008 bis 2014 vorstand.

Im Rahmen des Provinzkapitels der Kongregation der Schwestern vom hl. Josef zu Saint-Marc, Provinz St. Trudpert, ist am 28. Oktober 2014 *Sr. Germana Ganter* für weitere drei Jahre zur Provinzoberin wiedergewählt worden.

Das Provinzkapitel der deutschen Provinz der Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung/Olpe hat am 25. Oktober 2014 *Sr. Alexa Weismüller OSF* für eine dritte Amtsperiode von vier Jahren im Amt der Provinzoberin wiedergewählt.

Im Rahmen des Generalkapitels der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Hildesheim wurde *Sr. M. Teresa Slaby* am 23. Oktober 2014 als Generaloberin wiedergewählt.

Neue Oberin des Konventes der „Franziskanerinnen Missionarinnen Mariens“ in Bernkastel-Kues ist *Sr. Antonia Hofbauer*. Sie hat die Aufgabe von *Sr. Maria Hofstätter* übernommen.

Nach dem angenommenen Amtsverzicht von *Sr. M. Assunta Paul* haben die Klarissen von der Ewigen Anbetung in Bautzen am 2. Oktober 2014 *Sr. M. Clara Faltermaier OSC* zur Äbtissin gewählt.

P. Dr. Johannes Müller O.Cist. ist am 1. Oktober 2014 zum 56. Abt von Himmerod gewählt worden, nachdem er seit März die Administration der Abtei innehatte. Die Benediktion und Einführung des neuen Abtes wurde am 1. Adventssonntag, dem 30. November 2014 gefeiert; Bischof Stephan Ackermann und Abtpräses Anselm van der Linde standen der Feier vor. Abt Johannes betreute bislang die Pfarreiengemeinschaft Manderscheid als leitender Pfarrer und möchte auch weiterhin in der Pfarrseelsorge tätig bleiben.

Die Kapitularinnen des Klarissenklosters Kevelaer haben am 25. September

2014 *Sr. M. Magdalene Bauer OSC* zur neuen Äbtissin gewählt. *Sr. M. Magdalene* trat 1971 in die Gemeinschaft ein und war bisher Vikarin. Sie übernimmt ihre neue Aufgabe von *Sr. M. Bernadette Bargel OSC*, die von 1977 bis 1989 und von 1992 bis zum diesjährigen Kapitel die Gemeinschaft leitete. *Sr. M. Bernadette* bleibt Föderationsleiterin der Föderation „Caritas Pirckheimer“ der deutschsprachigen Klarissen.

Neue Oberin des Konventes der Barmherzigen Schwestern von Alma/Michigan in Breuberg-Sandbach (Odenwald) ist *Sr. Mary Helena Hopf RSM*. Sie hat die Aufgabe nach deren Amtszeitende am 24. September 2014 von *Sr. Marie Bernadette Steinmetz RSM* übernommen.

Sr. M. Gabriela Kreienbaum (Asbach) ist Mitte September 2014 vom römischen Generalat der Töchter des hl. Kamillus für weitere drei Jahre (2014 - 2017) im Amt der Provinz- und Hausoberin bestätigt worden.

Am 8. September 2014 wählte das Generalkapitel der Franziskanerinnen von Reute *Sr. Erika M. Eisenbarth OSF* zur neuen Generaloberin. Sie folgt *Sr. Paulin Link OSF* in diesem Amt.

Nach dem Ende der zwölfjährigen Amtszeit von Abt Benedikt Müntnich OSB wählte der Konvent der Benediktinerabtei Maria Laach am 2. September 2014 *P. Dr. Albert Sieger OSB* für eine Amtszeit von drei Jahren zum Prior-Administrator. *P. Albert* wurde 1962 in Mönchengladbach geboren und wuchs in Bonn auf. Sein Studium der Theologie absolvierte er in Bonn, Würzburg und Rom. 1992 trat er in die Abtei Ma-

ria Laach ein, wo er 1995 die zeitliche und 1998 die ewige Profess ablegte und dort auch 1999 die Priesterweihe empfing. In der Folge war er in verschiedenen Bereichen des Klosters tätig, zuletzt als Chefredakteur der Gebetszeitschrift *Te Deum*. Abt Benedikt ernannte ihn 2012 zum Prior und 2013 zum Novizenmeister der Abtei.

Die Franziskanerinnen von Schönbrunn haben bei ihrem Wahlkapitel am 11. August 2014 *Sr. M. Benigna Sirl* für weitere sechs Jahre zur Generaloberin wiedergewählt.

Beim 20. Generalkapitel der Franziskanerinnen von Au am Inn wurde *Sr. M. Dominica Eisenberger OSF* für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren als Generaloberin wiedergewählt.

Die Franziskanerinnen von Sießen haben am 11. August 2014 *Sr. M. Anna Franziska Kindermann OSF* als Generaloberin wiedergewählt.

Das Generalkapitel der Schwestern vom armen Kinde Jesus hat am 9. August 2014 *Sr. Henriette Mensen PIJ* zur Generaloberin gewählt. Sie löste *Sr. Maria del Rocio Angel Moreno PIJ* in dieser Aufgabe ab.

Das Provinzkapitel der Deutschen Provinz St. Katharina der Katharinen-schwestern hat am 31. Mai 2014 *Sr. M. Gabriele Jonek* für eine Amtszeit von drei Jahren zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie hat die Aufgabe von *Sr. M. Ludgera Stolze CSC* übernommen.

Die Provinzoberin der Provinz Europa Mitte der Barmherzige Schwestern vom

heiligen Kreuz (Provinzialat in Wels/Österreich), *Sr. Gabriele Schachinger*, hat *Sr. Petra Car* zu ihrer Vertreterin für den deutschen Teil der Provinz in Gemünden/Bayern ernannt.

Br. Michael Kujur CMSF ist seit Juni 2014 nach dem Tod von *Br. Arnold Peine CMSF* neuer Hausoberer und Vertreter der Provinzials im Missionshaus Bug der Missionsbrüder des hl. Franziskus.

Sr. Margarete Reisinger OP ist zur Priorin des Dominikanerinnenpriorats Regensburg gewählt worden. Sie hat das Amt von *Sr. Dominika Geyer OP* übernommen. *Sr. Margarete* hatte diese Aufgabe auch vor 2011 bereits inne.

Bereits im Mai 2014 fand das Provinzkapitel der Armen Dienstmägde Jesu Christi in Dernbach statt. *Sr. M. Simone Weber ADJC* wurde in ihrem Amt als Provinzoberin bestätigt.

Jahr der Orden: Aus dem Glauben heraus die Welt verändern

Am ersten Adventswochenende (29./30. November 2014) wurde das „Jahr der Orden“ eröffnet. In einer Pressemitteilung der Deutschen Ordensobernkonzferenz und der Deutschen Bischofskonferenz stellte der DOK-Vorsitzende, Abt Hermann-Josef Kugler O.Praem. fest, Ordensgemeinschaften bildeten heute „Laboratorien des Glaubens“. Sie entwickelten sich zu Lernorten, um neue Wege der Evangelisierung und der Seelsorge zu erkunden. „Als geistliche Zentren bieten sie Menschen auf der Suche eine spirituelle Heimat. Menschen, die sich in der Kirche engagieren, erfahren

in den Klöstern und Einrichtungen der Orden Stärkung und Ermutigung. Was Pfarreien aufgrund knapper Ressourcen nicht mehr leisten können, ergänzen wir. Dadurch entstehen Synergien zwischen Pfarreien, Diözesen und Orden.“ Der Vorsitzende der Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Felix Genn (Münster), äußerte sich erfreut über die Initiative des Papstes: „Dadurch wird deutlich, dass Papst Franziskus als Ordensmann im Petrusdienst in seiner eigenen Berufung den Weg der Nachfolge Christi glaubwürdig mit seinem Lebenszeugnis belegen kann. Das gibt uns in Deutschland die Möglichkeit, nicht nur den Mangel an Priesterberufungen anzusprechen, sondern während der Zeit des Jahrs der Orden den Fokus einmal ganz bewusst auf diese besondere Art der Berufung zu legen.“ Anders als zunächst geplant, wird es kein zentrales Treffen von Ordensleuten in Deutschland geben. Bundesweit finden aber unter dem Leitwort „Für Gott. Für die Menschen.“ zahlreiche Veranstaltungen der Ordensgemeinschaften und Diözesen zum Jahr der Orden statt. Zwei Veranstaltungen der DOK bilden in Deutschland den Rahmen des Jahrs der Orden:

- Ein Studientag am 1. Dezember 2014 (vgl. anschließende Meldung)
- Eine wissenschaftliche Tagung vom 26. bis 28. Februar 2016 die sich mit der Frage nach einer Kultur des Ordenslebens unter heutigen Bedingungen beschäftigen wird.

Weitere Informationen sowie zahlreiche weitere Materialien zum Jahr der Orden sind unter www.jahrderorden.de zu finden. Ein Kalender, der ständig aktualisiert wird, gibt dort eine Übersicht über

Orte und Termine der Veranstaltungen im Jahr der Orden.

DOK-Studientag zum Verhältnisses von Bischöfen und Ordensleuten

Rund 40 Ordensoberinnen und -obere aus Deutschland und Österreich nahmen am 1. Dezember in München an der DOK-Auftaktveranstaltung zum Jahr der Orden, dem Studientag zu Perspektiven für eine Neubeschreibung des Verhältnisses von Bischöfen und Ordensleuten in der gemeinsamen Sendung, teil. Die DOK griff mit diesem Studientag ein Anliegen von Papst Franziskus auf: Die Unterweisung „Mutuae relationes“ aus dem Jahr 1978, die sich mit den Beziehungen von Bischöfen und Ordensleuten befasst, soll überarbeitet werden. Die Vorträge des Studientages werden im nächsten Heft 1/2015 der Ordenskorrespondenz dokumentiert.

Viertes Gesprächsforum in Magdeburg

Vom 12. bis 13. September 2014 fand in Magdeburg das vierte Jahrestreffen des „Gesprächsprozesses“ in der katholischen Kirche statt. Neben 300 weiteren Anwesenden nahm P. Dr. Ralf Huning SVD, Provinzial der Deutschen Provinz der Steyler Missionare, als einer der insgesamt zehn Vertreter der Ordensgemeinschaften in der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) an dem Treffen teil. Sie diskutierten unter dem Leitwort „Ich bin eine Mission“ (Zitat aus dem Apostolischen Schreiben von Papst Franziskus, „Evangelii gaudium“) über die Frage, wie Verkündigung heute gelingen kann. Der auf fünf Jahre ange-

legte Gesprächsprozess war auf dem Höhepunkt der Missbrauchskrise im Herbst 2010 vom damaligen Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, initiiert worden. In der Rubrik „Aktuelles“ auf www.orden.de kann P. Hunings persönlicher Rückblick auf die Veranstaltung unter dem Datum 15. September 20014 abgerufen werden.

Redemptoristenprovinzen schließen sich zusammen

Die Münchener Redemptoristenprovinz wird sich am 19. Januar 2015 mit der Wiener Ordensprovinz zur „Provinz Wien-München“ zusammenschließen. Dies teilte das Münchener Provinzialat Anfang November 2014 mit. Zum selben Zeitpunkt habe der Generalobere der Gemeinschaft die bisherigen beiden Provinzen aufgehoben. Sitz des Provinzials der neu errichteten Provinz soll München sein.

Klarissen verlassen Paderborn und Wilnsdorf

Die Klarissen des Klosters Paderborn haben Mitte August 2014 ihr Kloster aufgegeben und sind zu den Franziskanerinnen in Salzkotten gezogen. Sie haben dort einen eigenen Bereich mit eigener Kapelle. Für Klarissen, die im Alter Hilfe brauchen, kann im Altenheim des Salzkottener Klosters gesorgt werden. Das Paderborner Kloster war 1926 errichtet worden, damals noch außerhalb der Stadt, inmitten von Wiesen. Das Klarissenkloster Wilnsdorf (Siegerland) wurde mit Zustimmung der vatikanischen Religiosenkongregation aufgehoben. Im Rahmen eines Pontifi-

kalamts mit dem Paderborner Weihbischof Hubert Berenbrinker verabschiedeten sich Äbtissin Magdalena Kappen OSC und ihre drei Mitschwestern am 19. Oktober 2014 von den Menschen der umliegenden Gemeinden. Die vier Ordensfrauen sind Ende Oktober nach Kevelaer umgezogen; sie wurden von der dortigen Gemeinschaft der Klarissen aufgenommen.

Gemeinsames Noviziatsprojekt franziskanischer Frauengemeinschaften

Die franziskanischen Frauengemeinschaften haben für das kommende Jahr ein gemeinsames Noviziatsprojekt ins Leben gerufen. Die Idee für diese dreimonatige gemeinsame Formationszeit für Novizinnen der franziskanischen Gemeinschaften entstand bei der Mitgliederversammlung der Interfranziskanischen Arbeitsgemeinschaft (IN-FAG) im September 2013. Ziele des Projektes sind, eine Vernetzung unter den Gemeinschaften, die Grundlegung einer Basis auf der die franziskanische Spiritualität gemeinsam in die Zukunft getragen werden kann sowie die Bildung eines Erfahrungsraumes unter Gleichaltrigen für die vielen „Einzelkinder“. Die franziskanische Formationszeit wird von Mitte Juni bis Mitte September 2015 im Kloster der Katharinschwestern in Münster stattfinden. Die Inhalte und die genaue Durchführung werden im engen Kontakt mit den teilnehmenden Gemeinschaften erarbeitet. Geplant sind bisher zum einem Straßenexerzitien und begleitende Praktika an sozialen Brennpunkten in Münster; zum anderen soll aber auch auf der Grundlage der franziskanischen Spiri-

tualität eine Vertiefung verschiedener Themen, wie z.B. Geschwisterlichkeit, Gelübde, Einführung in die franziskanischen Quellenschriften oder Franziskanische Kontemplation, stattfinden.

(in-fag/dok)

500 Jahre Teresa von Avila

Der Theresianische Karmel feiert das Jahr 2015 als Jubiläumsjahr „500 Jahre Teresa von Ávila“. Das Programm des Jubiläumsjahres weist eine Fülle von Veranstaltungen an vielen Orten in Deutschland aus. Darunter etwa eine Ausstellung über Teresa von Ávila im Kölner Karmel, ein Teresa-Symposium vom 13. bis 15. März in Passau und ein Festhochamt mit Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck im Essener Karmel am 11. Juli. Das Kloster feiert im Jahr 2015 zugleich sein fünfzigjähriges Bestehen. In der Reihe der Veranstaltungsorte findet sich auch das Karmelitenkloster Michaelsberg in Siegburg. An jedem ersten Samstag im Monat findet in dem jungen Karmel im ehemaligen Benediktinerkloster ein „Karmeltag“ mit Gottesdienst und anschließendem Vortrag über Teresa von Ávila statt.

Anlässlich des Jubiläums haben die Unbeschuhten Karmeliten zudem in Zusammenarbeit mit dem Exerzitienreferat des Erzbistums München und Freising sowie evangelischen Partnern umfangreiche Materialien für Exerzitien im Alltag herausgebracht. Die ökumenischen Exerzitien stehen unter dem Titel

„Gott will dein Freund sein. Einübung in die Freundschaft mit Gott an der Hand von Teresa von Avila“. Bestellt werden können die Materialien bei der Abteilung Spiritualität, Fachbereich Exerzitien, Dachauer Str. 5/III, 80335 München, E-Mail: exerzitien@eomuc.de.

Salesianer-Einrichtungen streben engere Zusammenarbeit an

Die europäischen Einrichtungen der Salesianer Don Boscos wollen sich künftig stärker gemeinsam für in Not geratene junge Menschen einsetzen. Ziel der angestrebten Kooperation sei es, die vorhandenen Ressourcen besser zu nutzen, Kräfte zu bündeln und von Erfahrungen in den unterschiedlichen Ländern wechselseitig zu profitieren, teilte die Ordensgemeinschaft Mitte November im Anschluss an eine Tagung des Ordens zum Thema Jugendnot in Berlin mit. Es soll sichergestellt werden, dass sie der steigenden Anzahl hilfesuchender junger Menschen weiterhin geeignete Maßnahmen und Hilfen zur Verfügung stellen kann.

Bei der dreitägigen Konferenz berieten rund 30 Leiter und Mitarbeiter salesianischer Einrichtungen aus elf europäischen Ländern über neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit. Eingeladen zu dem Treffen, das als Auftaktveranstaltung zu einem längerfristigen Prozess geplant war, hatte die Deutsche Provinz der Salesianer Don Boscos. (sdb/dok)



... Neue Bücher

Mirjam Schambeck

Nach Gott fragen zwischen Dunkel und Licht

Franziskanische Akzente, Band 1.

Würzburg: Echter-Verlag 2014. – 104 S.

Helmut Schlegel

Die heilende Kraft menschlicher Spannungen

Franziskanische Akzente, Band 2.

Würzburg: Echter-Verlag 2014. – 80 S.

Katharina Kluitmann

Wachsen – über mich hinaus

Franziskanische Akzente, Band 3.

Würzburg: Echter-Verlag 2014. – 88 S.

Cornelius Bohl

Auf den Geschmack des Lebens kommen

Franziskanische Alltags-Spiritualität.

Franziskanische Akzente, Band 4.

Würzburg: Echter-Verlag 2014. – 96 S.

Der franziskanischen Welt wird immer wieder nachgesagt, sie habe ihren Schwerpunkt auf dem Tun und nicht auf der Reflexion. Ob das zutrifft und wie das zu beurteilen ist, mag jede/r selbst überlegen. Auf jeden Fall haben nun zwei ausgewiesene franziskanisch lebende Menschen, Mirjam Schambeck sf und Helmut Schlegel ofm, die Initiative „Franziskanische Akzente. Für ein gottverbundenes und engagiertes Leben“ gestartet, die Reflexion und Tun der franziskanischen Spiritualität verbinden will. Mit vier kleinen Bänden ist die Reihe 2014 im Echter Verlag gestartet. Sie alle sind gelungen und – nicht nur franziskanischen Menschen – sehr zu empfehlen. Die Reihe „Franziskanische Akzente“ will, so die Herausgeber im Vorsatz der Bändchen, „die Suche des Menschen nach Sinn und Glück ernst nehmen und Impulse geben für ein geistliches, schöpfungsfreundliches und sozial engagiertes Leben. (...) In lebensnaher und zeitgerechter Sprache geben sie auf Fragen von heute ehrliche Antwort und sprechen darin Gläubige wie Andersdenkende, Skeptiker wie Fragende an.“



ISBN 978-3-429-03747-5.
€ 9.90.

Franziskus hat, anders als andere Ordensgründer, keinen expliziten Übungs- oder Gebetsweg hinterlassen, den seine Brüder und Schwestern praktizieren und weitergeben könnten. Es ist sein nach dem Evangelium inszeniertes Leben, in dem sein Charisma aufscheint; als Beispiel und Programm des neuen Menschen erzählen seine Brüder und Schwestern dieses Leben seit der ersten Generation weiter. In der Art, wie es erzählt wird, wird das Charisma gleichzeitig fortlaufend weitergeschrieben und aktualisiert. So beginnt auch die neue Reihe der „Franziskanischen Akzente“ mit einer Narratio des Franziskuslebens. Mirjam Schambeck stellt es unter die Überschrift „nach Gott fragen zwischen Dunkel und Licht“: Es ist die Perspektive der Gottsuche heutiger Menschen, in der sie das Leben des Franziskus erzählt. *Sehnsucht* ist deshalb – ganz wie bei Bonaventura, aber hier zeitgenössisch gewendet – das Leitmotiv dieser Vita. Der Sehnsucht des Menschen nach Gott entspricht die Sehnsucht Gottes nach dem Menschen, der Suche das Gefunden-Werden, deshalb bezeichnet „das überfließende DU“ (88) des franziskanischen Betens im Nachbeten des großen Lobpreises

von La Verna letztlich das Ziel des franziskanischen Weges. Vor diesem Horizont reflektiert und erzählt Sr. Mirjam, wie und wo Franziskus im Lauf seines Lebens dieses DU gefunden hat: in der Niedrigkeit, in der universalen Liebe, in der Tiefe des Herzens, in der Kirche, in der Schöpfung, in der Verborgenheit auch der eigenen Dunkelheit.

Helmut Schlegel stellt den zweiten Band der Reihe unter das Thema „die heilende Kraft menschlicher Spannungen“. Auch er geht vom narrativen Ansatz aus, erzählt erst biblisch, dann franziskanisch von Schlüsselerfahrungen, in denen Spannungen als Glaubenswege und Reifungsprozesse erlebt werden. Dabei werden die Akzente franziskanischer Spiritualität immer wieder sehr schön auf den Punkt gebracht: „Franziskanische Spiritualität ist nicht weltentoben, sondern weltverwoben“ (39); „nichts auf der Welt gehört einem Menschen oder einer Menschengruppe allein“ (40); „Passionsfrömmigkeit wird zur Schöpfungsfrömmigkeit und inspiriert dazu, die Schöpfung zu würdigen und zu schützen (45); „das Gebet wird zu einem österlichen Handeln, das den tödlichen Mächten widerspricht und den Aufstand des Lebens unterstützt“ (46). P. Helmut zeigt sodann „gangbare Wege“, um Spannungen als Energiequellen fruchtbar werden zu lassen (51-65) und führt zum Schluss ein in Übungen zur „Mystik der offenen Augen“ (67-73);



ISBN 978-3-429-03749-9.
€ 8.90.



ISBN 978-3-429-03760-5.
€ 8.90.

hier sollte man das Buch am besten aus der Hand legen und sich dem Tun übergeben.

Auch Katharina Kluitmanns Band – der dritte der Reihe – widmet sich den Werden des Neuen Menschen: „Wachsen – über mich hinaus“. Sr. Katharina erläutert in anschaulicher und lebenspraktischer Sprache die Grundbegriffe ihres psychologischen Denkens, das dem Ansatz des Jesuiten Luigi Maria Rulla in Rom folgt, und das einen Akzent auf den Umgang mit der Spannung zwischen Realität und Ideal legt (vgl. z.B. den „Sechser-schritt“ S. 29). Sie illustriert es an dem – wiederum zeitgenössisch gelesenen – Franziskusleben: Die Dynamik des Wachsen-Wollens ist vor allem beim jungen Franziskus sehr eindrücklich zu verfolgen, und ebenso der Einbruch Gottes, mit dem dieses Streben nach oben eine Kehre macht und in den Fußspuren Jesu zum Streben nach unten wird. Sehr schön ist es, wie Sr. Katharina das urfranziskanische Wort vom „Leben der Buße“ aufgreift und es behutsam als Wachstumsweg deutet, mit „biblischen Vergewisserungen“ (45-56) und „lebensgeschichtlichen Splittern“ aus der Franziskusvita (54-66). Das

Leben der Buße ist kein asketischer Spitzensport, sondern ein Leben der Hinkehr zu Gott und den Menschen (57). Sr. Katharina spricht vom „Bußschwung“, in dem Franziskus „mit spielerischem Ernst“ (65) über sich hinaus und auf Gott zu wächst. Der von Gott angeregte Weg des Wachstums kann auch am Ende des Lebens nicht zum Stillstand kommen; sein Ziel ist – für Franziskus und für jeden Menschen – der „Überschwang der (un)endlich befreiten Liebe in Gott“ (83).

Im vierte Band zeichnet Cornelius Bohl eine Franziskanische Alltags-Spiritualität: „Auf den Geschmack des Lebens kommen.“ Auch hier finden sich programmatische Sätze zu dem, was unter Spiritualität verstanden wird: „Für einen Christen bezeichnet ‚Spiritualität‘ ein Leben aus der Kraft des ‚Spiritus Sanctus‘, aus dem Geist Gottes, den Geist Jesu Christi“ (9); „Jede Spiritualität muss sich daran messen lassen, ob sie praxis- und gegenwartstauglich ist“ (10). „Ideologien engen ein, Spiritualität macht weit“ (10); „Spiritualität ist eine Form von Lebendigkeit, nicht Flucht vor der Wirklichkeit“ (11); „Spiritualität ist nicht (nur) der Aufstieg der Seele zu Gott“, sondern „vor allem der Abstieg Gottes zu uns“ (13), und deshalb gilt: „ich finde Gott – und ich finde mich“ (13). P. Cornelius geht aus von einem Spitzensatz franziskanischer Alltags-Spiritualität, der Stelle im Testament, wo



ISBN 978-3-429-03761-2.
€ 9.90.

Franziskus von seiner Begegnung mit dem Aussätzigen erzählt (Test 1-3): *Sich wandeln, begegnen, sich stellen, durchblicken, innehalten, zulassen, loslassen, bleiben, wachsen* sind die Bewegungen, in der diese Spiritualität „geht“ (17-67). Daneben werden auch andere zentrale franziskanische Texte eingefügt wie der Brief an eine Minister mit der fundamentalen Aussage „alles darfst du für Gnade halten (Min 2-8, 38-40). Schön sind immer wieder Texte zeitgenössischen Beter, die mit den alten Texten ins Gespräch gebracht werden: Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp, Romano Guardini, Bert Brecht, Dagmar Wenndorf, Marianne Williamson. Alles für Gnade halten dürfen, auch das Bittere, alles durchsichtig werden lassen auf Gott, das ist am Schluss des Bandes das Leitmotiv für konkrete Hinweise dafür, den Alltag geistlich zu leben (73-89).

Vier Bändchen, vier franziskanische Autorinnen und Autoren, die das Franziskusleben, in dem das franziskanische Charisma enthalten ist, erzählen. Die vier Evangelien kommen in den Sinn, denn auch hier wird ein großes Geheimnis zwischen Gott und Mensch vierfach gespiegelt und umkreist. Franziskus war der einzige Mensch, dem die Kirche das atemstockende Siegel des „alter Christus“, des „anderen Christus“, gegeben hat. Vielleicht rührt daher die Sicherheit, mit der das Leben des Gründers von seinen Schülerinnen und Schülern immer wieder mit paradigmatischem und normativem Anspruch nach-erzählt (und auch nach-gemalt) wird, und zwar von Celano und Giotto bis eben heute. Die hier versammelten vier franziskanischen Stimmen ergänzen sich immer wieder, finden jedoch zu vergleichbaren Grundoptionen. Dadurch machen sie ihre symphonische Absicht deutlich und auch die Position, in der sie sich mit der deutschsprachigen franziskanische Familie verorten: „Auf der Basis des Evangeliums und mit Blick auf die Fragen der Gegenwart legen sie Wert auf die typisch franziskanischen Akzente: Achtung der Menschenwürde, Bewahrung der Schöpfung, Reform der Kirche und gerechte Strukturen in der Gesellschaft“ (aus dem Vorsatz der Bände).

Man kann mit Spannung erwarten, welche (vielleicht auch noch anders intonierenden) Stimmen sich diesem Chor anschließen werden.

Margareta Gruber OSF

Maria Luisa Öfele / Irmingard Breuer (Hg.)

Geweihte Jungfräulichkeit

Eine vergessene kirchliche Lebensform.

Ordo Virginum. Frauen in der Nachfolge Jesu. Band 1.

St. Ottilien: EOS-Verlag 2011. – 224 S.

Maria Luisa Öfele / Irmingard Breuer (Hg.)

Virgo consecrata – Braut Christi

Zeichen für die Liebe der Kirche zu Christus.

Ordo Virginum. Frauen in der Nachfolge Jesu. Band 2.

St. Ottilien: EOS-Verlag 2012. – 236 S.

Maria Luisa Öfele / Irmingard Breuer (Hg.)

Virgo consecrata – für den Dienst der Kirche bestimmt

Ordo Virginum. Frauen in der Nachfolge Jesu. Band 3.

St. Ottilien: EOS-Verlag 2013. – 236 S.

Der EOS-Verlag (St. Ottilien) hat eine Reihe „Ordo Virginum. Frauen in der Nachfolge Jesu“ aufgelegt. Der erste Band ist 2011 erschienen, ein vierter Band wurde 2014 angekündigt. Die drei bereits erschienenen Bände dokumentieren Vorträge, Impulse und Predigten, die im Verlauf von Tagungen des „Ordo Virginum Deutschland e.V.“ gehalten wurden. Die beiden ersten Bände enthalten darüber hinaus ausgewählte und ins Deutsche übersetzte Beiträge, die anlässlich eines internationalen Kongresses der Virgines consecratae 2008 in Rom vorgetragen wurden. Die erste Herausgeberin, Maria Luisa Öfele, ist auch die erste Vorsitzende des „Ordo Virginum Deutschland e.V.“ Bei dem „Ordo Virginum Deutschland e.V.“ handelt es sich kirchenrechtlich um einen privaten Verein von Gläubigen, den der Bischof von Regensburg am 11. Februar 2010 für seinen Rechtsbereich approbiert hat. Anders als es der Name nahelegt, gibt es für den „Ordo Virginum Deutschland e.V.“ keine deutschlandweite Anerkennung.



ISBN 978-3-8306-7475-7.

€ 14.95.

Ziel der Reihe zum Ordo Virginum ist es, so die Herausgeberinnen, „das Verständnis dieses Charismas, dessen Wurzeln weit in die Geschichte der Kirche zurückreichen, von unterschiedlichen Perspektiven aus zu beleuchten“ (Bd. 1, S. 10). Der erste Band befasst sich schwerpunktmäßig mit dem Weiheritus und dem Weihegebet in der Feier der Jungfrauenweihe. Der zweite Band entfaltet das Thema der Bräutlichkeit der Kirche und der Virgo consecrata. Der dritte Band widmet sich dem Dienstcharakter dieser Lebensform. Hauptredner der drei bislang dokumentierten Tagungen war Raymond Leo Kardinal Burke, Präfekt der Apostolischen Signatur (Rom). Von den insgesamt 686 Seiten der drei Bände hat er allein 150 Seiten verfasst. Maria Luisa Öfele folgt ihm mit ihren Beiträgen auf 123 Seiten, auf denen sich eine ausführliche Zusammenfassung der anderen Tagungsvorträge unter dem Leitwort der einzelnen Bände findet. Mehrfach werden in den Buchbeiträgen die Liturgie der Jungfrauenweihe, das Weihegebet und die Riten (Schleier, Ring und Stundenbuch) erläutert.

Theologisch grundlegend und erhellend für die Berufung zur gottgeweihten Jungfräulichkeit sind die Beiträge von:

- Prof. Dr. Marianne Schlosser über die Unterscheidung der Begriffe „Consecratio – de-sponsatio – dedicatio“ (Bd. 1, S. 59-75),
- Prof. Dr. Wolfgang Vogl über den „Dienst der geweihten Jungfrauen in der frühen Kirche“ (Bd. 3, S. 25-60) und
- Prof. Dr. Stephan Haering OSB über die Teilnahme der Virgo consecrata am Stundengebet der Kirche (Bd. 3, S. 145-164).

Andere Artikel haben zwar keinen direkten Bezug zur Jungfrauenweihe, sind aber im weiteren Sinn inspirierend für ihre Spiritualität:

- David Hiley: „Der liturgische Gesang des Mittelalters, wie er in den Gebetsstunden zu Festtagen für heilige Frauen gesungen wurde“ (Bd. 2, S. 159-174) und
- Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: „Leibhaftes Spiel. Zur Anthropologie der Liturgie (Romano Guardini zum 125. Geburtstag)“ (Bd. 3, S. 91-110).

Darüber hinaus geben auch die eher zeugnishaften Beiträge von einzelnen Virgines während der Tagungen einen Einblick in Berufungswege und Frömmigkeit dieser Lebensform.

Dennoch darf man sich fragen, ob die Herausgeberinnen ihrem Ziel, die Berufung der Virgo consecrata in ihrer Vielfalt darzustellen, gerecht werden. So bringt vor allem die mehrfach vorgetragene Fokussierung der Jungfrauenweihe auf eine Weihe der physischen¹ Jungfräulichkeit an Christus und die Kirche (Bd. 1, S. 35, 39, 135, 146, 162f, 185; Bd. 2, S. 27 u.ö.) eine theologische und spirituelle Engführung mit sich, der bereits Papst Benedikt XVI. in einer Ansprache am 15. Mai 2008 in Rom widersprochen hat, in dem er die geweihte Jungfräulichkeit als „Gabe des ganzen [!] Seins an Gott“ versteht.²

Problematisch ist die wiederholte Aussage, „die Weihe der Jungfrauen durch die Kirche stell[e] eine Analogie dar zur Weihe von Männern durch die Priesterweihe“ (Bd. 1, S. 33f, 182; Bd. 2, S. 23f u.ö.). Nimmt man den bräutlichen Charakter der Jungfrauenweihe ernst, dann bildet die Virgo consecrata theologisch und spirituell gerade die Differenz und das Gegenüber zum Bräutigam Christus ab, den das Amt in der Kirche repräsentiert. Fragwürdig sind auch die aus der genannten Analogie abgeleiteten Thesen, die Jungfrauenweihe sei unwiderruflich, weil ihr wie der Priesterweihe ein unauslösch-

liches Merkmal zukomme (vgl. Bd. 1, 182f); oder „die Jungfrauenweihe [könne] durch einen Priester nicht gültig gespendet“ werden (Bd. 1, S. 187f, vgl. auch Bd. 2, S. 34). Beides trifft nicht zu, denn die Jungfrauenweihe gehört zu den Benediktionen in der Kirche, und es gibt Dispensen von der Jungfrauenweihe. Auch ist der Bischof nicht der „geistliche Vater“ und die Virgo nicht seine „geistliche Tochter“ (Bd. 1, S. 41). Die Zuordnung der Virgo zum Bischof ist nicht mit einer intimfamiliären Beziehung zu vergleichen, sie gehört in das Zueinander von Kirche und Amt in der Kirche. Diese eigentlich kirchlich-marianische Dimension der Jungfrauenweihe und ihre innigste Verbundenheit mit dem sakramentalen Charakter der ganzen Kirche, ihrer Gemeinschaft und universalen Sendung im Sinn des II. Vatikanischen Konzils kommen nicht zum Tragen.

Diese Schiefelage, die durch die Parallelisierung von Priesterweihe und Jungfrauenweihe entsteht, kann nicht nur ein hochproblematisches und trügerisches Selbstgefühl auf Seiten einiger Virgines befördern. Daraus folgen auch weitere Empfehlungen, die mit dem Lebensstil von Frauen in der Welt kaum vereinbar sind, wenn es z.B. für angemessen gehalten wird, dass die Virgo in ihrer Wohnung einen „eigens für das Allerheiligste bestimmte[n] Raum“ haben könne (Bd. 1, S. 47f). Kritisch fällt auf, dass die Schriftlesung oder „lectio divina“ als unabdingbares Fundament einer christlichen Spiritualität kaum Raum einnimmt; auch der kontemplative Weg des Schweigens taucht nicht auf, obwohl gerade dies geistliche Übungen sind, die sich gut mit der doch laikalen Berufung zur Jungfrauenweihe vertragen und von vielen Virgines praktiziert werden.

So bleibt nicht nur das Kirchesein, sondern der Weltcharakter der Virgines unterbeleuchtet. Der Dienst einer Virgo, dem der dritte Band gewidmet ist, wird in dem historischen Beitrag von Prof. Dr. Vogl in seiner ursprünglich gerade auch diakonischen Ausprägung dargestellt. Das findet aber kaum einen Nachhall in den weiteren Artikeln. Hier bleibt es bei einer binnenkirchlichen Sicht auf den Dienst der Virgo, der rein intrinsisch als ein „Dienst für die Kirche“ definiert wird und in der Bewahrung der eigenen Jungfräulichkeit bestehe (Bd. 3, S. 133, 141). Der Weltdienst der Kirche, von dem das II. Vatikanische Konzil spricht, und damit „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“ (Gaudium et spes 1) kommen nicht vor.

In diesen und anderen Ausführungen wird verdunkelt, dass die Virgo consecrata im theologischen Sinn Laie ist und bleibt. Zurecht wird die Jungfrauenweihe in allen drei Bänden durchgängig als ein Charisma verstanden; aber das Zusammenspiel mit den vielen anderen Charismen in der Kirche und mit dem Dienst der Einheit, welchen Bischof und Priester ausüben, wird nicht erhellt. Erst im Hinweis auf die fehlenden Perspektiven in der Reihe „Ordo Virginum“ kann ein realistischer und auch theologisch angemessener Blick auf diese Berufung entstehen. Als Laiin trägt die Virgo consecrata den Gottesdienst oder die Anbetung gerade in der Kirche vor Ort mit. Wie alle anderen Laien übt sie einen



ISBN 978-3-8306-7526-6.

€ 14.95.

zumeist weltlichen oder auch kirchlichen Beruf aus, der unabdingbar zu ihrer Berufung als Frau in der Welt gehört und in Einklang mit ihrer geistlichen Berufung gebracht werden will. Wie viele alleinstehende Frauen lebt sie in einer kleinen Mietwohnung und muss oft mit wenig Rente auskommen. Wie andere Laien engagiert sie sich ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen von Kirche und Gesellschaft und lebt auf vielfältige Art Gemeinschaft – auch mit Andersgläubigen und Nichtgläubigen. So ist sie missionarisch und wirkt wie der Sauerteig in der Welt, von dem das Evangelium erzählt. Wie alle anderen Gläubigen ist sie immer auch noch auf dem Weg des Christwerdens, ringt sie mit den Schattenseiten ihrer selbst und ihrer Kirche und sucht ihren Ort in den gegenwärtigen kirchlichen und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen. Natürlich gibt die Jungfrauenweihe den Virgines eine konkrete Gestalt ihres gläubigen Seins in Kirche und Welt, aber ihre Ganzhingabe an Gott stellt keine Steigerung ihres Getauft- und Gefirmtseins dar. Die Jungfrauenweihe ist vielmehr eine konkrete und kirchlich verbindliche Form, die Berufung der – biblisch und ekklesiologisch gesprochen – bräutlichen Ganzhingabe der Kirche an ihren Herrn mitten in der heutigen Welt zu leben und zu gestalten. Diese vielfältigen und theologisch bedeutsamen Glaubens- und Lebenswirklichkeiten der Virgines consecratae in Deutschland kommen in den drei Bänden nicht vor.

Die bislang vorliegenden Veröffentlichungen in der Reihe „Ordo Virginum“ werden weder der Vielfalt der Virgines consecratae gerecht, noch bemühen sie sich um eine Rezeption der neueren Theologie der Jungfrauenweihe, die im deutschen Sprachraum vor allem von der am 09. September 2012 im Alter von 85 Jahren verstorbenen Theologin DDr. Barbara Albrecht seit den 1970er Jahren entwickelt wurde. Die profunden und kompetenten Veröffentlichungen zum Stand der Jungfrauen von Prof. Dr. Bernhard Sven Anuth, Prof. P. Dr. Rudolf Henseler CSSR, Abt em. Prof. Dr. Dominicus Meier OSB oder Prof. Dr. Marianne Schlosser werden ebenfalls nicht zitiert. Von einer in Deutschland erscheinenden Reihe „Ordo Virginum“ sollte man erwarten können, dass die „Empfehlungen der Deutschen Bischofskonferenz für die Spendung der Jungfrauenweihe an Frauen, die in der Welt leben“³ vom 27. Juni 1986 zumindest erwähnt werden. Darin finden sich, gültig für den Bereich der Deutschen Bischofskonferenz, Hinweise zu den Rechten und Pflichten einer Virgo consecrata, zu den Voraussetzungen und zur Gestaltung der Kandidatur und zu ihrer Zuordnung zum Diözesanbischof. Und schließlich gibt es in den drei Bänden zum „Ordo Virginum“ keine Verweise auf die Erträge aus den verschiedenen diözesanen Kreisen oder aus dem „überdiözesanen Kreis der Virgines consecratae“, der von Dr. Barbara Albrecht ins Leben gerufen wurde und sich seitdem jährlich zum Austausch, zur theologischen Weiterbildung und geistlichen Vertiefung trifft. Wer die Jungfrauenweihe „von unterschiedlichen Perspektiven aus zu beleuchten“ will, muss das Gespräch auch mit diesen und anderen Veröffentlichungen und Engagements suchen.



ISBN 978-3-8306-7617-1.
€ 14.95.

So begrüßenswert es ist, der wachsenden Zahl von Kandidatinnen für die Jungfrauenweihe und ihren Mentoren hilfreiche Literatur an die Hand zu geben, so schade ist es, dass es in der Reihe „Ordo Virginum“ (noch) nicht zu einer wirklich differenzierten Auseinandersetzung mit der Theologie, Spiritualität und pluralen Lebenswirklichkeit der *Virgines consecratae* gekommen ist.

Claudia Kunz

-
- 1 Durch die von Kardinal Burke benannten Ausnahmen, wenn die physische Jungfräulichkeit unwissentlich, unfreiwillig oder gewaltsam verletzt wurde (vgl. Bd. 1, S. 185; Bd. 2, S. 27), wird die Bedeutung einer rein biologisch vorhandenen Jungfräulichkeit jedoch auch wieder relativiert!
 - 2 http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/speeches/2008/may/documents/hf_ben-xvi_spe_20080515_ordo-virginum_ge.html.
 - 3 <http://ordo-virginum-muenchen.org/inhalt/lampades.html>.

Gerhard Kuck

Storia dell'Ordine di San Camillo. La Provincia Tedesca

Collana di Storia dell'Ordine di San Camillo.

Soveria Manelli: Rubbettino Editore 2014. – 112 S.

Vor 400 Jahren starb der Gründer des Ordens, der hl. Kamillus von Lellis. Eine deutsche Provinz wurde jedoch erst nach dem Kulturkampf gegründet. Gerhard Kuck, Historiker am Deutschen Historischen Institut in Rom, legt in italienischer Sprache eine Geschichte dieser jungen, doch bereits in der Zwischenkriegszeit mitgliederstärksten Provinz des Krankenpflegeordens vor.

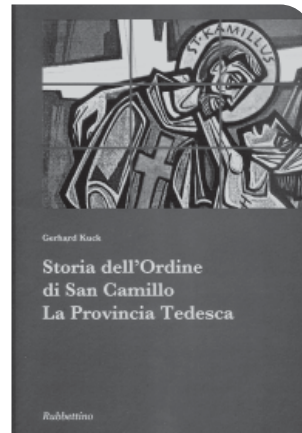
Nach ersten kleineren Niederlassungen wurde 1903 die deutsche Provinz errichtet. Die Kamillianer hatten inzwischen ihr Zentrum in Essen-Heidhausen gefunden und die „Nische“ ihrer sozialen Tätigkeit im Kreuzbündnis und der Rehabilitierung von Alkoholkranken. Unter diesem Label kamen sie auch nach Schlesien und übernahmen eine Klinik in Tarnowitz, die nach dem Ersten Weltkrieg ins oberschlesische Hindenburg verlegt wurde. Bis dahin hatten sich vor allem protestantische Gruppen gegen den Alkoholismus engagiert. Neuß und Wien, dort allerdings im traditionellen Rahmen der Krankenpflege, kamen bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs hinzu.

Bereits vor dem Kriegsausbruch hatten sich die Kamillianer in Zusammenarbeit mit den Maltesern auf ihren Einsatz vorbereitet. In Maubeuge und Saint Quentin übernahmen sie Lazarette, begleiteten einen regelmäßig eingesetzten Verwundetenzug und stellten Heidhausen dem Roten Kreuz zur Verfügung. Aber 42 % der 169 Kamillianer im Ersten Weltkrieg waren im Dienst an der Waffe tätig!

Nach dem Ersten Weltkrieg konnten die Kamillianer ihre Arbeit wieder aufnehmen. Nun stand die Strukturierung der Formation im Vordergrund, für die Priesterkandidaten die Errichtung eines Scholastikats in Münster, für die Brüder die Professionalisierung der Krankenpflegeausbildung. Neue Akzente kamen hinzu. Die Kamillianer waren mit dabei, als die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg ausgebaut wurde. In Berlin-Charlottenburg übernahmen sie ein Rektorat, was zu internen Diskussionen über die Aufgaben des Ordens führte. In Mönchengladbach hatten die Kamillianer die erste Spezialklinik für Asthmakranke. Von Deutschland aus wurden Niederlassungen in den Niederlanden, Dänemark, Österreich, den USA und Polen gegründet.

Im Dritten Reich kamen Kamillianer wegen Devisenvergehen und ihrem Protest gegen Euthanasiemaßnahmen in zeitweilige Konflikte mit dem Staat. Allerdings gehörte auch ein ehemaliger Kamillianer dem Reichssicherheitshauptamt an. Die Institutionen konnten noch lange gehalten werden. Erst mit Kriegsbeginn wurden die Häuser sequestriert und als Lazarette verwendet.

Gerhard Kuck bietet einen knappen und präzisen Überblick über die Geschichte der deutschen Kamillianerprovinz bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Auf eine deutsche Übersetzung sollte man nicht zu lange warten müssen. Joachim Schmiedl ISch



ISBN: 978-88-498-3847-3.

€ 13.00.

Peter van Meijl SDS

Wenn das Gehen kommt

Der Rücktritt von Pater Franziskus Maria vom Kreuze Jordan im Jahre 1915 im Lichte des Rücktritts von Papst Benedikt XVI. im Jahre 2013. Wien: The Best Kunstverlag 2014. – 192 S.

Zwei Rücktritte bindet der Salvatorianer-Pater und Wiener Cityseelsorger Peter van Meijl zusammen: den erzwungenen Rücktritt des Gründers auf dem dritten Generalkapitel der Salvatorianer und den Papstrücktritt vom Februar 2013. Der Autor macht es spannend und baut nach einer eher paränetischen Einführung, in der er „Alter“ und „Rücktritt von Ämtern“ als Themen eines Seniorats empfiehlt, die Szenerie auf. Seine Hauptquelle ist ein Bericht von P. Tharsitius Wolff, dem letzten Überlebenden des Generalkapitels von 1915, den dieser 1965 verfasst hatte.

War der Gründer P. Franziskus Maria vom Kreuze Jordan auf den ersten beiden Generalkapiteln der Salvatorianer selbstverständlich zum Generalobern gewählt worden, hatte sich in der Zwischenzeit eine Opposition gegen ihn aufgebaut. Zwei Gründe werden dafür in erster Linie namhaft gemacht: Zum einen war Jordan ein Mensch, dessen Zögern und Entscheidungsschwäche in der Gemeinschaft auf Unmut stieß. Zum anderen gab es Gerüchte, er sei mit den Mitbrüdern, die zu seiner „Apostolischen Lehrgesellschaft“ gehörten, unzufrieden und wolle einen neuen Orden gründen, die „Marien-Missionare“. Eine Gruppe um den späteren Generalobern P. Pankrätius Pfeiffer versuchte im Vorfeld des Kapitels 1915, Jordan zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, ansonsten ihn ein bereits vorliegendes römisches Schreiben dazu zwingen würde.

Akribisch führte van Meijl in die Situation des Generalkapitels ein, stellt die handelnden Personen vor sowie den Entschluss von P. Jordan zum freiwilligen Rücktritt. Das Besondere daran ist, dass er den Titel des Generalobern beibehielt, während sein Nachfolger offiziell nur Generalvikar war. Außerdem wurde den Kapitularen so etwas wie ein Schweigegebot auferlegt, weshalb über die Ereignisse im schweizerischen Fribourg lange nichts Sicheres bekannt war. Van Meijl, der für seine Studie alle beteiligten Personen und ihre Biographie recherchiert hat und eine Konkordanz der verschiedenen Befragungen im bis jetzt noch nicht mit Erfolg gekrönten Seligsprechungsprozess vorlegt, erhellt die Umstände der Resignation und bringt sie in den Zusammenhang der Pläne zur Neugründung eines marianischen Missionsordens sowie der spirituellen



ISBN: 978-3-902809-43-8.
€ 19.00.

Suchbewegungen Jordans. So beeindruckt die Gottergebenheit Jordans, die sich vor allem aus seinem Tagebuch rekonstruieren lässt. Auf der anderen Seite irritiert die Einsamkeit eines Gründers, der anscheinend in seiner eigenen Gemeinschaft keinen Ansprechpartner gefunden hat, mit dem er über seine organisatorischen und geistlichen Inspirationen ins Gespräch kommen konnte. Einer der letzten Sätze des Buchs lautet: „Der Gründer war schnell und unerwartet von der salvatorianischen Bühne verschwunden.“ (S. 178) Diese Ratlosigkeit bleibt auch nach der Lektüre der reich bebilderten Studie des Wiener Seelsorgers und langjährigen Postulators bestehen.

Joachim Schmiidl ISch

Dorothea M. Schlickmann

Entscheidende Jahre

Pater Josef Kentenich. Von der Priesterweihe bis zur Gründung Schönstatts.
Vallendar: Schönstatt-Verlag 2014. – 713 S. – 137 Ab.

Rechtzeitig zur Feier des 100jährigen Jubiläums der Schönstatt-Bewegung erschien die Studie von Dorothea Schlickmann über die Gründungsjahre. Es sind lediglich fünf Jahre, die auf 700 Seiten behandelt werden, aber die Autorin bezeichnet sie mit Recht als „entscheidende Jahre“. In acht Kapiteln erarbeitet sie akribisch aus den Quellen, wie der junge Pallottiner-Pater Josef Kentenich in den ihm übertragenen pädagogischen und seelsorglichen Aufgaben einen eigenen Weg der Persönlichkeitsformung und religiösen Bindung entwickelte.

1910 zum Priester geweiht, vertiefte Josef Kentenich in seinem letzten Studienjahr vor allem seine Kenntnisse in den aufkommenden Sozialwissenschaften und der Pädagogik. Seine Predigten, die er bei Aushilfen in verschiedenen Pfarreien hielt, weisen Themen auf, die er in späteren Jahren vertiefen sollte: die göttliche Vorsehung, Maria als Christusgefährtin und Mutter der Menschen, Selbsterziehung und christliches Gemeinschaftsideal.

1911 wurde er Lehrer für Latein und Deutsch am Nachwuchsgymnasium der Pallottiner in Koblenz-Ehrenbreitstein. In einem straffen Studienprogramm wurden Missionare für Kamerun ausgebildet. Kentenich war geprägt von Impulsen der Reformpädagogik und forderte von seinen Schülern eigenständiges Lernen und Selbstständigkeit im Denken.



ISBN 978-3-935396-57-8.
€ 19.80.

Im Herbst 1912 konnten die Schüler in das neu erbaute Studienheim „auf der Klostermauer“ in Vallendar-Schönstatt umziehen. Neue Statuten regelten das Verhalten der Schüler bis ins Detail. Die älteren Schüler beehrten dagegen auf. In dieser Situation wurde der beliebte Lehrer P. Kentenich zum Spiritual ernannt. In seinem ersten Vortrag vom 27. Oktober 1912 entwickelte er ein „Programm“ der Selbsterziehung zu festen und freien Charakteren. Sein Stil war werbend und auf Zusammenarbeit ausgerichtet. Als Spiritual stand er den Schülern jederzeit zur Verfügung. Christliche Freiheit und ein Heiligenideal des Alltags waren die Themen der ersten Vorträge.

Bereits während seiner eigenen Studienzeit hatte sich Kentenich mit Gemeinschaftsformen für Jugendliche beschäftigt. Zwei Monate nach dem „Programm“ gründete er mit interessierten Schülern einen Missionsverein im Studienheim Schönstatt. Als Mitglied einer Missionsgesellschaft – die Pallottiner hießen damals noch „Pia Societas Missionum“ (PSM) – lag ihm die „Heidenmission“ nahe. Doch richtete sich das Anliegen des Vereins auch auf die Missionierung des eigenen Herzens und der näheren Umgebung. Auch hierfür wirbt Kentenich um die Mitarbeit seiner Schüler.

In seiner eigenen Konzeption freilich war das Ziel nicht der Missionsverein, sondern eine Marianische Kongregation. Die Idee hatte er während seines Studiums aufgenommen, vertieft wurde sie durch den Marianischen Kongress in Trier 1912 und die Rezeption von Literatur über die Geschichte und aktuellen Verwirklichungen der jesuitischen Gründungen. Weil aber für alle Schüler zur Aufnahme in das Studienheim eine Marienweihe verpflichtend vorgeschrieben war, gab es zunächst Widerstände gegen eine Kongregationsgründung. Ab Herbst 1913 liefen jedoch die Vorbereitungen dazu in enger Abstimmung zwischen Kentenich und den Schülern, denen der Spiritual die Kongregation als einen Raum zur Selbstentscheidung schmackhaft machte. Dass Kentenich im Frühjahr 1914 an einer lebensgefährlichen Lungentuberkulose erkrankte, gab dem Projekt eine zusätzliche Ernsthaftigkeit. Schlickmann sieht in der Gründung dieser Kongregation am 19. April 1914 den Anstoß für die Entfaltung der Marienweihe zu dem, was in der Schönstatt-Bewegung Jahrzehnte später als „Liebesbündnis“ mit Maria bezeichnet werden sollte. Für Kentenich war dieses Ereignis zentral für den Umschwung von ethischer Selbsterziehung zu vertiefter Religiosität.

Im Zentrum der Schlickmann-Studie steht der Vortrag, den P. Kentenich am 18. Oktober 1914 hielt und dessen Einleitung als „Gründungsurkunde“ der Schönstatt-Bewegung bekannt wurde. Mehrere Linien führten dahin: Für die Kongregation musste ein kirchlicher Versammlungsort definiert werden. Das Friedhofskapellchen des alten Klosters Schönstatt bot sich dafür an. Ein Zeitungsartikel über die Entstehung des Wallfahrtsorts Valle di Pompei regte Kentenich zu ähnlichen Gedanken an. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs veränderte die Lebenssituation der Schüler, weil das Studienheim Lazarett wurde und sie in beengte Verhältnisse im Tal umziehen mussten. Schlickmann stellt die Entstehung des Vortrags anhand des Originalmanuskripts und dessen Textvarianten dar und bietet eine Exegese der zentralen Stellen im Licht späterer Kommentare Josef Kentenichs. Sie kann zeigen, dass sich in den wenigen Worten die Haltung der Offenheit für Gottes Planung und des menschlichen Wagnisses in einem Beziehungsgeschehen zur Gottesmutter Maria äußerte. Auch wenn der Vortrag sich in seinem Hauptteil mit den Her-

ausforderungen des Kriegsgeschehens beschäftigte, griff er in seiner Einleitung das spirituelle Leben der Mitglieder der Marianischen Kongregation.

Schlickmann belegt das in ihrem letzten Kapitel. Das Ziel einer „sittlich-religiösen Welterneuerung“ musste sich im Alltag des Krieges bewähren. Ein umfangreicher Briefwechsel zwischen Kentenich und den zum Militär eingezogenen Schülern zeigt, wie diese Bewältigung stattfand, wie Schwierigkeiten ausgetauscht wurden und wie sich auf diese Weise der Radius der Kongregation erweiterte. In diesem Teil lässt die Autorin die Schüler selbst zu Wort kommen. So wird deutlich, dass die Idee P. Kentenichs von einem Gnadenort Schönstatt in den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs ihre Bewährung gefunden hat.

Dorothea Schlickmann hat eine Studie vorgelegt, die viele neue Einsichten in die Frühgeschichte der Schönstatt-Bewegung ermöglicht. Sie zeigt die Kontinuität im Denken P. Kentenichs ebenso auf wie sein Tasten nach dem nächsten Schritt. Zum Verständnis dessen, wie Geistliche Bewegungen entstehen, sind „Entscheidende Jahre“ sehr hilfreich.

Joachim Schmiedl ISch

Rainer Hagencord / Anton Rotzetter (Hg.)

Neue Wahrnehmung des Tieres in Theologie und Spiritualität

Jahrbuch Theologische Zoologie. Band 1.
Münster: Lit-Verlag 2014. – 144 S.

Der Band bietet die Vorträge des Kongresses, zu dem das „Institut für Theologische Zoologie“ – unter der Leitung der Herausgeber und als An-Institut der Kapuzinerhochschule in Münster – im Jahr 2012 eingeladen hat. Anliegen des Instituts und der dokumentierten sowohl natur- wie auch geisteswissenschaftlichen Vorträge ist ein Paradigmenwechsel im Blick auf die Zusammengehörigkeit von Mensch und Tier.

Nicht umsonst steht daher in der Mitte des Bandes ein Beitrag von Andreas Weber, Naturwissenschaftler und Philosoph, der mit Verweis auf Franz von Assisi und die zu ihm gehörige Landschaft Umbriens für eine Überwindung der mechanistischen, d.h. trennenden Interpretation von Lebensphänomenen eintritt. Mit Blick auf die Verbundenheit des Heiligen mit der Natur – im Glück wie auch im Schmerz – zeigt er die fühlende und wertende Subjekthaftigkeit des Lebens auf.

Dass dies nicht eine bloße geschichtliche, nett zu bedenkende Reminiszenz ist, darauf weist der Münsteraner Theologie Klaus Müller hin: Das auf Nützlichkeit ausgerichtete

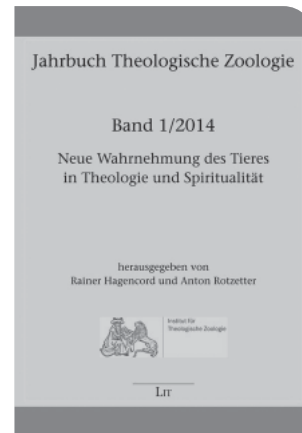
Instrumentalisieren der Natur muss zu einem Ende kommen, es ist längst nicht mehr bezahlbar und rächt sich bereits bei einem Großteil der Menschheit.

Was kann nun helfen, einen neuen Blick für das Miteinander der Natur zu gewinnen, ohne deshalb – wie bei diesem Thema leicht befürchtet – in esoterische Untiefen abzugleiten? In einem wissenschaftlich sehr dichten Beitrag fordert die Philosophin Susanne Hausmann eine Revision „eingefleischter“ kultureller Sehweisen, die sie mit den Gegenüberstellungen von Natur und Kultur sowie Instinkt und Vernunft zusammenfasst. Geistesgeschichtlich zeigt sie auf, wie durch diese Polarisierungen der Mensch sich lostrennte, sich über das Tier stellte, dieses aus seinem Lebensbereich ausgrenzte und damit zum Nutzen bringenden, auszuschlachtenden Wesen machte. In ihrer Schlussbemerkung weist die Autorin hin auf den Zusammenhang mit Glaube und Theologie: Weil Gott der ganz andere ist, bleibt der Mensch aufgerufen, sein (angebliches) Wissen stets zu revidieren, eben neu sehen zu lernen.

Grundlagen dafür gibt es auch in jener Schrift, aus welcher der Mensch nur allzu gerne das Recht, sich die Erde untertan zu machen, ableitet. Dass in der Bibel „Herr“ (und in der Folge die „Herrschaft) als Gottesname erst eine nachträgliche Übersetzung und Interpretation ist, darauf weist Bischöfin i.R. Bärbel Wartenberg-Potter hin. Ähnlich wie bereits Müller geht sie vom allgegenwärtigen Geheimnis Gottes, seiner Präsenz in allem aus und hinterfragt anthropozentrische Machtverhältnisse sowohl zwischen Menschen als auch auf Tier und Natur hin. Ein solches umfassendes, auf trennende Zuschreibungen verzichtendes Miteinander lässt sich in der Heiligen Schrift in vielen Psalmen ablesen, im Buch Hiob und der ihn quälenden Theodizeefrage („Doch frag nur die Tiere, sie lehren es dich...“ – Hiob 12,7) wie auch in der jesuanischen Botschaft auf Gott vertrauender Sorglosigkeit („Lernt von den Lilien des Feldes...“ – Mt 6,28).

Wie diese Impulse umgesetzt werden können, zeigen religionspädagogische und liturgie-praktische Beiträge. Gerade im Religionsunterricht gilt es anzusetzen, wenn junge Menschen lernen sollen, mit den bisherigen auf wirtschaftlichen und medizinischen Nutzen ausgerichteten Denkmuster kritisch umzugehen. Hier gilt es, Wachstums- und Reifephase einzubeziehen, die von sich aus eine Distanz zu vorgelebten Mustern beinhalten und den Blick für einen Tieren gegenüber oft gefühllosen Umgang zu schärfen.

Zu Recht stellt schließlich der evangelische Pfarrer Andreas Seidel, Vorsitzender der „Aktion Kirche und Tiere“, die Frage, wie ein den genannten Anliegen gerechter Gottesdienst für Mensch und Tier gestaltet werden kann. Klar ist, dass es nicht in erster Linie darum gehen kann, überzüchteten und verhätschelten Haustieren ein weiteres Präsentationsforum einzuräumen. Wichtig scheint vielmehr, die Situation der bedrängten Tierwelt und Natur vor Gott zur Sprache zu bringen. Hier bieten vor allem



ISBN 978-3-643-12363-3.

€ 19.90.

Wortgottesdienste die Gelegenheit, alle einzuladen und einzubeziehen, die mit verschiedenen religiösen und weltanschaulichen die Not wahrnehmen und sich gegenseitig im Gebet stärken wollen.

Die gezeigten Denkansätze mit ihren Implikationen auch für das christliche Tier-, Menschen- und Gottesbild helfen, dem erst einmal fremd anmutenden Thema „Theologische Zoologie“ ein Fundament zu geben und seine Tragweite für das aus glaubender, d.h. dem Leben gegenüber ehrfürchtiger Sichtweise zu ermessen.

Paul Rheinbay SAC

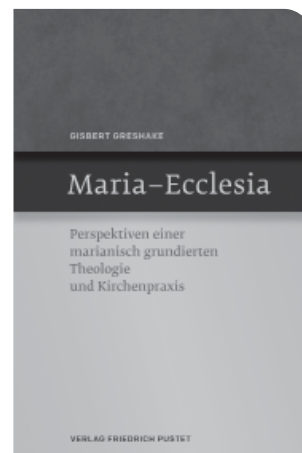
Gisbert Greshake

Maria – Ecclesia

Perspektiven einer marianisch grundierten Theologie und Kirchenpraxis.

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014. – 648 S.

Ein reifes Alterswerk mit reichlich theologischem Sprengstoff legt der emeritierte Freiburger Dogmatiker Gisbert Greshake vor. Nach einem Leben mit unterschiedlichen autobiographischen Zugängen zu Maria, die sich ihm eröffneten und wieder verschlossen, fasst er in einem ersten Teil der umfangreichen Studie die Aussagen über Maria zusammen, die sich ihm aus einem wohlwollend-kritischen exegetischen und dogmatischen Durchblick durch die Traditionen der Theologiegeschichte eröffnen. Der originelle Zugang Greshakes beginnt nach den exegetischen Vergewisserungen. Den Gehalt der Mariendogmen diskutiert er nämlich nicht isoliert auf die biblische Person Marias bezogen, sondern er spricht konsequent von „Maria Ecclesia“. Maria ist für Greshake mehr als eine historische Person, die Mutter des Jesus von Nazaret, sondern steht als korporative Persönlichkeit auch für die Kirche insgesamt. Ihre Gottesmutterchaft ist für Greshake Ausdruck der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur Christi ebenso wie der Einheit Christi mit seinem „Leib“, der Kirche. Die Lehre von der Jungfrauengeburt hält ihre Verfügbarkeit ebenso offen wie die Möglichkeit für ein Handeln Gottes an Welt



ISBN 978-3-7917-2592-5.
€ 44.00.

neue Bücher – theologie

und Mensch. Die Immaculata Ecclesia kontrastiert die sündenlose Maria mit der sündigen Kirche, die Verheißung der absoluten Prädestination zum Guten mit der Freiheit zur Sünde im Unheilsraum der Menschheit. Maria Assumpta Ecclesia ist die Verheißung der Auferstehung für alle. Die weisheitlichen Traditionen der Heiligen Schrift, aufgegriffen vor allem in der Mystik, der Kunst und der russischen Theologie, sind zwar schwierig in der Interpretation, wurden aber auch früh auf Maria bezogen. Für das Gespräch mit den Kirchen der Reformation sieht Greshake in der ekklesiologischen Mariologie gute Ansatzpunkte.

Für Greshake aber sind die ersten 364 Seiten seiner Studie lediglich „Prolegomena“. Im zweiten Teil entwickelt er eine, wie der Untertitel lautet, „marianisch grundierte Theologie und Kirchenpraxis“ in vier Dimensionen.

Der erste Zugang ist der Glaube Marias. Greshake diskutiert die neueren Ansätze einer „Theologie der Gabe“. Glaube ist eine freie Gabe Gottes, die eine Aufgabe beinhaltet, nämlich die Vermählung der Schöpfung mit Gott. In mystisch-theologischer Sprache formuliert der Autor: „Die Menschwerdung geschieht also in jedem glaubenden Menschen im je neuen geschichtlichen ‚Heute‘. Sie qualifiziert die ganze Schöpfung und Geschichte und deren Sinn und Ziel als intimes Miteinander von Gott und Mensch, in welchem Gott sich mit dem Geschöpf ‚vermählt‘ und das Geschöpf sich in die Gestalt des Sohnes Gottes ‚formiert‘, formieren lässt und auf diese Weise Gott ‚neu gebiert‘“ (S. 396)

In einem zweiten Zugang greift Greshake das Konzept der Korporativpersönlichkeit auf. „Braut“ und „Mutter“ sind die beiden Ausdrücke, unter denen sowohl Maria als auch die Kirche gefasst und identifiziert werden: „Beide gründen in der absoluten Initiative Gottes.“ (S. 447) Greshakes Konsequenzen sind sehr konkret: Er konstatiert einen ungehörlichen Vorrang des Institutionellen in der Kirche und sieht eine Überwucherung der charismatischen Dimension der Kirche. Maria-Ecclesia „als die Glaubende und Gott Gebärende ist der Prototyp der Kirche, die umfassende Wirklichkeit, demgegenüber alles andere, wie das Institutionelle, nur heranführend-dienende oder explizierende Funktionen hat.“ (S. 458)

Daraus zieht Greshake die Konsequenz der Mitwirkung am Heilsprozess. Aufgabe Marias wie der Kirche ist es, Christus zu den Menschen zu bringen und stellvertretend mitzuwirken. Maria „ist als die Vor-Gabe Gottes erwählt und als die Voran-Gehende und Vor-Laufende von ihm gerufen, die für alle anderen einsteht und eintritt, bis alle selbst ihren Platz einnehmen und sich für die Gabe und Auf-Gabe des Heils öffnen.“ (S. 482)

Im vierten Kapitel des zweiten Teils stellt der Autor Maria in den Kontext der Schöpfungstheologie. Dafür greift er auf Pierre Teilhard de Chardin, Wilhelm Klein und Ferdinand Ulrich zurück. Maria-Kirche, das „erstgeschaffene Geschöpf“, ist jenseits der Zeitlichkeit zu verstehen. Greshake spricht sich für eine Neuausrichtung der Schöpfungslehre im Sinn einer „Ur-Vermählung“ von Schöpfer und Schöpfung, symbolisiert in Maria, aus. Darin sieht er auch Chancen für eine neue Perspektive auf die Theologie der Religionen.

Greshake hat eine marianische Theologie vorgelegt, die Zustimmung und Widerspruch erfahren wird. Umsichtig schreitet er die Literatur und die dogmatischen Vorgegeben-

heiten ab. Gleichzeitig weitet er sie aus in eine spirituelle Dimension. „Maria“ ist für ihn deshalb immer mehr als die historische Person vor 2000 Jahren, sondern steht für das Ineins von Gott und Schöpfung, für den ganzen Leib Christi, die Kirche. Diese mystische Dimension des Glaubens möchte er stärker betont wissen, um wie Maria Gott „fassen“ zu können. Das hat, so der Autor, Konsequenzen für pastorales Handeln und eine neue „Ver-Weltlichung“ in einen Raum hinein, der „Maria“ ist und immer mehr werden soll.

Joachim Schmiedl

Alois M. Haas / Thomas Binotto

Meister Eckhart der Gottsucher

Aus der Ewigkeit ins Jetzt.

Stuttgart: Kreuz 2013. – 160 S.

„Wie findet man Gott? So wie ein Reisender seinen Weg findet: Durch hartnäckiges Nachfragen.“ Unter diesen im vorgestellten Buch formulierten Leitgedanken kann meines Erachtens das vom Germanisten, Philosophen und Literaturwissenschaftler Alois M. Haas (*1934), der aufgrund seiner wissenschaftlichen Arbeiten als „unbestrittener Meister der Deutschen Mystik“ gilt, und dem Kulturjournalisten Thomas Binotto (*1966) gemeinsam verfasste Werk über Meister Eckhart gestellt werden.

Was dem Leser angeboten wird, ist keine wissenschaftliche Fachveröffentlichung, sondern eine im besten Sinn durch Forschung und Meditation fundierte geistliche Auseinandersetzung mit Leben und Werk des Dominikaners aus dem 13./14. Jahrhundert, der „seit bald 800 Jahren eine nie versiegende Quelle der Anregung und Herausforderung ist für alle, die sich auf die Gottessuche machen“. Dementsprechend geht es den Autoren nicht allein um eine Annäherung an Meister Eckhart als historische Gestalt, sondern darüber hinaus um die Darstellung eines Glaubens- und Lebensideals, das im Kontext des gegenwärtigen Prozesses kirchlicher und theologischer Selbstvergewisserung und Neuorientierung grundlegende Bedeutung erhält. Eckhart soll als „Ereignis“ greifbar werden.



ISBN 978-3-451-61230-5.
€ 16.99.

neue Bücher – spiritualität

Haas und Binotto stellen Meister Eckhart in einem ersten Teil in Form historisch-biographischer Skizzen im Kontext seiner Lebenszeit und Lebenswelt vor, die unter drei zentralen Gesichtspunkten gebündelt werden. Eckhart wird vorgestellt als Vertreter der spätmittelalterlichen Armutsbewegung in ihrer radikalen Hinwendung zur Welt und zur städtischen Kultur, wie sie für die neu entstehenden geistlichen Gemeinschaften (Franziskaner, Dominikaner, Beginen ...) dieser Zeit charakteristisch war. Hinzu kommt der Lebenskontext der Universität als „Ort freier Diskussionskultur“ mit ihrem Denk- und Forschungsideal der „*quaestio*“, der Suche, der Frage und offenen Auseinandersetzung. „Vernünftigkeit“ wird zum Ideal der Grenz-Überschreitung, dies nicht nur in der Rezeption antiker und „heidnischer“ Literatur, auch und vor allem die Berührung zwischen Philosophie / Theologie und Naturwissenschaften erweist sich als Quelle einer „ungeahnt großen Freiheit und ungeheurer Dynamik im Forschen“. Eckhart mit seinen oft „überraschenden und paradox klingenden Aussagen“ erscheint als exemplarisch für die dieser Dynamik zugrunde liegende Überzeugung, dass Wissen und Glauben, theologisch-philosophische und naturwissenschaftliche Erkenntnis „identischen Ursprungs sind“: „die Erforschung des Wirkens der Naturgesetze führt zur Annäherung an das Geheimnis Gottes“ und behindert diese Suche nicht. Als dritter Aspekt wird das dominikanische Lebensideal der Verkündigung, der Predigt in den Mittelpunkt gerückt, das angesichts der durch die Hinwendung zur „ungelehrten“ Stadtbevölkerung und die damit verbundene Herausforderung der Volkssprachlichkeit nicht nur theologische Begrifflichkeiten an ihre Grenzen führt und zwangsläufig kreativ und „sprachschöpferisch“ werden muss. Besondere Beachtung findet die Spannung zwischen radikaler Zuwendung zu den Menschen, ihrer Denk-, Sprach- und Lebenswirklichkeit ebenso wie die in der Verkündigung der Radikalität des Evangeliums und der „Vernünftigkeit“ grundlegende Spannung zwischen Herausforderung und Überforderung der Prediger wie ihrer Zuhörer. Angesichts dieses Spannungsgefüges wird Eckhart als exemplarische Gestalt der „Zeugenschaft und der prophetischen Autorität“ greifbar, der in seinem Werk weniger im Sinn der Rezeption konkreter Inhalte als vielmehr in der Art und Weise seiner Denk- und Argumentationsbewegung, durch die entschiedene Annahme der geschilderten Heraus- und Überforderungen zum Wegweiser hin zu einem „Durchbruch ins Absolute“ werden kann.

Im zweiten Hauptteil des Buches wird der „Lesemeister Eckhart beim Wort genommen“, zentrale Begriffe und Denkwege in Eckharts Predigten werden diskutiert und erläuternd nachgegangen. Die Einladung an den Leser, dem Dialog der Autoren zu folgen, zielt ausdrücklich nicht auf ein „Durcharbeiten“ und letztgültiges Verstehen des oft komplexen Gedankengefüges, die Autoren ermutigen hier ausdrücklich zum Wagnis eines mitvollziehenden „Grenzgangs“ zum „intuitiven Verstehen“ – es geht darum, sich Eckhart zu nähern und sich ihm auszusetzen. So erscheint dieser inhaltlich-interpretatorische Teil eher als eine Ermutigung zum im guten Sinn besinnlichen Nachdenken und Selber-Denken. Wohl nicht zufällig haben Haas und Binotto den inhaltlichen Hauptteilen ihres Buches Eckharts „Lehrgedicht“ des „*Granum sinapis*“ (das „Senfkörnchen“; vgl. Mt 13,31–32) als Bündelung eckhartscher Theologie vorangestellt! Ergänzt werden die zwei inhaltlichen Hauptteile des Buches durch die berühmte Predigt Eckharts „*Intravit Iesus in quoddam castellum*“, die am Beispiel der Gestalten von

Martha und Maria von Bethanien das Ideal der Verbindung von „*vita activa*“ und „*vita contemplativa*“ (bzw. der Vollendung der Kontemplation im aktiven Leben in der Welt) erläutert. Diese wird vervollständigt durch einen „Versuch der Vergegenwärtigung“ aus der Feder von Thomas Binotto.

Auf zwei Aspekte des Buches sei abschließend hingewiesen: Der erste ist ein inhaltlicher und richtet die Aufmerksamkeit auf das durch die Autoren gesetzte Ziel, „Eckhart als Ereignis“ wahrzunehmen. Es ist dieser Aspekt, der – besonders für Ordensleute, die Bischof Stein nach dem Konzil als „Vorhut des Gottesvolkes“ bezeichnete – lohnt, weiter bedacht zu werden, indem die von Haas und Binotto skizzierten Perspektiven hinsichtlich einer Erneuerung kirchlichen Lebens weiter verfolgt werden. Das Beispiel der religiösen Aufbrüche (nicht nur) des Spätmittelalters lehrt für die Autoren die notwendige Vermeidung zweier „Fallen“ religiös-kirchlichen Denkens: Einerseits gehe es darum, sich als Kirche nicht „restaurativ zu verhalten“, „als Verwalterin, die das Risiko scheut“, und in rein konservativem Dogmatismus „etwas Lebloses habe“ – andererseits gelte es, eine billige Anpassung an den Zeitgeist zu vermeiden: „Kirchliche Aufbrüche wenden sich gegen den Zeitgeist und werden genau dadurch unheimlich einflussreich“. Demgegenüber wird – vielleicht ein gewagtes Bild – die Entwicklung „einer Art christlicher Chaostheorie“ empfohlen: „Sich nicht von vornherein orientieren, sondern im Nachhinein orientiert werden. Diese Option der radikalen Offenheit ist heute allerdings besonders schwierig, weil wir ja laufend Lebensplanung und Konzepte machen“. Die Stärke kirchlicher Führung würde dabei letztlich in der Ermöglichung eines „Dialogs höchster Intensität“, einer fragenden Annäherung an die Tradition mit dem Ziel der „Vergegenwärtigung“ ihres Lebenspotentials liegen. Ein Orientierungspunkt in solch einem Dialog kann – dafür wirbt das Buch – in der Auseinandersetzung mit Eckhart liegen.

Der zweite Aspekt ist ein (auf den ersten Blick) formaler und beschreibt aus meiner Perspektive die in diesem Sinn geniale Konzeption des vorliegenden Buchs. Der Gedankengang ist durchgehend als Dialog der Autoren (ein Dialog zwischen „Lehrer“ und „Schüler“, Haas und Binotto) inszeniert. Dies bis ins Druckbild hinein in einer Weise, dass vor allem im zweiten, interpretatorischen Teil keine klare Unterscheidung zwischen der „Stimme des Lehrers“ und der des „Schülers“ mehr feststellbar ist. An die Stelle des interviewten „Mystikexperten“ tritt ein gemeinsamer Frage- und Suchprozess, in den letztlich auch der Leser einbezogen wird. Es ist den Autoren in der Dialog-Entgrenzung und Ausschaltung jedes „Expertentums“ eine überzeugende Konsistenz des Projektes im Blick auf den Inhalt und die Wahl der „vermittelnden Form“ gelungen.

Sowohl als Einführung zu Meister Eckhart als auch als Inspirationsquelle für eine persönliche wie kirchliche „Gott-Suche“ und Sinn-Orientierung ist das Werk als wirklich wertvolle Lektüre empfohlen, man erwarte dabei jedoch mehr herausfordernde Anregungen als eine Antwort auf alle Fragen. Haas und Binotto bieten neben aller Anregung, Heraus- und Überforderung eine Menge Lese- und Denkgenuß!

Edward Fröhling SAC

Paul B. Steffen SVD

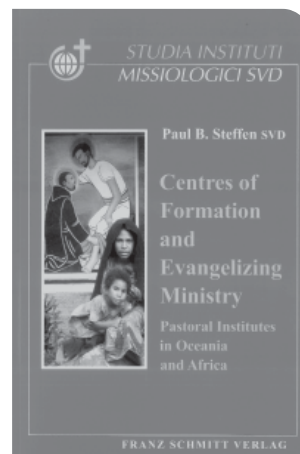
Centres of Formation and Evangelizing Ministry

Pastoral Institutes in Oceania and Afrika

(Studia Instituti Missiologici Societatis Verbum Divini 102).

Siegburg: Franz Schmitt Verlag 2014. – 245 S.

Es ist inzwischen ein Jahr her, seitdem Papst Franziskus mit seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii Gaudium* auf lebendige Weise wieder ins Bewusstsein gerufen hat, wie bedeutsam die missionarische Dimension des Evangeliums ist und welche Freude es bei jenen auslöst, die es verinnerlichen. Dass dies immer im lokalen Kontext geschehen muss, betont Papst Franziskus, indem er schreibt: „Es ist die Kirche, die in einem bestimmten Raum Gestalt annimmt, mit allen von Christus geschenkten Heilmitteln versehen ist, zugleich jedoch ein lokales Angesicht trägt. [...] Sie setzt sich dafür ein, immer dort gegenwärtig zu sein, wo das Licht und das Leben des Auferstandenen am meisten fehlen.“ (Evangelii Gaudium, Nr. 30). In der Kirche haben sich für diese Aufgabe in den vergangenen 50 Jahren Zentren herausgebildet, die sich besonders dieser Aufgabe verschrieben haben. Der Steyler Missionar und Professor für Missionswissenschaft an der Urbaniana in Rom, P. Paul B. Steffen, legt mit dem in der Reihe des Steyler Missionswissenschaftlichen Instituts erschienenen Band eine Dokumentation der Entwicklung dreier Pastoralinstitute in Afrika und Ozeanien vor, die Vorreiter in der Entwicklung solcher Zentren waren. In englischer Sprache veröffentlicht der selbst lange Zeit in Papua-Neuguinea lebende Deutsche ein Buch, das besonders die Pastoralinstitute in Südafrika (Lumko Institute), in Papua-Neuguinea (The Melanesian Institute) und in Ostafrika (The AME-CEA Pastoral Institute) in den Blick nimmt, um die allgemeine Notwendigkeit pastoraler und kultureller Zentren für die Entwicklung des Glaubens zu verdeutlichen. In seinem Vorwort zu dem Buch unterstreicht William R. Burrows, dass es den Kirchen in den südlichen Erdteilen mit Hilfe der Arbeit der Pastoralinstitute besser als jenen in Europa und Nordafrika gelungen sei, die Botschaft des Zweiten Vatikanischen Konzils und vor allem der biblischen Botschaft zu kontextualisieren (S. XIII). Anhand der Darstellung der historischen Entwicklung der drei Institute – dem auch die Gliederung des Bands entspricht – stellt Steffen dar, wie sich das Missionsverständnis nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil verändert hat: Die Inkulturation des Christentums wurde zur zentralen Aufgabe der Institute. Die Pastoralinstitute sollten einen Dienst zur christlichen Durchdringung und Umgestaltung der jeweiligen Kultur leisten. Der Autor stellt



ISBN 978-3-87710-541-2.
€ 22.90.

dar, wie es dabei in den vergangenen Jahrzehnten gelang, neue Formen des gegenseitigen Lernens und der Integration der Kultur und der Spiritualität der Menschen, denen die Kirche dient, zu entwickeln. Steffen zeichnet damit eine Erfolgsgeschichte und das Ethos der drei Institute nach, indem er den Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils, das zugleich das Gründungsjahr des Lumko Instituts in Südafrika war, als Ausgangspunkt nimmt und die Veränderungen, seien es Innovationen wie auch Traditionswahrungen, über zwei Generationen hinweg darstellt. Damit greift Steffen eine Entwicklung auf, die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in Tunis begann. Dort unterhielt die Ordensgemeinschaft der Weißen Väter ein Institut für arabische Literatur (Institut des belles lettres arabes), das sie auf Beschluss ihres Generalkapitels zu einem Schulungszentrum für Missionare erweiterten. Nur wenige Jahre später entwickelte es sich zu einem Institut. War dies ein erstes Zentrum, so können bereits im 19. und 20. Jahrhundert Inkulturationsbestrebungen festgestellt werden: Moderne Missionsbewegungen in dieser Zeit suchten nach Wegen, ihre Missionare für die Verbreitung des Evangeliums innerhalb einer ihnen fremden Kultur vorzubereiten. Paul B. Steffen stellt diese Entwicklung, die ihre Vorläufer bereits Jahrhunderte zuvor hatte, im ersten Kapitel seines Buches vor.

Katechetische Zentren, die als ‚Vorstufe‘ hin zu Pastoralinstituten zu verstehen sind, entwickelten sich dann in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach einer Aufforderung des am 12. Januar 1935 von der Konzilskongregation veröffentlichten Dekretes *Provido sane consilio*. Darin wurden die Ortsordinarien dazu aufgefordert, nach Möglichkeit ein Büro zu errichten, das unter ihrer persönlichen Leitung die gesamte katechetische Organisation der Diözese zu regeln habe. Zwar bleibt dies noch weit hinter den von Steffen beschriebenen Pastoralinstituten zurück, doch bereitete es den Boden für weitere Bestrebungen, diözesanübergreifende Zentren zu organisieren. So empfahl der Internationale Katechetische Kongress 1950 in Rom die Einrichtung nationaler bzw. regionaler Zentren, um die Katechese zu fördern. Die Gründung des philippinischen East Asian Pastoral Centers (EAPI) 1955 macht deutlich, dass zum Ende der fünfziger Jahre hin der Gedanke von Pastoralinstituten in der ‚(Kirchen-)Luft‘ lag. Des Weiteren rief Papst Johannes XXIII. in seiner 1959 veröffentlichten Enzyklika *Princeps pastorum* dazu auf, Zentren zu gründen, in denen einheimischem wie auch ausländischem Klerus die jeweilige Kultur eines Landes nähergebracht wird. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und den in Folge dessen gegründeten Pastoralinstituten wurden dann neue Modelle der regional angepassten (und angemessenen) Ausbildung kirchlichen Personals und Wahrnehmung der Ortskirche als Gemeinschaft, sowie des Dienstes und der missionarischen Bewusstseinsbildung geschaffen. Entwickelten die Institute anfangs vor allem die für die Weltkirche bis dahin weitgehend unbekannt Form von Ausbildungsprogrammen für Priester, Ordensleute und engagierte Laien, wandelte sich dies zu einem Blumenstrauß an Aufgaben, der heute vor allem seinen Schwerpunkt auf der Forschung, Ausbildung und Publikation hat, was Steffen's Darstellung der Entwicklung des Melanesian Institute besonders anschaulich verdeutlicht. Wie sehr sich dabei die Kirche im 20. Jahrhundert als kontinentalübergreifende, weltweit agierende Kirche verstand, scheint in Steffen's Buch immer wieder auf. Besonders deutlich macht er dies, wenn er im letzten Kapitel darauf eingeht, welche Entwicklung die in den Pas-

toralinstituten entwickelten Programme auf die weltweite Entwicklung des Glaubens nahmen. So wurde der „Lumko Approach“ in den vergangenen zwei Jahrzehnten nach Asien und Europa getragen, wo er – in inkultrierter Form – zu einem Ansatz einer veränderten Pastoral wurde.

Damit wird das Buch nicht nur eine präzise Aufarbeitung der Vergangenheit, sondern weist in die Zukunft. Denn Steffen motiviert bei der Lektüre seines Buches dazu, Pastoralinstitute für die Kirche als Orte innovativen Denkens zu stärken und sie miteinander zu vernetzen, um Ressourcen gemeinsam zu nutzen und neue Wege gemeinsam zu entdecken.

Thomas Arnold

Im nächsten Heft...

dokumentiert die Ordenskorrespondenz den Studientag der Deutschen Ordensobernkongress (DOK), der sich zum Beginn des Jahres der Orden am 1. Dezember 2014 den Perspektiven für eine Neubeschreibung des Verhältnisses von Bischöfen und Ordensleuten widmete. Die DOK griff damit eine Ankündigung von Papst Franziskus auf, der eine Neubearbeitung des päpstlichen Schreibens „Mutuae relationes“ aus dem Jahr 1978 angekündigt und zum Mitdenken in dieser Sache eingeladen hat. Dokumentiert werden unter anderem Vorträge von

- Sr. Dr. Anneliese Herzig CSsR (theologische Grundlegung)
- Prof. Dr. Dominicus Meier OSB (Kultur des Vertrauens als Basis für verantwortliches Miteinander)
- Prof. Dr. Stefan Häring OSB (kirchenrechtlichen Entwicklungen und Erwartungen)
- P. Alfons Friedrich SDB (pastoraltheologische Gesichtspunkte)

ok ordens
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des
55. Jahrgangs (2014)

Ordensleben

Heribert Böller Missionare als Kulturträger	198
Andreas Einig Was Leitung gut macht!?	271
Thomas Eggensperger OP Sind Klöster tourismustauglich?	190
Rachel Feller OSB In dir muss brennen, was du entzünden willst	23
Beate Glania MMS / Kristina Wolf MMS Beten im Alltag - als Kleinkommunität	48
Margareta Gruber OSF Leben und Lernen im Rhythmus von Glocken und Muezzin	451
Katharina Hartleib OSF „Anbetung und Werke der Nächstenliebe“ oder „Anbeten und Anpacken“	59
Anneliese Herzig MSsR Kultur „des“ Ordenslebens? Ein Versuch	133
Ursula Klautky OSU / unter Mitarbeit von Sr. Lioba Michler OSU Liturgie in Seniorenkonventen	45
Katharina Kluitmann OSF In Teilzeit und mit ganzem Herzen	305
Rudolf Knopp OH Charismatisches Management	323
Felix Körner SJ Christlich-islamischer Dialog	389
Emmanuela Kohlhaas OSB Falsche Töne und heilsam-heilige Klänge	27
Manfred Kollig SSSC Ordensleute im Dienst einer Diözese	313

Ordensleben

Edith Kürpick Gesammelt, gespannt und ausgespannt	53
Gabriele Lautenschläger Horizonte und Grenzübergänge	460
Lust am Ordensleben - Wie junge Ordensleute über gemeinsames geistiges Leben denken	161
Hamideh Mohagheghi Wer sind die „Ungläubigen“ im Qur`an?	400
Jürgen Neitzert OFM Dialog mit den Muslimen in Deutschland	435
Richard Nennstiel OP „Nostra aetate“: ein bleibendes Zeichen der Zuversicht	415
Nikolaus Nonn OSB Die Faszination des Gregorianischen Chorals	16
Michael Pfeifer Eine Pfarrei ist kein Kloster	35
M. Regina Pröls Vertritt du das Volk vor Gott! (Ex 18,19)	286
Michaela Puzicha OSB „Wie der Abt sein soll“ (RB 2)	261
Christine Rod MC Leiten lernen	277
M. Ancilla Röttger OSC Geschlossen und doch offen	39
Elmar Salmann OSB Ordenskultur?	141
Thaddaea Selnack OCist. Seht, in seiner Güte zeigt uns der Herr den Weg des Lebens	169



Tobias Specker SJ Von Mitdenkern, Vordenkern und Nachdenkern	442
Monika Stütze-Hebel Frauen und Männer in Ordensleitung – Führen sie anders?	294
Monika Tontsch „Die Kulturgüter der Kirche sind der stärkste Ausdruck der christlichen Tradition...“	183
Ewald Volgger OT „Stärke alle, die nicht mehr ein und aus wissen...“	5
Janine Weißer-Gleißberg Mission Possible - Mit der Kamera im Kloster	156
Timothy Wright OSB Dialog zwischen Mönchen und Muslimen?	407
Marie Renée Wyseur SMNDA Beziehungen zwischen Islam und Christentum im Norden Ghanas	423
Paul Zahner OFM Aus der Christus-Begegnung in die verantwortliche Gestaltung der Welt	147

Apostolisches Schreiben Seiner Heiligkeit Papst Franziskus zum Jahr des geweihten Lebens	468
Gisela Fleckenstein OFS Arbeitskreis Ordensgeschichte 19. / 20. Jahrhundert	62
Francesca Hannen OP Von Gottes Geist im JETZT geführt	70
Ulrich Rhode SJ Die Beziehung zwischen einer Ordensgemeinschaft und ihrem zivilen Rechtsträger	208
Tag der offenen Klöster Rückblickende Bewertungen aus fünf Ordensgemeinschaften	330
Bernd Werle SVD Weg in die Selbstständigkeit will sorgsam bedacht sein	203
Deutsche Ordensobernkonzferenz: Jahrestagung 2014	
Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und erwachsener Schutzbefohlener durch Ordenspriester, -brüder und -schwestern von Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts im Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz sowie durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in ordenseigenen Einrichtungen	339
Rahmenordnung Prävention gegen sexualisierte Gewalt an Minderjährigen und erwachsenen Schutzbefohlenen im Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	349
Sonderheft der Ordenskorrespondenz zum Jahr der Orden	
Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens Rallegratevi – Freut euch! Schreiben an alle geweihten Personen zur Vorbereitung auf das Jahr des geweihten Lebens (2. Februar 2014)	3 (Sonderheft)
Kongregation für die Institute geweihten Lebens und die Gesellschaften apostolischen Lebens Scrutate – Erforscht! Den geweihten Männern und Frauen auf ihrem Weg entlang der Zeichen Gottes (8. September 2014)	33 (Sonderheft)

Nachrichten

Aus dem Vatikan	76 / 219 / 354 / 479
Aus der Weltkirche	87 / 223 / 356 / 482
Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	93 / 228 / 358 / 484

Neue Bücher

Rezensionen	104
Kurzanzeigen	124 / 255 / 382
Ordensgeschichte	233 / 363 / 498
Missionsgeschichte	243 / 510
Ordnstheologie	246 / 490
Theologie	252 / 503
Spiritualität	372 / 507
Geschichte	379

Autorenverzeichnis

In der gedruckten Version des Jahressinhaltsverzeichnis folgen an dieser Stelle die Adressen der Autoren. In der Online-Version werden diese nicht veröffentlicht.

Autorenverzeichnis



Autorenverzeichnis

.....